



«So todt diese weiten Graswüsten bei schlechter Beleuchtung erscheinen, so reizend und lebendig treten sie im Abendglanze, von der Sonne durchglüht und dem Schatten gestreift, in die Mitte zwischen die blendende Eis- und die starre Kalkwelt. Darum, Wanderer, verachte die grünen, in den Alpen zwar alltäglichen, Berggipfel dieses Gebirges ja nicht! Du magst auf eine Höhe steigen, auf welche du willst, du wirst reichlich belohnt werden.»

Adolph Schaubach, Die Deutschen Alpen für Einheimische und Fremde geschildert (1865/71)



# Berg '98

## Alpenvereinsjahrbuch

(Band 122 der «Zeitschrift»)

*Redaktionsbeirat:*

Dr. Peter Grauss, ÖAV  
Josef Klenner, DAV  
Luis Vonmetz, AVS  
Elmar Landes

*Redaktion:*

Walter Klier

UB Innsbruck



+C55695004

Herausgegeben vom  
Deutschen und Österreichischen Alpenverein  
und vom Alpenverein Südtirol  
München, Innsbruck, Bozen

(10.901/122,2E)



12.1.98 Erol

1998:232





Schutzumschlag vorne (Titel): Alle  
Blicke enden beim Wilden Kaiser.  
Ein Alpen-Winter in vollendeter  
Form.

Foto: Sepp Brandl.  
Schutzumschlag hinten: Ernst  
Insam, Ansicht von Kitzbühel.  
Aquarell.

Vorsatz: Touristische Urzeit. Ein  
Panorama von Kitzbühel im  
Dienste von Brauerei und Gasthof  
Tiefenbrunner (1906).  
Stadtarchiv Kitzbühel.

Seite 2: Wolken überm Berg. Auf  
der Henne (Kitzbüheler Alpen).  
Foto: Sepp Brandl.

Doppelseite 4/5: Ginsbergbauer,  
südlich von Going, mit Blick auf  
den Wilden Kaiser.  
Foto: Sepp Brandl.

Seite 6: Die Einsamkeit des  
Tourengehers.  
Foto: Horst Heller.

ISSN 0179-1419  
ISBN 3-7633-8066-3  
ISBN 3-928777-60-2  
(Mitgliederausgabe)

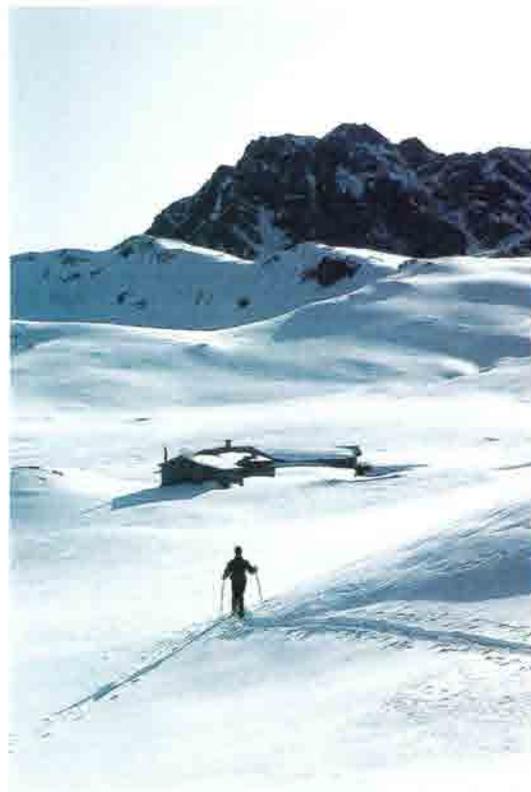
Nachdruck von Beiträgen, auch  
auszugsweise, oder Bildern aus diesem  
Werk nur mit Genehmigung durch  
die Herausgeber.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verfasser tragen die  
Verantwortung für Form und Inhalt  
ihrer Angaben.

Satz und Layout: Walter Klier  
Druck- und fototechnische  
Ausführung: Steigerdruck,  
Lindenweg 37, A-6094 Axams.  
Gedruckt auf chlorfreiem Papier.

Alleinvertrieb für den deutschen  
Buchhandel:  
Bergverlag Rudolf Rother GmbH,  
Haidgraben 3, D-85521 Ottobrunn.  
Für Österreich: Freytag & Berndt,  
Schottenfeldg. 62, A-1071 Wien



# Inhalt

## Zur Einstimmung

- 9 *Walter Klier*  
Der große Zeitvertreib. Über dieses Jahrbuch

## Kartengebiet: Kitzbüheler Alpen

- 13 *Winfried Hofinger*  
Das Gesicht unseres Landes — Eine kleine Landeskunde der Kitzbüheler Alpen
- 21 *Horst Höfler*  
Kein Spielplatz für «alpine Helden». Das Tourenfühlhorn der sommerlichen Kitzbüheler Alpen
- 33 *Rudolf Weiss*  
A wie Alpbach bis Z wie Zillertal. Skitouren in den Kitzbüheler Alpen
- 49 *Robert Brunner*  
Grasberge zwischen Keesbergen und Steinbergen. Zur Geologie der Kitzbüheler Alpen
- 61 *Johanna Felmayer*  
Erinnerungen an Kitzbühel. Als Kunsthistorikerin unterwegs in einer alten Stadt
- 77 *Nikola Langreiter*  
«So glücklich stellen sich die Einsenkungen zwischen den Spitzen in die Rundschau.» Mit alten Reiseführern durch die Kitzbüheler und Zillertaler Alpen  
*Alfons Walde, Ernst Insam, Reinhard Walcher*  
Bilder aus den Kitzbüheler Alpen

## Kultur / Geschichte / Wissenschaft

- 89 *Karl Lukan*  
Ein Wunderland der Archäologie. Das Leithagebirge — der östlichste Ausläufer der Alpen
- 97 *Horst Wirth*  
Die Nationalparks in der Hohen Tatra. Ein Hochgebirge an der slowakisch-polnischen Grenze
- 105 *Ludger Lütkehaus*  
Der Kolumbus des Alpinismus. Die Erstbesteigung des Mont Aiguille durch Antoine de Ville im Jahre 1492
- 109 *Henriette Klier*  
Land — Leute — Leidenschaften. D.H. Lawrence und Frieda von Richthofen wandern durch Tirol
- 117 *Thomas Hofmann*  
Von der Geognosie zur Plattentektonik. Die Entdeckung der Alpen und die Geschichte der Geologie

## Literatur / Film / Malerei

- 125 *A. Alvarez*  
«Das ist mein Lieblingsleben». Über den englischen Extremkletterer Mo Anthoine
- 137 *Laura Doermer*  
Den Bach hinunter. Ein Weiler im hinteren Ötztal — im Wandel der Zeit

- 147 *Martin Brucke*  
Luis Trenkers «Rebell» — Film mit patriotischem Pathos oder kaum kaschierter Pro-Nazifilm?
- 157 *Stefan König*  
Sir Bonington ist in Eile. Notizen zu einer ungewöhnlichen Filmarbeit  
*Nino Malfatti*  
Berg-Bilder

## Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Alpinismus

- 165 *Fritz März*  
Im Schatten des Everest. Der dritte Pol im Zeitalter des Massentourismus
- 177 *Helmuth Zebhauser*  
Alpinismus im Hitlerstaat — Alpenvereine im Sog der Politik. Ein dunkles Kapitel in der Geschichte des Bergsteigens
- 203 *Martin Kind*  
Alpinismus ad absurdum? Über die Entwicklung des Freikletterns
- 215 *Hans Peter Eisendle*  
Was wird aus dem Bergsteigen?  
*Heinz Zak*  
Klettern im Fels. Fotos

## Expeditionen / Ausland

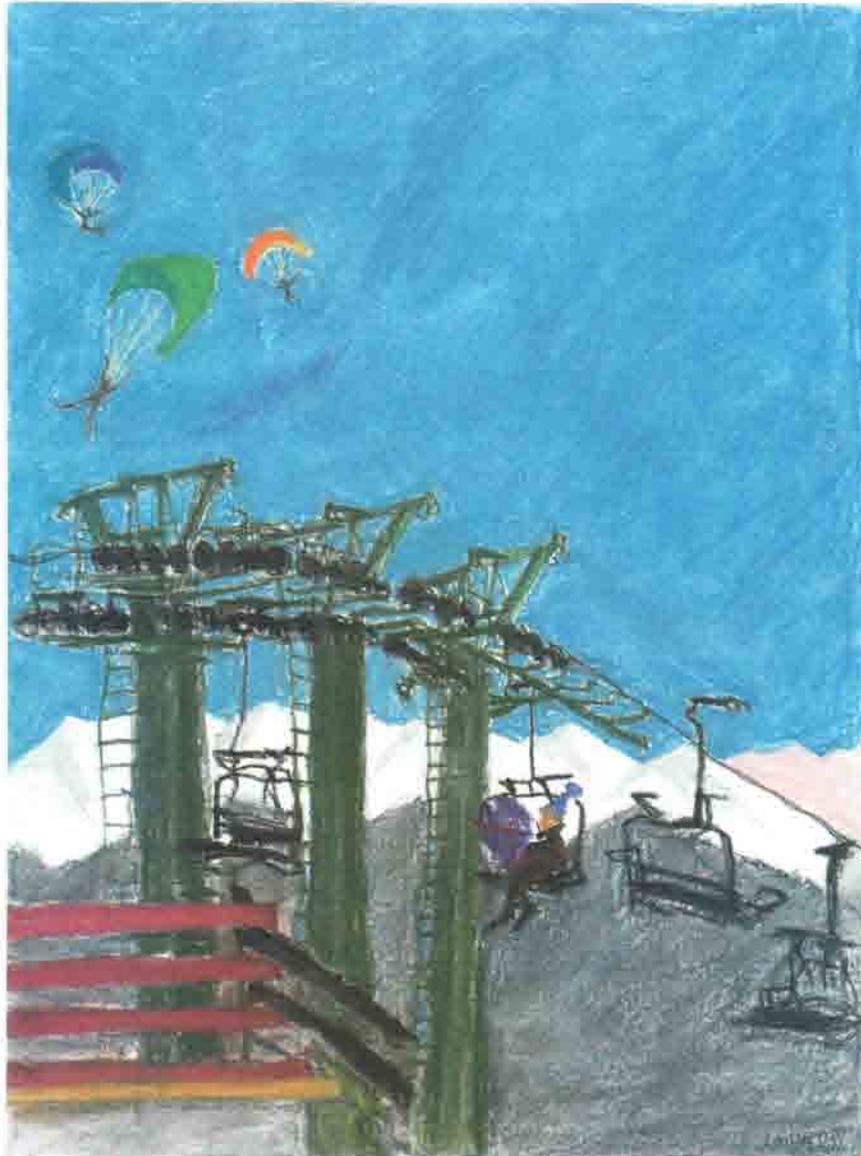
- 221 *Michael Thompson*  
Sahibs und Sherpas. Über das Verhältnis zwischen Bergsteigern und der einheimischen Kultur
- 229 *Till Gottbrath*  
Patagonien-Durchquerung
- 241 *Michael Vogeley*  
Skidurchquerung des Baffin Island
- 251 *Rainer Bauch / Edgar Nönnig*  
Pamir-Expedition 1988
- 259 *Jörg Wilz*  
Wapta Ski Traverse
- 269 *Friedrich Smola*  
Seniorenbergsteigen im Berner Oberland
- 275 *Rudolf Malkmus*  
Bergwandern in Portugal
- 285 *Ulrich Blasczyk*  
Kilimandscharo-Expedition 1995
- 293 *Andreas Dick*  
Alpinismus international. Bedeutende Unternehmungen 1996

## Anhang

- 311 *Pit Schubert*  
Rückläufige Zahlen bei Bergunfällen

## Kartenbeilage

- AV-Karte Blatt 34/2  
Kitzbüheler Alpen Ost, 1:50.000, mit Skirouten



Der Mensch nützt den Berg auf jede nur erdenkliche Weise. Was dem einen gefällt, mißfällt dem nächsten.  
Reinhard Walcher, 3 plus 1 Paragleiter, 1997.  
Pastell und Buntstift, 32 x 24 cm.

# Der große Zeitvertreib

Vom Sinn und Nutzen dieses Jahrbuchs

Walter Klier

Mit ebensogroßer Beharrlichkeit, wie dieses Jahrbuch über mehr als ein Jahrhundert herausgegeben worden ist, hat man das Bergsteigen als „zweckfreies Tun in zweckfreier Landschaft“ bezeichnet. Ein spöttischer Geist hat später das Wort „zweckfrei“ durch „sinnlos“ ersetzt; viel ist damit noch nicht erreicht, es sei denn, die Lage des Menschen in der Moderne ganz allgemein zu umreißen, der seinen „Sinn“ nicht länger vorgeschrieben bekommt, durch Sitte oder Befehl, sondern ihn selber finden muß oder kann. So allgemein gesehen, ist das Bergsteigen tatsächlich „leer“ — und füllt sich stets und widerstandslos mit dem Geist seiner Zeit, selbst wenn dieser ein Ungeist ist.

Der umfangreiche Beitrag von Helmuth Zebhauser in diesem Band weiß ausführlich davon zu berichten, wie der Alpenverein die finsterste Epoche unseres Jahrhunderts durchlebt und mitgestaltet ebenso wie miterlitten hat. Die Vergangenheit der alpinen Bewegung besteht eben nicht nur aus einer Chronik der großen sportlichen Leistungen, der Erkundung und Erschließung der Berge und, manchmal, der Tragödien an Wänden und in großen Höhen, sondern läßt sich ebenso als Geschichte einer Institution schreiben, mit ihren Verstrickungen in die Zeit und die Gesellschaft, aus der sie hervorging. Der Bergsteiger ist ja kein Mensch an und für sich, sondern immer zuerst ein Bürger mit Beruf und Gesinnung. Lange Zeit waren die finsternen Jahre von 1933 bis 1945 kein Thema, oder nur ein in peinlicher Kürze gestreiftes oder umschriebenes („in schwerer Zeit“ heißt es da, wie von einer Hungersnot oder Überschwemmung). Nun, da die Protagonisten von einst abgetreten sind, die ideologische Wut verraucht und den Nachgeborenen kaum noch verständlich, ist die Zeit reif für eine Historisierung im besten Sinn des Wortes.

Lassen wir technische Details einmal beiseite, so gleichen einander die Bergtouren von einst und jetzt, die von 1870 denen von 1990, nicht nur im physischen Ablauf, auch in den archaisch-rudimentären Gefühlen, die uns am Wandfuß, in schwierigen Passagen, beim Erreichen des Gipfels, bei nahendem Unwetter erfüllen und die oft,

allzu oft beschrieben worden sind. In dem Augenblick allerdings, wo der Zurückgekehrte sich an den Schreibtisch setzt und das Erlebte niederschreiben beginnt, da wird er ganz Kind seiner Zeit. Indem er versucht, *seine* unverwechselbare Bergfahrt zu beschreiben, tut er dies mit den Worten und Erklärungen, auch Rechtfertigungen, die der jeweils herrschende Zeitgeist ihm auf- und eingibt. Zwar hat er noch die Wahl, es ist jedoch eine zwischen Typen, Strömungen, den Meinungen von Mehrheit oder Minderheit. Aus dem von außen besehen gleichförmigen und zugleich individuell unverwechselbaren Bergerlebnis wird das typisierbare des *gentleman adventurer*, des Naturforschers oder Nietzscheaners oder Wandervogels, um bei der klassischen Epoche zu bleiben. Die Wahl, die in den Jahren zwischen den Weltkriegen große Teile der alpinen Bewegung getroffen haben, machte aus dem Bergsteiger einen Kämpfer für das Deutschtum, für die Revanche an den Siegern von 1918, den Anschluß Österreichs, die Verdrängung der Juden aus den alpinen Vereinen und dergleichen mehr. Liest man etwa die glühenden Berichte eines Walter Stösser über seine Erstbegehungen aus den dreißiger Jahren, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, hier würde für einen Krieg geprobt, den man kaum noch erwarten konnte.

Später, viel später legten die Kletterer die kratzigen Wollsocken und karierten Hemden ab und wurden Hippies, dann Umweltschützer (doch weiterhin ohne kratzige Wollsocken), dann Trekker oder *seven summitters*, die das Echte und das Große Erleben unter der Hut der Hochgebirgs-Reisebüros suchen. Ein statistisch nicht erfaßbarer Sonderfall ist zu allen Zeiten der wortlose, glaubenslose Bergfex, dem alles eins ist, wenn er nur am Wochenende seinen Gipfel oder seine Sportklettertour absolvieren kann.

Alles das, in Reinkultur oder immer neuen Vermischungen, hat das Alpenvereinsjahrbuch über die Zeiten dokumentiert, oft mit einer unfreiwilligen Deutlichkeit, die sich erst im nachhinein erschließt. Unter anderem liegt darin sein Wert. Der letztgenannte Typ, der Wortlose, hat nämlich für das Bergsteigen keine Bedeutung. Er vollzieht

bloß schweigend nach, was andere ihm vorgeredet haben. Niemand auf dieser Welt vollbringt eine Leistung, um hernach darüber zu schweigen, oder anders gesagt, eine Leistung, von der man nicht weiß, ist keine. Im wesentlichen will der Mensch wissen, sagen und gesagt bekommen, warum er etwas macht, und wie schwächlich das Philosophieren über Sinn und Unsinn, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Alpinismus immer ausfallen mag, es ist unverzichtbar, schon allein deshalb, weil über die Regeln des Sports und *the state of the art* ein Austausch geführt werden muß, der über die kurzatmigen Reportagen der Magazine hinausgeht. Auch hierfür bietet das Jahrbuch ein kontinuierliches Forum, und auch im vorliegenden Band wird diese Debatte mit Beiträgen und Bildern fortgesetzt. Abgeschlossen wird sie ebensowenig werden, wie das Bergsteigen aus unserer Zivilisation verschwinden wird — es wird höchstens *mit* ihr verschwinden. Dieses Verschwinden, immer wieder beschworen, herbeigesehnt, herbeigeredet, scheint glücklicherweise mit dem Anbruch des nächsten Jahrtausends in immer weitere Ferne zu rücken (sofern nicht ein ungestümer Himmelskörper die Geschichte beschleunigt).

Unsere Zivilisation, charakterisiert durch freies Wirtschaften, freie Meinung und Rechtssicherheit, breitet sich weiterhin unaufhaltsam über die Welt aus, nicht länger durch Kolonisierung, sondern durch Nachahmung, und mit ihr der Zeitvertreib, den sie anzubieten hat. Das Bergsteigen in all seinen Varianten ist jener Teil vom großen Zeitvertreib, mit dem wir uns hier beschäftigen. Unsere Welt demokratisiert sich immer mehr, und zwar im Alltag jedes einzelnen, dem dieser Zug zur Gleichheit zunehmend selbstverständlich wird; und so verschwindet das elitäre Element, das den klassischen Alpinismus noch so stark charakterisierte. Dem Pessimisten mag das als „Vermassung“ erscheinen; in jedem Fall läßt nun auch das Bergsteigen die Sorte von Helden vermissen, die es in martialischeren Zeiten hatte, oder es besitzt allzu viele davon, was auf das selbe hinauskommt. Technischer gesagt: die Leistungsdichte ist insgesamt so hoch, daß der einzelnen Leistung, wie erstaunlich sie für sich genommen sein mag, ein geringerer Stellenwert zukommt.

Das Bereisen und Erforschen der Berge hat weltweit solchen Umfang angenommen (und wird längst nicht mehr nur vom Weißen Mann betrieben), daß an einen auch nur annähernd vollständigen Bericht davon nicht mehr zu denken ist — die mit einem gewissen Vollständigkeitsanspruch verbundene Chronik des weltweiten Bergsteigens, die in diesem Jahr erstmals von Andreas Dick betreut wird, veranschaulicht das Problem auf drastische Weise. An dieser Stelle soll dem langjährigen Betreuer dieser Rubrik, Dieter Elsner, nochmals ausdrücklich für seine Mühen gedankt sein. Der schiere Umfang einer selbst telegrammartigen Übersicht über die Aktivitäten an den Bergen der Welt würde jedes andere Medium sprengen,

und so kann man diese Chronik getrost zu den Teilen des Jahrbuchs zählen, die eine moderne Marketing-sprache als „Alleinstellungsmerkmal“ bezeichnet. Nirgendwo sonst ist ein Text denkbar, der in lakonischer Kürze eine solche Masse von Leistungen beschreibt, von denen jede für sich das Vermögen und oft die Vorstellung des Durchschnittsbergsteigers übersteigt und der zugleich die Demokratisierung, die endgültige Sport-Werdung des Alpinismus kenntlich macht.

Aus demselben Grund sprengt die Menge der Beiträge, die der Redaktion alljährlich für den Abschnitt Ausland/Expeditionen unterbreitet werden, stets den Rahmen des Realisierbaren. Hier kann nur ansatzweise versucht werden, einen Querschnitt durch die Berggebiete dieser Welt und die möglichen (und die schier unmöglichen) Aktivitäten zu bieten, die dort an allen Ecken und Enden ausgeführt werden. Dabei konzentriert sich die Aufmerksamkeit nicht ausschließlich auf die Leistungsgrenze — die, so will es scheinen, immer mehr durch die Leistungsgrenze des Materials definiert wird. So zeigen einige Beiträge in diesem Band den Reiz, den ein vordergründig unspektakuläres Unternehmen wie etwa das Bergwandern in Portugal erlangen kann, wenn eine Liebe zur Natur, zu Land und Leuten hinzutritt, die sich auch in der Erzählung niederschlägt.

Das Gebietsthema, das dem Jahrbuch durch die jeweilige Kartenbeilage vorgegeben wird, kann sich, in der Art einer kleinen Monographie, genauer mit einem Ausschnitt aus dem unermesslichen Reich der Berge befassen, dessen Zauber nicht zuletzt aus der Kulturlandschaft resultiert, auf der das Gebirge, als kahle Krone, oben aufsitzt. Hier ist es fallweise möglich, auch den wissenschaftlichen Anspruch, den die Alpenvereine von Anfang an gepflegt haben, auf eine Weise einzulösen, die dem interessierten Laien entgegenkommt. Hier könnte — dies gilt als Vorhaben für die Zukunft — auch auf wissenschaftliche Rätsel, Probleme und Kontroversen eingegangen werden, von denen der erwähnte interessierte Zeitgenosse oft erst erfährt, wenn sie nach Jahrzehnten zugunsten einer neuen Theorie entschieden worden sind. Der Eindruck, auf eine wissenschaftliche Frage gebe es nur eine Antwort und diese sei längst gefunden, erhöht zwar das Sicherheitsgefühl, nicht aber das Wissen.

Thomas Hofmanns Darstellung der Geschichte der geologischen Wissenschaft, eine Geschichte der großen Irrtümer und kleinen Fortschritte, die gewiß noch nicht an ihrem Ende angelangt ist, kann hier einige Anregungen bieten. Dies gilt nicht nur für die Geologie, sondern für jede Sparte der Wissenschaft und ist selbstredend kein Grund, das damit verbundene Weltbild in Frage zu stellen, im Gegenteil.

Im Gegensatz zum wissenschaftlichen Weltbild kann allerdings der Betrieb, der es für uns alle zu verwalten hat, nicht genug kritisiert werden. In einer Zeit der schrump-

fenden Forschungsetats scheint der Wissenschaftler, der für die nähere Zukunft mit einer möglichst katastrophalen Katastrophe aufwarten kann, gegenüber jenen Kollegen eindeutig bevorzugt, die „einfach nur so“ einen Sachverhalt zu erhellen versuchen. Wozu das führt, läßt sich mittlerweile am Beispiel der allorts hinausposaunten und geglaubten globalen Klimakatastrophe zeigen. Während „intern“ die Wissenschaftler ihre ursprünglichen Annahmen von einer Zunahme von acht Grad über die kommenden hundert Jahre (verursacht vom Menschen) bereits 1992 auf sechs Grad und mittlerweile auf 1,5 bis zwei Grad reduzierten, wurde nach außen hin und mit Hilfe der Massenmedien und wohlmeinender Organisationen wie Greenpeace weiter das kollektive schlechte Gewissen mit immer neuen Schreckensvisionen aufgestachelt. Erst jetzt, wo sich die Klimakatastrophe im wesentlichen als Rechen- oder aber Denkfehler herausstellt, ziehen Medien und Okö-Streiter zögernd nach. (Wir sind schon gespannt, welche globale Bedrohung wir als nächstes nervlich zu verkraften haben werden.)

Dabei müßten gerade die Bergsteiger von Anfang an skeptisch gewesen sein, wissen sie doch, daß für ihre kurzfristigen Zwecke nicht einmal das Wetter für drei oder vier Tage mit Sicherheit prognostiziert werden kann, weil die Zahl der beteiligten Faktoren viel zu groß ist. Wie sollte dann eine Prognose über Jahrhunderte auch nur in Ansätzen vorstellbar sein (außer als Spiel eines Computernarren)? Die Erforschung des Grönlandeises scheint übrigens zu ergeben, daß seit jeher das Klima auf der Welt

sich ziemlich rasch und radikal immer wieder geändert hat, ganz ohne Einwirkung des Menschen, und das ist für sich genommen beileibe keine beruhigende Aussicht. Und andersherum gesagt: die Einsicht, daß es dem Menschen nicht so leicht zu gelingen scheint, auf das Klima der Erde einzuwirken, kann ja niemand ernsthafterweise zum Freibrief nehmen, diese Erde, die einzige, die wir haben, erneut mit größerer Heftigkeit zu strapazieren, als es ohnehin geschieht.

Seit mehr als einem Jahrhundert erscheint nun dieses Jahrbuch mit großer, geradezu erstaunlicher Regelmäßigkeit; es bietet, über alle historischen Brüche und Wandlungen hinweg, ein getreues Abbild der Bergsteigerei und dessen, was man die alpine Bewegung nennt, in all ihrer Vielfalt und Veränderlichkeit, eine Chronik, die ihresgleichen sucht. So ist dieses Buch auch zur unbefragten Selbstverständlichkeit geworden, dessen Grund und Ziel allein in seiner Tradition zu liegen scheinen. Daß dies für sich einen (zwar geschätzten, aber zu wenig hervorgehobenen) Wert darstellt, macht nur einen Teil seiner Qualität aus, ist nur einer der Gründe, warum das Jahrbuch in der alpinen Bücher- und Zeitschriftenlandschaft eine außergewöhnliche Stellung innehat.

Die Tatsache, daß es über die Zeiten hinweg ein solches funktionierendes Kommunikationsmittel sein konnte, soll uns hoffen lassen, daß sich an dieser grundlegenden Aufgabe und damit an der Existenz des Jahrbuchs auch in den nächsten hundert Jahren nichts ändern wird.

# Gebietsthema: Kitzbüheler Alpen

*Winfried Hofinger  
Horst Höfler  
Rudolf Weiss  
Robert Brunner  
Johanna Felmayer  
Nikola Langreiter*



Das Gesicht einer Stadt.  
Alfons Walde, Kitzbühel.  
Um 1920, Öl auf Leinwand.  
Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck.

# Das Gesicht einer Landschaft

Eine kleine Landeskunde der Kitzbüheler Alpen

Winfried Hofinger

*Im Katalog der Bibliothek im Innsbrucker Museum Ferdinandeum bringt es das Stichwort „Kitzbüchel“ auf beinahe einen Meter an Karteikarten. Es ist nicht ganz leicht, dort das zu finden, was man sucht. Und dann stellt sich heraus, daß über fast alles schon sehr viel geschrieben wurde.*

*Da gibt es etwa nicht nur Gertrud Haberlandts berührend schönen Bildband Bauernleben — ein unerwarteter Erfolg für den Haymon-Verlag, dritte und letzte Auflage vergriffen — sondern auch ihre philosophische Dissertation aus dem Jahre 1947. Sie streift darin auch den „Weinstreit“ unter den Fachgelehrten: Erbittert wurde jahrelang darüber gestritten, ob in unserem Bezirk jemals ein nennenswerter Weinbau betrieben worden sei — weil doch sehr viele Bauernhöfe an ihre Grundherren Wein abliefern mußten. Haberlandt neigt der Auffassung zu, daß diese von niemand bestrittenen Verpflichtungen mit Wein aus wärmeren Gegenden erfüllt wurden. Sicher war es in der ersten Hälfte unseres zu Ende gehenden Jahrtausends in den Alpen viel milder als jetzt. Aber die Zinsherren hatten wohl einen zu feinen Gaumen, als daß sie sich mit dem, was an den Hängen des Brixentales oder des Großachentals gewachsen wäre, zufrieden gegeben hätten. Auch wenn dem durchschnittlichen Leser dieses Buches nicht alles Gedruckte so zugänglich ist wie einem, dessen Büro in Innsbruck drei Minuten von der Bibliothek des Ferdinandeums entfernt ist, und zwei Minuten von der ebenfalls bestens betreuten des Alpenvereins: Es ist nicht sehr originell, selbst Gewußtes oder bei anderen Gefundenes zum Thema zusammenzutragen und trefflich zu bebildern. Das gab und gibt es schon zuhauf. Im folgenden werden vielmehr eigene Erinnerungen an die Kindheit in dieser Landschaft in ein Gespräch mit dem Fachgelehrten Prof. Hugo Meinrad Schiechtl verwoben; dazu treten Fotos von Ing. Josef Wörgötter, der hier vier Jahrzehnte lang berufstätig war.*

## Wie war das, damals?

Richtig daheim, so sagt man, ist man nur dort, wo man seine Kindheit verbracht hat. Der Verfasser dieser Zeilen ist in St. Johann in Tirol aufgewachsen. Daß er in Kitzbühel geboren wurde, hat ihn als „Seinihanser“ immer ein wenig gewurmt (auf gut Brixentalerisch: „A wench 'zind“).

Unsere Mutter wollte sich die Mühsal einer Hausgeburt, damals noch sehr die Regel, nie antun. So fuhr sie, wenn es wieder einmal so weit war, mit dem Taxi von St. Johann in die Privatklinik des Dr. Hohenbalken in die nahe Bezirksstadt. Eine meiner Schwestern wäre beinahe an einem der vielen Bahnschranken, die damals in der Nacht stundenlang geschlossen waren, geboren worden. Jüngere Kitzbüheler oder Jochberger haben inzwischen im Krankenhaus St. Johann das Licht der Welt erblickt.

Die Landschaften um St. Johann haben wir als Kinder vielfach durchstreift. Bei tagelangen Räuber-und-Schandspielen. Wenn wir an der Ache die ersten Zigaretten rauchten. Bei Ausflügen aller Art, zu Fuß, mit Bus oder Eisenbahn. An hohen Festtagen, wenn gar eines von uns Erstkommunion hatte, trug es eine Ausfahrt mit einer Kutsche, zum Stanglwirt oder bis Fieberbrunn. Erwandert habe ich den weiten, noch unverbauten Talkessel von St. Johann auch beim „Hamstern“: Eine Milchkandl in der Hand, einen Schilling pro Liter Milch im Hosensack. In der Volksschule lernten wir dann die zwei Dutzend Weiler, mit jeweils ein paar Bauernhöfen, um den Hauptort reihum auswendig: Apfeldorf, Sperten, Weiberndorf, Fricking, Hinterkaiser, Oberhofen, Winkl-Schattseit, Winkl-Sonnseit und so fort. In einem Baedeker las ich später, St. Johann könne als Urlaubsort nicht empfohlen werden, weil es so ewig weit weg von lohnenden Hängen, inmitten einer faden Ebene, liege. Heute ist diese Ebene weitgehend zersiedelt und verbaut. Eine systematische Raumordnung begann hier wie anderswo erst, als es vielfach schon zu spät war.

Die Kühe bei den Bauern waren die dunkelroten Pinzgauer oder die etwas helleren Flecken. Als ich erstmals im Raum Innsbruck graubraune Rinder sah, fand ich die ganz scheußlich — noch dazu sah ich erstmals Kühe vor einen Heuwagen gespannt. Das gab es bei uns kaum mehr: Da hatte jeder mittlere oder größere Bauer eines oder mehrere Pferde. Viele Stunden schauten wir beim Bruggen-Schmied zu, wenn der mit seinen Knechten die schweren Ackerhäule beschlug. Der Geruch von heißem Eisen auf Pferdehufen!

Knechte gab es, bis in die Mitte unseres Jahrhunderts, in

Härtere Zeiten. Oben: Der schwere, von Pferden gezogene Schneepflug um 1930.

Unten: Die historischen Aufnahmen zu diesem Text hat Josef Wörgötter zur Verfügung gestellt. Auf diesem Bild ist er selber zu sehen, als „Almerer“ um 1940 (zweiter von rechts).

diesem Raum mehr als genug. Es ist kein Zufall, daß der „Mistapostel“ Adolf Trientl, Tirols erster landwirtschaftlicher Wanderlehrer, seine Überlegungen zur Dienstbotenfrage an jener Stelle seiner Wanderberichte anbringt, da er durch den Bezirk Kitzbühel reist. Einerseits waren die



Dienstboten ziemlich ungeschützt; wer sie andererseits so schlecht behandelte, wie im benachbarten Pinzgau seine Leute den späteren Schriftsteller Franz Innerhofer behandelt haben, der erhielt dann auch keine guten Knechte. Dem liefen zu Lichtmeß alle davon.

Es waren also eher die Knechte und Mägde und die kleinen und mittleren Bauern, die das Bild der Landschaft gestaltet haben: Ein richtiger Herrenbauer, der ist weder täglich zweimal in den Stall gegangen, noch hat er sich mit so schweren Arbeiten wie dem Mähen mehr oder weniger steiler Flächen mit der Hand, oder gar mit der gefährlichen Holzarbeit beschäftigt. Er hat Vieh gehandelt, Holz verkauft, und ist im Gasthaus gegessen. Als Zeichen seiner Freiheit ließ er im Gasthaus den Hut auf dem Kopf. Nur in der Kirche, in die er mit seinesgleichen zumeist erst nach der Predigt hineinging, nahm er den Hut ab. Der größte Bauer von St. Johann hatte und hat auf dem Friedhof eine eigene Grabstätte für seine Dienstboten.

## Auf der Alm

Im Sommer 1946 schickte uns unsere besorgte Mutter samt einem Kindermadl einen ganzen Sommer lang auf die Eggenalm oberhalb von Erpfendorf. Eine ganz neue Welt für uns. Wir ahnten, wenn jeden Samstag Abend an ein Einschlafen lange nicht zu denken war, weil unter uns in der Gaststube gejuchzt und getanzt wurde, etwas vom Spruch, daß es auf der Alm keine Sünd' gibt. Wenn es um Mitternacht plötzlich ganz still wurde, dann vor allem

deshalb, weil nun alle Burschen mit ihrer Schmuggelware ins benachbarte Bayern abgingen.

Es gibt eigene Theorien darüber, warum man sich an Gerüche besonders intensiv erinnert. Weil das Geruchszentrum im Hirn knapp neben dem Gedächtnis sitzt? Warum das so ist, sei dahingestellt, unbestritten ist, daß es so ist. Mit dem Sommer auf der Alm verbinde ich, ähnlich wie mit den Bauernhöfen, sehr intensive Gerüche. Nicht unangenehm, aber intensiv, andere als mit unserem Bürger- und Kaufmannshaus mitten im Dorf. Viele Jahre später besuchte ich mit einem Studienkollegen aus dem Osten Österreichs die sonntägliche Frühmesse in Mutters. Das riecht man, sagte er, daß hier Grünlandbauern und keine Schweinemäster wie bei uns leben. Der wohlrig-warme Geruch von Heu, Milch und Kuhmist! Auf den Almen gab es viel, das ganz anders war als im Tal. Zum Teil sind sogar die Worte für Geräte und Tätigkeiten andere. Einer der wichtigsten Leute war der Almputzer: Er hatte dafür zu sorgen, daß sich der Wald nicht auf Kosten der Alm ausbreitete; junge Bäume hatte er zu schwenden, also zum Schwinden zu bringen; er hatte Almrosen und alles andere, was die Kühe nicht so gerne fressen, auszureißen oder abzuschneiden. Er mußte die Gräben für Ent- und Bewässerung offen halten. Bewässerungen waren



hier, in dieser feuchten Gegend, nicht so wichtig wie in den Trockengebieten. Es gab damals allerdings eine Reihe heißer Sommer, auch Waldbrände im ganzen Land — aber beherrschend ist doch in der Erinnerung, daß es im Winter saukalt war und daß es in den anderen drei Jahreszeiten sehr oft und sehr viel geregnet hat.

## Was ist Kultur?

Erst viel später, auf der Bodenkultur in Wien, und dann im beruflichen Alltag wurde mir bewußt, daß ich in

Das Tragen schwerer Lasten gehört auch für die Bauern der Vergangenheit an.  
Archiv Wörgötter.



Zeiten eines geschichtlichen Wandels gelebt hatte. Bis zur Zeit um 1950 war der Wald etwas, das die Bauern zurückdrängten, wo es ging. Almen wurden geputzt; die Einstreu für die Rinder und das Roßheu kam von mageren Wiesen; das regelmäßige Mähen verhinderte auf den Wiesen das Aufkommen von Forstpflanzen. Kultivieren hieß durch ein Jahrtausend, bis zur Mitte dieses Jahrhunderts, den Wald zurückdrängen — den Boden bebauen. Heute nennen die Forstleute eine gelungene Aufforstung eine Kultur. Manchmal ist so eine Kultur in Wahrheit eine Kulturschande. Ich habe mir unter Forstkollegen Feinde gemacht, weil ich etwa eine von ihnen als glücklich bezeichnete Aufforstung einer fast ebenen, aber nicht nassen Alm als Kulturschande bezeichnet habe, vergleichbar dem Zertrümmern gotischer Flügelaltäre in der Barockzeit. Hans Jungmann, viele Jahre im Bezirk als Forstinspektor tätig, hat mir bestätigt, daß er die forstliche Maßnahme der „Aufforstung von Grenzertragsböden“ nie gefördert habe. Es schienen ihm, dem Osttiroler Bauernsohn, ohnedies mehr als genug Wiesen und Mähder von selber zuzuwachsen.

### Das Skifahren kommt auf

Es gab damals nur eine wirkliche Seilbahn im ganzen Bezirk — jene auf den Hahnenkamm bei Kitzbühel. An einem normalen Skisonntag gingen wir das „Horn“ von unserer Seite aus, zu Fuß, an. Waren wir gut drauf, gingen wir an einigen Bergbauernhöfen vorbei, über den Hochfellwald und bis zur Angereralm. An müderen Tagen war schon beim Webern, einem Bergbauern, Endstation. Jeder durfte beim Webern in der Sonne auf der Hausbank sitzen. Im Unterland schauen die meisten Wohnhäuser mit dem Wohnteil in die Sonne; im Oberland ist es oft der Stall. Beim Pustertaler Paarhof stellt sich diese Frage nicht.

Es gab natürlich keine Pistengeräte und nur eine kleine

Skischule. Aber mehrere Sprungschancen, für die Großen wie für die Kleinen. Der Langlauf war fast unbekannt, obwohl die Gegend dafür bestens geeignet ist. Manchmal, wenn es wieder sehr viel geschneit hatte, fuhr ein riesiger hölzerner Schneepflug, von einem Dutzend Pferden gezogen, durch die Hauptstraßen des Dorfes.

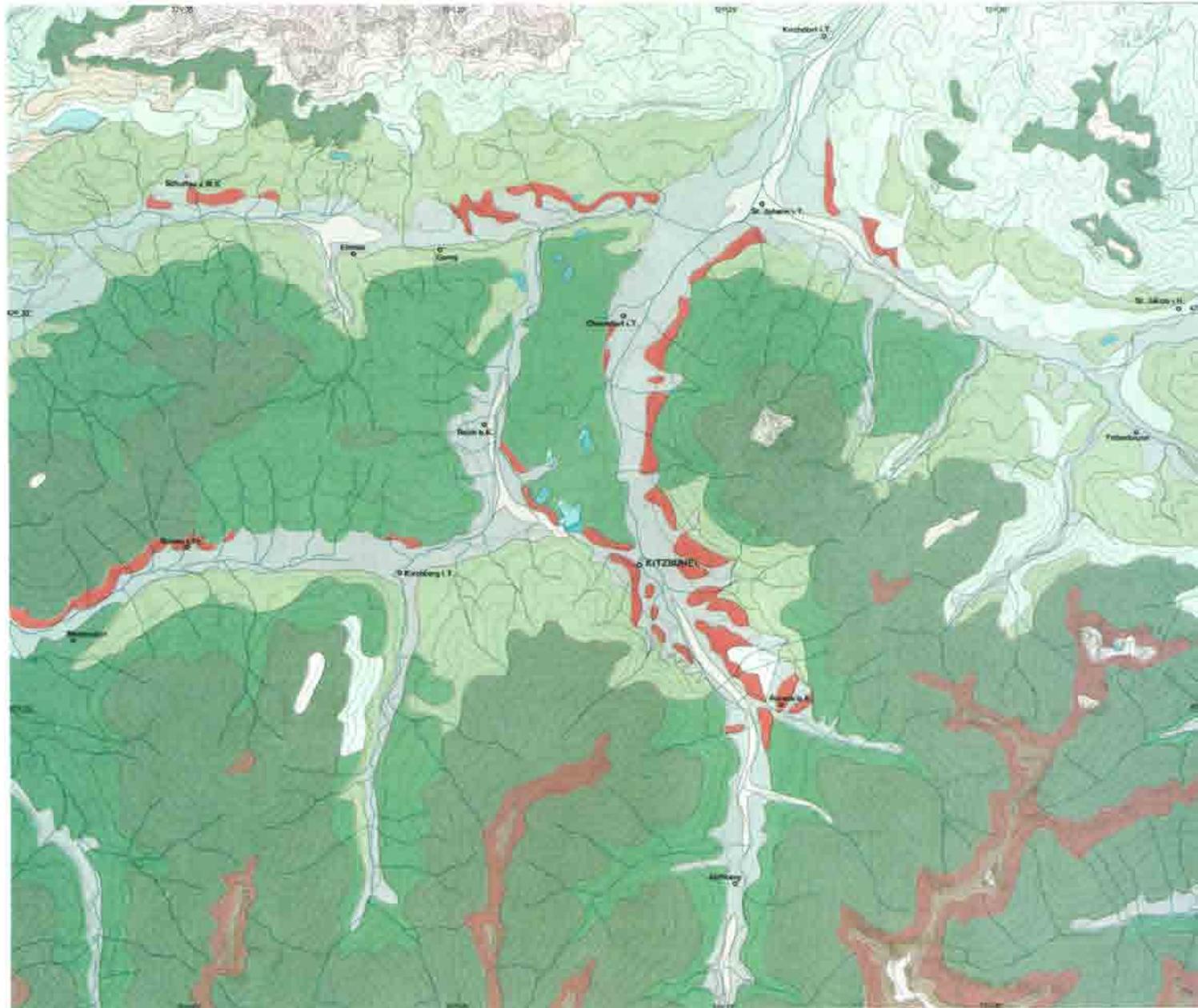
Szenenwechsel, fünfzehn Jahre später: Als Student der Bodenkultur machte ich im Sommer bei der Wildbachverbauung Ferialarbeit. Angeleitet von Hugo Meinrad Schiechtl, einem europaweit geschätzten Ingenieurbiologen und Pflanzensoziologen, hatten wir Forstgehölze auf Grünverbauungen zu messen oder auf Zillertaler Almen Pflanzen zu bestimmen. Wir liefen mit Gießkannen von nahen Bächen zu Probeflächen, um dann mit Stoppuhren zu messen, wie unterschiedlich der Abfluß von einer Weide oder von einem Waldboden ist. Die Messungen belegten in Zahlen, was jeder schon vorher wußte: Daß in einem Wald nur ein Bruchteil des Regens abrinnt, auf einer Weidefläche dagegen fast alles.

### Aus Karten lesen

Zu ihrem 700jährigen Bestehen, um 1970 herum, hat sich die Stadt Kitzbühel ein vierbändiges Heimatbuch geschenkt. Einer der vier Bände enthält — ohne alle Erläuterungen — ein halbes Dutzend Landkarten dieser Gegend. Richtig aufregend sind dabei die zwei auf der folgenden Doppelseite abgebildeten Karten über die potentielle Vegetation und die aktuelle Vegetation, verfaßt von Hugo M. Schiechtl. Die potentielle Vegetation zeigt,



wie es in diesem Raum ausschauen würde, wenn hier keine Menschen lebten. Die bunt gesprenkelte Karte zeigt, was Bergleute und Bauern aus der Naturlandschaft gemacht haben. Aufregend? Ich meine ja. Auf einen Blick sieht man die gesamte Siedlungsgeschichte, das Ringen



## Kitzbühel und seine Umgebung – Potentielle Vegetation

Redigiert von Ernest Troger,  
bearbeitet von Hugo Meinhard  
Schiechtl. Erschienen im Rahmen des  
Kitzbüheler Stadtbuches, hrsg. von  
der Stadtgemeinde Kitzbühel unter  
der Schriftleitung von Eduard  
Widmoser. Kartographie: Klaus Form  
und Wilfried Keller. Eigenverlag der  
Stadtgemeinde Kitzbühel, 1971.

	Mooresphagnum- und Cyperaceen-Mooreschließlich Schwarzzerlen-Bruchwald		Fichten-Tannenwald ( <i>Vaccinio-Abietetum</i> )
	Weiden- und Grauerlen-Augehölze ( <i>Salicetum purpureae</i> und <i>Alnetum incanae</i> )		Subalpiner Fichtenwald ( <i>Homogyne Piceetum subalpinum</i> )
	Eichen-Ahornwald und Erlen-Eschen-Auwald ( <i>Aceri-Fraxinetum</i> und <i>Pruno-Fraxinetum</i> )		Subalpiner Lärchen-Zirbenwald ( <i>Larici-Comoretum</i> )
	Ahorn-Stieleichenwald ( <i>Aceri-Quercetum roboris</i> )		Alpenrosen Logföhren Krummholz auf Karbonatgestein ( <i>Pinetum mugii</i> mit <i>Erico-Rhododendretum hirsuti</i> )
	Nordalpiner Schneehaube-Kieferwald ( <i>Erico-Pinetum</i> mit <i>Calamagrostio-Pinetum silvestris</i> )		Alpine Zwergstrauchheide auf Silikatgestein ( <i>Vaccinio-Rhododendretum ferruginei, Empetro-Vaccinetum, Louleulio-Cetrarietum</i> )
	Hainlattich-Tannen-Buchenwald mit Zahnwurz ( <i>Apoerido-Fagetum</i> mit <i>Cardamine enneaphyllis</i> )		Alpine Grasheiden und Eislilar auf Karbonatgestein ( <i>Seslerio-Sempervivretum, Firmatum, Thlaspietum rotundifoliar</i> )
	Labkraut-Buchen-Tannenwald auf Karbonatgestein ( <i>Gallo-Abietetum</i> )		Alpine Grasheiden auf Silikatgestein ( <i>Nardetum, Cirsuletum</i> )



# Kitzbühel und seine Umgebung – Aktuelle Vegetation

- |   |   |   |  |
|---|---|---|--|
|  | Moore: Sphagnum- und Cyperaceen-Moore einschließlich Schwarzerlen-Bruchwald                                 |  | Subalpine Grünereis- und Weiden-Augehölzche ( <i>Alnetum viridic</i> )   |
|  | Weiden- und Grauerlen-Augehölzche ( <i>Salicetum purpureae</i> und <i>Alnetum incanae</i> )                 |  | Legföhren-Krummhölz ( <i>Pinetum mugli</i> )   |
|  | Eschen-Ahornwald und Erlen-Eschen-Auwald ( <i>Aceri-Fraxinetum</i> und <i>Pruno-Fraxinetum</i> )            |  | Zwergstrauchheide auf Karbonatgestein ( <i>Vaccio-Rhododendretum hirsuti</i> , <i>Dryadetum</i> , <i>Salicetum waldsteinnae</i> )                      |
|  | Ahorn-Eichenwald ( <i>Aceri-Quercetum roboris</i> )   |  | Alpine Zwergstrauchheide auf Silikatgestein ( <i>Vaccinio-Rhododendretum ferruginei</i> , <i>Empetro-Vaccinetum</i> , <i>Loiseleurio-Cetrarietum</i> ) |
|  | Nordalpiner Schneide-Kiefernwald ( <i>Erico-Pinetum</i> mit <i>Calamagrosti-Pinetum silvestria</i> )        |  | Alpine Grasweiden auf Karbonatgestein; Schuttfuren: ( <i>Seslerio-Sempervivietum</i> , <i>Firmotum</i> , <i>Thlaspietum alundifoliae</i> )             |
|  | Buchen-Tannenwald mit neunblättriger Zahnwurz ( <i>Aposerido-Fagetum</i> mit <i>Cardamine enneaphylla</i> ) |  | Alpine Grasweiden und Schuttfuren auf Silikatgestein ( <i>Nardetum</i> , <i>Cursuletoetum</i> , <i>Luzuletum spadicosa</i> )                           |
|  | Fichten-Tannenwald auf Karbonatgestein ( <i>Gallio-Abietetum</i> )  |  | Obstkulturen, Garten- und Ackerbau (Getreide, Kartoffeln, Rüben)   |
|  | Tannen-Fichtenwald auf silikatischen Schiefen ( <i>Vaccinio-Abietetum</i> )                                 |  | Mähwiesen ( <i>Arrhanatharatum</i> , <i>Trisetetum flavescens</i> , <i>Poetum</i> )  |
|  | Subalpiner Fichtenwald ( <i>Homogyne-Piceetum subalpinum</i> )  |  | Weidrasen ( <i>Mesobrometum</i> , <i>Erico-Seslerietum</i> auf Karbonatgestein, <i>Calluno-Nardetum</i> auf Silikatgestein)                            |
|  | Lärchen Zirbenwald ( <i>Larici-Cembretum</i> )  |  |  |
|   |   |  | Lärchen-Anteil   |
|   |   |  | mehr als 40 %  |
|   |   |  | 20 – 40 %  |
|   |   |  | unter 20 %   |



des Menschen mit der Natur, vor sich. Auch wer die Gegend nicht kennt, sieht den Unterschied. Natürlich wäre Schiechtl berufen, darüber selber zu sprechen — er ist erst 75 Jahre alt und „voll da“. Wir haben diesen Weg gewählt: In einer langen, schönen Sitzung haben wir, gemeinsam über die beiden Karten gebeugt, versucht, Aussagen auch für den botanischen Laien herauszufinden. Hier das Ergebnis unseres „Hoangascht“ (Brixentalerisch für: gemütliches Gespräch).

### Vom Urwald zur Kulturlandschaft

Der Wald, so Schiechtl, ist in diesem sanften Hügelland viel mehr zerrissen als im Hochgebirge — was zunächst überrascht. Aber wenn man bedenkt, daß die Menschen alles, was nutzbar war, auch genutzt haben, versteht man die Buntheit der aktuellen Vegetationskarte. Schiechtl hat vor etwa dreißig Jahren in Anatolien vergleichende Studien gemacht. Dort fand er: Die Wälder sind von den Bauern ganz beseitigt — oder fast ganz unberührt geblieben. Hier bei uns ist der Wald überall dort, wo er aus Sicherheitsgründen stehen bleiben muß, stehen geblieben. Er wurde nur maßvoll beweidet. Mit sehr viel Einfühlung wurde die Natur beobachtet, ihre Gesetze erkannt — und dann auch befolgt.

Der Bauer der Frühzeit kannte den unterschiedlichen Wert der einzelnen Holzarten. Für jedes Werkzeug, von

den Zinken einer Egge, vom Weberwerkzeug bis zu den Tragkörben, gab es geeignete Hölzer. Eschen wurden künstlich vermehrt, weil man um ihre Fähigkeit, Steilhänge zu befestigen, wußte. Das Laub wurde bis in unser Jahrhundert an Ziegen und Schafe verfüttert.

Am meisten fällt auf, schon wegen der roten Farbe, wie weitgehend die Eichen-Ahornwälder an den südexponierten Geländekanten und an der Ostseite des Großachentales verschwunden sind. Einerseits sind diese warmen Lagen gut für den Ackerbau geeignet. Es hat der Mensch diese Wälder geringer geschätzt als den Ertrag von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer. Daß dies alles bis in unsere Tage angebaut wurde, beweisen nicht nur die Bilder von Sepp Wörgötter. Barbara Viertel hat im Jahr 1996 in ihrem Buch *Egerschtmahd* die vielseitige Bauernwirtschaft in ihrer Kindheit beschrieben.

Ohne ein Dazutreten des Menschen wäre das ganze Gebiet, ausgenommen die Hornspitze und natürlich der Kaiser, geschlossen bewaldet. Wiesen in unserem Sinn gab es nicht. Auch viele Blumen, die wir heute bewundern, hatten im geschlossenen Wald keinen geeigneten Lebensraum. Allenfalls gab es Blumen in den Erlenuen, die alle größeren Bachläufe begleiteten. Es gibt in Eichenwäldern Blumen, die ganz früh im Jahr blühen müssen, weil es später, wenn die Eichen voll belaubt sind, am Boden zu dunkel wird. Aber das führt dann schon über zur Pflanzensoziologie, die eine ganz spezielle Wissen-

## Kulturlandschaften von bemerkender Schönheit.

Linke Seite: Bichlach mit Blick auf den Kaiser.

Unten: Am Reither Kogel.

Foto: Sepp Brandl.

schaft ist. Die Pollenanalyse, das Lesen der Erdgeschichte aus den in Mooren abgelegten Pflanzenpollen, würde Auskunft geben, wann welche Baumart eingewandert ist und wie ihre Ausbreitung schwankte. Gerade in den vielen Kitzbüheler Mooren haben die Pollenanalytiker viel und erfolgreich geforscht.

Was wird die für die Zukunft von manchen prognostizierte Klimaänderung, die für Schiechtl eine gegebene Tatsache ist, der Pflanzendecke unseres Gebietes bringen? Gletscher sind hier seit der Eiszeit, also seit über 10.000 Jahren nicht mehr vorhanden. Eine wärmere Zeit wird die Ulmen weiter in Bedrängnis bringen, und natürlich auch die Tannen. Die schauen gebietsweise nicht eben gesund aus; sie altern früh, und sie vermehren sich wegen des hohen Wildstandes nicht mehr.

Der Wildstand, vom Menschen aufgefüttert und ohne natürliche Feinde — Bär, Wolf und Luchs sind lange ausgerottet — wird auch die Laubhölzer noch weiter zurückgehen lassen. Auch die derzeit betriebene Forstwirtschaft ist am Wildverbiß nicht ganz unschuldig: Was sollen die zu vielen Wildtiere im Winter fressen, wenn eine Kraut- und Strauchschicht unter finsternen Wäldern nicht gedeihen kann?

Enorm war in historischer Zeit der Holzbedarf des Bergbaues von Jochberg bis zum Röhlerbichl. Der tiefste Schacht der Welt, den es da einmal gegeben hat, verschlang große Mengen an Kiefern und Zirbenholz. Diese beiden Holzarten haben die Eigenheit, schlagende Wetter vorher zu melden (kein Grubenhund!) — während Lärchen die ganze Zeit knistern und andere Bäume nie. Holz wurde auch für die Verhüttung in großen Mengen gebraucht. Vom einst blühenden Bergbau ist heute in der Landschaft fast nichts mehr zu sehen. Wer kein Spezialist darin ist, erkennt Grubeneinfahrten und Abraumhalden nicht. Hundert Jahre, meint Schiechtl, nach dem Aussterben des Menschen, wären seine Spuren fast restlos überwachsen. Wie hat Schiechtl diese detailreiche Karte hergestellt? Er hat alles durchwandert und stetig notiert. Eine ganz neue Dimension eröffnete der Hubschrauber. Wenn man mit dem, am besten zur Zeit der intensiven Herbstfärbung, ein

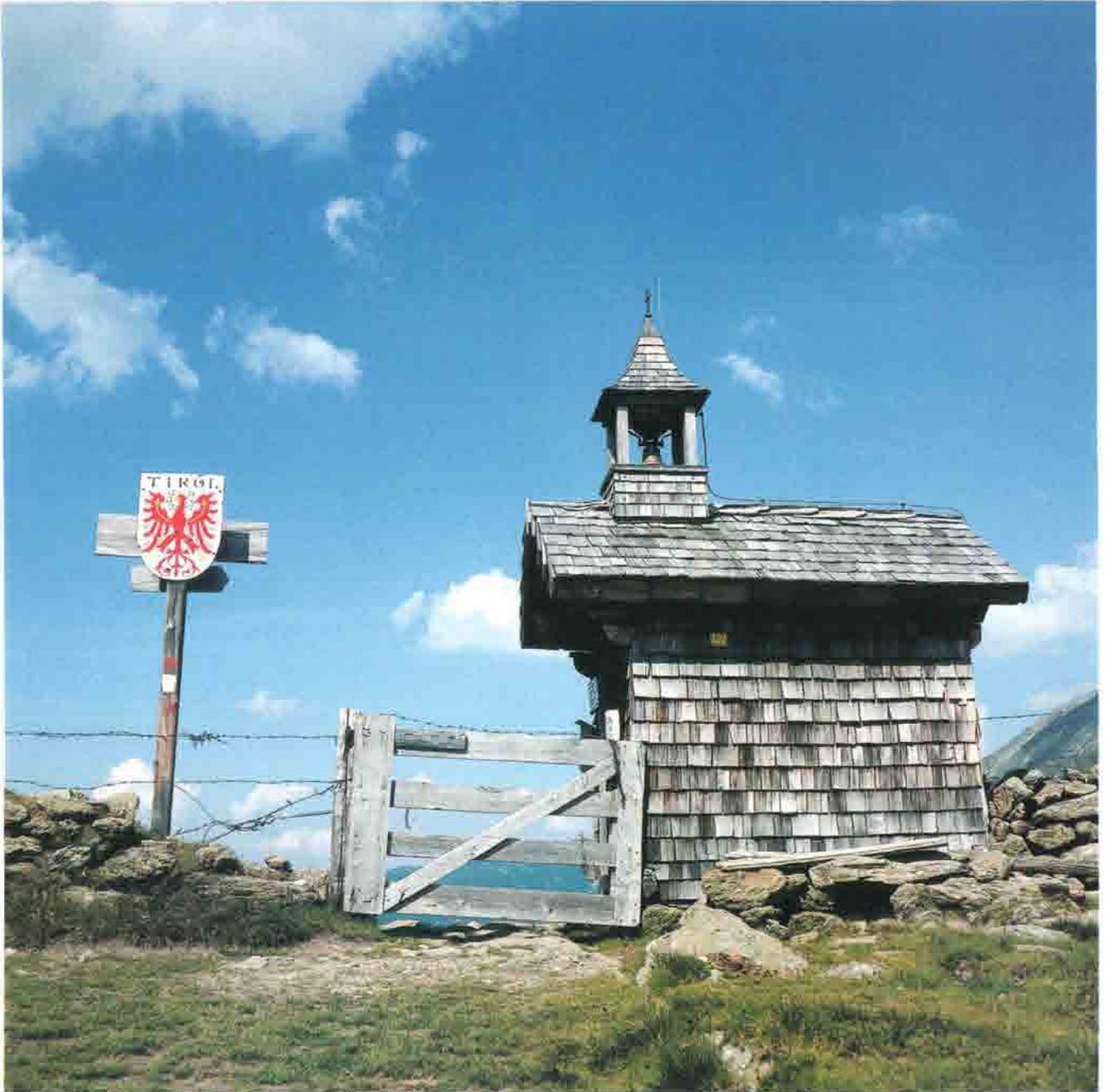
paar Flugstunden unterwegs ist, dann kann man in dieser Zeit mehr aufnehmen als in wochenlangen Wanderungen.

## Und die Zukunft

Wird sich an der Verteilung der aktuellen Vegetation viel ändern, in den nächsten Jahrzehnten? Eine ziemlich große Änderung, die auf der Karte 1971 aber schon teilweise erfaßt ist, ist die erwähnte Rückkehr des Waldes. Am Bichlach und anderswo wurden Moore mit riesigen Pflügen aufgerissen und Fichten gepflanzt — mit mäßigem Erfolg. Heute wäre dieses Tun nach dem Naturschutzgesetz verboten. Viele Flächen wuchsen stillschweigend zu. Wer traut sich zu sagen, wie dies weitergeht? Wieviele Bauernhöfe werden noch aufgegeben? Wieviele Golfplätze werden an die Stelle von ehemals behäbigen Bauernhöfen treten? — Wer es wagt, in die Zukunft zu schauen, muß vorsichtig sein. Wer vor fünfzig Jahren, „als ich ein kleiner Junge war“, all das vorausgesagt hätte, was heute traurige wie fröhliche Wirklichkeit ist, der wäre hellauf verlacht worden.

Man ist nur dort wirklich daheim, wo man aufgewachsen ist. Man möchte daher, daß alles, vor allem das, was gut war, so bleibt, wie es war. Ich wünschte mir, daß die Landschaft meiner Kindheit auch in Zukunft bäuerlich geprägt bleibt. Daß die schönen schweren Höfe — Mensch und Vieh unter einem Dach — auch künftig von aktiven Bauersfamilien bewirtschaftet, erhalten und bewohnt — und nicht ins Museum gestellt werden. Es wäre zu wünschen, daß die Bauern für ihre Arbeit jenen Lohn erhalten, der sie nicht ans Aufgeben denken läßt. Einiges ist seit dem letzten Krieg schief gelaufen. Vieles ist, dank der Standfestigkeit der Bauern und weil sie von Leuten wie Sepp Wörgötter gut beraten waren, geändert worden, aber in eine tragfähige Richtung. Und so braucht einem eigentlich nicht loadig sein um die Zukunft. Der hl. Leonhard, der beim Großvieh „besser sein soll wie der Herrgott“, und alle anderen Bauernpatrone werden hoffentlich ihre schützende Hand über dieses schöne Land halten.





Salzburg hört auf, Tirol fängt an.  
Das Markkirchl im Salzachjoch.  
Die Fotos zum folgenden Beitrag stammen,  
wenn nicht anders angegeben, vom Autor.

# Kein Spielplatz für «alpine Helden»

Das Tourenfüllhorn der sommerlichen Kitzbüheler Alpen

Horst Höfler

*Nahe der Murnauer Scharte grummelt es, und erste Tropfen fallen. Im Westen leuchtet unter bleigrauem Himmel fahl der Große Rettenstein. Gewitterstimmung. Nichts wirds mit der Rast. Rasch, nur rasch hinunter zur schützenden Bürglhütte! Gewitter scheue ich. Ich sammelte einfach zu viele Erfahrungen mit dem Donnerwetter. Am Jubiläums- und am Stüdlgrat, an Kampen- und Kreuzwand und — am wildesten — auf der Normalroute des Trisselberges. Aus der Wand waren wir — heilfroh — gerade noch herausgekommen. Aber daß der Blitz mitten auf dem Wanderweg einschlagen würde, damit hatten wir nicht gerechnet.*

*Als ich die Bürglhütte (1695 m) erreiche, scheint bereits wieder die Sonne. Es war nur ein kurzer Gewitterschauer. Das „dicke Ende“ kommt noch. Nachts. Es blitzt und kracht, daß sogar ich, der Abgrundtief-Schläfer, wach werde. Regen trommelt schwer aufs Dach. Ich kann für eine Weile nicht wieder einschlafen, und die Erinnerung formt Gedankenbilder.*

## Gestern und heute

Heut' Morgen. Seilbahnauffahrt zur Schmittenhöhe. Im Nordosten Steinernes Meer und Hochkönig.

Wiedersehensfreude, aber kein Bedauern, nicht dort drüben zu sein. Da hat sich doch etwas in mir verändert. Als ich vor mehr als zwanzig Jahren die „Feldarbeit“ für den ersten Alpenvereinsführer über die Kitzbüheler Alpen erledigte, drückte die Verpflichtung. Auf Hartkaser und Zinsberg spürte ich Verlangen nach den Kaisergipfeln. Am Kreuzjoch unterwegs, wollte ich viel lieber über die Grate der Reichenspitzengruppe klettern. Und von den Gipfeln des Pinzgauer Spaziergangs aus sehnte ich mich nach dem Tauerneis. Meine Blicke hingen anstatt an meinem Wege auf Kitzsteinhorn, Großem Wiesbachhorn und Klockerin. Das konnte nicht gutgehen. Am Oberen Gernkogel rutschte ich aus und verdrehte mir den Knöchel. Der Schmerz tobte höllisch, sodaß ich erst einmal ein paar Minuten liegenblieb. Als ich feststellte, daß nichts gebrochen war, schleppte ich mich zum Pinzgauer Haus (1695 m) zurück. Für eine Wegstrecke, die ich vordem in einer Stunde bewältigt hatte, brauchte ich nun dreimal so lang.

Heute habe ich den Pinzgauer Spaziergang genossen; und zwar in einer Art und Weise, daß ich keinen seiner vierzehn oder fünfzehn Gipfel „mitnahm“. Ich ließ sie schnöde „rechts liegen“, wanderte ohne jeden Leistungsdruck. Je weiter ich mich gen Westen bewegte, desto weniger „menschelte“ es um mich herum. Der Weg wurde zum Pfad. Er wand sich um jeden Kamm, in jeden Graben. Beidseits des Steiges leuchtete Almrausch, und bald blitzte es zum ersten Mal weißbraunscheckig aus den sattgrünen Wiesen: immer wieder Viehherden. Die Kitzbüheler Alpen gehören den Rindern — und den Pferden! Das Trommeln auf dem Dach wird schwächer, verebbt. Der Melcher steht auf. Die Bürglhütte wird noch als richtiggehende Hochalm geführt. Bauersleute und Kinder fahren am Abend zu Tal — der Melcher jedoch schläft heroben. Im Hochsommer, wenn das Vieh auch nachts draußen auf den Weiden bleiben kann, wälzt er sich schon um vier Uhr in der Früh aus seinem Lager.

Der Melcher nahm in der bäuerlichen Rangordnung eine Sonderstellung ein. Er trug die Verantwortung für das Vieh am Hof und auf der Alm. Auch mußte er über tierheilkundliche Kenntnisse verfügen. Hilfe hatte er durch den „Kühbuam“. Der hielt die Rinder auf der Almweide, und er durfte sie täglich nur einen bestimmten Bereich abgrasen lassen.

Um sieben Uhr sitze ich in der Morgensonne draußen auf der Bank und genieße Kaffee, Milch und die guten Butterbrote. Bald darauf steige ich in aller Gemütsruhe wieder zur Murnauer Scharte und auf den Leitenkogel empor. Rast. Weit und breit keine Menschenseele. Der Großvenediger prangt in makellosem Weiß. Oberhalb meiner Warte, ganz nah, steht — fast ein wenig bedrohlich wirkend — der Geißstein (2363 m), der Beherrscher der östlichen Kitzbüheler Alpen, dessen Ersteigung Trittsicherheit verlangt.

Die Kitzbüheler Alpen sind mit etwa 1700 Quadratkilometern — was fast die doppelte Größe des Karwendels ausmacht — das weiträumigste Gebirge jener Schiefer- und Grauwackenzone, die sich grob gesagt zwischen Wipptal und oberer Enns erstreckt und eine Depression

zwischen den Nördlichen Kalkalpen und den Zentralalpen bildet. Schöner vermögen's ja die Einheimischen auszudrücken, indem sie von den „Grasbergen“ reden; im Gegensatz zu den „Steinbergen“ im Norden und zu den „Keesbergen“ im Süden. Begrenzt werden die zu den Bundesländern Tirol und Salzburg gehörenden Kitzbüheler Berge im Norden vom Söllland, im Nordosten von Pillerseer Ache und Leoganger Tal, im Osten vom Zeller-See-Becken, im Süden vom Oberpinzgau und vom Gerlostal, im Westen vom Zillertal und im Nordwesten vom Unterinntal. Das Tal der Jochberger und Kitzbüheler Ache trennt die Kitzbüheler Alpen in einen größeren West- und einen etwas kleineren Ostteil. Dieser wird durch das Glemmtal nahezu in eine Nord- und in eine Südhälfte geschieden. Im Westbereich teilt das Brixental die relativ kleine Gruppe der Hohen Salve von den großen Kämmen um den Rettensteinstock. Ansonsten sind hier die Täler überwiegend in Süd-Nord-Richtung eingeschnitten.

## Höhenwege und kecke Gipfel

Schaut man vom Geißstein gegen Norden, zeigen die Kitzbüheler Gipfel ihre sanften Seiten. So weit das Auge reicht, dominieren grüne Kämme, Kuppen, Kegel und Hügel. Stünden wir auf dem seilbahnerschlossenen Kitzbüheler Horn (1996 m), würde sich uns ein weitaus schrofferes „Gesicht“ dieser Berge präsentieren: Karbildungen und steile, wenn auch nicht sehr hohe Wände. Während der Eiszeiten wurden die Kitzbüheler Berge von den Zentralalpen her mit Eismassen überflutet, und einem förmlichen Eissee entragten die höheren Kammstücke und Gipfel. Es gilt als ziemlich sicher, daß sich zum Beispiel die Hohe Salve (1827 m) — ein typischer „Rundling“ — vollständig unter dem Eis befunden hat. Auch wiesen die Kitzbüheler in manchen Teilen eine, wenn auch geringe, Eigenvergletscherung auf. Die zentralalpinen Eisströme aber trugen Tauerngneisblöcke auf die Schieferberge. Im Fachjargon spricht man von „erratischen Geschieben“.

Neben dem „Pinzgauer Spaziergang“ und seinen Gipfeln Gernkogel (2176 und 2153 m), Zirmkogel (2214 m), Hochkogel (2249 m), Manlitzkogel (2247 m) — um nur einige markante Erhebungen zu nennen —, und natürlich dem Geißstein, ist der Ostteil der Kitzbüheler Berge noch reich an lohnenden Zielen. So kann man zum Beispiel aus dem Glemmtal — von den Bergbahnstationen des Schattbergs (2018 m) oder des Zwölferkogels (1984 m) — in den Pinzgauer Spaziergang „einsteigen“ und eine anregende Rundtour durchführen. Der Saalachtaler Höhenweg, den freilich immer wieder Seilbahnen tangieren, leitet vom Bieberg ob Saalfelden bis zum ansehnlichen Spielberghorn (2044 m) über dem Griesenpaß.

Der Fieberbrunner Höhenweg hingegen erschließt eine der interessantesten Gegenden der Kitzbüheler Alpen: Der Wildseeloder (2118 m) und im Besonderen der Wild-

see samt Wildseeloderhaus (1854 m) sind schlechthin zu ihrem Markenzeichen geworden — wenn ihm auch die kalkhellen Hörner des Loferer Steinbergs den charakteristischen Stempel aufdrücken. Die Trittsicherheit fordernden Berge Bischof (2127 m) und Gebra-Ranken (2057 m) gehören dagegen wieder zur unverfälschten Kitzbüheler-Alpen-Prominenz. Südwestlich von ihnen erheben sich Sonnspitze (2062 m), Staffkogel (2115 m) und Saalkogel (2006 m), und damit sind wir schon mitten im Tourengebiet der Bochumer Hütte (1430 m), dem Kelchalm-Berghaus, das 1832 als Knappenhaus errichtet wurde.

## Bergbaugebiete und eine alte Geschichte

Die Kelchalm ist einer der Brennpunkte des ehemaligen Kupferbergbaus in den Kitzbüheler Alpen. Etwa 1200 v. Chr. erlangte er eine erste Blüte. Auch im Glemmtal, am Geißstein und am Schattberg gab es in vorgeschichtlicher Zeit Schürfstätten, die illyrische Bergbauspezialisten mit höchster Professionalität betrieben.

Die zweite große Bergbau-Epoche hob dann im 16. Jahrhundert an, als die Kitzbüheler den Erzreichtum des Rerobichls (= Röhrebichl) entdeckten. In der Leoganger Gegend wurden dem Berg Kupfer, Silber, aber auch Nickel, Kobalt und unterm Gebra Eisen abgerungen, und drüben im Westen sind am Gratspitz Silber, und am Reither Kogel Kupfer gefördert worden. Diese „hohe Zeit“ reichte bis ins 17. Jahrhundert hinein. Anfang des 20. Jahrhunderts flackerte der Bergbau bei Jochberg, in Leogang und unterm Gebra zwar noch einmal heftig auf, ehe er nach dem Zweiten Weltkrieg dann doch im Sinn des Wortes museumsreif wurde. Die Bodendecke — Humus, Gras und Wald — eroberte die Abraumhalden zurück, und wo einst die Knappen „im Schweiß ihrer Angesichter“ das Erz brachen, weidet wieder das Vieh.

Schöne Bergwanderziele im Bereich der Bochumer Hütte sind die Gipfel um den malerischen Torsee: Gamshag (2178 m) mit Teufelssprung (2174 m) und Tristkogel (2095 m). Auch der dem Geißstein nördlich vorgelagerte Schusterkogel (2208 m) läßt sich von hier aus „machen“. Einst, an einem klirrendkalten Novembertag — es hatte bereits heftig in die Kitzbüheler Berge hineingeschneit — zogen wir unsere Spur durch glitzernden Pulver über Kleinen und Großen Schütz (2079 und 2069 m) bis zum Gamshag. Auch besagten Teufelssprung nahmen wir noch mit. Im Anblick der westlich in der Tiefe stehenden Luegeckalm, wo ebenfalls nach Kupfererz geschürft worden war, erinnerte ich mich an eine Geschichte, die vor über dreißig Jahren Franz Biasi aufgeschrieben hatte:

„Klara, eine achtzigjährige Jochbergerin, erzählte mir: ‚Es ist lange her, da ging nachts eine Lawine auf die Grube nieder und tötete zwölf Knappen. Einer, so heißt es, überlebte das Unglück. Er war mondsüchtig und träumte, während das verhexte Licht durchs Fenster auf seine Schlafstatt fiel, daß Fronleichnam sei. Er steht auf, geht

vor die Tür ... und weil ihm bei diesem hohen Fest in der Prozession die Knappenfahne anvertraut war, ergreift er eine Holzstange und trägt sie wie eine Fahne bergab. Die Kälte weckt ihn bald oder der Lärm der Lawine; er kehrt um, stolpert benommen zurück und verliert dabei die Spur. Jetzt hält er nach der Hütte Ausschau; aber die Hütte ist nicht mehr zu sehen. Dort wo sie stand, sieht er im Mondlicht glitzernden Schnee und unheimliche Schatten. Von schrecklicher Angst gepeinigt, stürzt er ins Tal hinunter und berichtet.“

Mir ist, als erwachte ich aus einem Traum. Ich sitze noch immer auf meinem Leitenkogel, und das Gebirge „gehört“ mir an diesem Morgen allein. Etwas steifen Schrittes steige ich endlich ins Stefflkar hinunter, in dem der Pfiff des Murmeltiers gellt, gelange in die Schusterscharte und steure den Schusterkogel an. Frei geht der Blick jetzt zum Rettensteinstock jenseits der Jochberger Ache, der das Tourengebiet der Oberlandhütte (1041 m) im Spertental dominiert. Ja, die Überschreitung vom Kleinen Rettenstein (2217 m) zum Roßgruberkogel (2156 m) war eine begeisterte Unternehmung: steile, aber nicht beängstigend schroffe Grasrate und -kämme, und ein paar nette, leichte Kletterstellen.

## Der Grandseigneur

Freilich, die Krone gebührt schon ihm: dem Großen Rettenstein (2362 m), der mit seiner edlen Gestalt nahezu 400 Meter aus den sanften Almböden ragt. Ein Kalk- und Dolomithärtling inmitten weicher Schiefer. Die Einheimischen nennen ihn schlicht und treffend den „Stoan“. Heinrich Schwaiger, der Münchner Seilermeister und Erschließer der Nordalpen, charakterisierte ihn als prächtigen Kalkkegel, „stolz weithin herrschend und deshalb als Aussichtspunkt viel gerühmt und doch noch immer zu wenig besucht“. Heute, fast hundert Jahre später, ist der Große Rettenstein an schönen Wochenendtagen geradezu überlaufen.

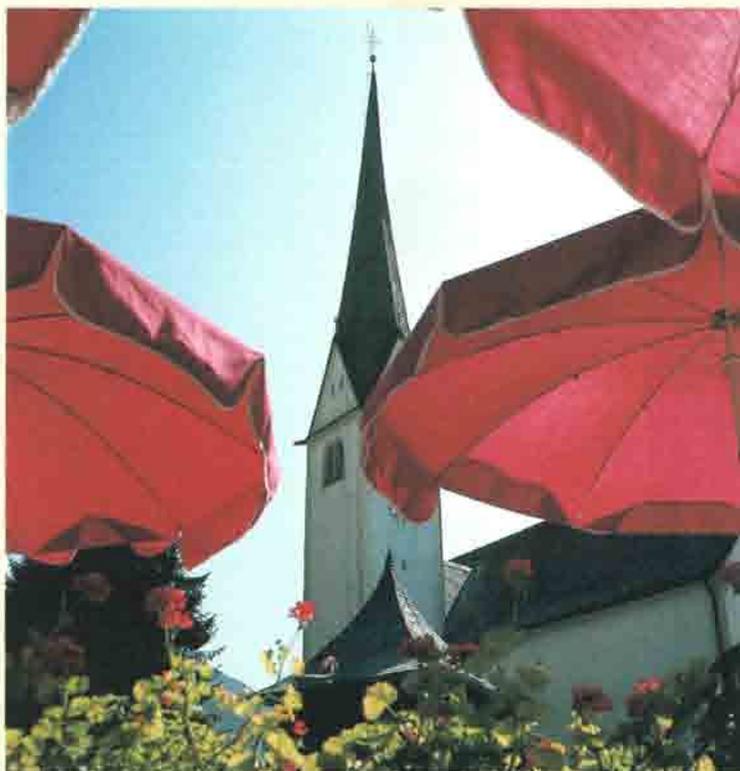
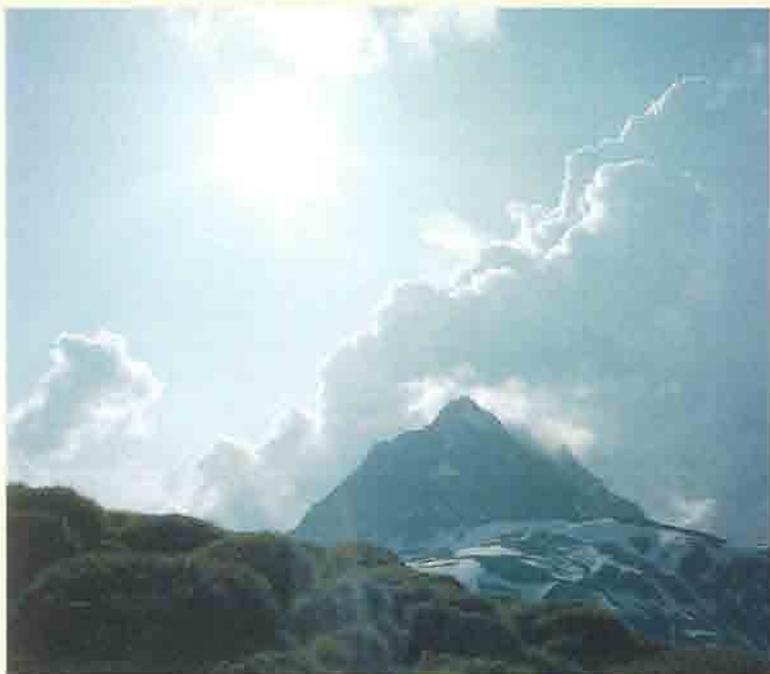
Der Kaiserkenner Georg Leuchs schrieb 1934 markig, wie es sich für jene Zeit geziemte: „Wie ein fremder Eroberer thront er über dem gezähmten Volk der Wald- und Grasberge.“ Da gefällt mir die 1902 in der „Zeitschrift“ veröffentlichte kleine Rettenstein-Monographie des frühen Mitglieds der DAV-Gründersektion München Max von Prielmayer viel besser. Der Freiherr schmückte seinen Aufsatz mit wohlgelungenen Zeichnungen. Eine davon, „Der Grosse Rettenstein vom Hochleger der Durachalpe aus gesehen“, erinnert ein wenig an Max Josef Wagenbauers Stil. Eine andere zeigt nebelumwoben die zu gespenstischen Figuren verformeten Felstürmchen des Gipfelgrates. Und so beschreibt Prielmayer die Szenerie: „Nun wendet der Steig wieder gegen die Nordwestwand zu; eine kurze Strecke und wir stehen, nur durch eine breite Kluft davon getrennt, den ‚Steinernen Frauen‘ gegenüber, bi-

zarren Felszacken auf dem scharfen Hauptgrate südöstlich des Gipfels, die dem Ausbrechen der Schichten ihre abenteuerlichen Gestalten verdanken, die recht wohl an gebeugte, trauernde Frauen erinnern, namentlich dann, wenn infolge der Beleuchtung die Gestalten sich dunkel von der hellen Luft abheben, oder flatternde Nebel aus dem Kar herauf sie umwallen wie wehende Schleier.“ Die Durachalm steht an den Hängen des Duracher Kogels, und der wiederum ist nur ein Kammabsenker des Brechhorns (2032 m). Es gehört zwar nicht zu den mächtigen, aber doch zu den halbwegs markanten Bergen der Kitzbüheler Alpen, und von seinem Gipfel genießt man überwältigende Ausblicke auf die Hohen Tauern, auf die Zillertaler Alpen, zum Rofan, zum „Koasa“ und — auf den Großen Rettenstein.

Ich habe das Brechhorn oft besucht; das letzte Mal im vergangenen Oktober. Auf den höheren Kämmen und Gipfeln lag bereits hartgefrorener Schnee. Hinter der Wirts-Hochalm verfehlte ich im blendenden Sonnenlicht den Weg. Das heißt, ich folgte einem vom Ziel wegführenden Pfädchen und fand mich alsbald unterhalb des Flochs. Eine Fleißaufgabe? Warum nicht. Der Übergang zum Brechhorn gestaltete sich wegen der nahezu winterlichen Verhältnisse gar nicht uninteressant, und auf dem aperi Südgrat gelangte ich endlich zum Kreuz. Ich dachte schon, ich wäre wieder — wie so oft — vollkommen alleine am Berg, da erkannte ich auf der Kammschulter östlich unterhalb des Gipfels eine Gestalt. Ich stieg zu ihr hinunter — und traf auf einen naturbegeisterten Erfurter Historiker, der zusammen mit seiner Frau einen Kurzurlaub machte. Die „bessere Hälfte“ wartete unten vor der Wirts-Hochalm. Wir wanderten dann alle miteinander zurück ins schattenkalte Spertental, kamen ins Gespräch und tauschten die Adressen. Die beiden fuhren sogleich zu ihrem Quartier draußen im Chiemgau, während ich vor der Heimfahrt in der gemütlichen Oberlandhütte noch eine deftige Brotzeit genoß. — Eines Tages brachte der Postbote ein großes Kuvert. Drinnen stak ein herrliches Foto: „Kaisergebirge vom Brechhorn“. Und im selben Augenblick war dieser selten schöne Tag an der Pforte zum Winter vor meinem geistigen Auge wieder präsent.

Wer mit dem Brechhorn als solchem nicht genug haben sollte, kann in Südrichtung weitergehend eine Reihe von Gipfeln sammeln: Floch (2057 m), Gerstinger Joch (2035 m), die Tanzkögel (1974 und 2097 m) und das Gamsbeil (2169 m). Gegen Norden hin verebbt der Windauer-Sperren-Kamm. Allein der Gampenkogel (1957 m) ragt dort als eigentlicher Hausberg des Brechhornhauses (1660 m) eindrucksvoll auf. Seinen westlichen Nachbarn, den Fleiding (1892 m) „ziert“ seit etlichen Jahren ein Lift. Anhand der unmittelbaren Umgebung der Alpenrosehütte (1553 m) konnte man im Sommer 1995 eindrucksvoll erleben, wie „geschundene Gebirgslandschaft“ aussieht. Kein Ruhmesblatt für die Westendorfer!

*Ein beschauliches Wanderland –  
unterwegs in den  
Kitzbüheler Alpen*



Linke Seite, oben links: Seenieder mit dem Gipfel der Henne.

Foto: Gerlinde M. Witt.

Unten links: Schilder an der Bochumer Hütte.

Oben rechts: Der Große Rettenstein, vom Stangerjoch zwischen  
Kleinem Rettenstein und Roßgruberkogel.

Unten rechts: In Alpbach.

Rechte Seite: Wildsee, Wildseeloderhaus und Loferer Steinberge von  
der Seenieder.



Auf dem Gipfel des Schusterkogels setze ich mich erneut zur Rast nieder. Nach Kitzbühel gelange ich heute allemal noch, ich kann mir ruhig Zeit lassen. Also wenn ich mich hier so umschaue: Die „Grasberge“ sind wahrhaftig kein Spielplatz für „alpine Helden“. In dem dreibändigen Standardwerk *Die Erschließung der Ostalpen* fehlen die Kitzbüheler denn auch vollständig. Zwar wurden während der letzten Jahrzehnte am Großen Rettenstein sogar einige Kletterrouten zwischen drittem und oberem fünften Schwierigkeitsgrad eröffnet, aber mit denen läßt sich nicht groß Staat machen. Das muß auch gar nicht sein. Es ist doch herrlich, daß es mit den Kitzbüheler Alpen ein fast ausschließliches Bergwanderparadies gibt.

### Am Salzach-Ursprung

Ah, was war das für ein Tag drüben im Tourengebiet der Neuen Bamberger Hütte (1759 m). Von See zu See auf den Schafsiedel (2447 m) gebummelt! Drei Kilometer südwestlich von ihm lockte der Salzachgeier mit seinen beiden Gipfeln. Dazwischen Aleitenspitze (2449 m), Schwebenkopf (2354 m), Fünfmandling (2422 m) — aus dessen Ostseite die Salzach quillt — und Molterfeldgeier (den die AV-Karte unterschlägt): ein fortwährendes Auf und Ab an mehr oder weniger steilen Grashängen und -graten; bisweilen eine Pfadspur, die sich wieder verlor, feste Felsen da und dort, Riesensteinmänner, ein mickriges Gipfelkreuzchen, und auf dem Westlichen Salzachgeier (2469 m) eine beachtliche Trümmerhalde. Beim Übergang zum Östlichen Salzachgeier (2466 m) wählte ich nach Manier eines „alpinistischen Greenhorns“ die allerschwierigste Möglichkeit. Warum einfach, wenn's kompliziert auch geht ... Drunten im Gasthof Wegscheid (1144 m) hatte sich ein herrlicher Tourentag erfüllt. Und weil die fesche Bedienung gar so freundlich lachte, fühlte ich mich bemüßigt, eine unpassende Bemerkung zu machen. „War des heut' eine Schau.“ „Scho' wieder oana“, seufzte die Geplagte, „und i derf do herunt' d' Jaus'n und's Bier umanand' trag'n.“ Aber sie meinte es nicht so und räumte ein, daß sie bisweilen schon auch hinaufkönnen, und daß es wirklich „unbandig schian“ dort oben sei.

Zum Tourengebiet der Neuen Bamberger Hütte gehören freilich auch Kröndlhorn (2444 m) und Kröndlberg (2442 m), Molterfeld- (2269 m) und Schnee grubenspitze (2237 m). Wer leichte Gratklettern liebt, überschreitet sie allesamt und wandert zum guten Schluß noch hinaus bis zum Steinbergstein (2215 m).

Den kleinen Umweg über den Torsee nehme ich gerne in Kauf. Im Süden präsentieren Schusterkogel und Geißstein stolz ihre „Schausseiten“. Trotzdem können sie nicht mit den Hohen-Tauern-Gipfeln konkurrieren.

An den Ufern des Torsees sitzen ein paar Bergwanderer. Die ersten, auf die ich heute treffe. Biasi hatte eine Rast hier heroben so schön beschrieben: „Ich [...] schaue auf

das Wasser, das mich, von einem leichten Wind beunruhigt, mit tausend Augen anblinzelt. Kommt der Wind stärker auf, übertreibt es gleich seine Unruhe und zerrt wild an den Spiegelbildern erhabener Berge herum. Und gerät eine der drei streunenden Wolken vor die Sonne: da drückt es alle Augen zu und zeigt nur noch finstere Falten. Dazwischen als hübsche Einlagen die zarten Kreise nach den Luftsprüngen jagender Fische.“

Um die Mittagszeit stehe ich im „Tor“. Wolkentürme bauen sich auf, und kleinere Cumuli beginnen, den Wilden Kaiser einzuhüllen. Den Kaiser verhüllen! Hi, hi, das kann er nicht, der Christo. Rechts im Hang erkenne ich das Kelchalmhaus, mein nächstes Zwischenziel. Aus den Schatten von Gamskogel und Tristkogel wandere ich hinaus in die sengende Hochsommerhitze und freue mich auf ein kühles Bier. Bald betrete ich den angenehm temperierten Gastraum. Von der Sonne habe ich für heute genug. Während ich eine köstliche Speckknödelsuppe löftele, denke ich an unseren großen Grat über dem Alpbachtal.

### Der «große Grat»

Wir hatten uns den Auftakt leicht gemacht und „stürmten“ das Wiedersberger Horn per Sesselbahn. Rasch war von der Bergstation aus der Gipfel (2127 m) erreicht worden, und der nahezu schnurgerade verlaufende Steig über den Hochstand (2057 m) zur Sagthalerspitze (2241 m) bot die verführerisch bequeme Einstimmung auf das Kommende.

Der Grat verlief ab hier in Ostrichtung. Über halbwegs steile Graspässen und hübsche, leichte Kletterstellen gelangten wir auf den Tapenkopf (2266 m). Absteigend von ihm überraschten uns ein paar nette Zacken, griffige Wandln und eine Kluft.

Dem Gamskopf (2205 m) folgte das Tristenjoch (1998 m) und endlich der Höhepunkt der Tour: die Überschreitung des finsternen Tristenkopfes (2203 m). Seine Westflanke forderte unseren Spürsinn nach dem besten Durchschlupf an Steilgras und Fels. Eine kaminartige Rinne verlangte sogar etwas Stemmarbeit. An der Ostflanke absteigend wurde der Weg des geringsten Widerstandes alsbald zwingend. Durch eine erdige Rinne und — wie sollte es anders sein — über steiles Gras wühlten wir uns zum Sattel zwischen Tristenkopf und Kleinem Galtenberg (2318 m) hinunter. „Wenn's da heut' zum Regnen gekommen wär“, sagte ich zu meinen beiden Begleitern. Mein Vater hatte auch so die Nase voll und wollte partout Kleinen und Großen Galtenberg westseitig umgehen. Wir überredeten ihn, sich durchzubeißen und auf dem jetzt unschwierigen Grat zu bleiben. Es war ohne Frage die bessere Möglichkeit. Mit dem Abstieg auf der nordseitigen Normalroute des Großen Galtenbergs (2424 m) klang ein Tourentag aus, der zu meinen längsten, aber auch interessantesten in den Kitzbüheler Alpen zählt.



Die Wärme des  
Holzes.  
Holzlege am Wirtsalm-  
Mitterleger.

Durch das Krummbachtal indes muß man als Freund unseres Gebirges unbedingt einmal hinaufgewandert sein; den schmalen Wegen gefolgt und sich begeistert haben an den kleinen Klammern, Kaskaden, Feuchtgebieten und Mäandern. Nahe der Krimmlalm öffnet sich endgültig die Schau zu den Höchsten der „Kitzbüheler“, und beim still-ernsten Langen See rastet man an einem ihrer schönsten Plätze.

Zell am Ziller freilich beknabbert seit geraumer Zeit die Westflanken des Kreuzjochstockes mit Seilbahnen und Liften. Kein Wunder. Denn akkurat hier weisen die Kitzbüheler Alpen ihren größten Höhenunterschied zwischen Tal und Gipfeln auf; knapp 2000 Meter immerhin.

Seit 1987 gibt es Pläne für einen Verbund der Pistenskigebiete von Zell am Ziller mit denen von

Gerlos. Würde er Realität werden, bedeutete dies die Zerstörung der landschaftlichen Einheit der Wilden Krimml. Sie ist „der größte noch verbliebene Freiraum im Bereich der ‚Tuxer Voralpen — Kitzbüheler Alpen‘ ohne jegliche infrastrukturelle Nutzung, seien es Forst- und Güterwege, Aufstiegshilfen, hydroelektrische Nutzungen etc.“ (Peter Haßlacher).

Der Österreichische Alpenverein, zuvorderst die Sektion Zillertal, kämpft leidenschaftlich gegen den Verbund, der bislang durch die Tiroler Seilbahngrundsätze „auf Eis gelegt“ war. Diese jedoch wurden 1996 neu beschlossen, und nun ist die Wilde Krimml als Planungsgebiet für eine mögliche Erschließung ausgewiesen. Im Klartext bedeutet das: Wenn es den Verantwortlichen der Zeller und der Gerloser Bergbahnen gelänge, eine „verträgliche Lösung“ auszuarbeiten, stünde es der Tiroler Landesregierung frei, den Zusammenschluß der beiden Skigebiete zu genehmigen.

Noch ist nichts entschieden. Peter Haßlacher, der Leiter der Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz beim OeAV in Innsbruck, stellt fest: „Die Landschaft der Wilden

Übrigens war ich nicht wenig darüber erstaunt, das Gratstück Tristenjoch — Sagthalerspitze als Tour Nr. 63 in einem (fast noch) brandneuen Klettersteigführer(!) vorzufinden. Nach dem „Sinwel-Klettersteig“ auf den Großen Pölven (1495 m) der zweite „Eisenweg“ in den Kitzbüheler Alpen. Alle Wetter!

### Bewahrt mir die Wilde Krimml!

Wer vom Gipfel des Großen Galtenberges nach Süden schaut, bemerkt vor den beherrschenden Zillertalern, durch den Märzengrund vom Galtenbergstock getrennt, die Kreuzjochgruppe. Dort stehen die höchsten Gipfel der Kitzbüheler Berge: Kreuzjoch (2558 m), Katzenkopf (2535 m), Rifflerkogel (2496 m) und Torhelm (2494 m); die Gipfelumrahmung des Hochtälchens „Wilde Krimml“ mit seinen drei Seen. Der übliche Weg in dieses Kleinod der Kitzbüheler Alpen erfolgt von Gerlos-Innertal durch das Krummbachtal. Wer Phantasie besitzt und die Karte zu lesen versteht, findet jedoch auch schöne Zugangsmöglichkeiten von Norden her.

Krimml ist unteilbar.“ Deshalb sei auch eine teilweise Erschließung, und wäre es „nur“ eine Liftverbindung, nicht sinnvoll.

Ich verlasse das gastliche Kelchalmhaus und gehe die kleine Strecke nach Hechenmoos hinunter. Die Sonne hat sich hinter grauem, bedrohlichem Gewölk verkrochen. Heute wird das Gewitter bereits am frühen Nachmittag toben, aber da werde ich schon Kitzbühel erreicht haben. Trutzige, farbenfroh bemalte Häuser, Erker und Portale, vor allem aber die Pfarrkirche St. Andreas und die Liebfrauenkirche mit ihrem mächtigen Turm am Rande der Eckinger Höhe prägen das Stadtbild, das noch viel von jenem des 16. Jahrhunderts innehat. In der Pfarrkirche erinnert der prächtige Knappenaltar aus der Zeit um 1710 mit Figuren des Georg Faistenberger an Kitzbühels Bedeutung als Bergbaumetropole.

Doch was wäre der Blick über die Türme und Häuser hinweg ohne den Hintergrund der Kitzbüheler Berge? Erst sie — Saal- und Tristkogel, Gamshag und Schützkögel — vervollkommen die Ansicht zum tatsächlichen „Markenzeichen“ dieser Berg-Kulturlandschaft.

## Möglichkeiten — nur angedacht

Ich habe bei weitem nicht alle bergsteigerischen Möglichkeiten innerhalb der Kitzbüheler Alpen genannt, und da steckt auch ein bißchen Absicht dahinter. Für Detailplanungen werden ohnehin der umfassende Alpenvereinsführer und die beiden Alpenvereinskarten Östliches und Westliches Blatt notwendig sein. Wer es gewohnt ist, mit derlei Hilfsmitteln umzugehen, braucht keine „Rezepte“. Fraglos sind auch Lämpersberg (2202 m), Großer Beil (2309 m) und Sonnenjoch (2287 m) lohnende Gipfelziele, und wer es „draufhat“, folgt dem langen Gratverlauf über das Regenfelder Joch (2258 m) und den Grubachkopf (2343 m) hinweg bis hinaus zum Torhelm. Eine Riesentour! Daß man vom Schafsiedel aus nicht nur zum Salzachgeier hinüber-, sondern mit leichter Kletterei auch nach Norden bis zum Kelchsauer Kreuzjoch (2017 m) hinausgelangen kann, erkennt jeder, der den Blick dafür hat. Oder wie wär's mit der zumindest in ihrem Gipfelbereich weglosen Pallspitze (2389 m)? Auch die „kleinen Sachen“ wie der Gratspitz (1898 m) oberhalb des schmucken Dorfes Alpbach, oder das Kragenjoch (1425 m) über der Wildschönau können im Frühling oder im späten Herbst behagliche Tourentage schenken.

Weil ich gerade den Gratspitz nenne: Dessen südwestseitige Steilwände waren der „späte Kletterspielplatz“ des Matthias Rebitsch. Der Felsenmeister der dreißiger und vierziger Jahre konnte das Klettern auch als „alter Herr“ nicht lassen. Er besaß eines der typischen Alpbacher Holzhäuser, und von dort ging er immer wieder zu „seiner“ Wand. Als wir Rebitsch 1986 in Innsbruck besuchten, zeigte er uns ein Foto, in das er alle seine Gratspitz-Routen eingezeichnet hatte. Gerlinde sagte damals: „Das sieht aus, als hätte ein Verpackungskünstler ein riesiges rotes Einkaufsnetz über die Felsen gestülpt.“ — Wo mag das Foto nach Rebitschs Tod hingekommen sein? Ob diese Touren jemals wiederholt werden? Sichtbare Spuren hat der große Freikletterer am Gratspitz wohl kaum hinterlassen.

Und natürlich lohnt sich auch eine Ersteigung des Pölvens, egal, ob man ihn nun tatsächlich zu den Kitzbüheler Alpen oder eher zum Kaisergebirge zählen mag.

Die engere Umgebung des Kitzbüheler Horns und das Gebiet zwischen Brixental und Söllland mit Hoher Salve, Zinsberg (1674 m) und Hartkaser (1555 m) aber sind großenteils schon arg verhunzt. Da paßt's dann gleichsam wie die Faust aufs Auge, daß man in Ellmau eine „Hartkaiserbahn“ anstatt einer Hartkaserbahn betreibt.

Tourentage in den Kitzbüheler Alpen sind keine „großen Tage am Berg“. Selbst wer das „Rettenstein-Dach“ (V+/A3) überwände, würde kaum Bewunderung ernten. Tourentage in den Kitzbüheler Bergen können aber zu ganz persönlichen Erinnerungsschätzen werden. Ich bin nach dem Stunde-um-Stunde-Dahingehen auf jenen stillen Pfaden geradezu süchtig geworden; habe nach Murmeltieren und Gamsen geschaut — und traf auf neugierige Haflinger. Im Kreuzjochgebiet erfreuen einen die herrlichen Zirben, die in den Kitzbüheler Alpen nur noch an recht wenigen Stellen stehen. Und natürlich begeistert immer wieder auch der Artenreichtum der Blumen; weniger das „Kulturkraut“ der Almen zwar, sondern vielmehr die Fülle der kalk- und urgesteinstypischen Pflanzen, die in den Kitzbühelern ja gleichermaßen wachsen.

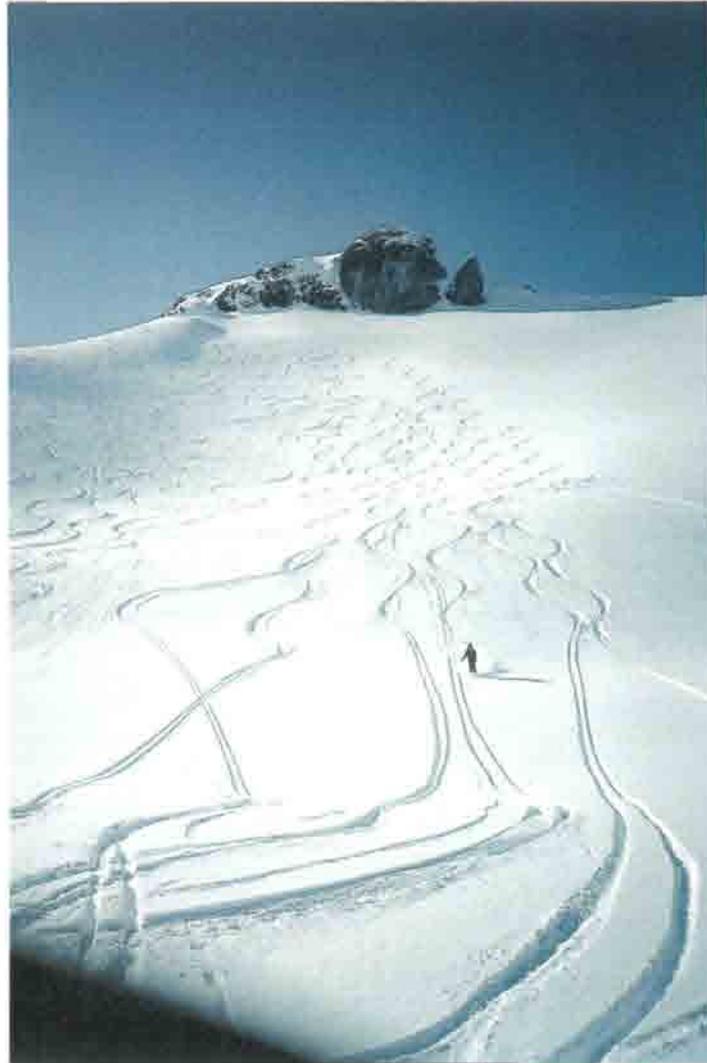
Das Unterwegssein in den Grasbergen taugt gut für beruflich Überstrapazierte. Du mußt nicht, sondern du kannst auf diesen oder jenen Gipfel wandern. Oder du läßt ihn ganz einfach links oder rechts „liegen“. Aber wenn du wolltest, könntest du dich in den Kitzbüheler Alpen auch „zu Tode laufen“. Ihr Tourenreichtum würde die Sommer vieler Bergsteigerjahre füllen.

## *Die Farbe des Winters: das Gefühl der Maler für Schnee*

Linke Seite: Alfons Walde, Winterlandschaft. 1926. Öl auf  
Leinwand, 114,5 x 157 cm. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum.  
Rechte Seite: Ernst Insam, Bei Kitzbühel — Blick zum Pengelstein.  
Aquarell, 40 x 30 cm.







Im oberen Teil der Abfahrt vom Schusterkogel  
(2208 m) im Tourenbereich Hinterglemm.  
Alle Fotos zu diesem Beitrag  
stammen von Siegrun und Rudolf Weiss.

# A wie Alpbach bis Z wie Zillertal

## Skitouren in den Kitzbüheler Alpen

Rudolf Weiss

### Ein ideales Tourengebiet

Bereits im Frühwinter und bis in das Frühjahr hinein sind die Kitzbüheler Alpen ein ideales Tummelfeld für den Skilauf. Das hat seinen guten Grund. Die Gipfel sind keine schroffen Zacken, sondern sanfte Kuppen, die meist von allen Seiten gut erreichbar sind. Wer von einem Talort aufsteigt, beginnt die Tour in der Regel auf Bauernwiesen und in angenehmer Steilheit. Dann folgt ein Waldgürtel, der aber kaum einmal so dicht ist, daß er das Skivergnügen ernsthaft stören könnte — breite Waldschneisen sind die Regel (Ausnahmen bestätigen sie). Die Almböden darüber sind ungemein weitläufig. Da kann man auch von vielbesuchten Gipfeln noch über unverspurte Hänge abfahren. Damit sind wir auch schon beim einzigen Wermutstropfen. Einsam ist man an einem schönen Wochenende in den Kitzbüheler Alpen nicht unterwegs. Dafür sorgen neben den österreichischen auch ganze Schwärme von deutschen Tourenfreunden.

Die Saison des Tourengebers beginnt in „guten“ Jahren früher als die des Pistenfahrers, sofern sich die Benutzer von Aufstiegshilfen nicht auf Gletscherpisten tummeln, was in den Kitzbüheler Alpen bekanntlich nicht möglich ist. Setzen ergiebige Schneefälle ein, kann man bereits im November, spätestens aber im Dezember mit dem Tourengehen beginnen.

Der frühe Schnee ist, wenn es kalt genug war, von erstaunlicher Qualität. Mit der Quantität, vor allem mit einer entsprechenden „Unterlage“, sieht es dagegen schlecht aus. Andererseits wird gerade der Saisonbeginn als herrliche Tourenzeit erlebt, weil man „ausgehungert“ nach dem Skifahren ist. Damit sich Abfahrtsgegnis einstellt, muß beachtet werden, daß sich das wahre Skivergnügen in dieser Zeit auf niedrigeren Bergen abspielt, so zwischen 1000 und 2000 m Seehöhe. Auch der Untergrund muß stimmen: Wälder sind nicht nur aus Gründen des Umweltschutzes, sondern auch des Skigenusses zu meiden, und steinig sollte der Untergrund schon gar nicht sein.

Wohin also am besten zu Saisonbeginn? In die Kitzbüheler

Alpen — wohin sonst? Denn für kaum ein Tourengebiet treffen diese Voraussetzungen in so hohem Maße zu. Die Ausgangspunkte liegen im Schnitt bei 1000 m oder ein bißchen darunter, die Gipfelhöhen um die 2000 m. Das alles bei einem kanten- und belagschonenden „wiesigen“ Untergrund.

Natürlich sind die Skifreuden in unserem Gebiet nicht auf den Frühwinter beschränkt. Die Tourensaison reicht sonnensteigend durchaus bis Ende März, schattsteigend bis Ende April — zumindest in Jahren mit einigermaßen „normaler“ Schneehöhe. Die niedrigen Gipfelhöhen bewirken, daß man auf den steileren besonnten Flanken oft schon Ende Jänner Firm vorfindet.

In dieser idealen Skilandschaft gibt es viele Aufstiegshilfen — Gondelbahnen, Sessellifte, Schlepplifte. Diese sind in gewissem Sinne tourenfreundlich, weil sie nicht über das gesamte Gebiet streuen, sondern in bestimmten Gegenden gehäuft auftreten. Durch ihre Konzentration sorgen sie für Ruhe außerhalb dieser Rummelplätze. So unerwartet es manchem Tourenfreund klingen mag: der weitaus größte Teil der Kitzbüheler Alpen ist von Liftanlagen völlig unberührt geblieben. Selbst in Skizentren wie Kitzbühel oder Saalbach-Hinterglemm finden sich — sozusagen in Rufweite — Tourenziele, von denen aus man genüßlich den Pistenrummel betrachten kann. In anderen Gebieten gibt es zwar Liftanlagen am Beginn des Tales; taleinwärts wird es aber immer einsamer (etwa im Alpbachtal oder in der Wildschönau). Dadurch können gerade in den Kitzbüheler Alpen Pistenfahrer und Tourengeher gut nebeneinander auskommen. Jeder kann das Skiglück auf seine Weise finden. Wo, das wird nun von A bis Z geschildert — vom Alpbach- bis zum Zillertal.

### Das Alpbachtal — ein Tourenparadies

Wie kommen wir in dieses Paradies? Von Brixlegg (534 m) im Inntal auf einer gut ausgebauten Bergstraße zum fast 500 m höher gelegenen Inneralpbach (1031 m). Hier verzweigt sich das Tal in den Luegergraben und den Greiter Graben. Diese beiden Gräben sind Ausgangspunkte für

Unten: Die Tourengeher steigen nach der Abfahrt vom Joel (1964 m) zum Saupanzen (1956 m) auf. Sie werden ihre aussichtsreiche Kammwanderung bis zum Lämpersberg (2202 m) fortsetzen. Rechts: Der Lämpersberg (2202 m), ein durchaus anspruchsvoller Skigipfel in der Wildschönau. Der felsige Gipfel links ist der Kleine Beil.

mehr als ein Dutzend Skitouren.

Im Alpbachtal ist das vielstrapazierte Wort „Tourenparadies“ trotz einer mäßigen Erschließung durch Aufstiegshilfen keine Übertreibung. Da findet sich alles, was das Herz des Tourengeheren begehrt. Kurze, leichte und nahezu lawinensichere Anstiege für Anfänger, Kinder und ihre Mütter: Schatzberg (1898 m), Gern (1850 m) oder Luderstein (1830 m). Der etwas fortgeschrittene Tourengeher wird sich am Joel (1964 m), am Saupanzen (1965 m) oder am Großen Galtenberg (2424 m) versuchen. Bequeme Abfahrtsgenießer handeln sich für eine Stunde Anstieg auf das Wiedersberger Horn (2127 m) eine Abfahrt über 1300 Höhenmeter ein. Wer es schließlich anspruchsvoller und alpiner liebt, der ist mit dem Lämpersberg (2202 m), dem Kleinen (2196 m) oder Großen Beil (2309 m) gut beraten. Man kann auch großzügig durch die Gegend ziehen, wenn man etwa vom Lämpersberg in die Wildschönau abfährt, oder vom Wiedersberger Horn in das Zillertal. Auch Gipfelsammler kommen auf ihre Rechnung; für sie schlage ich eine Skiwanderung vom Schatzberg über Gern, Joel und Saupanzen bis zum Lämpersberg vor, die gute Skibergsteiger bis zum Großen Beil oder gar

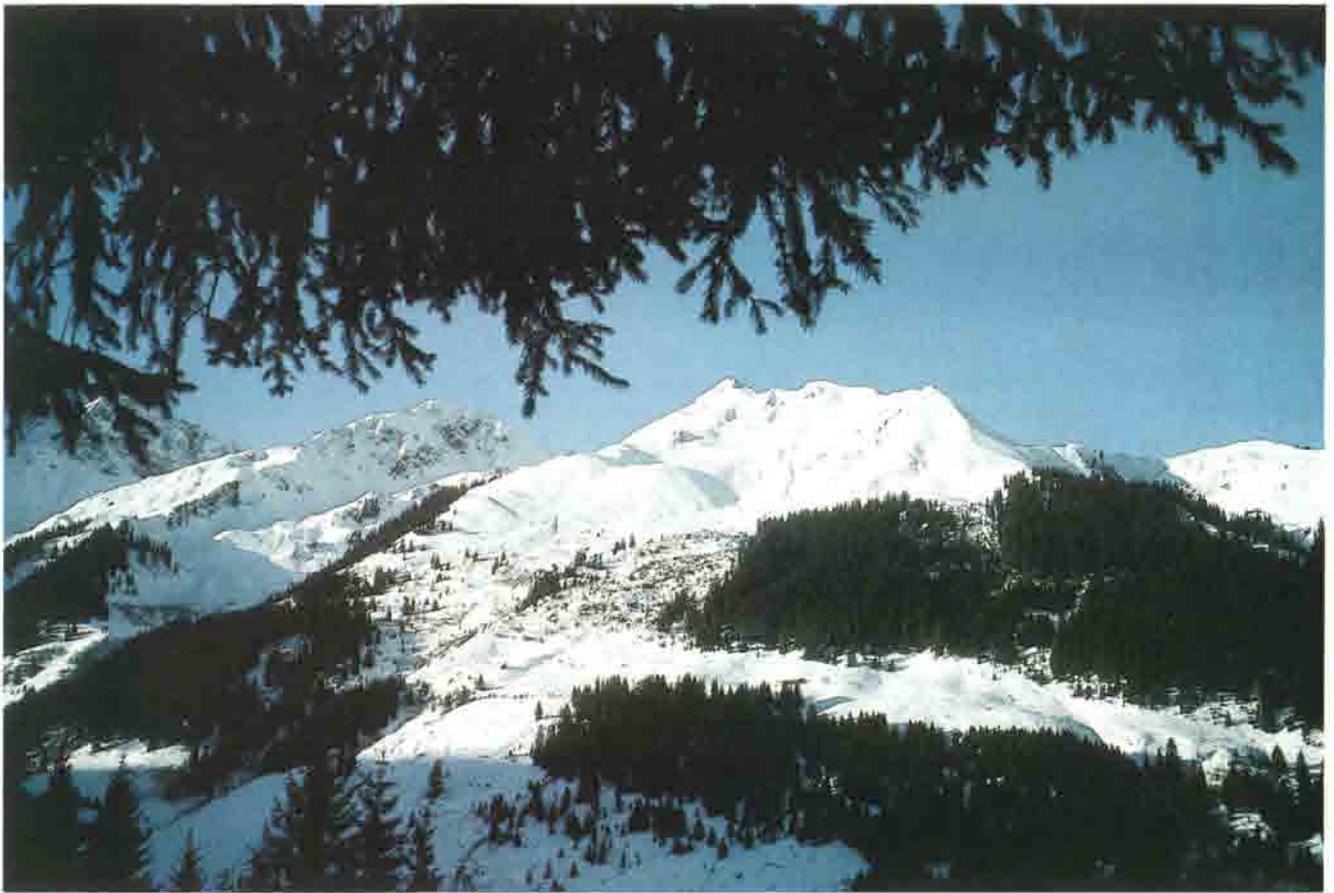
bis zum Sonnenjoch (2287 m) ausdehnen können.

Alpbach selbst ist übrigens eines der schönsten Tiroler Dörfer. Strenge Vorschriften sorgen dafür, daß sich auch Neubauten dem Stil der alten Häuser anpassen. Kunstfreunde sollten nach einer Tour einen Abstecher nach Rattenberg unternehmen. Sie finden hier eines der schönsten und geschlossensten alten Städtchen Österreichs — Häuser mit mittelalterlichen Erkern, Portalen und Lichthöfen.

### In der Wildschönau

Von Wörgl im Inntal zweigt man nach Süden ab. Nach einem Steilstück, das die Straße in mehreren Kehren überwindet, öffnet sich ein erstaunlich weiträumiges Hochtal: die Wildschönau. Auch in der Wildschönau kommen Tourengeher voll auf ihre Rechnung. Die Aufstiegshilfen halten sich in Grenzen: ein kleiner Skizirkus in Niederau und in Auffach; kurze Schlepper in Oberau, Dorf und Mühlal. Alle diese Anlagen liegen am Beginn des Hochtals. Die lohnenden Ziele weiter talein bleiben dem Fellbenützer vorbehalten. Wer keine unüberwindliche Abneigung Liftten gegenüber hat, kann sie schließlich auch





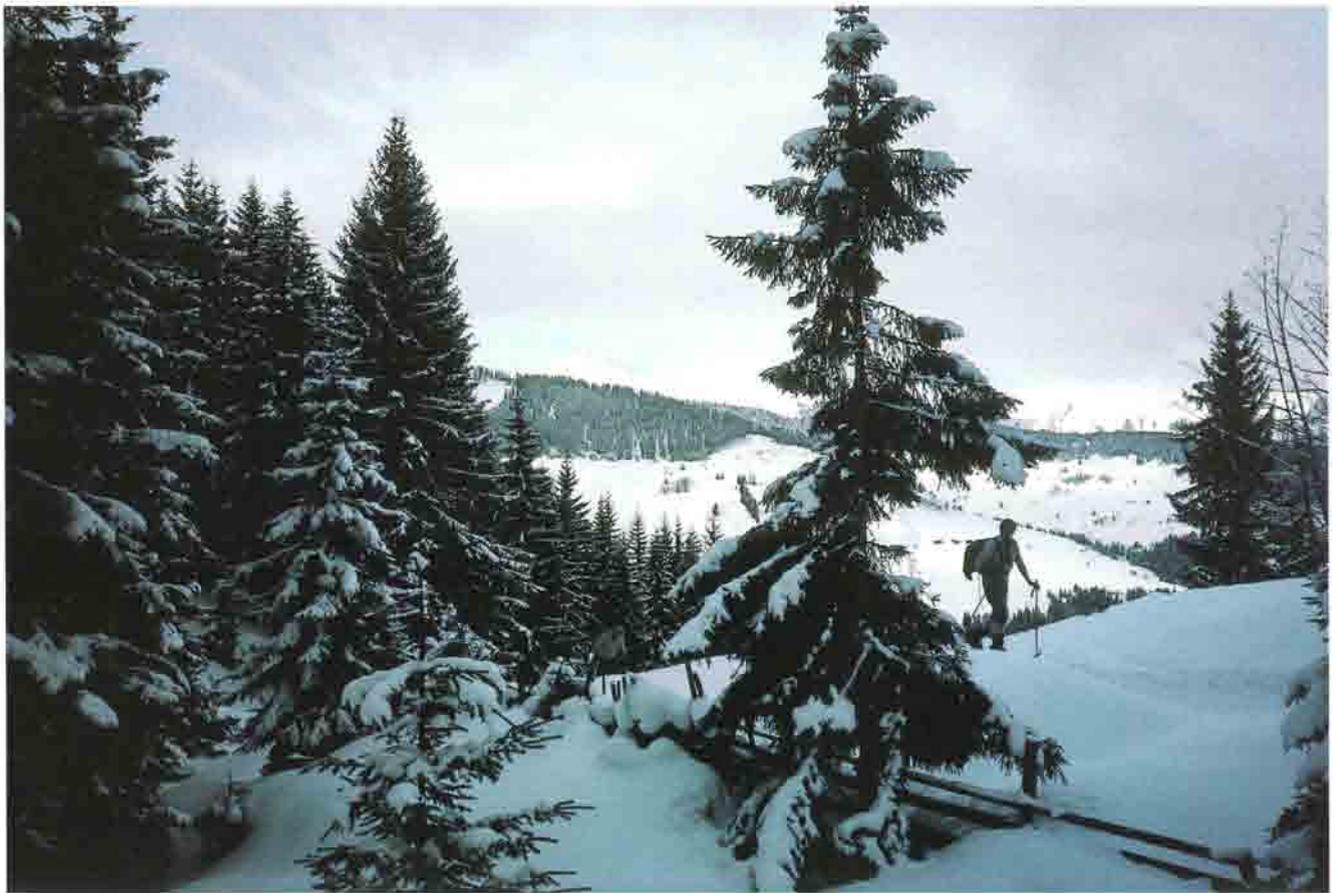
nützen, um Anstiege zu verkürzen oder sich zwei Tourenabfahrten an einem Tag zu gönnen.

Nun aber zu den Tourenmöglichkeiten im einzelnen. Gehen wir das reichhaltige Angebot im Uhrzeigersinne durch. Niederau ist zusammen mit Auffach das „Liftzentrum“ der Wildschönau. Als Halbtagesunternehmung läßt sich von der Bergstation der Sesselbahn „Lanerköpfel“ in einer hübschen Kammwanderung der Roßkopf (1731 m) erreichen. Von hier kann man zur Talstation zurückkehren (nur teilweise tourenmäßig), aber auch (über die Roßkopfbalm) nach Oberau oder (über die Horler Stiege) nach Auffach abfahren.

In die Versuchung, sich durch Aufstiegshilfen die Anstiegs mühe zu erleichtern, gerät man bei den nächsten Zielen nicht mehr. Den Turmkogel (1662 m) von Auffach muß man sich mit eigener Kraft verdienen — kein Problem bei 800 Höhenmetern. Kurze Anstiege dieser Art eignen sich auch, wenn man „Umsteiger“ zu betreuen hat, die es nach frustrierenden Erfahrungen auf harten und überfüllten Pisten einmal mit dem Tourenskilauf versuchen wollen. Die nächsten Anstiege beginnen bereits im hintersten Ortsteil der Wildschönau, in Schwarzenau (938 m). Von hier aus besteigt man den vermutlich beliebtesten Gipfel des Hochtales, das Feldalpenhorn (1920 m) — einen prachtvollen Tourengipfel mit herrlichen Abfahrten. Von Schwarzenau kann man auf der gut geräumten Straße noch etwa 1,5 km bis zu einer Straßenbrücke weiterfahren (1023 m). Das ist der Ausgangspunkt für das gleichfalls vielbesuchte Schwaiberghorn (1989 m) und das weniger bekannte Breitegg (1985 m).

Gut geräumt trifft man zumeist die Straße bis zur Schönangeralm (1181 m) an (zu Fuß von Schwarzenau 1 Std.). Das Gasthaus „Schönangeralm“ ist ein guter Stützpunkt für eine Reihe von Touren, die zum Teil recht anspruchsvoll sind und auch sichere Schneesverhältnisse erfordern — wie etwa Wildkarspitze (1961 m) und Kleinberger Niederhorn (1866 m), insbesondere aber Großer und Kleiner Beil (2309 m und 2196 m).

Von dem bereits erwähnten Ortsteil Schwarzenau steigt man ostseitig auf den Lämpersberg (2002 m), einen ausnehmend schönen Skigipfel, der aber in Kammnähe häufig schneebrettgefährdet ist. Dafür gibt es sogar eine literarische Dokumentation: Walter Pause hat in seinem lehrreichen Buch *Der Tod als Seilgefährte — Eine Schule der alpinen Gefahren* einen Lawinenunfall am Lämpersberg beschrieben und die Ursachen analysiert. Für den Saupanzen (1956 m) geht man besser schon kurz nach Auffach weg, ebenso für Joel (1964 m) und Gern (1850 m), sofern man es bei diesen Gipfeln nicht vorzieht, sie in stark verkürztem Anstieg von den Auffacher Liftanlagen aus zu erreichen. Diese Anlagen lassen sich übrigens von skifanatischen Tourengehern benutzen, um eine Skitour nach dem Motto „viel Abfahrts Spaß für (verhältnismäßig) wenig Anstiegs mühe“ durchzuführen. Zum Beispiel mit einem reizvollen Wechsel zwischen der Wildschönau und dem benachbarten Alpbachtal: Mit den Liftanlagen von Auffach auf den Schatzberg; Abfahrt und kurzer Gegenanstieg zum Gern; Abfahrt nach Inner-Alpbach; Aufstieg zum Joel und Kammwanderung zum Lämpersberg; Abfahrt zum Ortsteil Schwarzenau, nun wieder in der Wild-



schönau; mit dem Bus oder in einem einstündigen Fußmarsch zurück nach Auffach — ein ausgefüllter Tag! Diese Unternehmung setzt allerdings viel alpine Erfahrung, gute Orientierungsfähigkeit und stabile Schneebedingungen voraus.

Wer vor der Heimfahrt noch ein wenig Zeit hat, sollte in Oberau die Pfarrkirche aufsuchen, einen hübschen Rokokobau mit schönen Deckenfresken.

### Die Kelchsau und ihre „Gründe“

Das Brixental verbindet Wörgl mit Kitzbühel. Im Brixental liegen Orte wie Hopfgarten, Brixen im Thale und Kirchberg, die keine Ausgangspunkte für Skitouren mehr sind. Insbesondere der Raum, der eingeschlossen wird von Wörgl—Kitzbühel—St. Johann—Wörgl, ist mit Aufstiegsdiensten vollständig erschlossen, so von Hopfgarten und Söll auf die Hohe Salve, von Ellmau auf den Hartkaser, von Going auf den Astenberg. Vom Brixental zweigen aber Seitentäler ab, die für den Tourenläufer ausgesprochen reizvoll sind: Kelchsautal, Windautal und Spertental. An schönen Sonntagen im Hochwinter ist die Kelchsau fest in der Hand der Tourengeher. Die meisten von ihnen streben einem Gipfel zu: dem Lodron (1925 m), einem einfachen und schönen Tourenziel. Wesentlich weniger wagen sich an den anspruchsvolleren Steinbergstein (2215 m), Feldalpenhorn (1920 m) und Schwaiberghorn (1989 m) gehören zu den beliebtesten Touren Gipfeln, weniger allerdings aus der Kelchsau, sondern von der Wildschönau her.

Die Kelchsau hat aber viel, viel mehr zu bieten: den Langen Grund und den Kurzen Grund — zwei Tourengebiete der Superlative! Der Kurze Grund hat mit der Bamberger Hütte (1756 m) noch dazu einen hervorragenden Tourenstützpunkt, eine der beiden „echten“, d.h. nur in einem Fußanstieg erreichbaren Schutzhütten der Kitzbüheler Alpen. Die beiden „Gründe“ sind wahrlich gute Gründe für einen Tourenaufenthalt in den Kitzbüheler Alpen.

Die Erlahütte im Langen Grund ist auf einer Fahrstraße erreichbar — allerdings nur für den Hüttenpächter, der Tourengeher am Sonntag-Morgen mitnimmt, im Fahrzeug oder im „Schlepptau“. Bis zum Gasthaus Moderstock (1017 m) geht es mit dem eigenen PKW (Nächtigungsmöglichkeit, 20 Betten). Die Straße wird bis hierher geräumt. Die Gipfel, die aus dem Langen Grund erstiegen werden, sind zum großen Teil anspruchsvoll: Niederjochkogel (2086 m), Regenfelderjoch (2266 m), Torhelm (2495 m) und Kastenwendenkopf (2329 m). Gehörige Anforderungen an den Tourengeher stellen auch die Gipfel, die man aus dem Frommgrund erreicht, der vom Langen Grund abzweigt: Schafsiedel (2447 m), Ochsenkopf (2470 m) und Pallspitze (2389 m). Anspruchsvoll sind diese Ziele nicht nur, weil sie steiler und stärker von Lawinen bedroht sind als die von der üblichen gemütlichen Kitzbüheler Art, sondern auch, weil man hier seinen Weg vielfach selbst suchen und finden muß. Die langen Zustiege sind ein gewisser Nachteil der Gipfelziele im Langen Grund. Sie verhindern aber andererseits einen Massenansturm an schönen Wochenenden.

## Im Anstieg zum Feldalpenhorn (1920 m) in der Wildschönau.

Ein günstigeres Verhältnis zwischen Wegstrecken und Höhenmeter bietet uns der Kurze Grund — und wird deshalb gern besucht. Der übliche Anstieg zur Bamberger Hütte (1756 m) im Kurzen Grund beginnt beim Gasthof Wegscheid (1144 m). Den Gasthof erreicht man von Kelchsau (789 m) mit dem PKW (8 km), wobei nach stärkeren Schneefällen häufig Schneeketten erforderlich sind. Zum Hüttenanstieg: Der Sommerweg zur Hütte quert einen gefährlichen Steilhang. Man wird deshalb in der Regel den Winterweg wählen, der kaum länger ist. Er zweigt — deutlich gekennzeichnet — vom Sommerweg nach rechts ab. Ein origineller „Anstieg“ ist vom Gerlospaß her möglich: Aus dem Liftgebiet „Königsleiten“ mit Aufstiegshilfen bis knapp unter die Königsleiten (2315 m). Die Felle bleiben noch eine gute Weile im Rucksack. Über einen sanften Rücken fahren wir zum Müllachgeier (2253 m) ab. In meist gutem Pulverschnee — die schattige und windgeschützte Lage „konserviert“ ihn — geht es in den Talgrund hinunter. Man überquert den Bach, und jetzt erst geht es mit Fellen weiter: über die Mottland Grundalm (1712 m) zum Salzachjoch. Der gesamte Anstieg dauert eine knappe Stunde. Vom Joch fährt man zur Bamberger Hütte ab.

Die Bamberger Hütte (früher: Hopfgartner Skihütte) ist ein empfehlenswerter Stützpunkt — nicht nur für ein verlängertes Wochenende, sondern durchaus für eine ganze Tourenwoche. Die Anstiege sind meist kurz und gut geeignet, um Kinder in den Tourenskilauf einzuführen, wobei die urige Hütte allein schon motivationsfördernd wirkt. Wer sich von einem der kurzen Anstiege nicht ausgelastet fühlt, kann sich schöne Rundtouren zusammenstellen. Harmlos sind die Gipfel rund um die Bamberger Hütte allerdings nicht. Insbesondere bei schlechter Sicht ist die Orientierung vielfach schwierig und es besteht die Gefahr, daß man in ein kleinräumiges Schneebrett gerät.

Von den Gipfeln werden vor allem der Salzachgeier-Ostgipfel (2466 m), der Schafsiedel (2447 m), der Tristkopf (2359 m) und das Kröndlhorn (2444 m) bestiegen. Gipfel wie der Kröndlberg (2440 m), der Sonnwendkogel (2288 m), die Fünfmandlingspitze (2403 m), der Herzogkogel (2292 m) und die Stanglhöhe (2276 m) sind dagegen meist einsam. Gerne aufgesucht wird allenfalls noch der Schwebenkopf (2354 m). Der Steinbergstein (2215 m) ist nur dann lohnend, wenn man nicht zur Hütte zurückkehrt, sondern zum Gasthof Wegscheid abfährt. Eine großartige Rundtour: Vom Salzachgeier nach Gerlos ab- und hinausfahren, mit Lifthilfe zur Königsleiten und — nach einer herrlichen Abfahrt — über das Salzachjoch zur Hütte zurückkehren.

## Das Windautal

Von Westendorf (784 m) im Brixental zweigt man ins Windautal ab. Am Eingang des Tales gibt es einen kleinen

Liftzirkus mit Sessel- und Schleppliften. Von den früher beliebten Tourenzielen sind jedoch nur Fleiding (1892 m) und Nachtsöllberg (1886 m) betroffen.

Wie so oft bei einem Liftgebiet in den Kitzbüheler Alpen: Nur ein kurzes Stück talein, und die Tourengeher sind unter sich. Da ist der Lodron (1925 m), auch von Osten her ein beliebtes Tourenziel. Ganz in seiner Nähe kann man über Idealhänge als Mini-Touren den Hundskopf (1836 m) und das Hartkaserjoch (1641 m) besteigen. Auch der Steinberg (1886 m) gehört eher zu den bescheidenen Zielen. Ganz anders dagegen Ramkarkopf (2063 m) und Steinbergstein (2215 m) mit ihren anspruchsvollen Steilabfahrten. Anstrengend und meist einsam ist der Weg zur Schneegrubenspitze (2237 m).

Auf der gegenüberliegenden Talseite geht es betriebsamer zu. Da tummeln sich die Tourengeher auf Brechhorn (2031 m), Floch (2057 m) und Gerstinger Joch (2037 m), die zu den meistbesuchten Skigipfeln der Kitzbüheler Alpen zählen. Unser Tourengebiet ist damit jedoch noch nicht erschöpft. Lange Anstiege führen auf Gamskogel (2206 m), Steinkogel (2299 m) und Gamsbeil (2168 m). Kleiner Tanzkogel (1974 m) und Großer Tanzkogel (2097 m) schließlich bieten rassige Steilabfahrten, die man sich allerdings mit langen Querungen erkaufen muß.

Erfreulicherweise gibt es im Tal einen empfehlenswerten Stützpunkt, das „Unterkunftshaus Steinberg“ (889 m). Beim Steinberghaus endet die geräumte Fahrstraße (8 km von Westendorf).

## Nachruf auf Skitouren zu Großvaters Zeiten...

Brixen im Thale ist nur drei Kilometer von Westendorf entfernt. Der Ort liegt nördlich der Brixentaler Ache und ist deshalb in den Skigroßraum „Wilder Kaiser — Brixental“ eingebunden, mit über 60 Liftanlagen! Die schönen Skigipfel nördlich des Brixentales sind vollständig durch Liftanlagen erschlossen.

Von Brixen im Thale führt das kurze Tal des Brixenbaches nach Süden. Von diesem Tal aus bestieg man früher den Nachtsöllberg (1866 m) und den Gampenkogel (1956 m). Heute erreicht man diese Gipfel zwar nicht erlebnisreicher, aber bequemer von Westendorf aus mit Lifthilfe. Auch auf den Fleiding (1892 m) stieg man früher gerne aus dem Tal des Brixenbaches. Heute geht es schneller mit einem Sessellift ...

Wenn schon nichts (mehr) für den Tourenfreund, für den Kunstfreund hat Brixen allemal etwas zu bieten: seine Pfarrkirche, einen schönen Bau aus der Zeit des Übergangs vom Rokoko zum Klassizismus.

## Tourenbereich Spertental

Am Eingang des Spertentales liegt Kirchberg in Tirol (838 m). Dieses Dorf ist vollständig in den Skizirkus von

Kitzbübel eingebunden. 7 km taleinwärts aber erreichen wir mit Aschau (1074 m) einen wichtigen Ausgangspunkt für Skitouren im Spertental.

Vom Weiler Hirzing, noch vor Aschau gelegen, geht man auf Gampenkogel (1956 m) und Gaisberg (1767 m), leichte und kaum lawinenbedrohte Skigipfel. Besonders beliebt, aber schon nicht mehr so harmlos, sind Brechhorn (2031 m) und Floch (2057 m). Der Floch wird bereits aus dem „Unteren Grund“ erstiegen, einem langen Tal, das im Sommer bis zur Karalm (1323 m) befahren werden kann — im Hochwinter Loipe. Der Zustieg zu den Gipfeln verlängert sich dadurch gehörig, um 1—1 1/2 Std. Das gilt für das Gerstinger Joch (2097 m), für den Großen Tanzkogel (2097 m), den Schwarzkarkogel (2098 m) und den Westerachkopf (2090 m). Ganz hinten im Tal liegen der Großleitkopf (2158 m) und der Laubkogel (2114 m), beide mit besonders steilen und anspruchsvollen Abfahrten.

Auf der anderen Talseite sind der Schwarzkogel (2030 m) und die Spießnägel (1881 m) zu nennen. Der Schwarzkogel ist allerdings wegen seiner Nähe zu Liftanlagen (Pengelstein) als Tourenziel etwas „entwertet“. Ganz und gar kein „Skigipfel“, aber ein lohnendes Ziel für gute Skibergesteiger ist im Frühjahr der Große Rettenstein (2362 m). Ein wichtiger Stützpunkt für Tourengerher ist die Oberlandhütte (1006 m) am Ortsrand von Aschau. Das Haus gehört der Sektion Oberland des Deutschen Alpenvereins und ist natürlich keine „Schutzhütte im eigentlichen Sinne“, da die Fahrstraße bis zur Hütte führt. Sie bietet aber preisgünstige Nächtigungsmöglichkeit im teuren Großraum Kitzbühel, für Tourengerher und für Pistenfreunde unter den AV-Mitgliedern.

## «Zwischen Saalbach und Kitz liegen

### Gamshag und Schütz» —

### Skitouren im Jochbergtal

Wenn Tourengerher Talorte und Gipfel zu reimen beginnen wie in diesem Spruch, müssen sie schon eine besondere Zuneigung zu einem bestimmten Gebiet gefaßt haben. Gamshag und Schütz kann man zwar auch vom Salzburgerischen Saalbach aus ersteigen, weitaus häufiger wird aber das Jochbergtal als Ausgangspunkt gewählt, die Gegend zwischen Kitzbühel und Paß Thurn. Eine naheliegende Sorge bei den Stichwörtern „Kitzbühel“ und „Jochberg“ braucht uns nicht zu quälen: durch Aufstiegs- hilfen erschlossen sind nur einige beliebte Skigipfel unserer Großväter auf der orographisch linken (westlichen) Seite der Jochberger Ache. Die rechte (östliche) Talseite mit den im Spruch genannten Gipfeln ist ein (allerdings gut besuchtes) Tourengebiet geblieben.

Einige dieser Anstiege beginnen ganz nahe bei Kitzbühel, wie die anspruchsvollen Wege auf Gebraranken (2057 m), Bischof (2127 m), Sonnspitze (2062 m) und Staffkogel (2215 m). Ein kurzer Anstieg, der sich auch als Ausweiche

bei Schlechtwetter eignet, führt auf den Laubkogel (1760 m).

Wem diese Gipfel zu minder sind, der kann von Jochberg aus — anstrengend und reichlich alpin — den Schusterkogel (2208 m) oder den Geißstein (2363 m) besteigen. Jochberg ist aber auch Ausgangspunkt für gemütlichere Anstiege, etwa auf die im Reim genannten Gamshag (2178 m) und Schützkogel (2060 m).

Ein Ausgangspunkt mit Tradition ist die „Alte Wacht“, schon etwas näher beim Paß Thurn gelegen. Dieses Gasthaus ist vor allem als Ausgangspunkt für den Kuhkaser (2054 m) beliebt.

Das Jochbergtal hat aber auch, und das ist selten in den Kitzbüheler Alpen, eine gemütliche Bergsteigerunterkunft zu bieten: die Bochumer Hütte („Berghaus Kelchalm“) der Sektion Bochum des DAV. Auf sie und ihr lohnendes Tourengebiet möchte ich etwas näher eingehen. Die Hütte ist ein ehemaliges Knappenhaus. Sie liegt 1432 m hoch. Eine Nächtigung verkürzt die Anstiege auf 1—3 Stunden. Leistungsfähige Tourengerher müssen deshalb nicht die Nase rümpfen. Sie können nach einer Hüttennächtigung mehrere Gipfel an einem Tag besteigen oder eine lohnende Überschreitung durchführen. Wer aber Kinder zum Tourengerhen anregen möchte, ist mit den kurzen Anstiegen gut bedient. Eine Nächtigung auf der Hütte trägt bei Kindern zusätzlich dazu bei, Sympathien für den Tourenskilauf zu wecken.

Wie kommt man zur Bochumer Hütte? Von Kitzbühel fährt man noch 6 km Richtung Jochberg bzw. Paß Thurn und zweigt dann nach links ab. Im Sommer kann man im Tal des Wieseneggbaches bis zum Parkplatz bei einem verfallenen Kupferbergwerk hinauffahren. Im Winter parkt man bereits bei einer Kapelle am Eingang des Tales (etwa 900 m). Zur Hütte geht es in 2 Stunden auf einem Fahrweg, der auch als Rodelbahn dient. Die Rodelbahn sorgt für Tagesgäste — einen Platz für die Nächtigung wird man meist problemlos bekommen. Am Wochenende ist dennoch eine Quartierbestellung ratsam.

Nun zu den Skigipfeln der Bochumer Hütte. Der kürzeste Anstieg führt in einer Stunde auf das Hahnenkaml (1813 m). Die Abfahrt zur Hütte ist recht hübsch, auch der folgende Hang, dann aber folgt die Rodelbahn, der man bestenfalls nach einem stärkeren Schneefall skiläuferische Reize zusprechen kann. Viel schöner ist es, Richtung Nordnordwest zum Laubkogel zu wandern und von hier unmittelbar zum Parkplatz bei der Kapelle abzufahren. Ebenfalls kurz ist der Aufstieg zum Rauber (1903 m), den man unschwierig bis zum Saalkogel (2007 m) fortsetzen kann. Eine kleine Rundfahrt ergibt sich, wenn man nun zum Saaljoch abfährt und über die Niederkaser Alm zur Hütte zurückkehrt.

Die „Stars“ im Tourengebiet der Bochumer Hütte sind aber die Gipfel im Titel dieses Abschnittes: Gamshag und Schütz. Der Gamshag ist mit 2178 m der höchste Gipfel im Bereich der Hütte und erfordert immerhin bereits drei



Anstiegsstunden. Nach einer Querung durch den Wald geht es über schöne Hänge zum „Tor“ (1931 m), einer Einsattelung zwischen dem felsigen Tristkogel (2095 m) und unserem Ziel. Über den Torsee (2000 m) erreicht man die Südostflanke und über sie — zuletzt etwas von links her — den Gipfel.

Etwas kürzer ist der Anstieg zum Schützkogel (2069 m), der von den Tourengängern liebevoll-vertraulich „der Schütz“ genannt wird. Um diesen Gipfel zu besteigen, fährt man zunächst in den Talboden ab, steigt dann über teilweise steile Hänge zu einem Rücken auf, der zum Gipfel führt. Die Abfahrt in den Talboden und dann talaus zum Parkplatz hat wiederum den Nachteil, daß sie im unteren Teil über die Rodelbahn führt. Auch hier gibt es eine prächtige Alternative: Über den Rücken und herrliche Skihänge zur Berghütte (1257 m) und weiter zum „Schlichter“ (900 m). Es lohnt nicht, sich hier abholen zu lassen oder gar ein Auto hier abzustellen — in einer knappen Viertelstunde erreicht man, vorbei an einigen Häusern, zuletzt über einen Steg, den Parkplatz bei der kleinen Kapelle.

Und die große Runde für die Konditionsriesen? Sie führt zum Hahnenkämpf, über den Rauber zum Saalkogel und ins Saaljoch. Bei günstigen Verhältnissen kann (teilweise zu Fuß) der felsige Tristkogel zum Tor hin überschritten werden. Über den Torsee zum Gamshag, über den Verbindungsrücken problemlos zum Schütz und wie beschrieben über Berghütte und Gehöft Schlichter zurück zum Parkplatz.

## St. Johann in Tirol — Grießenpaß — Saalfelden

Die Bedeutung dieses Teiles der Kitzbüheler Alpen für den Tourengänger ist stark zurückgegangen. Der Raum um St. Johann in Tirol ist mit Aufstiegshilfen vollständig erschlossen.

Fieberbrunn bietet lediglich den Pletzergraben als Ausgangspunkt für Skitouren sowie einige kurze Anstiege von den Lifтанlagen aus. Aus dem Pletzergraben erreicht man den Karstein (1922 m), aber auch — wesentlich alpiner — den Gebraranken (2057 m). Von den Lifтанlagen aus kann man den Wildseeloder (2117 m) besteigen, einen vielbesuchten Gipfel, von dem aus eine Tourenabfahrt in den Pletzergraben führt. Noch kürzer sind die Anstiege auf die Platte (1903 m) und die Henne (2078 m).

Hochfilzen hat sich als Langlaufgebiet einen guten Ruf erworben. Zwar fehlen hier die Aufstiegshilfen, die Gipfel sind aber nicht allzu skifreundlich — sie wehren sich vielfach mit dichten Waldgürteln. Zwei Täler ermöglichen es, so weit einzudringen, daß man die Gipfel gewissermaßen „von hinten“ besteigen kann: das Tal des Spielbergbaches und des Tal des Schwarzleobaches. Beide Täler sind durch Straßen erschlossen, die im Winter nicht geräumt werden. Dadurch ergeben sich lange und (im Forststraßenbereich) wenig reizvolle Anstiege.

Die Gipfel sind zum Teil leichte Skimugel wie der Bürglkopf (1730 m), der Kleberkopf (1757 m) und der Bärnkogel (1709 m), teils aber recht anspruchsvoll wie Kuhfeldhörndl

**Der Schusterkogel (2208 m) im  
Tourenbereich Hinterglemm ist noch immer  
ein „echter“ Touren Gipfel. Das Bild wurde  
unmittelbar vor dem Gipfel aufgenommen.  
Im Hintergrund der felsige Geißstein.**

(1942 m), Blechwand (1727 m) oder gar das schroffe Spielberghorn (2044 m).

Auch Saalfelden bietet dem Tourengänger (in den Kitzbüheler Alpen) wenig. Von seinem nahen Liftgebiet („Biberger“) lassen sich kurze Anstiege auf den Durchenkopf (1764 m) oder ein Stück weiter auf den Haiderbergkogel (1875 m) unternehmen, die man auch von Leogang (mit Lifthilfe) erreichen kann. Lohnend sind diese Anstiege vor allem, wenn man nicht auf dem Anstiegsweg abfährt, sondern nach Viehhofen oder Maishofen im Glemmtal (Saalachtal).

### Saalach/Hinterglemm — nur ein Liftzirkus?

Von den vielen Lifthanlagen darf man sich nicht abschrecken lassen. Das Glemmtal ist immer noch ein schönes Tourengebiet. Das gilt nicht nur für den Talschluß, sondern auch für die verschiedenen „Gräben“. Viele Anstiege können durch Lifthilfe verkürzt werden. Insbesondere vom Schattberg und vom Zwölferkogel erreicht man mehrere Gipfel und kann wahlweise sonnseitig (nach Osten) oder schattseitig (nach Westen) abfahren. Eine gute Autobusverbindung unterstützt diese bequeme Art, Skitouren zu unternehmen. Auch wenn man aus einem entfernt liegenden Graben wieder in das Haupttal kommt, gibt es keine Probleme mit der Rückkehr zur jeweiligen Talstation.

Natürlich sind die bequem erreichbaren Skigipfel mitunter überlaufen, oder freundlicher ausgedrückt „gut besucht“. Das gilt vor allem für jene Ziele, die in kurzer Zeit und ohne steilen Anstieg vom Lift aus erreichbar sind wie Stemmerkogel (2122 m) vom Schattberg oder die Hohe Penhab (2112 m) vom Zwölfer. Bereits beim Saalbachkogel (2091 m) oder bei der Stoffenwand (2124 m) geht es ruhiger zu, obwohl diese Gipfel ebenso schöne Abfahrten bieten. Die Gipfel über dem jeweiligen Talschluß sind nicht mehr überlaufen: Manlitzkogel (2247 m) oder Hochkogel (2249 m). Erst recht gilt das natürlich für Gipfel, bei denen jeder Anstiegsmeter ehrlich zu Fuß zurückgelegt werden muß: Oberer Gernkogel (2176 m), Zirmkogel (2214 m), Medalkogel (2122 m), Lämperbühelkogel (2036 m).

Recht beliebt sind einige Gipfel in der Umrahmung des Talschlusses, und zwar nicht nur der Spieleckkogel (1998 m), der vom Sessellift „Spieleckkopf“ oder dem Schlepplift „Spieleck“ mit wahrlich geringer Mühe erreicht werden kann. Auch Sonnschneise (2062 m), Staffkogel (2115 m) und Saalkkogel (2007 m) locken viele Tourengänger an. Das gilt auch für den Schusterkogel (2208 m), während der Gamshag (2178 m) wegen einer langen Querung und der Geißstein (2363 m) wegen der alpinen Schwierigkeiten einsamer bleiben.

Das Tourengebiet ermöglicht auch großzügige Rundfahrten. Empfohlen kann werden, vom Gamshag (2178 m)

nicht auf dem Anstiegsweg abzufahren, sondern über den Teufelssprung (2174 m) zum Schusterkogel (2208 m) zu steigen und durch den Vogelalpgraben ins Haupttal hinauszufahren. Jederzeit lassen sich aber auch andere Rundfahrten planen, wie etwa vom Schattberg über Stemmerkogel (2122 m), Saalbachkogel (2091 m), Hochkogel (2249 m) und Zirmkogel (2214 m) zum Oberen Gernkogel (2176 m) mit Abfahrt nach Exenbach.

Von vielen Gipfeln sind Übergänge möglich, vor allem nach Süden in das Salzachtal (Piesendorf, Uttendorf, Stuhlfelden, Mittersill) oder nach Osten in das Jochbergtal (Jochberg, Bochumer Hütte, Aurach bei Kitzbühel).

### Aus dem Salzachtal in die Kitzbüheler Alpen

Das Salzachtal bildet die südliche Begrenzung unseres Gebietes. Die Anstiege haben leider gewisse Nachteile. Die an sich sehr schönen Almwiesen über dem Talboden sind wegen der Südlage früh aper. Das wäre nicht so schlimm, denn man kann mit dem PKW zu günstigen Ausgangspunkten hinauffahren. An die Bauernwiesen schließt sich jedoch ein dichter und manchmal auch ordentlich steiler Waldgürtel, der meist nur auf Forststraßen überwunden werden kann. Er endet in einer Höhe von 1700 oder 1800 Metern. Da die Gipfel 2200 m Höhe kaum überschreiten, verbleiben lediglich 400 bis 500 Höhenmeter für eine wirklich genußvolle Abfahrt. Das ist nach einem Aufstieg von drei oder vier Stunden doch etwas wenig.

Diese Charakterisierung gilt für den Oberen Gernkogel (2175 m) und den Zirmkogel (2215 m) mit dem Ausgangsort Walchen, für Hochkogel (2249 m), und Sonnschneise (2187 m) mit dem Ausgangsort Steindorf bzw. Uttendorf, in geringerem Maße für den Manlitzkogel (2247 m) und den Geißstein (2363 m), die man von Stuhlfelden aus besteigt.

Die Lifthanlagen von Neukirchen am Großvenediger verkürzen die Anstiege auf eine Reihe von Skigipfeln, den Wildkogel (2225 m) und den früher sehr beliebten Frühmesser (2233 m), der jetzt durch einen Schlepplift erschlossen wird.

Aber auch ohne Lifthilfe sind von Neukirchen aus Anstiege möglich, etwa auf den Roßberg (2059 m) und den Steinkogel (2299 m), bei guter Kondition auch auf den Laubkogel (2317 m).

Wer nicht auf der Mautstraße über den Gerlospaß fährt, sondern der alten Bundesstraße folgt, kommt zum Gasthaus Ronach (1434 m), einem Ausgangspunkt für genußreiche Skitouren. Hier locken wirklich schöne Anstiege: auf den Ronachgeier (2236 m) oder den Baumgartgeier (2392 m) — in dieser Gegend sind offenbar die „Geier“ beheimatet. Auch Tristkopf (2359 m) und Sonnwendkogel (2288 m) lassen sich von hier aus erreichen, allerdings zieht sich der Weg durch das Nadernachtal ganz ordent-



lich.

Das Almdorf Königsleiten ist ein guter Ausgangspunkt, wenn man keine unüberwindbare Abneigung gegen die Benützung von Aufstiegshilfen hat. Von der Königsleiten (2315 m) läßt sich in gemütlichem Anstieg über den Rücken der Falschriedel (2420 m) erreichen; er bietet — bei entsprechend gutem Firn — eine wahre Traumabfahrt über einen Südrücken zur Falschalm (1769 m) und weiter in den Talboden. Die Königsleiten hat auch — wie bereits erwähnt — einen originellen Zugang zur Bamberger Hütte. Und die Rundfahrt mit dem Salzachgeier als Höhepunkt, die von der Bamberger Hütte aus beschrieben wurde, kann man auch im Liftgebiet von Königsleiten beginnen, unterstützt durch eine maßgeschneiderte „Tourenkarte“.

## Tourenfreuden im Gerlostal

Wer in Zell am Ziller abzweigt, um durch das Gerlostal zum gleichnamigen Paß und weiter in den Pinzgau zu fahren, gewinnt vermutlich ein falsches Bild von den Tourenmöglichkeiten dieses Tales. Er sieht entweder dicht bewaldete und damit für den Skilauf ungeeignete Steilflanken oder — Liftanlagen: zur Rechten gleich einmal die bejahrte Gondelbahn von Hainzenberg auf den Gerlosstein, weiter taleinwärts dann, kurz nach Gmünd, die neuen „Fürstalm“-Bahnen; zur Linken finden sich bei Gerlos die „Ißkogel“-Bahnen.

Sieht man sich näher um oder befragt die Führerliteratur, zeigt sich, daß die Lifte als Ausgangspunkte für schöne

Skitouren nach dem Motto „viel Abfahrtsfreude für geringe Aufstiegs mühe“ gelten können, und daß sich dazwischen auch noch einige „echte“ Touren finden, bei denen einem kein Höhenmeter geschenkt wird.

Die beiden gegensätzlichen Gesichter des Gerlostales hängen auch damit zusammen, daß dieses Tal zwei Gebirgsgruppen voneinander trennt: die sanften Kuppen der Kitzbüheler Alpen im Norden und die ungleich rauheren Gipfel der Zillertaler Alpen im Süden des Tales, bei denen nur die vorgeschobenen Rücken leichte Anstiegsmöglichkeiten bieten. In diesem Beitrag geht es uns nur um die Anstiege in den Kitzbüheler Alpen.

Von Gmünd (1204 m) kann man über die Gerlostalalm (1756 m) zum Richberg (2278 m) aufsteigen, wobei man beim Anstieg am besten über das Gerlostaljoch (2156 m) geht, dann aber unmittelbar zur Alm abfährt. Freunde großzügiger Überschreitungen können über den verbindenden Gratrücken zum Kreuzjoch (2558 m) weitersteigen, dem höchsten Gipfel der Kitzbüheler Alpen. Von hier erreicht man über die Krimmlalm (2062 m) den Bereich der Ißkogelbahnen, fährt nach Gerlos ab und mit dem Bus zurück nach Gmünd. Eine feine Sache für ausdauernde Tourengerher — mit Sicherheit nicht überlaufen, skiläuferisch allerdings nicht übermäßig reizvoll! Auch der umgekehrte Weg hat seine Vorteile. Gipfelsammler können an einem Tag von der Bergstation der Ißkogelbahn aus Torhelm (2494 m, nicht zu verwechseln mit dem Torhelm in den Zillertaler Alpen auf der gegenüberliegenden Talseite), Katzenkopf (2535 m), Rifflerkogel (2496 m) und das schon erwähnte Kreuzjoch (2558 m) bestei-

gen. Für den begeisterten Skiläufer haben diese Gipfel allerdings einige Mängel aufzuweisen. Da ist einerseits das flache Stück in der Wilden Krimml, das durchschritten werden muß, dann der Gegenanstieg von der Krimmlalm und schließlich die Piste zum Abschluß unserer Unternehmung. Ist Firn zu erwarten, beginnt man die Runde besser mit dem Riffler- und dem Katzenkogel, deren Abfahrten früher auffirmen, und nimmt sich anschließend Torhelm oder Kreuzjoch vor. Weitere Erschließungen durch Aufstiegshilfen sind in diesem Bereich geplant. Der Streit zwischen Liftbetreibern und Naturschützern, vor allem dem Österreichischen Alpenverein, war bei Redaktionsschluß noch nicht (endgültig) entschieden.

### Aus dem Zillertal in die Kitzbüheler Alpen

Die Gerlos mündet bei Zell in den Ziller. Zell am Ziller war früher Ausgangspunkt für die beliebte Skitour auf die Karspitze (2263 m). Ausdauernde Skitouristen stiegen dann zum Kreuzjoch (2558 m) weiter. Durch den Ausbau eines ganzen Liftsystems hat sich der Ort inzwischen als „Skizell“ einen Namen gemacht. Der Sessellift „Kreuzwiesen“ führt nun bis auf den Gipfel der Karspitze.

Zahlreicher, aber nicht übermäßig lohnend, sind die Tourenmöglichkeiten von Stumm. Aus dem Märzengrund lassen sich mehrere schöne Gipfel besteigen — allerdings erst nach einem schier endlosen Anmarsch auf einer Forststraße.

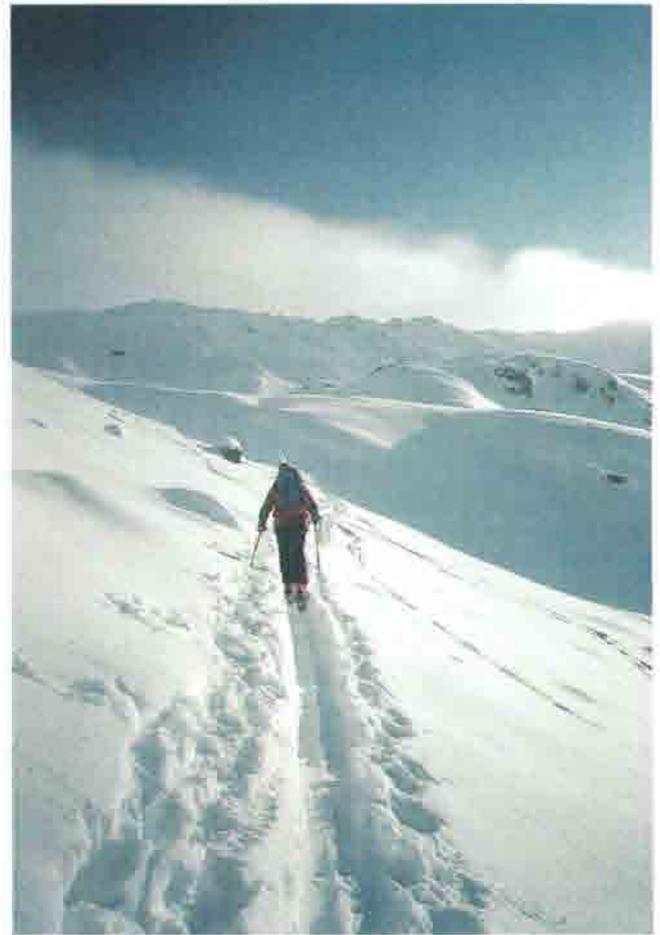
Westanstiege auf bekannte Skigipfel wie Sagthalerspitze (2244 m) oder Wiedersberger Horn (2127 m) beginnen in Hart im Zillertal. Natürlich ist es bequemer, diese Gipfel aus dem Alpbachtal und mit kräftiger Lifthilfe zu besteigen und ins Zillertal abzufahren. Das ist aber nur für „Autolose“ zu empfehlen — oder etwa für Gemeinschaftsfahrten von AV-Sektionen, die sich von ihrem Bus in Hart abholen lassen können.

Vom Gattererberg, den man von Stumm auf einer kurvenreichen schmalen Bergstraße erreicht, kann man auf den Hamberg (2095 m) und von Süden auf die Sagthaler Spitze (2241 m) steigen. In beiden Fällen muß man sich die schönen Gipfelhänge mit einer im Aufstieg wie in der Abfahrt eher langweiligen Forststraße erkaufen.

### Eine «Haute Route» durch die Kitzbüheler Alpen

Der Vergleich mit der „echten“ Haute Route, die mit großen Höhenunterschieden und einer bedeutenden Entfernung von Argentière nach Saas Fee führt, ist ein wenig hoch gegriffen. Andererseits ist aber die für diese Hochroute übliche Bezeichnung „Pinzgauer Spaziergang“ eine arge Untertreibung.

Der Fremdenverkehrsort Zell am See ist Ausgangspunkt für eine einzige Skitour in den Kitzbüheler Alpen, eben



diesen „Pinzgauer Spaziergang“. Mit dem zunehmenden Fahrkönnen der Tourenger hat die Bedeutung dieses früher viel begangenen „Skimarathons“ nachgelassen. Eine großartige Skitour ist die Hochroute aber zweifellos geblieben. Sie stellt große Anforderungen an die Kondition ihrer Begeher. Langlaufski sind besser geeignet als Tourenski, denn skiläuferisch ist der „Spaziergang“ eher reizlos; landschaftlich allerdings bei schönem Wetter großartig, insbesondere wegen des eindrucksvollen Blicks zu den mächtigen Dreitausendern der Hohen Tauern. Immerhin sind rund 2000 Höhenmeter zu bewältigen und etwa 30 Entfernungskilometer zu überwinden. Wenn man sich nicht von Zell am See, dem Ausgangspunkt unseres „Spaziergangs“ mit der Seilbahn zur Schmittenhöhe (1965 m) befördern läßt, hat man nicht nur die erwähnten 2000 Höhenmeter in fortlaufendem Auf und Ab vor sich, sondern zusätzlich einen langen und anstrengenden „Erstaufstieg“ am Beginn der Skihochroute. Ein Trost, wenn Schlechtwetter einbrechen oder die Kondition arg nachlassen sollte: Die Tour kann unterbrochen werden, indem man etwa ins Glemmtal abfährt, dort nächtigt, am nächsten Tag wieder aufsteigt und die Tour fortsetzt. Will man die gesamte Überschreitung an einem Tag bewältigen, ist es zweckmäßig, im Hotel Schmittenhöhe oder in der Pinzgauer Hütte (1700 m) des TV Naturfreunde zu nächtigen und die Unternehmung im Westalpenstil zu beginnen — mit Stirnlampe oder doch im Morgengrauen. Die Gipfel sind übrigens häufig abgeblasen. Das verringert das ohnehin bescheidene Ski-

Links: Anstieg zum Niederjochkogel (2145 m) im „Langen Grund“, der seinen Namen zu Recht trägt. Unten: Einer der vielen schönen Bergbauernhöfe im Alpbachtal. Im Hintergrund lugt das Rofan hervor.

vergnügen, erhöht aber die Lawinensicherheit. Der „Spaziergang“ kann auch verkürzt werden, indem man einige Gipfel umgeht, wie es im Sommer üblich ist.

Unübertroffen ist die Skihochroute in ihrem Ertrag für die Gipfelstatistik: Kettingkopf — Maurerkogel — Oberer Gernkogel — Niederer Gernkogel — Zirmkogel — Hochkogel — Hochsaalbachkogel — Lämperbühelkogel — Rabenkopf — Manlitzkogel — Zehentner Stange — Mittagskogel — Leitenkogel — Geißstein — Kuhkaser, das sind nicht weniger als 15 Gipfel!

Die Skihochroute endet damit beim Gasthaus Alte Wacht (900 m) im Jochbergtal. Die weitere Fortsetzung zum Frühmesser oder Wildkogel (mit Abfahrt nach Neukirchen am Großvenediger) ist nicht mehr üblich. Sie führt heute durch Gebiete, die durch Lifтанlagen erschlossen sind (Paß Thurn/Resterhöhe, Wildkogel).

## Zum Schluß

Eigentlich haben die Kitzbüheler Alpen nur einen Nachteil: Gar zu viele Tourenfreunde wissen, wie schön es hier

ist, und sie kommen in Scharen. Es gibt aber verschiedene Möglichkeiten, dem Wirbel zu entkommen. Die einfachste ist, eine Stunde früher aufzubrechen als „die anderen“. Wenn man selbst schon bei der Abfahrt ist, wenn man der Kolonne begegnet, erträgt man es erheblich leichter. Wie in anderen Gebieten sind es nur bestimmte Gipfel, auf denen sich die Tourengerher drängen. Auch in den Kitzbüheler Alpen kann man einsam unterwegs sein, wenn man sich die „unberühmten“ Gipfel zum Ziel wählt. Keine Probleme mit den vielen Gleichgesinnten hat, wer die Wochenenden vermeiden kann. Die Kitzbüheler Alpen sind ein ausgesprochenes „Wochenend-Tourengebiet“. Empfehlenswert wären längere Aufenthalte, nicht nur wegen der größeren Einsamkeit auf den Skitouren, sondern auch wegen des umweltfreundlicheren Verhältnisses von Aufstiegsstunden und Abfahrtskilometern im Vergleich zu den Autofahrstunden.

Am Beginn wurde ausgeführt, daß und warum sich die Kitzbüheler Alpen für Skitouren am Beginn der Wintersaison eignen. Wer aber einmal die herrlichen Hänge in dieser Gebirgsgruppe erlebt hat, die geradezu für den Skilauf erschaffen zu sein scheinen, wird im Hochwinter wiederkehren, vielleicht auch noch im März. Und er wird es nicht bereuen.

## Informationen

Karten im Maßstab 1:50.000: AV-Karte Nr. 34/1 (Kitzbüheler Alpen, Westliches Blatt, mit Skirouten)

AV-Karte Kitzbüheler Alpen 34/2 (Östliches Blatt, mit Skirouten) = Beilagenkarte dieses Jahrbuchs.

Zur Übersicht (weniger detailreich)

a) Freytag & Berndt Wanderkarte Nr. 381 (Alpbach, Wildschönau, Brixental) und Nr. 152 (Mayrhofen, Zillertaler Alpen, Gerlos-Krimml).

b) Kompaß K 29 Kitzbüheler Alpen (mit Skirouten), Kompaß K 30 Saalfelden, Leoganger Steinberge (mit Skirouten) und Kompaß K 81 Wörgl, Hopfgarten, Gerlos, Wildschönau (mit Skirouten).

Karten im Maßstab 1:25.000: Blätter der amtlichen Österreichischen Karte, als „25 V“ lediglich Vergrößerungen der Standardkarten Maßstab 1:50 000.

120 Wörgl / 121 Neukirchen am Großvenediger / 122 Kitzbühel / 123 Zell am See / 150 Mayrhofen / 151 Krimml.

## Auskünfte — Tourismusverbände (Auswahl):

TB A-6236 Alpbach, TB A-6281 Gerlos, TB A-6373 Jochberg, TB A-6361 Kelchsau, TB A-6370 Kitzbühel, TB A-5753 Saalbach/Hinterglemm, TB A-6311 Wildschönau.

## Literatur

Alpenvereinschütten (1994, 7.A.): Ostalpen — Band I. München. Bergverlag.

Bleier, Georg (1984, 2.A.) und Kettner, Kurt: AV-Führer Kitzbüheler Alpen. München. Bergverlag.

Seibert, Dieter (1985): AV-Skiführer Kitzbüheler Alpen. München. Bergverlag.

Weiss, Rudolf und Siegrun (1997): Skitouren in den Kitzbüheler Alpen. Augsburg. Weltbild Verlag („Steiger in Weltbild“).



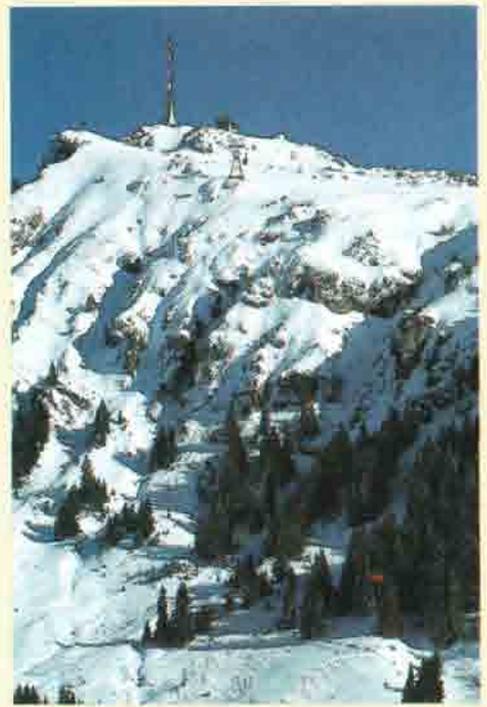
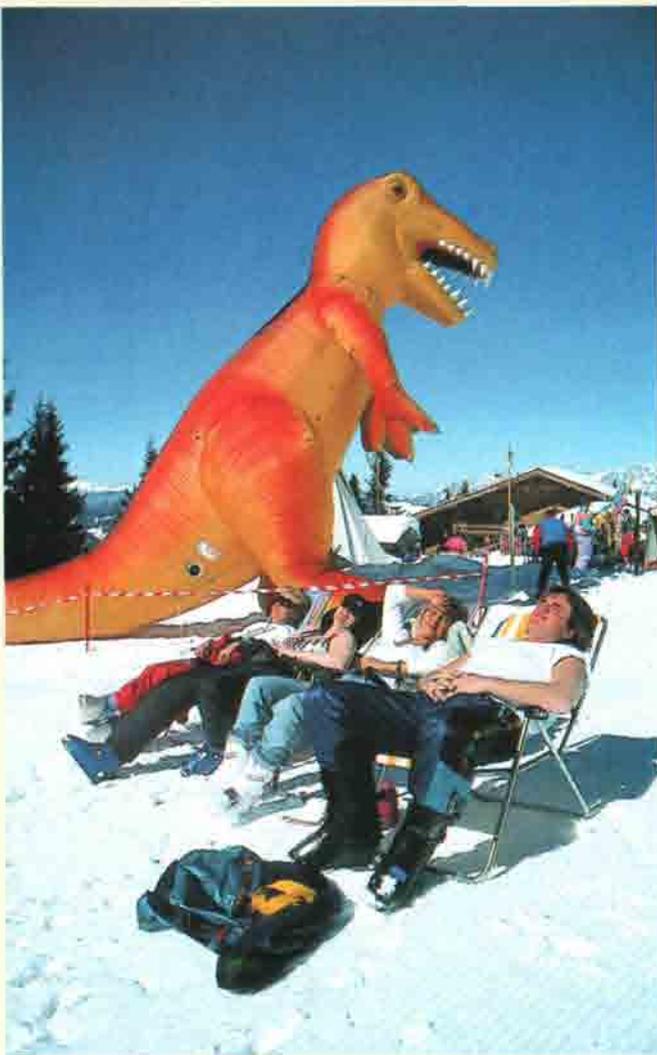


*Im Wandel der Zeiten  
wird der Winter ganz  
verschieden genutzt und  
genossen*

Tourismus im Raum Kitzbühel bedeutete von Anfang an auch Wintersport, und so ist es bis heute geblieben. Die Umsetzung des schneebedingten Frohsinns ins Bild hat sich ebenso gewandelt wie die technischen und modischen Bedingungen des Skilaufs und der anderen Wintersportarten.

Die Bilder auf der linken Seite stammen aus der Zeit um die Jahrhundertwende (Stadtarchiv Kitzbühel), die auf der rechten Seite von Don Fuchs.





Linke Seite, oben links: Hochbrunn.  
Oben rechts: Kitzbüheler Horn.  
Fotos: Don Fuchs.  
Unten: Im Aufstieg.  
Foto: Horst Heller.

Rechte Seite, oben links: Abseits der Piste.  
Oben rechts: Kitzbüheler Horn im Morgendunst.  
Unten links: Sonnbühel.  
Fotos: Don Fuchs.  
Unten rechts: Bärenbach-Alm (Lodron).  
Foto: Horst Heller.





Wissenschaft und Kunst.

Oben: Ernst Insam, Viermal Rettenstein. Aquarell, 37 x 56 cm.  
Rechte Seite: Geologische Übersicht über die Kitzbüheler Alpen.  
Die Skizzen stammen vom Autor.

# Grasberge zwischen Keesbergen und Steinbergen

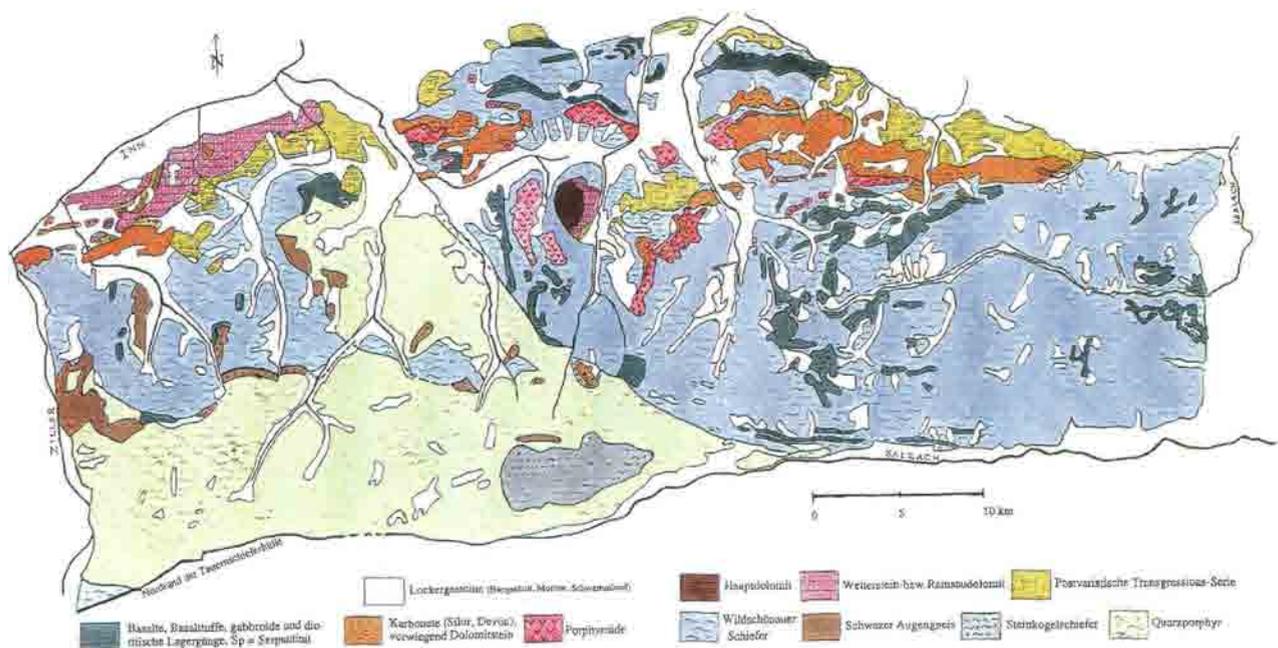
Zur Geologie der Kitzbüheler Alpen

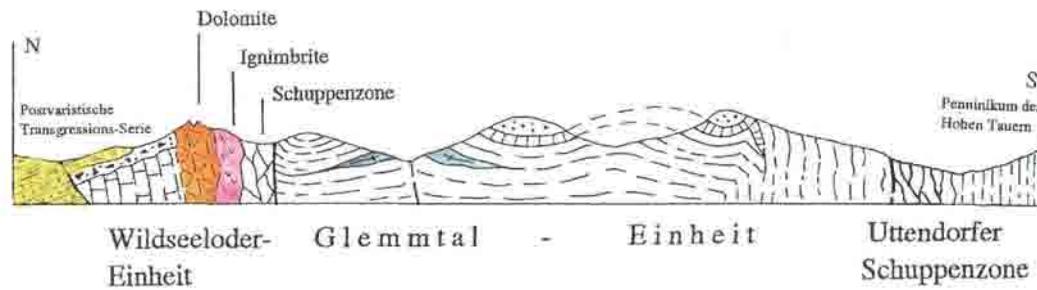
Robert Brunner

Hingebuckelt zu Füßen der „Majestäten“, im Norden der Kaiser, im Süden die Tauerngipfel, geben sich diese Berge bescheiden, prahlen weder mit berühmten Graten oder massigen Gipfeln und großen Wandfluchten, der Kletterer findet kaum Betätigung, der Wanderer umso mehr. Warum sind sie so rund und wenig auffallend? Es ist ihre lange Geschichte — ihre Gesteine gehören zu den ältesten im Alpenbereich — und deren Beschaffenheit, was ihre geringe Widerstandsfähigkeit bedingt. Die weichen Formen laden zum Verweilen ein.

Die Kitzbüheler Alpen bilden einen langgestreckten Streifen zwischen dem Zillertal im Westen und der Furche von Zell am See im Osten. Die Nordgrenze ist zwischen Zillertalmündung und Wörgl das breite Inntal, danach bis St. Johann in Tirol das Sölland (Weißachtal), das Tal der

Pillerseer Ache und das Leoganger Tal; die Südgrenze ist das Gerlostal und östlich des Gerlospasses das Salzachtal. Das Inntal verläßt an der Zillertalmündung die geologische Grenze zwischen Grauwackenzone und Kalkalpen und schwenkt nach Norden, so daß südlich davon noch Gesteine der Nördlichen Kalkalpen anstehen. Aus neuesten Kartierungen geht hervor, daß auch das Salzachtal nicht genau der Salzachstörung folgt, wo die sprunghafte Änderung der Metamorphose und der deutliche Gesteinswechsel auf eine Hebung der Hohen Tauern hindeuten. Die drei von Nord nach Süd verlaufenden Täler — das Zillertal, das Jochbergtal und die Furche bei Zell am See — folgen teilweise großen Störungen im Alpenbau. Der Hauptkamm ist im westlichen Teil in Einzelzüge aufgelöst, er läßt sich mehr aus der Karte ablesen, als daß er





sich im Gelände deutlich heraushebt, deutlich ausgeprägt ist er östlich des Paß Thurn vom Geißstein bis zur Schmittenhöhe,

dem „Pinzgauer Spaziergang“. Die höchsten Gipfel, Kreuzjoch und Katzenkopf (höher als 2500 m) liegen an der SW-Ecke unmittelbar über Zell am Ziller. Von hier fällt die Gipfflur nach N und E ab. Im Ostteil mißt der höchste Gipfel, der Geißstein, noch 2363 m.

Das breite Tal der Kitzbüheler Ache von St. Johann nach Kitzbühel zum Paß Thurn teilt unser Gebirge in zwei unterschiedlich große und verschieden gegliederte Teile mit teilweise verschiedenem Gesteinsbestand und entsprechend unterschiedlicher Geschichte.

Im östlichen Teil herrscht in der Morphologie der Bergketten die West-Ost-Richtung vor, das Glemmtal trennt einen nördlichen und südlichen Kamm, vom nördlichen zweigt ein kurzer Ausläufer nach Nordwesten zum Kitzbüheler Horn ab mit Fortsetzung nach Osten in den einzelnen Berggestalten des Karstein, Wildseeloder und Spielberghorn. Im westlichen Teil bildet das Brixental noch eine O-W-Parallele zum Sölland und trennt den Stock der Hohen Salve ab, vom Zillertal her dringt der Märzengrund nach O bis zum Sonnenjoch vor.

In den langen Tälern südlich des Brixentals überwiegt die Nord-Süd-Richtung mit leichten Abweichungen. Wie die gespreizten Finger einer Hand greifen sie nach Süden vor, das Spertental mit Oberem und Unterem Grund, die Windau, nur ganz am Ende verzweigt, das Kelchsautal mit Kurzem und Langem Grund. Kürzer sind Wildschönau und Alpbachtal, deren Mündungsstrecken mit eng gewundenen Klammern zum Inntal führen, während Kelchsautal und Windau die Brixentaler Ache speisen. Die Aschauer Ache aus dem Spertental mündet bei St. Johann als Reither Ache in die Kitzbüheler Ache. Die im Süden verzweigten Enden der westlichen Täler liegen nahe beisammen, man kann auf kurzem Weg von einem Tal ins andere kommen.

Geologisch sind die beiden Teile dadurch unterschieden, daß der Westteil am Innsbrucker Quarzphyllit Anteil hat, der hier ungefähr die Hälfte der Oberfläche ausmacht. Nach Norden reicht er im „Windauer Halbfenster“ fast bis Hopfgarten, nach W findet er seine Fortsetzung in den Tuxer Alpen. Den kleineren Teil nimmt die Grauwackenzone ein, im Ostteil ist nur die Grauwackenzone vertreten, die sich weiter bis zum Ostende der Alpen hinzieht. Im Bild der Berge kommen diese Unterschiede nur in Ansätzen zur Geltung, denn die Verwitterungsbeständigkeit der meisten Gesteine ist hier wie dort gering.

## Zur Bildung der Gebirge

Seitdem sich die Theorie Wegeners von der Kontinentalverschiebung durchgesetzt hat und das Konzept der Plat-

tentektonik allgemein anerkannt ist, wird die Wanderung der Kontinente als Wanderung von Platten der Erdkruste verstanden. Dies läßt sich mit modernen Methoden der Paläomagnetik nachweisen, die ermöglichen, den Ablauf dieser Bewegungen während der Erdgeschichte weitgehend zu rekonstruieren.

Die heute auf der Oberfläche der Erde verstreut liegenden Kontinente waren vor ca. 280 Millionen Jahren (Karbon/Perm) zu einem Riesenkontinent Pangäa (= Gesamterde) vereint. Vorher waren sie in zwei großen Gruppen, durch weite Ozeanräume getrennt, angeordnet. Einer „Süderde“ (= Gondwana) lag eine „Norderde“ (= Laurasia) gegenüber. Beide bewegten sich aufeinander zu, der sie trennende Ozean verschwand. Bei dieser Vereinigung der Kontinente entstand das variszische Gebirge, das eine weit größere Fläche einnahm als heute die Alpen. Dessen Reste finden wir heute noch in weiten Teilen der Alpen, aber auch über ganz Mitteleuropa verstreut in den Deutschen Mittelgebirgen, im Bayerischen Wald und Böhmerwald, Schwarzwald, in den Vogesen und im französischen Zentralmassiv.

Gebirgsbildungen lassen sich in den Dreischritt gliedern: Ablagerung während einer Dehnungsphase der Erdkruste (Geosynkinalstadium) — Aufbau während einer Einengungsphase (Orogenes Stadium) — Abbau durch die Erosion.

Die Sedimente des Ozeans (Geosynkinalstadium) wurden in den Aufbau des variszischen Gebirges einbezogen (Orogenese). Dann wurde dieses Gebirge von der Erosion zerschnitten und weitgehend eingeebnet. Der Riesenkontinent Pangäa blieb nicht verschont von Störungen, er begann, sich wieder aufzulösen. „Urafrika“ und „Ureuropa“ (Eurasien) begannen sich zu trennen, von SO her drang ein Meer vor, in dem sich aufs neue Gesteine abgelagerten, die ersten im Spätkarbon und Perm, dann die der Trias-, Jura- und Kreidezeit. In mehreren Phasen wurden sie, beginnend in der Kreidezeit (vor rund 100 Millionen Jahren) und endend im späten Tertiär (vor 10 Millionen Jahren) übereinandergestapelt, über weite Strecken transportiert und gehoben. Danach erhielt das neue Alpengebirge im ausgehenden Tertiär und in der Eiszeit seine letzte Formung. Das Abtragungs- und Zerstörungsstadium ist bis heute im Gange.

Die Gesteine der Kitzbüheler Alpen entstanden im Paläozoikum. Das Ablagerungsgebiet der Grauwackenzone lag weit im Süden jenseits der heutigen Hohen Tauern, deren Gesteine zum Teil auch aus dieser Zeit stammen. Plattentektonisch betrachtet bildeten sich die Gesteine in einem Randbecken am Nordrand des Gondwana-Kontinentes (Heinisch 1986). Im Zuge der Deckenüberschie-

Abb. 2: Nord-Süd-„Idealprofil“ des Ostteils (nach Heinisch 1986, geändert).

Die Wildseeloder-Einheit ist senkrecht gestellt, im N greift auch hier die Postvariszische Transgressionsserie nach Süden aus. Südlich der Wildseeloder-Einheit die Hochhörndler Schuppenzone, anschließend die Glemmtal-Einheit. Deren Gesteine sind in weite Falten gelegt, zur Salzach hin stehen sie senkrecht. Die höchsten Schichten sind erodiert.

bungen während der alpidischen Gebirgsbildung wurden sie an die heutige Stelle transportiert. Bei dem zweimaligen Prozeß der Orogenese (= Aufbau des Gebirges) wurden sie in sich gestapelt, versetzt, gekippt und gerieten in Tiefen, wo Druck und Hitze zur Metamorphose führten.

Bei der Metamorphose passen sich Mineralgehalt und Gefüge der Gesteine den herrschenden Druck- und Temperaturbedingungen an. Diese nehmen mit der Tiefe zu. Die Auflast weiterer Gesteinspakete und Hitze aus dem Innern der Erde bewirken dies. Außerdem laufen plastische Verformungsprozesse in der Erdkruste ab. Die Hitze führt zur Umkristallisation, entweder lediglich zur Kornvergrößerung oder zur Bildung neuer Minerale. Von retrograder (rückschreitender) Metamorphose spricht man, wenn auf eine höhergradige Metamorphose eine niedrigere folgt. Dabei werden Minerale der höhergradigen Metamorphose wieder an die Bedingungen geringeren Drucks und niedrigerer Temperatur angepaßt. Der Metamorphosegrad erreichte in der Grauwackenzone während der variszischen und in der alpidischen Orogenese jeweils nur die sogenannte Grünschieferfazies (= schwach metamorphes Stadium).

## Der östliche Teil der Kitzbüheler Alpen

(Profil Abb.2)

### Die Wildseeloder-Einheit

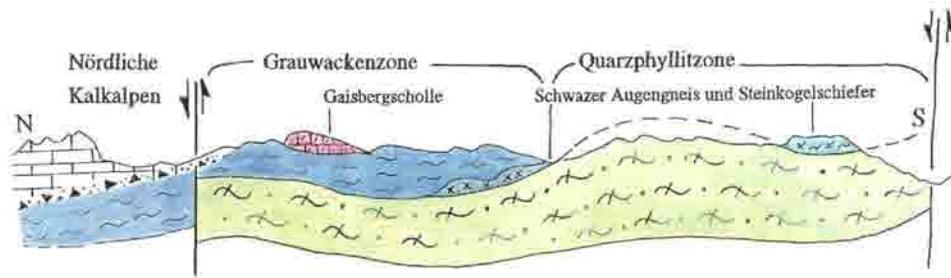
Die Entwicklung östlich des Tales Jochberg-Paß Thurn ist sehr gut erforscht; die Ergebnisse dieser Arbeit kann man auch auf den westlichen Teil anwenden, soweit Gesteine der Grauwackenzone betroffen sind. Als Ergebnis der neueren Kartierungsarbeiten ist das Blatt Zell am See der Geologischen Karte der Republik Österreich (1:50 000) erschienen.

H. Heinisch (Heinisch 1986) sieht die mögliche Geschichte der Kitzbüheler Grauwackenzone, also des östlichen Teils, sich in mehreren Phasen entwickeln. In einem Randmeer in der Nähe eines Kontinents begann die Ablagerung der ersten Ton- und Sandschichten. Länger andauernde Dehnung der Kruste ließ Vulkanismus entstehen, „an tiefgreifenden Störungszonen“ drangen „große Mengen granitoider Schmelzen bis nahe an die Oberfläche vor“. Gewaltige Mengen rhyolithischer Ignimbrite wurden gefördert. Die Produkte dieses Ereignisses sind nicht nur im heutigen Alpenraum, sondern weit darüber hinaus festzustellen. „Ganz unzweifelhaft handelt es sich um eine der großen Ignimbritkatastrophen der Erdgeschichte“.

Ignimbrite sind Gesteine, die bei explosiven vulkanischen Eruptionen entstehen. Dabei spielen der Gehalt an  $\text{SiO}_2$  in der Schmelze und die Menge der gelösten Gase eine wichtige Rolle. Ein hoher  $\text{SiO}_2$ -Gehalt (die Schmelze wird dann als „sauer“, auch granitoid oder rhyolithisch

bezeichnet) bedingt eine hohe Viskosität, sie ist also zähflüssig. Basaltische Schmelzen enthalten weniger  $\text{SiO}_2$ , sie sind dünnflüssig und werden als basisch bezeichnet. Enthält eine Schmelze genügend Gasanteil, schäumt sie bei schneller Druckentlastung auf. Das bisher gelöste Gas entweicht, bildet Blasen und wird zusammen mit dem flüssigen Gestein als Suspension aus den Schlot geschleudert. Ein größerer Anteil von Wasser kann die Explosion noch erheblich verstärken. Noch im Krater beginnt die Gesteinsschmelze zu winzigen Teilchen zu zerspritzen. Die Austrittsgeschwindigkeit wird dadurch noch erhöht (bei großen Eruptionen bis zu 600 m/sec), weil das ganze aber zu schwer ist, um aufzusteigen, bewegt es sich mit größter Geschwindigkeit seitwärts vom Schlot weg. Die Teilchen der Schmelze erstarren recht rasch und bilden Glasfetzen und kleine Gesteinsteilchen, die bei hoher Temperatur miteinander verschweißt abgelagert werden. Das Wort Porphyroid weist auf die porphyrische Textur hin: in einer feinkörnigen Grundmasse sind große Kristalle eingestreut. Den größten Anteil des Wildseeloder-Porphyroids bilden derartige Ignimbritablagerungen oder „pyroklastische Ströme“. Das Ereignis war heftig und weitverbreitet, aber relativ kurzzeitig. (Ein Vulkanausbruch mit ähnlichem Mechanismus, wenn auch wesentlich kleineren Ausmaßes, ereignete sich 1980 am Mount St. Helens.)

Die Ablagerung des Porphyroide erfolgte auf dem Festland, allenfalls zu einem geringen Teil in einem flachen Meer. Die 600 m mächtigen Abfolgen am Wildseeloder (in der Steiermark sogar 1400 m) entstanden in mehreren Eruptionsphasen. Eine gewisse Entfernung zwischen Wildseeloder- und Glemmtal-Einheit, die beide heute die östlichen Kitzbüheler Alpen bilden, muß zu dieser Zeit bestanden haben, denn die Spuren des Porphyroid-Ereignisses sind in der Glemmtal-Einheit nur gering vertreten. An der Wende Ordovizium/Silur wurde ein Teil der Porphyroplattform abgetragen und Material davon in einem benachbarten Becken abgelagert. Die Krustendehnung dauerte an, und schließlich kam es im Silur und tieferen Unterdevon zur völligen Trennung der beiden Bereiche. Die Wildseeloder-Einheit wurde zu einem Schelfmeer, auf den Resten der Ignimbrite bildeten sich auf einer Plattform im Seichtwasser-Bereich Karbonate, Kalk- und Dolomitsteine und in tieferen Teilen auch Kieselschiefer. In diesen Sedimentgesteinen geben winzige Fossilien, die Conodonten, die Möglichkeit, die Zeit der Ablagerung festzulegen. Dies sind Mikrofossilien von 0,2–0,3 mm Größe, bernsteinfarben, mit vielen Zacken, Zackenreihen oder rippen- und knotenartigen Bildungen aus Apatit. Sie werden als Stützorgane oder Mundwerkzeuge wurmartiger Tiere gedeutet, deren genaue Zugehörigkeit noch nicht bekannt ist. Durch ihre Formenvielfalt sind sie geeignet, biostratigraphische Zeitbestimmungen von Ablagerungsgesteinen zu treffen.



## Die Altersbestimmung von Gesteinen

Bei Sedimenten liegen die ältesten Schichten ganz unten, solange keine Störungen dies ändern. Bruchstücke im Gestein müssen älter sein als dieses, Klüfte, Versatz und andere Lagerungsveränderungen jünger. Eingebettete Fossilien und deren Entwicklung erlauben ebenfalls, eine Abfolge festzulegen („biostratigraphische Methode“). Daraus ergibt sich eine relative Altersangabe. Sie ist bis ca. 570 Millionen Jahre zurück anwendbar.

Absolute Zeitangaben beruhen auf dem Zerfall der radioaktiven Isotope von Stoffen in den Gesteinen. Ihre Halbwertszeiten sind bekannt. Die heutige Restmenge oder das Verhältnis zum nichtradioaktiven Isotop gibt Auskunft über das Bildungsalter eines Minerals oder Gesteins. Wegen vieler Unsicherheiten ist die Datierung mit Hilfe von Fossilien gewöhnlich genauer. Für metamorphe und magmatische Gesteine wird aber nur die zweite Methode verwendet.

## Die Glemmtal-Einheit

Die Ablagerung der Ton- und Sandschichten ging hier von den Porphyroiden der Wildseeloder-Einheit kaum beeinflusst weiter. Ihre Entwicklung läßt auf ein marines Rinnenfächersystem schließen, in dem der Gesteinscharakter auch durch die Entfernung vom Liefergebiet bestimmt wird. Im entfernteren Teil entstanden Tonsteine, näher gelegen Fein- und in kürzester Entfernung vom Liefergebiet Grobsandsteine und Konglomerate. (Konglomerat ist ein Gestein, an dem ein großer Anteil deutlich gerundeter Gesteinsbruchstücke beteiligt ist; sind diese Bruchstücke scharfkantig, spricht man von Brekzie). Derlei Sedimentationsmechanismen werden als „Trübestrom“- oder Turbiditmechanismen bezeichnet und sind an allen Kontinentalrändern der modernen Ozeane zu beobachten. Eine lange Zeit gleichbleibender Ablagerungsbedingungen ließ weit über 1000 m mächtige Wechselfolgen aus Ton- und Sandsteinen entstehen. Diese werden zusammenfassend als Wildschönauer Schiefer bezeichnet. Zum Zeitpunkt der größten Krustendehnung im höheren Unterdevon bis Mitteldevon (vor 380–390 Millionen Jahren) setzte auch in der Glemmtal-Einheit Vulkanismus ein. Riesige Mengen basaltischen Magmas wurden gefördert, das meiste untermeerisch, zum Teil als Pillow-(Kissen-)lava, zum anderen als Schichtlava. Zeitweise entstanden vulkanische Inseln, die von der Meeresbrandung wieder zerstört wurden. Im Oberdevon oder Karbon war die Dehnungsphase der Kruste beendet, Einengung trat ein, beide Bereiche, Wildseeloder- und Glemmtal-Einheit, näherten sich wieder, die variszische Gebirgsbildung hatte begonnen. Dabei entstand ein Deckenbau und die Gesteine wurden einer geringen, vielleicht nur sehr geringen Metamorphose unterzogen.

Zwischen der Wildseeloder- und der Glemmtal-Einheit liegt eine Schuppenzone, in der sich alle Gesteine der beiden benachbarten Gebiete finden. Auf 400 m Breite ist „der gesamte [...] Gesteinsinhalt der Kitzbüheler Grauwackenzone“ aufgearbeitet, die Zone stellt eine „Trennfuge erster Ordnung“, dar, an der entlang die Magnesitlagerstätten aufgereiht liegen. Entlang dieser Schuppenzone könnten die Erzlösungen eingedrungen sein. Wildseeloder-Einheit und Schuppenzone sind zudem senkrecht gestellt, so daß ursprünglich übereinander abgelagertes jetzt nebeneinander liegt. Am Gipfel des Hochhörndler östlich des Wildseeloder läßt sich dies gut beobachten.

## Der Westteil der Kitzbüheler Alpen

(Profil Abb.3)

Ein großer Teil der Gesteine gehört der Quarzphyllitzone an, einer ebenfalls paläozoischen wie im Gesteinsbestand ähnlichen Einheit, auch sie wird in Beziehung gesetzt zum Altkristallin der Ostalpen. Der Metamorphosegrad dieser Gesteine ist deutlich höher als der der Grauwackenzone. Nach einer Phase mittelgradiger Metamorphose mit Granatbildung folgte eine kräftige rückschreitende Überprägung, verbunden mit intensiver Durchbewegung. Ursprüngliches Ausgangsmaterial bildeten auch hier Ton- und Feinsandstein-Wechselfolgen. Am wenigsten geklärt ist die Herkunft eines schmalen Streifens von Gneisen, die auf dem Quarzphyllit und unter den Grauwacken-Gesteinen eingeklemmt liegen. Die Kellerjoch oder Schwarzer Augengneis sind gut an ihren großen Feldspäten erkennbar, die von Blattmineralen umflossen scheinen. Wenig zerstört finden wir sie am Kellerjoch bei Schwaz, wo sie nicht von anderen Gesteinen überlagert sind. Als Zwischenglied sind sie an vielen Stellen aber so stark zerquetscht, zerschert und zerbrochen, daß sie nicht immer als solche erkannt wurden.

## Der Nordsaum der Kitzbüheler Alpen

Er zeigt die ursprüngliche Verbindung zu den Nördlichen Kalkalpen. Hier liegt auf den alten Gesteinen des Paläozoikums, den Wildschönauer Schiefen, als erstes die „Postvariszische Transgressionsserie“.

Der Name nimmt Bezug auf die vorhergegangene variszische Gebirgsbildung. Nach der weitgehenden Einebnung dieses Gebirges trat spätestens im Perm wieder eine Dehnung der Kruste ein, eine Schicht kontinentaler Rotsedimente mit groben Brekzien entstand unter aridem (Wüsten-)Klima. Diese Gesteine leiten den alpidischen Ablagerungszyklus ein. In verschiedener Ausbildung und mit sehr unterschiedlichen Bezeichnungen sind sie im

**Abb. 3: „Idealprofil“ des Westteils der Kitzbüheler Alpen (nach Heinisch 1986, vereinfacht)**

Bei der alpidischen Gebirgsbildung wurden die Hohen Tauern am stärksten gehoben, geringer die Quarzphyllit- und Grauwackenzone. Zwischen diesen beiden ist eingeklemmt der Schwazer Augengneis, den man mit den Steinkogelschiefern in Zusammenhang bringt. Auf der Grauwackenzone liegt am Gaisberg ein Triasrest. Man nimmt an, daß die ganze Grauwackenzone von Triasgesteinen, wie sie die Nördlichen Kalkalpen darstellen, bedeckt war.

ganzen Alpengebiet verbreitet. In dieser Zeit entstanden auch die seit alters bekannten und abgebauten Salzlager von Hall, Berchtesgaden, Hallein und Hallstatt, die lokalen Meeresbecken mit hoher Verdunstung entstammen. Als unterstes finden wir grobe Konglomerate und Brekzien mit Bestandteilen aus den unterlagernden Gesteinen. Darauf folgen feinere Schichten, Sand- und Tonsteine und schließlich der Übergang zum Alpinen Muschelkalk. In der tiefsten Trias (Skyth) drang das Tethysmeer von SO her auf den Pangäa-Kontinent vor.

Reste der postvariszischen Transgressionsserie finden wir am Südrand der Nördlichen Kalkalpen und am ganzen Nordrand der Kitzbüheler Alpen zwischen Rattenberg und der Zeller Furche. Sie belegen die Zusammengehörigkeit der beiden Gebirgsteile. Durch ihre teils kräftige rote Farbe fallen sie überall auf. Nach Süden greift die Zone buchtig verzahnend auf die Grauwackenzone über. Zwischen der basalen Brekzie und dem Sandstein haben Bewegungen stattgefunden. Besonders stark sind diese Gesteine an der Kleinen Salve und am Hahnenkamm durch die Gebirgsbewegung beansprucht. Zwischen Brixlegg und Wörgl sind nicht nur Basalbrekzie und Sandsteine südlich des Inn aufgeschlossen, sondern auch noch der ladinische Ramsaudolomit, der zum alpidischen Ablagerungszyklus gehört. Wer von einem Berg der Wildschönau (etwa am Lämpersberg) nach Norden blickt, sieht das Kragenjoch als Barriere das Tal versperren. In die hellen, oberflächlich rau erscheinenden Felsbildungen zwischen Waldstücken ist die Kundler Klamm eingeschnitten. In der Kundler Klamm kann man die Anzeichen einer kleinräumigen Bewegung im Felskörper beobachten. Die Wände aus Ramsaudolomit (der gleichzeitig mit dem Wettersteinkalk entstand, aber in einem andern Ablagerungsmilieu) weisen kleine, völlig glatt polierte Flächen auf, sogenannte Spiegelharnische, die durch Bewegung im Gestein entstanden. Zugleich wird das Poliermittel deutlich, das kleinstückig zerbrochene, zum Teil zu Pulver zerriebene Gestein, das trotzdem fest geblieben ist. Im Bachbett, vor allem im Bereich des südlichen Ausgangs der Klamm, liegen lose Blöcke aus der Basalbrekzie, der untersten Lage des Postvariszischen Transgressionsserie, die im Einzugsgebiet des Baches an verschiedenen Stellen ansteht. Das Gestein ist verschieden stark rot gefärbt mit unterschiedlich großen Komponenten, die oft eine deutliche Längung zeigen, auch dies eine Folge der Gebirgsbewegung, bei der höhere Gesteinspakete auf dieser „inkompetenten“ (= leicht verformbaren) Schicht hinwegglitten. Gesteine dieser Serie finden sich am ganzen Alpennordrand, besonders breit zwischen Wörgl und Hopfgarten, weiter entlang der Hohen Salve, sie ziehen hinein in die Gräben am Südrand des Wilden Kaiser und finden sich beiderseits des Fieberbrunner Tales bis östlich von Hochfilzen. An der Böschung der Straße in die Wildschönau, im untersten Stück des Pletzer Grabens und östlich von Fieberbrunn in den südlichen Seiten-

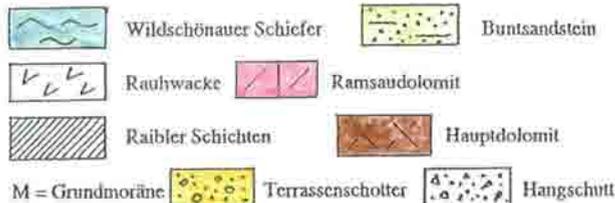
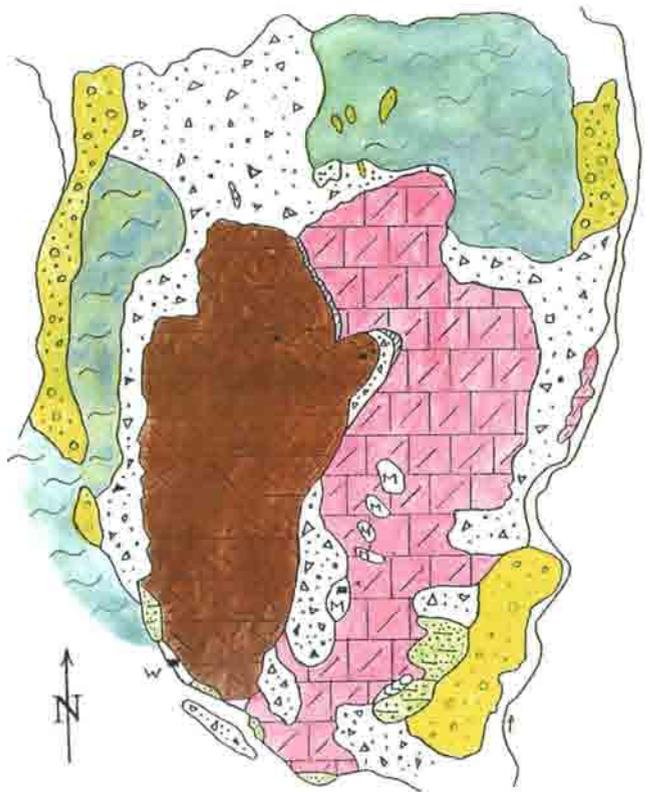
tälern fallen sie sofort auf.

Am Südrand der Kitzbüheler Alpen ist der Wechsel im Gesteinsbestand nicht so deutlich erkennbar. Von Zell zum Gerlospaß wird der Grenzbereich zum südlich anschließenden Tauernfenster durch mehrere geringmächtige Serien gebildet, die den Verlauf des Gerlostales begleiten. Hier verläuft die Tauernnordrandstörung, die östlich des Gerlostales (als Salzachstörung) die Grenze zu den Hohen Tauern bildet. Unmittelbar am Nordrand des Salzachtales wurde eine Schuppenzone festgestellt (Heinisch 1986), in der anscheinend Gesteine aus dem Penninikum südlich des Tales mit Quarzphyllit und Wildschönauer Schiefern verschuppt sind. Möglicherweise sind hier mehrere Bewegungsphasen dokumentiert.

## Die Gesteine

Alle Gesteine der Kitzbüheler Alpen wurden durch Metamorphose umgewandelt. Zweimal fand eine solche statt, einmal in der variszischen, das zweite Mal in der alpidischen Orogenese. Dabei entstanden neue Minerale und ein neues Gefüge der Gesteine. Im Süden ist sie am stärksten, sie nimmt nach Norden zu ab, und reicht in der schwächsten Form als Anchimetamorphose noch hinein in die Nördlichen Kalkalpen. Die deutlichste und vielfältigste Umwandlung führte zur *Schieferung*, die fast alle Gesteine mehr oder weniger stark erfaßte, ausgenommen die Basalte und gabbroartigen Ganggesteine. Sie dürfte in der alpidischen Phase entstanden sein und besteht in einer durchgehenden flächenhaften Anordnung von blättchenförmigen Mineralen; die wichtigsten sind hier feinschuppige Glimmer, sogenannte Serizitapeten. Wenn wir diese Schiefer in die Hand nehmen, fällt besonders auf, wie unterschiedlich ihr Bruchverhalten in verschiedenen Richtungen ist. Quer zur Schieferungsfläche brechen sie leicht, ein glatter Bruch aber ist nicht zu erreichen, die Bruchkante ist meist stark gezackt und scharf. Parallel zur Schieferung spalten sie extrem leicht, eben oder mehr oder weniger gewellt.

Die *Wildschönauer Schiefer* sind das Hauptgestein der Grauwackenzone, leicht verwitterbare *Meta-Tonschiefer* mit 50–70% Tonmineralen, Serizit und Chlorit, 30–50% Quarz und etwas Feldspat. Der Mineralbestand ist über mehr als 1000 m Sediment recht konstant. An manchen Gesteinsproben lassen durch den Wechsel von helleren und dunkleren Lagen noch Andeutungen der ursprünglichen Schichtung erkennen. Die spätere Schieferung verläuft sehr oft schräg dazu („Transversalschieferung“), ebenso wie die Faltung, die sehr intensiv sein kann und manchmal wirbelartige Formen erzeugt hat. Größere Flächen erwecken den Eindruck glattgeschliffener Platten. Stellenweise enthalten sie feinverteilte kohlige Substanz und werden als Schwarzschiefer bezeichnet. Eingelagert sind *Meta-Sandsteine*, sogenannte Grauwacken, die der großen geologischen Einheit den Namen gaben. Sie



umfassen den Hauptteil der größeren Einschaltungen. Ihre Bankmächtigkeit liegt zwischen wenigen Zentimetern und einigen Metern. In dickeren Abfolgen bilden sie infolge ihrer größeren Härte Rippen, Wände und Gipfel.

## Karbonate

Devonische Dolomite sind im Norden der Kitzbüheler Alpen verbreitet gipfelbildende Gesteine. Sie sind also viel älter als der Ramsaudolomit am Kragejoch. Der kurze Zug von Schwazer Dolomit im Westen gehört dazu, er bildet an der Gratspitze einen markanten Gipfel. Im Osten liegt der sehr ähnlich ausgebildete gleich alte Spielbergdolomit, der vom Kitzbüheler Horn über den Karstein zum Spielberghorn reicht. Aus devonischem Dolomit ist auch der Gipfel des Großen Rettenstein aufgebaut, der sich wie ein Stockzahn aus den weicheren Formen der Umgebung heraushebt.

Die *Porphyroide* der Wildseeloder-Einheit sind weinrot, pastell- bis fleischfarben oder zartgrün. Sie enthalten häufig 1–3 mm große Quarz- und Feldspateinsprenglinge, manche auch Bimsteilchen oder Fremdgestein. Grüne bis rote Lagen, bis zu 2 m mächtig und ohne erkennbare Einsprenglinge, trennen die Eruptionsphasen. Hauptverbreitungsgebiet ist der Wildseeloder, aber auch am Kitzbüheler Horn, an der Hohen Salve und in den Kämmen beiderseits des Spertentals weist die geologische

Abb. 4: Kartenskizze der Gaisbergscholle (nach Ampferer, umgezeichnet, und Barnick)

Die interessanteste Stelle liegt am Südenende bei der Wiegalm (W). Hier liegen auf den Wildschönauer Schiefer Gesteine der postvariszischen Transgressionsserie, rote, hellgrüne und graue Sandsteine. Unmittelbar darüber folgt der Hauptdolomit, die dazwischenliegende Mylonitzone weist auf eine stattgehabte horizontale Bewegung hin. Ramsaudolomit und Raibler Schichten, die hier fehlen, sind an der Ostseite erhalten geblieben.

Karte Porphyroide aus. Ihre Schieferung ist in der Regel schwach ausgeprägt.

Die *basischen Gesteine* der Glemmtaleinheit treten als schwach metamorphe Basalte („Diabase“) oder gabbroide Gesteine in vielfältiger Zusammensetzung auf. Sie enthalten die gleichen Minerale und entstanden wohl aus chemisch identischen Schmelzen, die Basalte als Ergußgesteine an der Oberfläche, die gabbroiden Gesteine gangförmig unter der Oberfläche.

Im vorderen Glemmtal bilden sie den Basalt-Sill-Komplex von Maishofen. Die Kristalle sind sehr klein, die Basalte haben kaum Hohlräume, von den gabbroiden Lagergängen sind sie schwer zu unterscheiden. Sie formen den engen östlichen Eingang zum Tal. Im hinteren Glemmtal zeigen die Basalte größere Einzelkristalle und blasige Hohlräume, die oft von Calcit gefüllt sind.

Am interessantesten sind die Pillowlaven, die die mächtigsten Basaltabfolgen bilden (350 m am Geißstein). Sie sind untermeerisch in geringer (höchstens 700 m) Wassertiefe ausgeflossen und stellen Röhren aus schnell erstarrter Schmelze dar, in denen die Lava sich fortbewegte. Begrenzt werden die Pillows durch ursprünglich glasige Ränder als Folge der schnellen Erstarrung, durch die Gebirgsbildung wurden sie oft zu länglichen Gebilden umgeformt. Ihr Erhaltungsgrad ist verschieden gut, manchmal hat man große Mühe, sie zu erkennen. Den Hauptteil der Metabasalte bilden basaltische Pyroklastika (marine Tuffe). Alle basischen Gesteine, die Tuffe, Pillowlaven, dioritischen und gabbroiden Ganggesteine treten auch im westlichen Teil verstreut in größeren und kleineren Vorkommen auf, soweit die sie umgebenden Gesteine zur Grauwackenzone gehören. Eine Besonderheit ist der Stock des Kropfrader Jochs mit Serpentin, einem ultrabasischen, rückschreitend metamorphen Gestein.

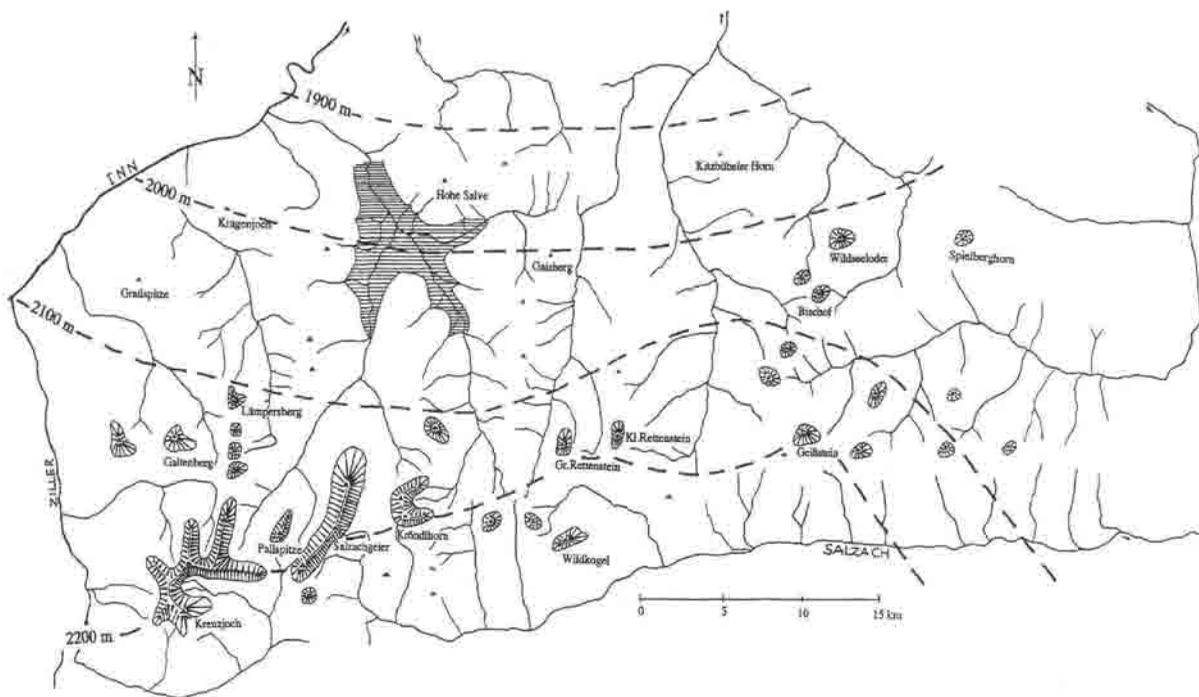
Der *Quarzphyllit* unterscheidet sich von den Wildschönauer Schiefer vor allem durch den deutlich stärkeren Glanz auf den Schieferungsflächen, der einen höheren Metamorphosegrad anzeigt. Größere Quarzeinschaltungen sind die Regel. Oftmals überschneiden sich mehrere Schieferungen und Faltungen und bilden immer neue, manchmal phantastisch anmutende geometrische Figuren. An der Baumgartenalm am Osthang des Feldalphorns fand ich schmale, einen halben Meter lange Gesteinsstücke, die durch ihre Gestalt und infolge des Glanzes aussahen wie Metallspieße.

## Die Morphologie

(Grundzüge der Darstellung und Zitate nach Rinaldini 1923). Die Eiszeit brachte den Alpen die bisher letzte Formung. Zur Zeit des Höchststandes waren die Kitzbüheler Alpen im Eis versunken, nur die höchsten Gipfel ragten darüber hinaus (Fig.5). Aus den Hohen Tauern kamen große Eismassen und flossen über die Pässe nach Norden in die

Abb. 5: Höchststand des Eises und Hopfgartener Stausee (Skizze nach Rinaldini)

Die Linie der Eishöhe 2200 m folgt vom Kreuzjoch- und Salzachgeierstock im W der Linie, die dem aufgelockerten Hauptkamm bis etwa zum Lanitzkogel folgt, dann biegt sie nach S ins Salzachtal ein; hier konnte das Eis leichter abfließen. (Ähnlich auch die 100-m-Linie.) Dieses Absinken der Eisfläche nach O zu hat zur Folge, daß die Überformung im O-Teil mehr auf Einzelgipfel beschränkt blieb. Als Ursache für den später entstandenen Hopfgartener See wird angenommen, daß das Eis des Inngletschers ins Brixental vorgestoßen war und den Abfluß verhinderte. Für den Seespiegel wurden 750 m (Höhe der Terrassenkante bei Westendorf) angenommen.



Täler der Kitzbüheler Alpen, die Eisoberfläche lag am Südrand bei etwa 2200 m und fiel ab auf 1800 m am Wilden Kaiser, dessen Gipfel eisfrei blieben. Er und die Bergstöcke der Loferer und Leoganger Steinberge behinderten das Abfließen des Eises, dieser Stau ließ in den Kitzbüheler Alpen selbst nur wenig Eisbewegung zu. Das hatte zur Folge, daß eine Ausformung der Täler zur Trogform wie in anderen Gebieten, wo das Eis durch seine Bewegung Untergrund und Seitenwände bearbeitete, nur in geringem Maße stattfinden konnte. Durch die geringe Verwitterungsbeständigkeit der Gesteine konnten die Formen nicht konserviert werden. Kitzspuren an Gesteinen sind bei deren leichter Zerstörbarkeit nur selten erhalten geblieben. Die Gipfel beiderseits des Brixentales waren völlig vom Eis bedeckt. Nur die größten Massenerhebungen im Süden und einzelne höhere Gipfel blieben eisfrei, sie ragten als Nunataker (= einzelne Bergspitze, die aus dem Eisschild ragt; der Begriff stammt aus Grönland) aus dem Eis. Hier konnten deutliche Karbildungen erfolgen. Der größte Teil der Kare ist nach N ausgerichtet wie am Lämpersberg und am Großen und Kleinen Rettenstein. Eine Besonderheit ist die vierstufige Kartreppe am Schafsiedel, die nach Osten schaut. Eine Härtlingsrippe bildet die nördliche Nischenwand, die Karschwellen hielten stand, so ist auf jeder Stufe ein See erhalten geblieben. Viele Kare sind nicht voll entwickelt oder durch nachbrechende Schuttmassen teilweise wieder angefüllt wie am Kleinen Rettenstein. Eine Besonderheit ist das Riesenkar der Wilden Krimml mit einem nur wenig geneigten Karboden, „man könnte eher von einer sehr geräumigen, flach eingesenkten Mulde sprechen“, umsäumt von den höchsten Gipfeln der Kitzbüheler Alpen: Kreuzjoch, Katzenkopf, Schwarzer Bär, die nur wenig darüber aufragen und ihrerseits an den Außenseiten kleinere Kare aufweisen (man wird an das Zugspitzplatt und das Plattach im Wettersteingebirge erinnert). Es handelt sich um Reste von alten Landflächen, die vor der Eiszeit

das Relief bestimmten und der Zerstörung durch die Erosion entgingen. Diese nahezu ebenen Flächen wurden vom Eis nur wenig bearbeitet. Ihre ruhigen Formen lassen sich trotz größerer Unterbrechungen über weite Strecken hin verfolgen. Der nächste Rest liegt weiter östlich am Schöntalsee zwischen Palispitze und Kastenwendenkopf und ist nach Südosten gewendet. Beiderseits des Salzachjochs fällt die „niedrige Rückenlehne“ der Kare auf, besonders an der Ostseite des Salzachgeier-Schafsiedelkamms. Im Ostteil der Kitzbüheler Alpen läßt sich im Hintergrund des Glemmtales zwischen Tristkogel und Schusterkogel eine 2 km lange, 1 km breite Fläche ausmachen, ein „schwach nach Osten geneigtes Hochplateau“. Der Bergzug zwischen Geißstein und Wildseeloder dagegen „besitzt bewegtere und schärfere Formen als der Pinzgauer Spaziergang“ (dies läßt sich gut aus dem hinteren Glemmtal beobachten), das Gebiet ist dichter zertalt und dadurch stärker gegliedert, es entsteht der „Eindruck einer recht bewegten Landschaft inmitten ruhiger Grasflächen“. Hier hat sicher das harte Gestein, der Basalt, der zahlreiche Gipfel bildet, seinen Anteil an den schrofferen Formen. In den Tälern lassen sich in den ganzen Kitzbüheler Alpen eiszeitliche Formen nicht deutlich von späteren trennen, die Bäche bringen ununterbrochen riesige Schuttmassen zu Tal, bei jedem größeren Bachlauf ist dies zu beobachten. Dazu gibt es immer wieder Hangrutschungen und Murbrüche. Die Unterscheidung von Lokalmoräne und Hangschutt ist deshalb schwer, meist ist es ein Gemenge beider. Hänge und Almböden haben unruhige Oberflächen, nur der Bewuchs hält den Untergrund relativ stabil. Dessen Durchfeuchtung, besonders im Frühjahr bei der Schneeschmelze, verursacht große Massenbewegungen und Formveränderungen. Durch die plattige Ausbildung neigt das Gestein schon von sich aus zum Abrutschen. Selbst nicht wasserdurchlässig, wird es zusammen mit dem Wasser instabil. Nach Regenfällen können viele Wege geradezu zu Wasserläufen werden.

Schöne Gesteine der Kitzbüheler Alpen. Von links oben nach rechts unten: Roter devonischer Dolomit vom Wildseelodergipfel (Bildbreite ca. 12 cm). Foto: Robert Brunner. Die weiteren Aufnahmen stammen von Helmut Heinisch.  
 Gebänderter Tuffitschiefer aus der basaltischen Serie vom Bischof.  
 Basaltische, blasige Bimsfetzen vom Teufelssprung (Flanke des Gaißstein-Seamounts).



## Einige Beobachtungen auf Wanderungen

### Die Triasscholle des Gaisberg bei Kirchberg (Abb.4)

Aufstieg vom „Reiserer“ im Spertental. Auf dem Weg zur Kobinger Hütte findet man bald am Weg rötliches Gestein, es gehört zur postvariszischen Serie. Als Anstehendes ist es in einem schmalen, vom Wasser eingerissenen Fußweg zu finden. Noch im Wald kurz unter der Almfläche steht ein helles Gestein an, das kleinstückig verwittert, es ist der Ramsaudolomit, der nach oben bis fast zur Kobinger Hütte reicht. Besonders gut sichtbar ist er, wo der Weg eine Rinne quert. Über Moränen und Hangschutt erreicht man den Hauptdolomit (er ist das jüngere Gestein) des Gipfels. Der Kamm wird nach Norden breiter und bildet kleine Mulden und Tälichen, Hinweise auf unruhigen Untergrund und Absetzbewegungen. Im Abstieg zur Bärenstättalm und unterhalb stehen dunkelgraue, örtlich graubraune, teilweise bankige Schichten an, die Farbe ändert sich in kurzer Entfernung stark, es sind die Raibler Schichten, die nur geringmächtig zwischen dem Haupt- und dem Ramsaudolomit liegen. Dieser reicht bis Leiten. Für den weiteren Abstieg ist es ratsam, sich nicht zur weglosen Querung nach Süden verleiten zu lassen. Mehrere Bäche, die sich in einem riesigen Trichter treffen, haben in die Terrassenschotter tiefe Schluchten mit abschreckend steilen Wänden eingeschnitten.

### Aufstieg zur Rester Höhe

Der Weg vom Paß Thurn führt teilweise auf den Hängen der Skiabfahrt, die vor allem im mittleren Teil ausgiebig durchfeuchtet sind; man geht wie auf einem Schwamm. Die Rester Höhe war beim Höchststand völlig vom Eis bedeckt, das 800 m mächtig den Paß überquerte. Es war der größte Eisstrom, der in die Kitzbüheler Alpen eindrang.

### Der Lämpersberg aus der Wildschönau

Die Gesteine erscheinen auf vielerlei Arten verformt, auf kurzer Entfernung wechseln Härte und Ausbildung. Viele Stücke zeigen geradkantige, flächige Formen und sich überschneidende Faltenstrukturen. Der Gipfel selbst rahmt mit zwei Graten ein großes, nach Norden schauendes Kar ein. Hier ist eine Besonderheit zu beobachten, die viele Gipfel der Kitzbüheler Alpen, die über die Eisoberfläche aufragten, aufweisen. Das Profil der Grate erscheint wild zerrissen wie das der Gneisgipfel in den Zentralalpen, die zu begeben oft schwierig ist. Hier bieten sie dem Fortkommen keine Schwierigkeiten.

### Feldalphorn und Langer Grund

Aufstieg von Kelchsau. Ein größerer Block unterhalb des Waldrands (ca. 2x2m, ca. 1110 m NN) ist mit Flechten bewachsen und hat deutliche Kritzspuren. Am Fußweg zur Baumgartenalm liegt ein großer Gneisblock. Höher oben am Weiterweg zur Trockenbachalm steht am bergseitigen Hang stark zerscherter Gneis an, bei der Alm selbst liegen Lesesteine, die alle Merkmale des Schwazer Augengneises haben. Wir befinden uns an einer Stelle, wo dieser, teilweise stark zerstört, zwischen dem Quarzphyllit und Grauwackengesteinen eingeklemmt ist und stark beansprucht wurde.

### Das Kitzbüheler Horn

ist ein Aussichtsblick ersten Ranges. Die Kontraste sind groß: Felsgipfel im Norden, Eisgipfel im Süden, die „Grasberge“ dazwischen. Der Blick geht nach Westen ins weite Brixental mit dem Hopfgartener Becken. Im Süden ahnt man die Andeutungen alter Landflächen. Der Gipfel selbst besteht aus zwei Ausbildungen

Gebänderter Tonschiefer  
vom Pinzgauer Spaziergang.  
Porphyroid des Wildseeloder mit  
Ignimbritgefüge (kollabierte Bimslapilli).  
Gebänderter Tonschiefer.

des devonischen Dolomits, einer roten (im Alpengarten) und einer schwarzen, beide mit stark verwitterter furchiger Oberfläche. Weiter unten stehen an der letzten Straßenkehre Porphyroide an.

Der Ranken ist einer der Gipfel aus Basaltlava. Nach Süden und Nordosten fällt er steil ab. Er besteht größtenteils aus marinen Basalttuffen, lokal handelt es sich um Bombentuffe und pyroklastische Brekzien, deren einzelne Komponenten Dezimeter-Größe erreichen können. Ebenfalls aus Basalt sind die Nachbarn: Bischof, Sonnspitze, Staffkogel, Saalkogel bis zum mächtigen Gipfelaufbau des Geißsteins im Süden.

## Literatur

O. Ampferer (1907): Die Triasinsel des Gaisberges bei Kirchberg in Tirol. Verh. Geol. Reichsanst. No 17+18, 389393. Wien.

N. Al-Hasani & H. Mostler (1969): Zur Geologie der Spießnägler südl. Kirchberg. Veröff. Univ. Innsbruck 9, Alpenkundliche Studien V, 5—26. Innsbruck.

H. Barnick (1962): Tektonite aus d. Verband d. permotriadischer Basisschichten der mesozoischen Auflagerung auf der Nördl. Grauwackenzone. Verh. Geol. BA 1962, 295—316, Wien 1962.

G. Emanuelidis & H. Mostler (1970): Zur Geologie des Kitzbüheler Horns und seiner Umgebung. Mit einem Beitrag über die Barytvererzung des Spielberg-Dolomits. Festband d. Geol. Inst., 300-Jahr-Feier Univ. Innsbruck, 547—569. Innsbruck.

H. Heinisch (1986): Die Geologie der Nördlichen Grauwackenzone zwischen Kitzbühel und Zell am See und ihre Bedeutung für die Rekonstruktion der altpaläozoischen Geodynamik des Ostalpenraumes. Unveröff. Habilitationsschrift, Fak. f. Geowiss. Univ. München, 291 S. München.

H. Heinisch (1988): Hinweise auf die Existenz eines passiven Kontinentalrandes im Altpaläozoikum der Nördlichen Grauwackenzone — Ostalpen — Sonderband „Variszikum in den Alpen“. Schweiz. mineral. petrogr. Mitt., 68, 407—418.

H. Heinisch, W. Sprenger & K. Wedigge (1987): Neue Daten zur Altersstellung der Wildschönauer Schiefer und des Basaltvulkanismus im ostalpinen Paläozoikum der Kitzbüheler Grauwackenzone (Österreich). Jb.Geol. B.-A., 163—173, Wien.

H. Heinisch & P. Schlaegel-Blaut (1990): Exkursion E7: Geologie der Nördlichen Grauwackenzone zwischen Paß Thurn und Zell am See. Mitt. österr. min. Ges., 135, 167—184.

A. Mavridis & H. Mostler (1970): Zur Geologie der Umgebung des Spielberghorns mit einem Beitrag über die Magnesitvererzung. Festbd. Geol. Inst. 300-Jahr-Feier Univ. Innsbruck 523—546, Innsbruck.

H. Mostler (1968): Das Silur im Westabschnitt der Grauwackenzone. Mitt.Ges. Geol.BgbSt.,18, 89—150, Wien. B. v. Rinaldini (1923): Die Kitzbüheler Alpen. Ostalpine Formenstudien Abt.2 H.3. 142 S., Berlin.

M. Satir & G. Morteani (1979): Kaledonische, herzynische und alpidische Ereignisse im Mittelostalpin nördl.d.westl.H.Tauern. P. Schlaegel-Blaut (1990): Der basische Magmatismus der Nördlichen Grauwackenzone, ostalpinen Paläozoikum. Abh. Geol. B.-A. 43 1990, 149 S., Wien.

P. Schlaegel-Blaut & H. Heinisch (1991): The Devonian Basic Intraplate Volcanism of the Northern Graywacke Zone, Eastern Alps and its Relation to Crustal Extension. — OGCP Proj. No. 276 Newsletter 2 = Mémoire de Géologie Lausanne, 10, 99—110, Lausanne.

Herrn Prof. Helmut Heinisch danke ich herzlich für die kritische Durchsicht des Manuskriptes, Anregungen zu Verbesserungen und die beigeteuerten Bilder.



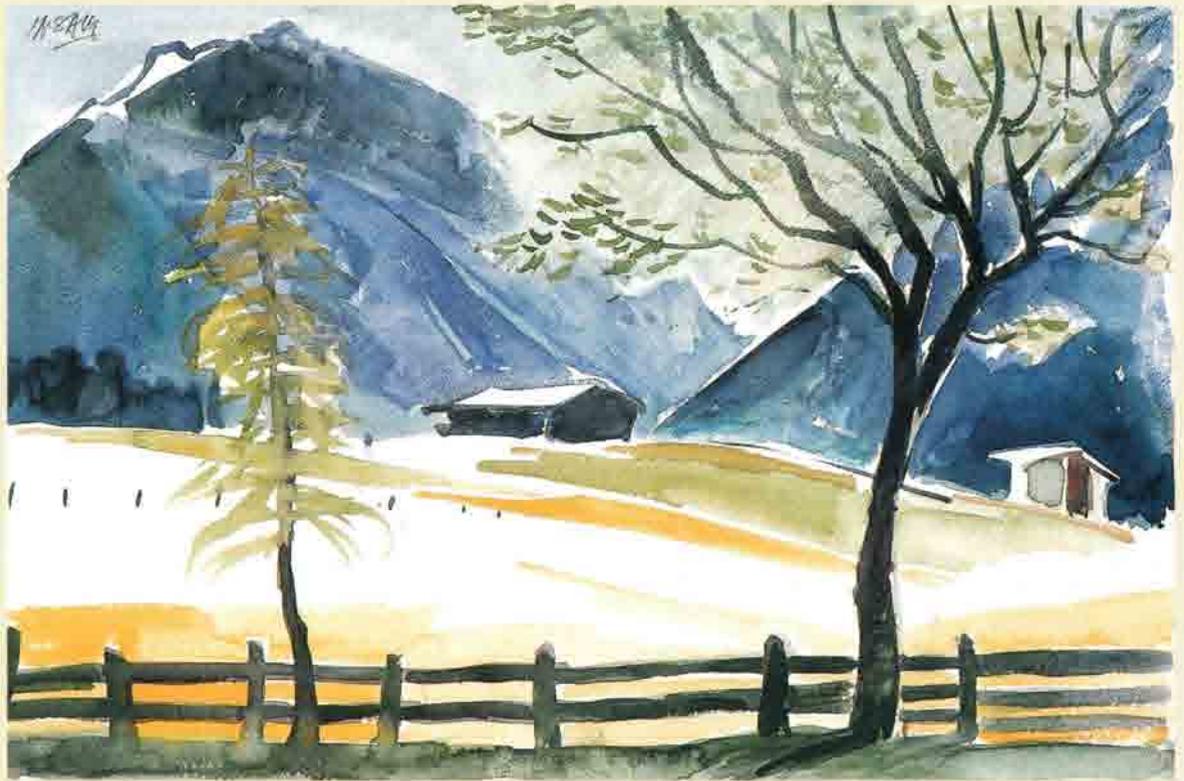
*Die Welt in Blau und Gelb*  
*Ernst Insam: Aquarelle aus den*  
*Kitzbüheler Alpen*



Linke Seite: Wilder Kaiser mit Schwarzsee.  
1989. Aquarell, 37 x 56 cm.

Rechte Seite oben: Die Grasberge —  
Laubkogel und Tristkogel. 1992. Aquarell,  
37 x 56 cm.

Rechte Seite unten: In Aschau. Aquarell,  
37 x 56 cm.





Andreas Faistenberger schuf die schöne Ansicht von Kitzbühel 1620 für Matthias Burglechners Geschichtswerk *Der Tiroler Adler*. Österreichisches Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (Plan von Kitzbühel, HS W 231/9).  
Fotonachweis: Fotostudio Udo Otto.

# Erinnerungen an Kitzbühel

Als Kunsthistorikerin unterwegs in einer alten Stadt

Johanna Felmayer

Kitzbühel kannte ich schon als Kind, denn meine mütterlichen Verwandten, bei denen ich viel Zeit verbrachte, waren „Unterländer“. Es war jedesmal ein besonderes Ereignis, wenn ich mit meinem Großvater in diese Bezirkshauptstadt fahren durfte. Während er seine bürgermeisterlichen Amtsgeschäfte erledigte, flanierete ich durch die beiden Hauptstraßen oder umrundete Teile der Hinterstadt, wo ich die düstere Atmosphäre bei der Frohnfeste immer als beklemmend empfand. Damals schon prägten sich die oft behäbig breiten Giebelfronten mit ihren vorspringenden Dächern ein, weil sie sich so stark von der Bauweise der Innstädte und meiner Heimatstadt Innsbruck unterscheiden. Der leicht oder stärker gebogene Verlauf der Straßen und ihr teilweise deutlich spürbares Gefälle wurden mir bewußt. Ich erinnere mich an ein Haushaltsgeschäft, in dessen Auslage mich ein wunderschön gearbeiteter kleiner Zuber aus hellem Holz entzückte. An meinem sechsten Geburtstag stand er, vollgefüllt mit herrlichen Ananas-Erdbeeren, neben meinem Bett, als ich aufwachte.

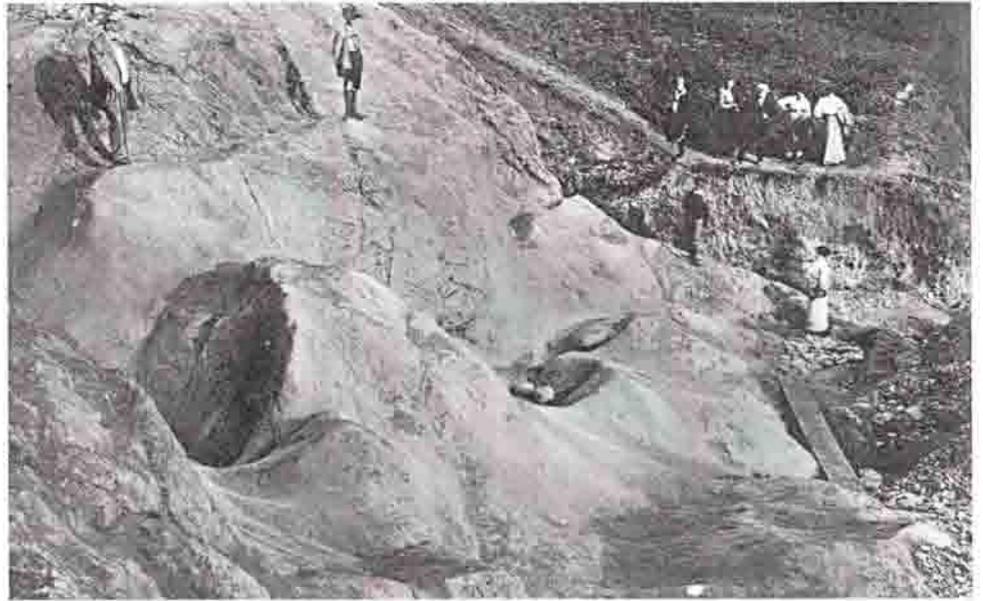
Als mich Eduard Widmoser 1967 fragte, ob ich die profane Baugeschichte von Kitzbühel für den dritten Band des aus Anlaß der 700-Jahr-Feier geplanten Stadtbuches bearbeiten wolle, sagte ich mit Freuden zu, zumal mir für den besitzergeschichtlichen Teil der Arbeit die außerordentlich fundierte Grundlage von Egid Moser zur Verfügung stand. Die folgenden zwei Jahre verbrachte ich „jede freie Minute“ in dieser Stadt. Unvergeßlich sind mir Doktor Widmoser und seine Frau, wie sie, winterlich verhummt, in gruftkalten Räumen mit klammen Fingern die Archivbestände ordneten. Mir schien, es seien Kilometer von Akten zu bewältigen.

Das 1416 so schön geschriebene Kitzbüheler Salbuch, eine Art Steuerkataster, das er selbst für den ersten, 1967 erschienen Band bearbeitete, hatte mir Eduard Widmoser bereits im Tiroler Landesregierungsarchiv in Innsbruck gezeigt. Es gibt Aufschluß über die Grenzen des Bezirkes und die Namen seiner Teile, über die Verwaltung, die Höhe der Zinse je nach Größe des Besitzes und über die Nutzung mit Alm- und Viehwirtschaft. Besonders interes-

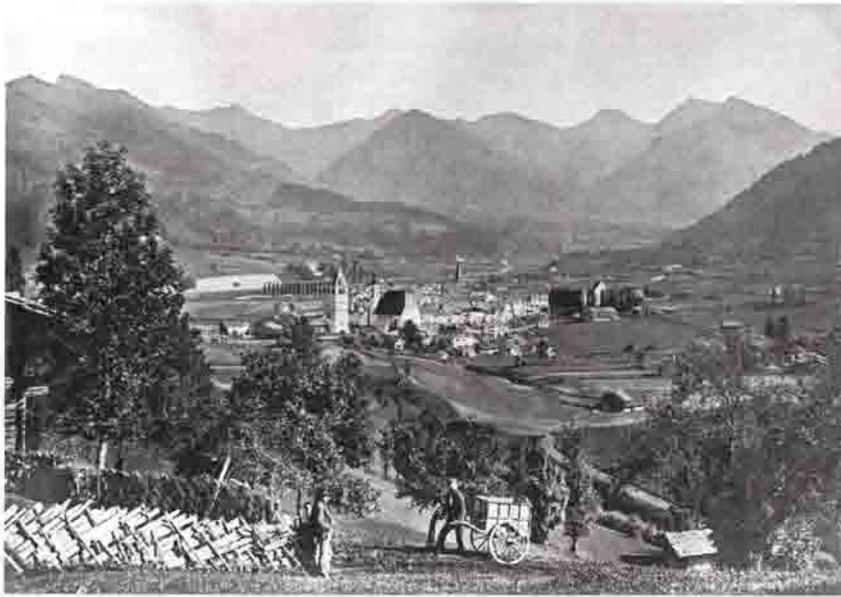
sant ist das Verhältnis der Besitzer und ihrer Leibeigenen. Der bayerische Herzog hatte die meisten Besitzungen und auch Leibeigenen, wobei manchmal auch die „Herrschaft mit Weib und Kind“, einmal die „Kinder der Herrschaft außer Frauen“ genannt werden. Er hatte auch Leibeigene in anderen Kitzbüheler Besitzungen, etwa jene von Berchtesgaden, Altomünster, Bamberg, Chiemsee und Fraunberg samt Spital, der Kirche von St. Johann, Kirchdorf, Niederndorf, Hopfgarten und Kufstein, keine jedoch im Eigentum des bayerischen Benediktinerklosters Rott am Inn. Salzburg hatte Leibeigene nur auf einem Besitz von Chiemsee, der Abt von Scheyern in einem Besitz des Herzogs. Wir sehen schon, daß die frühen Besitzverhältnisse sehr komplex und bisweilen verwirrend sind. Hinzu kommt, daß etliche Zinse hier im bayerischen Bierland in Form von Wein zu erlegen waren.

Unvergeßlich ist mir „Maschtei“, der Redakteur des *Kitzbüheler Anzeigers*, Martin Wörgötter, der diese Tätigkeit schon jahrzehntelang ausübte, daher über alle Ereignisse bestens Bescheid und dazu eine Menge über die Geschichte der Stadt wußte. Zutiefst dankbar erinnere ich mich der vielen Zeit, die er wie selbstverständlich geopfert hat, um mich nicht nur bei den Kitzbüheler Hausbesitzern einzuführen. Er hat mit mir auch buchstäblich jedes Altstadt-Haus vom Keller bis zum Dachboden durchkämmt, mir bei Messungen geholfen, vor allem, wenn es darum ging, die Stadtmauer ausfindig zu machen. Er hat mir erklärt, wie „Schliefkamine“, die ich bis dahin nicht gekannt hatte, funktionieren. Mit verschmitzter Selbstironie, aber mit ebenso berechtigtem Stolz zeigte er mir die Schätze, die er für das Heimatmuseum gesammelt hatte. Als ausgesprochener Experte berichtete er mir von Kitzbühels Schögeschichte — wer weiß etwa, daß hier auch ein Schibob von 1910 steht! Von illustren Gästen erzählte er mir, vom Sommertourismus und vom Alpenverein, der hier 1870 eine Sektion gegründet hat. Fast nie bin ich Martin ohne seine Kamera begegnet, mit der er so vieles dokumentiert hat. Etwa 8000 von seinen Fotos warten im Stadtarchiv darauf, geordnet zu werden. Dann sehe ich ihn wieder vor mir, jeden späten Vormittag, wenn eine

Gletschermühlen in Kitzbühel, die am 6.8.1911 im Steinbruch Mühlau, nördlich des Bahnhofs, entdeckt und am 6.9.1911 gesprengt wurden. Die schönsten Mühlsteine wurden vom Verschönerungsverein gesammelt und im jetzigen Stadtpark als Pyramide aufgestellt. Foto: Josef Ritzer/ Stadtarchiv.



In der guten alten beginnt schon die neue Zeit. Aufnahme aus der Zeit um 1900, die eine alte Frau als Holzsammlerin kostümiert zeigt, respektive eine alte Holzsammlerin, die man ins Studio gestellt hat. Stadtarchiv Kitzbühel.



Weniger Häuser waren es jedenfalls. Kitzbühel 1873. Stadtarchiv Kitzbühel.

Runde „Schnapsen“ beim Tiefenbrunner angesagt war, für den Bürgermeister Hermann Reisch einen schwarzen „Radi“ schälend — auch das gehörte zu seinen Obliegenheiten.

Unvergeßlich ist mir die Wirtin Maria Mamoser, die mit gestrengem Blick ihr Hauswesen versorgte, mir aber freundlich das Haus mit dem verwinkelten, auch den Nordost-Turm der alten Stadtbefestigung einschließenden mittelalterlichen Keller und im zweiten Stock den Tanzsaal aus der Gründerzeit zeigte. In seiner hölzernen Lusterkuppel tanzten zierliche antike Frauen zwischen Arabeskenornamenten. Ich sehe vor mir die schönen warmen Stuben mit ihren scharf eingeschnittenen Stichkappengewölben und die Eisenschleudern, die die auseinandertriftenden Wände zusammenhielten. Stolz erklärte mir die Wirtin, das Tiefenbrunner sei das erste Hotel mit einer Zentralheizung — sie funktionierte noch — in Kitzbühel gewesen. Ich sehe sie mit der Räucherpfanne durchs Haus gehen, und vor mir taucht der asketischeste Christbaum auf, den ich je gesehen habe, eine zwar große, aber eher schütterere Fichte mit einigen wenigen roten Kerzen. In der Besitzergeschichte, die natürlich nicht so weit zurückreicht, wie das aus vier Gebäuden zusammengewachsene Haus alt war, finden wir salzburgische Verwalter. Eine nähere Erforschung des Gebäudes wird nicht mehr möglich sein: 1976 wurde es mit der Wurzel ausgerissen.

Dankbar erinnere ich mich der Mitglieder des Kitzbüheler Kameraklubs, als sie mit mir bei Frau Herta Walch zusammenkamen, um mir ihre Fotos von Kitzbühel, ihren Ausdruck der Liebe zu ihrer Heimatstadt, zur Verfügung zu stellen. Nicht vergessen ist natürlich das „Schatzi Walch“, ein Wellensittich, der sich mit diesem Namen vorstellen und seine Adresse deutlich aussprechen konnte.

Die ersten Gedanken, die sich aufdrängen, wenn der Name Kitzbühel fällt, sind: Eine heimelige Stadt in wunderbarer Landschaft, Fremdenverkehr, oder wie man heute sagt, Tourismus, im Gegensatz etwa zum zerstörten Seefeld vor dem Hintergrund eines immer noch mittel-

terlich geprägten Baubestandes. Die Internationalität, deren Flair durch Massentourismus etwas angekratzt ist, gehört ebenso zu Kitzbühel wie das Schifahren, obwohl ich es da nie weit gebracht habe, also dieser bevorzugten Tiroler Kaste nicht angehöre. Geläufig sind mir trotzdem: „die Streif“, Ski-Asse und -Legenden, bestens organisierte Veranstaltungen, bei denen alles, was Rang und Namen hat, zugegen ist und über die Medien weltweit in die Häuser flimmert. Viel Klunker, lässiges Zurschaustellen teurer Pelze am Rande von Schipisten, flotte Flitzer und ebensolche Bur-

schen jeden Alters tauchen auf, aber auch stille Nischen, geschäftige und ruhige, fleißige, zurückhaltende, aber nicht unfreundliche Kitzbüheler, seltsam unberührt von allem Geschehen. Ihre konsonantenreiche und dennoch weiche sing-sangende Mundart mit den vielen auf „ei“ endenden Diminutiva dringt ins Ohr. Wenn ihnen etwas besonders gut gefällt, wird zum Beispiel aus Kitzbühel ein „gschtiaschts Stadtei“.

Kitzbühel ist der Hauptort des Leukentales. Auch da wird es schon wieder kompliziert. Immer wieder habe ich dieses Tal vergebens auf einer neueren Landkarte gesucht, obwohl es gut 50 Kilometer lang ist. In Warmund Ygls Karte von 1605 und der von Matthias Burglechner von 1610 findet man die Bezeichnung „Im Loiggenthal“ zwischen St. Johann und Kirchdorf. Außer in Spezialkarten gab es diesen Namen bis vor kurzem nur bei einer Personenzugs-Bahnstation, die eigentlich noch im Gemeindegebiet von Wörgl, schon im Brixental liegt. Söll-Leukental hieß sie (heute Bruckhäusl), aber man ist von Söll etwa zehn und vom Leukental etwa 25 Kilometer weit entfernt. Auch führt die nach Osten abzweigende Straße durch das Söllland — Söll ist ein Dorf mit einer Urfparre — über Scheffau nach St. Johann, das endlich im Leukental liegt. Es ist wieder ein Ort mit einer Urfparre, zu der auch Kitzbühel gehört hat. Weiter geht es nun nach Süden, flußaufwärts über Oberndorf nach Kitzbühel, wo eine Pfarrei erst 1857 installiert wurde. Der Hauptweg aus dem Inntal windet sich, Talengen und Schwellen überschreitend, durch das Brixental mit seinem Hauptort Brixen im Thale, ebenfalls einer Urfparre, und seiner herrschaftlichen domähnlichen Kirche.

Ähnlich kompliziert verhält es sich auch mit der Ache. Vom „Jochberg“ kommend wurde sie zunächst bis Kitzbühel Jochberger Ache genannt, in Kitzbühel sprach man von der Kitzbichler, in Kössen von der Kössener Ache. Von Sankt Johann bis über Kössen hinaus taucht im 18. Jahrhundert der Name „Großache“ auf. Ihn hat der Tiroler Geograph Josef Staffler 1847 auf die ganze in Tirol verlaufende Ache übertragen. Das hat sich aber nie wirk-

lich eingebürgert. Von der bayerischen Grenze bis zu ihrer Mündung in den Chiemsee heißt sie einfach Tiroler Ache, ein Name, der mir am besten gefällt. Wenn ich mich der Stadt nähere, ist mir immer besonders eindrucksvoll, sie mit der seit 1875 bestehenden „Gisela-bahn“ zu umrunden — auf der Umfahrungsstraße kann es jetzt schon passieren, daß man an der Stadt vorbei ist, ehe man sie wahrgenommen hat. Ich genieße jedesmal die Weichheit der „Grasberge“; so genannt, weil sie aus bis oben hin grasbewachsenen, eiszeitlich rund geschliffenen Bergen bestehen. Sie liegen in der aus paläozoischen dunklen Sedimentgesteinen bestehenden Grauwackenzone südlich der Kalkalpen des Kaisergebirges. Eine Luftaufnahme im Heft März/April 1997 der Zeitschrift *Berge* zeigt deutlich, wie sich diese Grauwackenzone weich wie ein Fürstenhut in die Kaiserkrone der mächtigen Kalkstöcke des Kaisergebirges und der Loferer Steinberge einbettet. Nur manche Berge recken sich mit steinernen Gipfeln hoch auf, wie das pyramidenförmige Kitzbüheler Horn oder der zerklüftete Rettenstein. Weit hinauf reichen die grünen Almen und konkurrieren mit den Waldstreifen, die die ehemaligen Schweighöfe voneinander trennen. Seilbahnen schwingen zum Hahnenkamm (seit 1928) und zum Kitzbüheler Horn (seit 1955). Bei der Planung der Hahnenkammbahn hat übrigens der Maler Alfons Walde mitgewirkt, was sehr für Kitzbühel spricht. Die Nordseite der ursprünglichen Talstation ist auch bei der jüngst erfolgten Modernisierung erhalten geblieben. Beim Eingang ins Reithertal hebt sich Münichau heraus, einer der drei herrschaftlichen Edelsitze um Kitzbühel, dieser aber schon zu Reith gehörend. Die umgebenden Gründe sind heute leider ziemlich „verhüttelt“. In satte noch unverbaute Wiesen eingebettet glänzt der Schwarzsee.

Bei der Anfahrt durchs Brixental sieht man die Stadt zunächst von oben. Allerdings hat man heute schon etwas Mühe, ihre zwei Kerne auszunehmen, einerseits die vom Turm der Katharinenkirche überragte Bürgerstadt und andererseits den Kirchhügel mit den prägnanten Türmen der Pfarr- und Liebfrauenkirche. Die Ausläufer des Hahnenkamms sind im ehemaligen Grüngürtel um die Stadt sehr dicht und gewissermaßen schonungslos verbaut. Besser nimmt man die Stadt auf dem besonders nach Osten schroff abfallenden Hügel aus, wenn man sie nach der Umrundung jetzt von unten und näher dem Talgrund mit der Ache sieht. Eine schwere Wunde hat ihr der Neubau des „Tiefenbrunner“ geschlagen. Die alten Vorstädte, die sich entlang des Gänsbaches und des Ehrenbaches kleinteilig in den Talgrund ziehen, kann man noch gut ausnehmen.

Gott sei Dank gehen nicht alle sorglos mit Kitzbühel um. Mir fällt das von Toni Rieser sorgsam bewahrte gotische Haus in der Florianigasse (Nr.4) ein. Für ihn gelten andere Kriterien von Qualität als die im Moment modischen. In

diesem Haus hat man in situ hallstattzeitliche Scherben und Schlacke aus der Zeit um 750—500 v.Chr. gefunden. Wenn es sich nicht um angeschwemmtes Material handelt, dann könnte sich hier schon in urgeschichtlicher Zeit ein Schmelzwerk des Bergwerks auf der Kelchalpe befunden haben. Mehrere Jahrhunderte lang war das Haus im Besitz von Weißgerbern. Dieses Gewerbe hatte lange Zeit große Bedeutung in Kitzbühel. Im 17. Jahrhundert gehörten zum Haus eine Hofstatt (Grundfläche mit Baurecht), ein Garten und eine „Werchstuben“ (Werkstätte) sowie ein „Pädl“ (Bad) am „Lachpächl“. Im 18. Jahrhundert finden wir einen Maurer und einen Frohnboten, im 19. die Familie eines k.k. Bergarbeiters, aus der auch der heutige Besitzer stammt. Das Erdgeschoß ist durch Überschwemmungen um etliche Stufen eingetieft, seinem gotisch gekehlten Rundbogenportal sind Wangen mit Schlitzfenstern vorgebaut, in die bei Hochwasser schützende Bretter eingeschoben werden konnten. Im Inneren sind Tonnengewölbe und eine Balkendecke erhalten, und im zweiten Stock gibt es eine kulturhistorische Kostbarkeit: eine gotische Herdanlage, deren Abzug von zierlichen gestuften Konsolen gebildet wird. Das zweite Weißgerberhaus in der Graggaugasse (Nr.13), dessen Stube mit einem bestens erhaltenen Getäfel von 1672 zu den schönsten in Tirol zählte, ist heute leider verändert. Ein seinerzeit noch im Hause befindlicher Wandtresor aus der Zeit um 1600, dessen sechzehnteiliges Schloß mit einem fünfbärtigen Schlüssel zu sperren ist, befindet sich jetzt im Museum. Das erinnert mich auch an eine vielfältige und reichhaltige Sammlung alter Schlösser, kunstvoll gestaltete Gebrauchsgegenstände aus der Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, die ich im Haus Vorderstadt Nr.9 gesehen habe.

Bei der Einfahrt nach Kitzbühel zeigt sich, wie sehr die romantischen Gebäude der Gründerzeit im Schwinden sind. Oft wurden sie von Wienern errichtet, die zu den ersten Gästen des Fremdenverkehrs in der Region zählten und dann, entweder fasziniert von der herrlichen Landschaft und dem Ambiente der Stadt oder gezwungen durch die Nachkriegssituation des Ersten Weltkrieges, sich hier auf Dauer in ihren ehemaligen Sommerhäusern niederließen. Einer von ihnen, der Englischlehrerin Mary Doll, hat Herbert Rosendorfer in seinem *Eichkatzelried* ein zutiefst berührendes literarisches Denkmal gesetzt.

Von den Hängen, in die die neue Bebauung ausufert, haben schon im Nordwesten der Herrnsitz Schloß Leberberg und im Südosten die Kapsburg an der Straße nach Jochberg herübergegrüßt. Die Kapsburg inmitten eines parkartigen Gartens hat immer fast wie einer der Überetscher Ansitze auf mich gewirkt.

Wieder denke ich über das Leukental nach. Es reicht vom Jochberg gegen Norden hin verlaufend, bis zum „Streichen“, einer Talenge nördlich von Kössen. Irgendwann, spätestens im 12. Jahrhundert, ist es samt seinen Nebentälern von der Rapotonen-Grafschaft Unterinntal abge-

trennt und dem 1240 ausgestorbenen Grafengeschlecht der Falkensteiner übertragen worden. (Die Rapotonen, Vorfahren der Andechser, waren ein Zweig von Nachfahren der Ratpotonen, nämlich einer vorrömischen Kultverwaltersippe aus Regensburg, als es noch keltisch Radasbona hieß. Ähnlich wie die Breonen im „Land im Gebirge“ übten offenbar auch sie über die Römerzeit hinaus staatskirchliche Funktionen aus.) Es gehörte damals schon, wohl seit 1180, ebenso wie Kufstein und Rattenberg, zum Herrschaftsbereich der Wittelsbacher. Sie verwalteten das Gebiet fortan selbst.

Herzog Ludwig II. mit dem späteren Beinamen „der Strenge“ setzte 1271 die „nova plantatio“ Kitzbühel, der er zunächst auf fünf Jahre das bayerische Stadtrecht verlieh. Jene Herren Gewerken, zu denen die Bayernherzöge zählten, und die die wichtigen und stadtprägenden Gebäude nahe der Südwestecke der Stadt besaßen, nannten sich aber die „Kössentalerischen“ („Kessentalerischen“).

Wer dieser Stadtgründer war, hat mich immer schon interessiert. Geboren wurde der gestrenge Ludwig 1229 in Heidelberg als Sohn von Herzog Otto II. mit dem Beinamen „illustris“ (der Erlauchte), der seit 1228 die Pfalzgrafschaft bei Rhein und ab 1231 bis zu seinem Tod 1253 auch das Herzogtum Bayern regierte. Die Mutter war Agnes, die Tochter Heinrichs des Schönen, Herzog von Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein. Er wurde in jene konfliktreiche Zeit hineingeboren, als Geistliche mit weltlichen Gerichtsrechten in den Fürstenstand aufsteigen konnten. Dreimal war er verheiratet. Seine erste Frau Maria, Herzogin von Brabant und Lothringen, ließ er 1256 auf ein Ehebruch-Gerücht hin köpfen. Zu spät erkannte der Hitzkopf, daß sich dieses Gerücht nicht beweisen ließ. Als Sühne gründete er das Zisterzienserkloster Fürstenfeld, wo die Familiengrablege eingerichtet wurde. Die zweite Gattin, Anna Herzogin von Schlesien-Glogau, wurde 1271 beigesetzt. Ihr einziger Sohn starb 1290 bei einem Turnier. Die dritte Frau, Mathilde (Mechthild) von Habsburg, war eine Tochter von König Rudolf I. Ihr ältester Sohn Rudolf wurde als Pfalzgraf und Herzog der Begründer der bis heute bestehenden Rudolfinischen Linie der Wittelsbacher. Der jüngste Sohn war Kaiser Ludwig (IV.) der Bayer. Ihn verbindet mit Tirol besonders sein Entschluß, 1342 seinen Sohn, Ludwig den Brandenburger, mit Margaretha von Tirol (Maultasch) zu verheiraten, eine Ehe, die erst nach 17 Jahren kirchlich anerkannt wurde.

**Franz Reisch**  
**Conditorei und Café**  
**KITZBÜHEL**

Täglich frische  
 Torten und Bäckereien.  
 EIS!  
 Grosse Auswahl  
 in Thee, Cacao, Chocoladen und  
 feinsten Bonbons.

Dunstfrüchte, Himbeersaft und  
 Marmeladen.

Hochfeiner Tiroler Blüten-Honig.

Essig, Essig-Essenz, Wein-Essig, franz.  
 und Kremser Senf.  
 Stearin- und Wachs-Kerzen.

*Verlangen Sie Preisliste  
 über Fräulein, See u.  
 Spitzwacker!*

Verlag: A. P. Lindenecker, Salzburg.

Sie heiratete Ludwig nämlich, ohne von ihrem ersten Mann, Johann Heinrich von Luxemburg (Böhmen), geschieden zu sein. Durch den Einsatz für die Anerkennung dieser Ehe erwarben sich die Habsburger ihre natürlich nicht unangefochtenen Erbrechte. Margaretha hatte die Gerichte Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel als Morgengabe erhalten.

Meinhard III., der Sohn Margarethas, heiratete die Habsburgerin Margarethe, Tochter von Herzog Albrecht II. und Schwester von Herzog Rudolf IV. Er wurde aber nach München entführt, wo er sich in der Gefangenschaft die Schwindsucht holte. Erst wenige Monate vor seinem Tod, nach Rückstellung der mütterlichen Morgengabe, wurde er freigelassen. Seine Witwe hatte dann wieder das böhmische Bündnis zu schmieden: sie wurde mit dem von ihrer Schwiegermutter aus der Kinderehe abservierten Mann (sie war bei der Hochzeit zwölf, er neun Jahre alt gewesen), Johann Heinrich von Böhmen, verheiratet. Also wieder nichts mit der „guten alten Zeit“!

Als Feldherr hatte Herzog Ludwig II. schon unter König Konrad IV. gedient; dieser wiederum war der Gatte von Ludwigs Schwester Elisabeth, die in zweiter Ehe 1258 Meinhard II. von Görz-Tirol, den Großvater der Margaretha, heiratete. Durch diese Ehe konnten die Habsburger ihre Ansprüche auf staufisches Erbe festigen. Aber nicht nur die Heiratspolitik der Habsburger, sondern auch die der Wittelsbacher ließ die gekrönten Häupter Europas von Sizilien bis England und von Spanien bis weit in den Osten zu einer Großfamilie zusammenwachsen, was allerdings „Bruderzwiste“ nicht verhinderte.

Für Kitzbühel wurde bei der „Nova plantatio“ 1271 ein Amtsrichter bestellt. Sein Sitz scheint aber an einem unbekanntem Ort außerhalb der Stadt beim „Liuchenstein“ gewesen zu sein; war sein Platz am Ende bei der Liebfrauenkirche? Er ist wohl verantwortlich für den Namen

# Die Verflechtung der Geschlechter

Stammbaum der Wittelsbacher, Habsburger  
und Grafen von Tirol-Görz in ihrer Bedeutung für Kitzbühel

## Wittelsbach

## Habsburg

### Otto II., Herzog

\*7.4.1206 in Kehlheim  
†29.11.1253 in Landshut  
∞ Agnes, Tochter von Heinrich  
dem Schönen, Pfalzgraf bei  
Rhein, Herzog von Sachsen

### Rudolf I., König

\*1.5.1218 in S  
†15.7.1291 in  
∞ (1) Gertrud

### Elisabeth

\*um 1227 in Landshut  
†9.10.1273 in Greifenberg  
∞ (1) Konrad IV., römischer König (Staufer)  
\* 25.4.1228 in Andria (Königreich Neapel)  
†21.5.1254 in Lavello (Apulien)  
∞ (2) Konradin  
\*25.3.1252 in Wolfstein bei Landshut  
†12.10.1268 in Neapel enthauptet  
∞(2)

### Ludwig II., Herzog

\*13.4.1229 in Heidelberg  
†2.2.1294 in Heidelberg  
∞ (3)

### Mathilde

(Mechthild), Gräfin v  
\*um 1253 in Rheinfel  
†Juni 1304 in Münch

### Rudolf I., Pfalzgraf und Herzog

\*4.10.1274 in Basel (?)  
†12.8.1319 in England (?)  
∞ Mechthild, Tochter von Adolf  
Graf von Nassau, römischer  
König, Begründer der bis heute  
bestehenden Rudolfinischen  
Linie der Wittelsbacher

### Ludwig IV., der Bayer

\*Feb./März 1282 in  
München  
†11.10.1347 bei  
fürstenfeld  
∞(1)Beatrix, Tochter  
Heinrich III., Herzog  
von Schlesien-Glogau

### Ludwig V., der Brandenburger

(mütterliches Erbe), Kurfürst  
\*Mitte Mai 1315 (Ort  
unbekannt)  
†18.9.1361 Zorneding  
∞ (2)

### Meinhard III., Herzog

\*9.2.1344 in Landshut  
†13.1.1361 auf Schloß Tirol  
∞

## Tirol-Görz

Albrecht III., Graf von Tirol

†1253

∞ Uta, Gräfin von Lechsgemünd

† 1254 (Wilten?)



Adelheid, Gräfin von Tirol

†1275

∞ Meinhard III., Graf von Görz

= Meinhard I., Graf von Tirol

†1252



Meinhard II., Graf von Tirol  
Herzog von Kärnten

\* um 1235 (Ort unbekannt)

†1.11.1295 Greifenburg, Kärnten

∞

∞ Elisabeth

Gräfin von  
Tirol

†1313

Heinrich, Graf von Tirol-Görz

Herzog von Kärnten, König von  
Böhmen

†1335

∞(3) Beatrix von Savoyen

†1331



Margarethe, Gräfin von Tirol

\*1318 auf Schloß Maultasch (Tirol)

†1369 in Wien

∞(1) Johann Heinrich von Luxemburg  
(Böhmen)

\*1330

†1341

∞(2)

1273)

enburg im Breisgau

äfin von Hohenburg

Albrecht I., König

\*nach 1255 Rheinfeldern

†1.5.1308 Königsfeldern bei Brugg  
an der Aare, ermordet

∞

enburg

Albrecht II. (der Weise)  
Herzog von Österreich

\*12.12.1298 auf der Habsburg

†20.7.1358 in Wien

∞Johanna, Gräfin von Pfirt

\*um 1300 in Basel

†15.11.1351 in Wien

Margarethe, Herzogin von Österreich

\*um 1346 in Wien

†14.1.1366 in Brünn

∞(1)

∞(2)Johann Heinrich von Luxemburg (Böhmen)



„Liuchental“ (erwähnt 1073 und 1151), aus dem „Leukental“ wurde. Auch wenn in der derzeit gängigen Fachmeinung kein Platz dafür ist, wäre einmal darüber nachzudenken, was der Name „Liuchenstein“ bedeutet, nämlich: „leuchtender Stein“. Und das kann auf einen urzeitlichen Opferaltar hindeuten, auf dem ein Feuer brannte und bei dem auch Gericht gehalten wurde. Gerichtssitz ist Kitzbühel. Ein weithin sichtbarer Platz ist zu suchen. Da in vorrömischer Zeit Mutterkulte dominierten, ist es nicht abwegig, einen solchen Ort an einem „Muttergottes“-Platz zu suchen. Weder eine Burg, noch ein Berg dieses Namens ist mit Sicherheit aufzuspüren. Wo der Name noch durchschimmert wie in der Gegend von St. Johann, kann es sich um ehemalige Zugehörungen des Hauptplatzes handeln. Den Bürgern von Kitzbühel gelang es, eine niedere Gerichtsbarkeit — allerdings ohne eige-

nen Stadtrichter — aufzubauen. Nur sie selbst wollten ihre eigenen Streitigkeiten regeln. Übrigens können sich auch ihre Stadtordnungen sehen lassen, mit denen sie die Rechte der Gewerbe und Handel treibenden Bürger zu schützen wußten. Der Stadtname dominierte ab 1338, als das Stadtrecht ohne zeitliche Beschränkung bestätigt wurde; im gesamten Landbezirk.

Mit der Frage, was vor dieser „Neugründung“ vorhanden war, befinden wir uns einmal mehr im Brachland der historischen Forschung. Vielleicht gibt uns die Lage der Stadt auf dem Hügel einen gewissen Aufschluß. Von hier aus konnte die Abzweigung der Straßen vom Paß Thurn zum Chiemsee und über das Brixen- und Inntal nach Bayern gut überblickt werden. Diese waren jedenfalls schon seit den ältesten Zeiten des Bergbaues gesichert worden. Südlich vom Paß Thurn liegt Mittersill, ein Ort,

Links: Kitzbühel, wie es alle lieben. Alfons Walde, Stadt im Tauschnee, um 1927. Öltempera auf Leinwand, 180 x 198 cm. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck.  
 Rechts: Der Knappenaltar in der Stadtpfarrkirche St. Andreas zu Kitzbühel.  
 Foto: Horst Höfler.

der zusammen mit Virgen in Osttirol zum Erbe der letzten Gräfin von Tirol, Uta, gehört hatte. Genau erfahren wir es nicht, aber irgendwie muß es doch um Rapotonisches Erbe gegangen sein, als Albert III., der letzte Graf von Tirol, Utas Gatte, mit Herzog von Bernhard von Kärnten 1252 eine Fehde anfang, die er verlor. Seine Enkel Albert und Meinhard (II.) von Görz-Tirol wurden vom damaligen Salzburger Bischof Philipp, einem Sohn des Kärntner Bernhard, in Geiselschaft genommen. Erst nach sieben langen Jahren der Haft auf der Burg Hohenwerfen wurden die strittigen Besitzungen der Großmutter an Philipp abgetreten. Der Wittelsbacher Herzog Ludwig II. hatte zwar auch etliche Fehden mit bischöflichen Fürsten, zum Beispiel um Besitzungen von Regensburg, auszufechten gehabt, sein Verhandlungsgeschick sicherte ihm aber auch umfangreiche Belehnungen des Salzburger Erzbischofs.

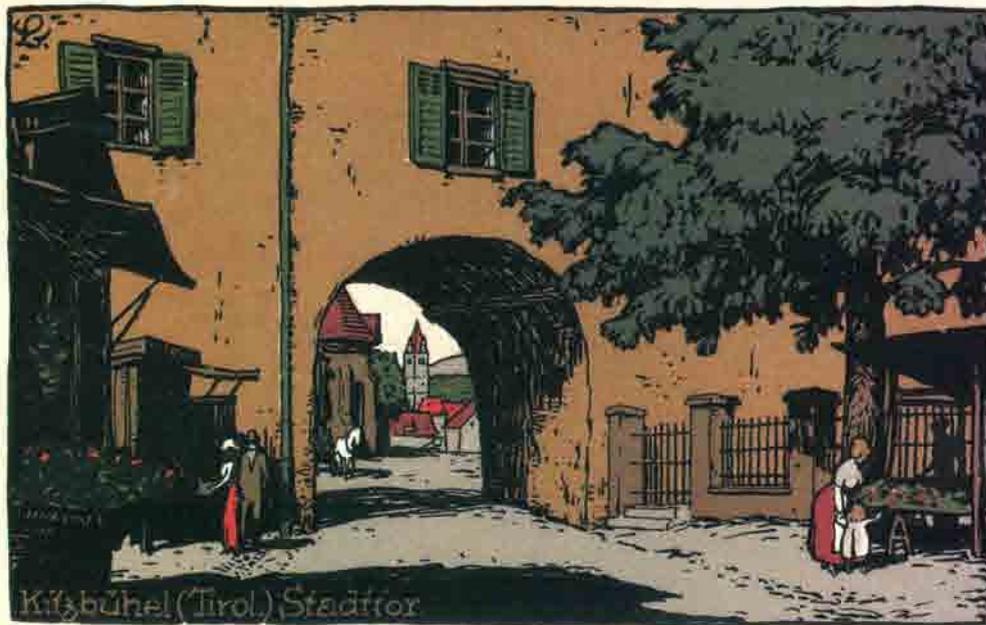
Es könnte also durchaus sein, daß ein älteres Kitzbühel, etwa eine burgähnliche Anlage von Erben des Chizzo, die ja zur Grafschaft der Rapotonen gehört hatte, in einer Erbschaftsfehde zerstört wurde. 1271 wird Kitzbühel noch „Chizzingensbühel“ genannt, und diese Form eröffnet die Sicht auf einen älteren „-ing“ Ort, wie sie im bayerisch-tirolischen Raum so oft vorkommen. Nach meinen Forschungen gehen sie in der Regel auf die „ingenui“, nämlich die „Freigeborenen“ (Nichttrömer mit römischem Bürgerrecht) zurück, deren Sippen ab der Einführung des Christentums als Staatsreligion (381) die staatskirchliche Verwaltung, mancherorts bis zur cluniasensischen Reform des 10., mancherorts bis zur Inquisition des 13. Jahrhunderts, oblag.

Das bringt uns wieder zu jenem Chizzo zurück, der als eigentlicher Ortsgründer angesehen wird. Das Gamskitz im Wappen der Stadt wird als „redendes“ Symbol bezeichnet. Als Wappen eines Richters tritt es 1299 auf, als Stadtwappen ist es seit 1365 in Darstellungen faßbar. Ein Gedanke, der vielleicht in kommenden Generationen aufgegriffen werden könnte, sei als Anregung ausgesprochen. Nach dem Etymologischen Wörterbuch des Deutschen bezeichnet „Kitz“, abgeleitet vom althochdeutschen „kizzi(n)“, dem mittelhochdeutschen „kiz“, oder dem germanischen „kittina“ ein Junges von Ziege, Reh, Gemse und Steinwild. Anglonormannisch und schwedisch wurde „kid“ für „Zicklein“ gebraucht, im Englischen als Lehnwort auch — heute wieder so modern — für „Kind“. Und was wäre, wenn es sich dabei um einen Beinamen handelte, der vielleicht schon im 13. Jahrhundert von kirchlichen Geschichtsschreibern eingeführt wurde? Der Beiname „das Kind“ wird nur einem einzigen deutschen König, nämlich Ludwig IV. (geboren 893, gekrönt 900, gestorben 911, unter der Vormundschaft des Mainzer Erzbischofs Hatto stehend) zugewiesen. Er war „der letzte Karolinger“ aus der Sippe der Kärntner Arnulfinger und auch derselbe, der den Maierhof „Prichsna“



dem Bischof von Säben schenkte; dieser Kern der Bischofsstadt Brixen gehörte ebenfalls zur Grafschaft der Rapotonen. Ludwigs IV. Vater, Arnulf von Kärnten, wird als Sohn des ostfränkischen Königs Karlmann und König des ostfränkischen Reiches in den Stammbäumen geführt. Von ihm führen deutliche Spuren zum Andreaskloster in Freising. Er habe die Normannen 891 aus den deutschen Gebieten vertrieben und sei 896 in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Außerdem habe er an den Salzburger Kleriker und späteren Erzbischof Pilgrim schon 889 Eigentum im Zillertal geschenkt, eine Ursache für den Verlauf der Diözesangrenze zwischen Brixen und Salzburg entlang des Ziller. Wir müssen allerdings mit der Möglichkeit rechnen, daß die genannten Personen des 9. Jahrhunderts spätere Erfindungen sind, um Rechtsansprüchen von Bistümern ein Fundament zu geben, oder daß sie zeitlich zu verschieben sind. Das Dunkel um Kitzbühel kann eine Ursache in Rechtsstreitigkeiten zwischen den Bistümern Salzburg und Chiemsee und beider mit Verwaltern der Staatskirche haben. Daß so alte Bergbaugengebiete wie Kitzbühel und Straßen, wie die vom Friaul kommende über den Paß Thurn ehemals zum Königsgut und zum Staatskirchentum gehörten, wäre logisch. Waren also die oben angesprochenen Kämpfe um Erbgut der Tiroler Grafen in Salzburg und Osttirol die letzten Nachwehen des oft Jahrhunderte andauernden kriegerischen Spiels der Machthaber?

Aber kehren wir in die ummauerte Stadt zurück. Sie bildet den Knotenpunkt von Straßen an der Abzweigung vom Leukental ins Brixental. Mir ist bei meinem Beitrag für das Stadtbuch ein Fehler unterlaufen, der beim österreichischen Archivtag 1977 richtiggestellt wurde. Auf der Ansicht von Alois Schilling: „Kitzbühl vor und nach dem



Damals: Stadttor.  
Stadearchiv Kitzbühel.

neuen Straßenbau, und den hiedurch herbeigeführten Veränderungen“ aus dem Jahr 1836 zeigt er den alten Anstieg zum Spitalstor über den Gänsbach hinweg und die Verbreiterung der Straße, der das Spitalstor geopfert wurde, mit der neuen Brücke. Ich habe die aus Holzböhlen bestehende Konstruktion für eine Stiege gehalten. Es war aber eine ältere Brücke in der Landstraße, die Kitzbühel von Norden nach Süden über die Vorderstadt durchzog. Sie stieg von beiden Seiten her ziemlich steil an. Ein Ausgang nach Westen zu den Feldern war auch schon lange vor dem Bau des „Neutores“ durch das Rathaus und die Franz-Reisch-Straße vorhanden. Schilling zeigt dessen unmittelbaren Vorläufer, die „Grabenlaben“, eine überdachte Holzbrücke über den Graben. Die 1,30–1,40 m dicke Außenmauer, die bei den Gebäuden der Bezirkshauptmannschaft (Hinterstadt 28,30 und 34) scheinbar in einem Zug an der Süd- und Westseite der Stadt angelegt wurde, hält die Forschung derzeit für die Stadtmauer. Der Eckturm, neben dem sich das Museum (Nr. 32) befindet, besteht nach jüngst möglich gewordenen Bauuntersuchungen aus zwei Teilen. Die Innenmauern sind nur je einmal in jedem Stockwerk in die über den Turmbereich hinausgehenden Außenmauern eingebunden. In den angrenzenden, später aufgesetzten Obergeschossen sind ja alle Mauern dünnwandiger. Ein gleich dickes Mauerstück von Nr. 34, dem sonst jüngeren Forstamtsgebäude neben dem Jochbergertor, ist über dem Erdgeschoß durch Umbauten gestört. Ein in etwa entsprechendes Mauerstück — das Fundament war schon zerstört — fand man 1995 als Rückwand der Häuser Hinterstadt 10 und 12, die ursprünglich ein Haus waren und erst später durch eine gemeinsame Feuermauer getrennt wurden. Die Entscheidung, ob der Zeichner Kitzbühels im Schwazer Bergwerksbuch von 1556 phantasiert habe, wenn er uns an der Ostseite der Stadt auch vorspringende Türme, aber keine Zwingermauer — sie war hier wegen des Steilabfalls des Hügels nicht notwendig — angibt, muß ich anderen überlassen. Wenn man darauf achten

würde, könnten bei Hausumbauten vielleicht noch weitere den Sachverhalt klärende Hinweise auf die etwa 2–2,7 m dicken Mauern erbracht werden, die ich in den Häusern Hinterstadt 14 und 22 an der Westseite in der Fluchtlinie des Arkadenganges bei Nr. 28, aber auch bei der Vorderstadt (Nrn. 9 und 15) an der Ostseite gefunden habe. Ihr Verlauf liegt bei Nr. 9 an, sonst parallel zu den Hausrückwänden in einem Abstand, der für einen Zwinger in Frage käme. Beim Hinterbräu (Hinterstadt 22), wo die Stärke

der Außenmauer auf 1,30 m erst durch nachträgliche Verdickung bedingt ist und im Kern nur 86 cm mißt, war die dicke Mauer samt einem fragmentarischen Torgewände, daneben ein Maueranker mit dem Glied einer sehr schweren Kette erhalten. 1986 ist dies alles abgerissen worden, es gibt nur noch die während der Zerstörung aufgenommenen Fotos. Ein aus abwechselnd großen und kleinen Eckquadrern gebildetes Gewände wie dort ist mir jedenfalls in gotischer Zeit nicht bekannt. Oft habe ich nach Spuren der Habsburger in Kitzbühel gesucht. Sie sind spärlich, erschöpfen sich in Zusagen von Geldmitteln für den Umbau des Pfleges Hofes, oder sind überhaupt unangenehm, wie König Ferdinands I. Befehle zur Verfolgung der Protestanten und Wiedertäufer, denen vor allem die Bergleute anhängen: 68 von ihnen wurden in Kitzbühel hingerichtet.

Trotzdem weigerten sich die Knappen bei der Büchervisitation der Jesuiten 1569/70, sogenannte „sektiererische“ Bücher herauszugeben. Immerhin konnten 261 Bücher konfisziert werden. Der Hofprediger Erzherzog Ferdinands II., Petrus Canisius, ließ dafür Gebetbücher und Katechismen verteilen. Eine protestantische Kirche (von Clemens Holzmeister) besitzt Kitzbühel erst seit 1962, eine Pfarrei seit 1967.

Auch Maximilians I. Feuerordnung, nämlich die Hausdächer mit Zinnenmauern zu umbauen, hat hier nicht gegriffen, so daß die alte bayerische Ordnung gültig blieb, zwischen den Häusern einen Abstand, den sogenannten Bauwuch zu belassen. Dies sollte ein Übergreifen von Bränden auf Nachbarhäuser möglichst verhindern. Die Spuren der Bauwiche — die Faistenberger Ansichten von 1620 und die von Schilling von 1836 lassen noch etliche erkennen — findet man noch in älteren Häusern, ein einziger ist noch zwischen den Häusern Vorderstadt 13 und 15 vorhanden. Dort war auch die sogenannte „Mühltürstiege“.

Die geringen Spuren der Habsburger (die wohl nie sehr ernsthaft verfolgt wurden) gehen darauf zurück, daß

Heute: Spitalkirche, Pfarrkirche und  
der Turm der Liebfrauenkirche.  
Foto: Horst Höfler.

Maximilian I. bereits ein Jahr nach der Erwerbung der bayerischen Gebiete 1505 das Gericht Kitzbühel an den Salzburger Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg verpfändete. Die Pfandherrschaft blieb bis 1840 aufrecht, unterbrochen nur in der Zeit der bayerischen Besetzung Tirols (1809—1817), und ging 1580 erbweise an die Familie Wolkenstein-Trostburg und 1678 an die Reichsgrafen Lamberg. Sie wurden 1707 in den Fürstenstand erhoben und besaßen schließlich alle Ansitze. Keine andere Adelsfamilie ließ sich in Kitzbühel nieder, wodurch wir eine doch wesentlich lambergisch geprägte Stadt vor uns haben. Ein Freiherr von Lamberg besaß schon 1610 das mit der Katharinenkirche durch einen Gang verbundene Nebenhäus (Vorderstadt 20). Dort wohnte 1623—1637 der Maler Andreas Faistenberger, dem wir die schönen Ansichten Kitzbühels von 1620 verdanken, die er für Matthias Burglechners Geschichtswerk *Der Tiroler Adler* malte. Er kam aus Hall und begründete eine Künstlerfamilie, deren Maler und Bildhauer über vier Generationen wirkten. Die bedeutendsten von ihnen waren der Bildhauer Benedikt Faistenberger (1621—1693), der zusammen mit dem Maler Veit Rabl, seinem Schwager, etwa den Altar der Kapelle im Pfarrhof und auch den Hochaltar und zwei Seitenaltäre der Pfarrkirche schuf. Eine weit über den Heimatbereich hinauswirkende Sonderstellung erreichte dessen Sohn Simon Benedikt (1695—1759) als Freskomaler. Er wurde zunächst in München bei dem aus Innsbruck stammenden Hofmaler Johann Anton Gump und dann, dank der lambergischen Mäzene, in Wien bei Michael Rottmayr ausgebildet. Seine stark venezianisch beeinflussten, duftig bewegten Gemälde können wir noch in der Liebfrauenkirche bewundern.

Wahrscheinlich war das Haus ursprünglich der Amtssitz der Pröpste, die die Besitzungen des fränkisch-bayerischen Bamberger Domkapitels verwalteten. Es hatte einst auch eine eigene Hauskapelle. Für die „alte Hofhaltung“ des 1007 von Kaiser Heinrich II. gegründeten Hochstiftes Bamberg war nämlich Katharina von Alexandrien Patronin. Sie kommt in Tirol selten vor, etwa gleichzeitig nur einmal in Lermoos (1352). Die in ihrer heutigen Gestalt 1365 geweihte Kirche konkurriert durch ihre Lage in der Stadtmitte mit der Pfarrkirche. Zwei weite Kreuzgewölbe mit steinernen Rippen überspannen das Schiff. Zwischen den Stichkappen des leicht eingezogenen, fünf Seiten eines Achtecks umfassenden Chores schwellen Rippen an und vereinigen sich in einem runden Schlußstein des mächtigen Chorbogens. Die ehemaligen Bilder der Empore, die sieben Fälle Christi in Beziehung zu den sieben Hauptsünden, die Veit Rabl 1959 gemalt hat, befinden sich heute im Pfarrhaus. Der stattliche in die südliche Chorecke eingestellte Turm erhielt seine heutige Form um 1470. Er diente auch als Feuer-Wachturm der Stadt.



Einen Katharinenaltar suchen wir vergebens in der etwas puristisch restaurierten Kirche. Der 1659 vom Bildhauer Benedikt Faistenberger und Veit Rabl geschaffene Barockaltar wurde 1912 an Erzherzog Franz Ferdinand verkauft und steht heute im Schloß Artstetten in Niederösterreich. Der aus der Pfarrkirche stammende „Kupferschmidaltar“ — er stand früher bei der dortigen Grablege dieser Familie — ist der hl. Anna Selbdritt geweiht.

Die Familie Kupferschmid gehörte zu den reichsten in Kitzbühel. Die Entstehung des Altars fällt in eine Zeit von Erbstreitigkeiten nach dem Tod der Auftraggeber Wolfgang und seiner Frau Barbara Lang, der Schwester des Salzburger Erzbischofs, deren Wappen er trägt. Sie ließen den Altar vielleicht bei einem Kitzbüheler Maler entwerfen und bestellten die Ausführung bei dem in der Gegend von Wasserburg arbeitenden „Meister von Rabenden“. Seiner Werkstatt werden die stehenden Figuren St. Christoph und Florian beiderseits der Hauptgruppe und die auf den Flügeln in Halbreif gearbeiteten Heiligen Dionysius und Sebastian in ihrem kantig prägnanten Stil zugeschrieben. Die beiden letzteren wurden 1989 gestohlen und sind durch Kopien von Georg Oberprantacher aus Axams ersetzt. Besonders um die Messenstiftung, die endlich 1518 aufgerichtet werden konnte (sie bestand bis ins 19. Jahrhundert), wurde heftig gerungen. Erst danach ist die Figurengruppe der hl. Anna mit ihrer Tochter Maria und dem Jesuskind auf dem Schoß anzusetzen, die stark vom weich bewegten Stil des führenden bayerischen Plastikers, dem Landshuter Hans Leinberger, beeinflusst ist. Dieser Altar ist der einzige vollständig erhaltene der einst zahlreich vorhandenen gotischen Altäre Kitzbühels. Von ihnen finden wir nur noch Fragmente, zum Beispiel die im Chor der Katharinenkirche aufgestellten Statuen

der Heiligen Andreas und Jakobus, wohl vom gotischen Hochaltar der Pfarrkirche um 1470 stammend, oder eine Madonna an der Südwand, die einen oberbayerischen Typus dieser Zeit verkörpert.

Der Pflughof, aus Wohn- und Wirtschaftstrakten, dem Jochbergertor und einem mit seinem Zeldach alle anderen Profangebäude überragenden Eckturm zusammengewachsen, steht ortsbildprägend an der Südostecke der Stadt. Er war bis 1728 Sitz des jeweiligen landesfürstlichen Pflegers mit umfassenden Aufgaben: militärischer Schutz der Stadt, Richteramt, Steuereinnahme und Verwaltungsgeschäfte, ausgeübt von den Lehensinhabern. An einer Art Flacherker im obersten Stock des von Hans Sallstein 1481 vollendeten Torturmes prangt das fürstliche Wappen der Lamberg. Sie kauften das Gebäude 1888, 1930 ging es an die Stadt Kitzbühel, seit 1935 ist es wieder Privatbesitz. Trotz der Wichtigkeit war seine Ausstattung, gemessen an Verwaltungsgebäuden anderer Städte, immer bescheiden. Fortifikatorische Anforderungen mußten nie unter Beweis gestellt werden. Im Obergeschoß des Torturmes wohnte die Köchin. Ein Inventar der wehrhaften Ausstattung von 1833 gibt ein kümmerliches Bild: etliche Helme und Pickelhauben, Pulverhörner aus Bein oder Holz und Schützenstecken, verrostete alltägliche Kürasse, keiner davon vollständig. Als einziges Kitzbüheler Haus hat der Pflughof einen (aufgelassenen) Treppenturm aufzuweisen, an der heutigen Gehsteigkante grenzte ehemals eine Zinnenmauer den kleinen Hof vor den Wirtschaftsgebäuden ab, unter denen auch ein „Kornkasten“ und ein „Käßgewelb“ war.

Die Stadt besaß immer einen eigenen „Kornkasten“ neben dem südwestlichen Eckturm (heute Museum) zwischen der Forst- und der Bergwerksverwaltung (Bezirkshauptmannschaft). Diese hatte ein dreigeschossiges Getreidelager, von dem im Erdgeschoß ein „Schmalzgewölbe“ abgetrennt war. Im außerordentlich spartanischen Amtsgebäude, dem Verbindungsbau zwischen Kornschütte und Wohnhaus der Bergverwalter, waren im Erdgeschoß mit seinem vorgeblendeten Arkadengang die Pferdestallungen. Der heute offene Hof war seinerzeit von einer Mauer begrenzt.

Das nördliche Nebenhaus gehörte auch noch zu den Gewerkehäusern — 1610 werden die „Khessenthallerischen“ genannt. 1660 war es Eigentum des „Hochfürstlich Salzburgischen Landt- (und) Markt Urbarrichters und Umgelters zu St. Johann im Pongau“ Theobald Rotmayr. Später war es ein Tischlerhaus, in dem 1708—1717 der Kitzbüheler Maler Gabriel Viechter wohnte. Er konnte sich gegen die dominierenden Faistenberger nicht durchsetzen, war dauernd verschuldet und verbüßte eine Haft, weil er seine Frau und seinen Vermieter, den Tischler Augustin Oberaigner, mit „Streichen“ bedacht hatte. Ab dem frühen 19. Jahrhundert war das Haus im Besitz der Familie Schilling. Alois, der schon erwähnte Zeichner, war im eigentlichen Beruf „Landgerichts Oberschreiber“.

Der Baubestand der Kitzbüheler Altstadt gibt sich schlicht, obwohl Fassaden oft mit Breit- oder Polygonalerkern ausgestattet sind. Der Typus folgt meist der älteren mittelalterlichen Bauernhausform mit Seitenfluren und gewölbten, manchmal auch gewendelten Treppen. Die Portale sind einfach, mit abgeschrägten Steingewänden. Ein einziges spätgotisches am Hotel Goldener Greif hat ein breites, dreifach gekehltes Gewände, das von Stäben begleitet ist, die sich im Kielbogen zu einem Rautenmuster überkreuzen. Dieses Haus hat auch eine Fassadenmalerei; sie stammt aber erst aus unserem Jahrhundert. Die jetzt oft nach Entwürfen von Alfons Walde durchgeführte kräftig bunte Färbelung der Fassaden ist eine Reminiszenz an den bayerischen Ursprung der Stadt.

Daß im Herzen Kitzbühels die bayerische Herzkammer immer noch der österreichischen gegenüber etwas erweitert ist, konnte ich selbst erleben. Als ein zugegebenermaßen nicht sehr redegewandter österreichischer Bundespräsident mit seiner Festrede mit dem bayerischen Ministerpräsidenten in Konkurrenz trat, erhielt der Bayer frenetische Ovationen. Spontan ausgelöst durch eine einzelne Unmutsäußerung, ging des Österreichers Rede schließlich in einem stetig schwellenden Volksgemurmel unter. Mir schien, es käme aus einem elementaren Urgrund.

Die in Bayern so dominierenden Fassaden mit Stuck und Malereien sind hier allerdings nie heimisch geworden. Das mag einen Grund darin haben, daß in Kitzbühel in der dafür in Frage kommenden Zeit, nämlich im 17. und 18. Jahrhundert, der Reformorden der Dominikaner auch mit der Seelsorge die Stadt beherrschte. Eine wohl mit ihm verbundene Rosenkranz-Bruderschaft förderte zwar die geistlichen Spiele so, daß Kitzbühel in dieser Zeit als eine bedeutende Theaterstadt bezeichnet werden darf, aber in ihrem Schlepptau gebärdeten sich Flagellanten bei ihren Karfreitagsprozessionen derart exzessiv, daß das Blut nur so nach allen Seiten spritzte und sich der Bischof von Chiemsee 1735 gezwungen sah, dieses „spanische“ Treiben ein für allemal zu untersagen. Als Kaiser Joseph II. 1775 alle nicht wohlthätigen Bruderschaften aufhob und deren Vermögen einzog, belief sich dieses in Kitzbühel auf 6000 Gulden. Die Prozessionsfigur der sogenannten „Sesselfrau“ (in der Rosakapelle) erinnert neben einigen martialischen Gegenständen noch an diese Bruderschaft.

Ein anderer Grund ist sicher auch in der Art des Kitzbüheler Geschäftslebens zu suchen. Die verschiedenen Gewerkegruppen, die das Land rundum ausbeuteten, standen in einem harten Konkurrenzkampf. Die Bergarbeiter — es gibt noch einige wenige ihrer kleinen Häuser und den Namen „Knappengasse“ — hatten kaum Mittel und wahrscheinlich nach ihrer gefährlichen Arbeit in der Tiefe der Stollen auch nur mehr wenig mit Kunst im Sinn, obwohl ich doch kunstvoll gedrechselte Sparren und geschnitzte Pfetten gefunden habe. Dafür konnten sich die Unterneh-



mer rühmen, unter den weit mehr als 600 Schächten den mit 900 Metern tiefsten der Welt zu besitzen. Er liegt in der Nähe der Knappenkapelle am Rerobichl.

Das still-besinnliche Kapuzinerkloster in der südwestlichen Vorstadt stiftete Johann Raymund Reichsgraf von Lamberg 1698 für seinen Sohn. Als Pater Rupert dieses Ordens wurde er Weihbischof von Passau, weihte das Kloster 1702 und beauftragte wohl auch den aus Eppan stammenden ausgezeichneten Passauer Hofmaler Jakob Christoph Platzer, die Altarblätter zu malen. Die Grafen Lamberg bemühten sich ja immer um die Freiheit der Künste und der Künstler und verschafften auswärtigen Meistern Arbeit. Zu einem Präzedenzfall kam es 1606, als Raimund von Lamberg dem Rosenheimer Maler Hans Schirmpeck den Auftrag für den Altar in der Totenkapelle in Jochberg erteilte. Obwohl selbst ein „Neukitzbüheler“, beschwerte sich der Maler Jakob Kremser bei der Stadt. Die Sache ging bis zur Innsbrucker Regierung, die die Beschäftigung des einheimischen Künstlers verlangte. Ein geradezu internationaler Konflikt drohte, als Schirmpeck sich bei „seinen Landesherrn“, Maximilian von Bayern, beschwerte und dieser sich an Erzherzog Maximilian den Deutschmeister um Schirmherrschaft für den bayerischen Künstler wandte. Obwohl die nun befragte Innsbrucker Regierung meinte, die Sache sei unnötig hochgespielt worden und nach wie vor forderte, nur einheimische Künstler zu beschäftigen, zogen weiterhin die meisten

Künstler von auswärts zu: etwa die Faistenberger aus Hall, Veit Rabl aus Kufstein oder die Baumeister Kassian Singer aus Schwaz und Andrä Hueber aus Götzens. Weder der Erzbischof von Salzburg noch der österreichische Kaiserhof ließ sich von den Kitzbühelern je etwas vorschreiben, nicht als Stefan Krumenauer 1435 den Auftrag für den Neubau der Pfarrkirche erhielt, noch als der kaiserliche Hofmaler Johann Spillenberger, der in Augsburg und Wien ansässige gebürtige Ungar, dort das barocke Hochaltarblatt malte. Mit dem nüchtern klassizistischen Diözesanbauleiter Johann Hagenauer kam es oft zu Konflikten, wenn er bei der Reduzierung der barocken Entwürfe von Kitzbüheler Baumeistern meist erfolgreich blieb. Auf dem Kirchhügel befindet man sich überhaupt in einer anderen geistigen Landschaft. Der Friedhof, einer der interessantesten und schönsten in Tirol, umgibt die beiden Kirchen und breitet sich, sanfter ansteigend, bis über die Liebfrauenkirche hin aus. Vom alten Spital hinauf schwingt sich die 1990 wieder in ihrer barocken Form hergestellte malerische Stiege mit der kugelbekrönten Balustrade. Wenn ich die von außen in ihrer Schmucklosigkeit eher abweisend und schmalbrüstig wirkende Kirche betrete, erreicht Baumeister Stefan Krumenauer immer noch seinen vor mehr als fünfzehn Jahrhunderten (1435) beabsichtigten Zweck, als er seine Kirche größer als die drei Vorgänger baute.

Obwohl ich die Kirche schon sehr lange und, wie ich mir

einbilde, einigermaßen gut kenne, bin ich jedesmal von der Weite dieses Innenraumes überrascht. Krumenauer hat ein nach dem Eingangsjoch fast quadratisches Kirchenschiff mit breitrechteckigen mittleren Jochen geschaffen. Die schmalen Seitenschiffe sind basilikaartig niedriger und lenken kaum von der Konzentration auf den tiefen, mit fünf Seiten eines Achtecks geschlossenen Altarraum von 1360 ab. Man kann sich immer noch vorstellen, wie sich die von gebündelten Pfeilern ansteigenden Rippen einst zu einem Himmelsstern vereinigten. Erst 70 Jahre nach dem Baubeginn ist dieses Gewölbe geschlossen worden; wir wissen nicht, welche Umstände den Bau so lange hinausgezögert haben. 1785/86 wurde die Kirche von Baumeister André Hueber barockisiert und von Matthias Kirchner mit Fresken und von B. Richter mit Stukkaturen geschmückt. Ihre Werke sind im Chor noch erhalten: der Stuck an den Gewölbeansätzen, das Deckenbild mit der Verherrlichung der Eucharistie und die Wandbilder *Mannaregen* und *Ehrene Schlange*. Der gotische Altar, dessen Hauptfigur, eine stehende Muttergottes mit Kind im Stil der „schönen Madonnen“, die heute in der Rosakapelle steht, gewesen sein könnte, war von Wandgemälden der zwölf Apostel von 1480 umgeben. Acht von ihnen sind wieder freigelegt. Durch die barock vergrößerten Fenster fließt warmes Licht und läßt die üppig vergoldeten Altäre strahlen. Der Hochaltar gehört zu den bedeutendsten Altären des Frühbarock, die Tirol aufzuweisen hat. Sein Anblick erinnert mich an die Arbeit an meiner Dissertation und an die Besuche bei Pfarrer Matthias Mayer in Going, die mehr als 45 Jahre zurückliegen. Die Begegnung mit diesem weisen und humorvollen Mann, dem rührigen Forscher an der Kirchengeschichte über den Tiroler Anteil am Erzbistum Salzburg — Johannes Neuhardt, der Salzburger Diözesankonservator, arbeitete damals auch schon mit ihm — gehört zu den glücklichsten Erlebnissen meines Berufsweges. Als wäre es gestern gewesen, spüre ich heute noch die Bewunderung für sein umfassendes Wissen und für die Freundlichkeit, mit der er es an eine Anfängerin weitergab.

Das höfische Schwarz beim Hochaltar tritt in der Wirkung gegenüber den satten Brauntönen der übrigen Ausstattung zurück. Wie Edelsteine leuchten die Farben in Veit Rabls Gemälden, zum Beispiel den Rosenkranzgeheimnissen an der Empore vor Benedikt Faistenbergers kostbarer Orgel. Werke verschiedener Künstler und Zeiten vereinigen sich zu beeindruckender Harmonie: die klaren Formen der frühbarocken Altäre mit den sanft bewegten Schwüngen der hochbarocken.

Auf dem Weg zur Liebfrauenkirche steht nahe dem Kirchturm mit seinem kleinen Zwiebelhelm von 1711 die Ölbergkapelle, in die eine schon im 14. Jahrhundert erwähnte Totenleuchte integriert ist. Der Kitzbüheler Bürger Hans Stolz hat sie 1450 mit ihrem Sternrippengewölbe erbauen lassen. Die Fresken eines Passionszyklus wurden im späten 16. Jahrhundert gemalt, die Ölbergfi-

guren um die Mitte des 18. Jahrhunderts erneuert. Die Liebfrauenkirche ist wohl eines der seltsamsten Gebäude in ganz Österreich. Sie bestand schon 1373 als Karner (Beinhaus). Über ihm steht der 48 Meter hohe Turm, erbaut 1566/69 von Wilhelm Egartner. Damit sie ihn tragen können, mußten die Mauern im Inneren mehr als verdoppelt werden. Dieser mächtige Turm war nötig, weil eine um diese Zeit gestiftete Glocke für den Pfarrkirchenturm zu schwer war. Ich werde den Verdacht nicht los, daß diese Glocke — als „kleine Ursache mit großer Wirkung“ — gestiftet wurde, damit der Turm über dem Karner gebaut werden konnte. Soweit ich das überblicken kann, ist die Umwandlung ältester Kirchen in Karner öfter ein Mittel gewesen, ihnen oder zumindest der Erinnerung an sie ein Überleben zu sichern. Wenn ich ferner meine Beobachtung einbringe, daß unter Kaiser Ferdinand I. nach dem Trientiner Konzil viele Kirchtürme erbaut wurden, deren Form auf ihre Wurzeln verwies — eine Tradition, die beibehalten und erst in unserem Jahrhundert vergessen wurde — scheint mir sogar ziemlich sicher, daß das in Nordtirol sehr seltene Zeldach dieses Turmes ein Hinweis auf die irofränkische westliche Tradition ist, aus der ja auch der hl. Andreas „mit dem Kolchis Vlies“ zu uns gekommen ist. Der ursprünglich burgundische, seit Kaiser Maximilian I. habsburgische kaiserliche Goldene-Vlies-Orden steht in dieser Tradition. Hängt an der 1845 gegossenen größten Glocke der Name „Kaiserglocke“ wirklich nur deshalb, weil sie Kaiser Karl im Ersten Weltkrieg vor dem Einschmelzen bewahrt hat oder hatte die alte, für die der Turm gebaut wurde und über deren Schicksal wir gar nichts wissen, auch schon diesen Namen? Die neue Glocke wurde übrigens zunächst für St. Jakob in Innsbruck gegossen, dort aber nicht angenommen, weil sie an der Krone einen Gußfehler hat. Sie gilt trotzdem als klangschönste des ganzen Landes. Der Kitzbüheler Baumeister Sebastian Schweinester sah sie 1846 in der Miller-Werkstatt. Er regte den Ankauf durch die Bürger an. Der damalige Bürgermeister, der als Naturforscher weit bekannte Apotheker Josef Traunsteiner, beteiligte sich selbst an den Haussammlungen, um die nötigen 8000 Gulden aufzubringen.

Ein enger Zusammenhang mit den Habsburgern ist durch das Mariahilfbild auf dem Hochaltar gegeben. Es gehört zu den frühesten Kopien des von Lukas Cranach, der Legende nach im Beisein von Martin Luther, geschaffenen Gemäldes, nachdem es Erzherzog Leopold V. vom protestantischen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen bekommen, zunächst nach Passau und dann nach Innsbruck gebracht hatte. Es entwickelte sich zum Wallfahrtsbild, das letztendlich das Wallfahrtsverbot, das Nikolaus Cusanus bei seiner deutschen Kirchenreform um 1450 erlassen hatte, durchbrechen konnte. Um 1630, also zur Entstehungszeit dieser Kopie, bildete sich von Erzherzog Leopold V. schon sorgsam vorbereitet, in ganz Österreich, bis 1650 inoffiziell, eine Mariahilf-Bruderschaft. Das Maria-

hilfbild wurde zu dem am meisten verehrten Wallfahrtsbild des süddeutschen Raumes überhaupt. Es verkörpert in einer westlichen Abwandlung den byzantinischen Ikonentyp der „Madonna Eleusa“. Diesem hängt die Tradition an, das vom Evangelisten Lukas gemalte Bild sei von der Gattin des Kaisers Theodosius II. (401—450), Eudokia, von Jerusalem nach Konstantinopel gebracht worden.

1702 schuf der Bildhauer Georg Faistenberger den Hochaltar mit den Statuen der Eltern Mariens als breit ausladende Rahmung für das Mariahilfbild. Ein kunstreiches Gitter von Franz Witting aus Kitzbühel aus dem Jahr 1778 schließt den Altarraum ab. 1738/39 wandelten der Schwazer Baumeister Jakob Singer und sein Bruder Hans, der Stukkateur, den gotischen geschlossenen Raum in einen luftig barocken um. Das Deckengemälde von Simon Benedikt Faistenberger eröffnet einen Blick in den Himmel mit der Glorie der Muttergottes im Sternenkranz zu Füßen der heiligen Dreifaltigkeit, umgeben von musizierenden Engeln, Heiligen und dem die Harfe spielenden König David. An den Seiten wurden gotische Fenster zugemauert. Dort treten der Apostel Andreas als Beschützer der in einer reizenden Vedute dargestellten Stadt Kitzbühel auf, und die Muttergottes auf dem Sonnenwagen als Fürsprecherin für die geplagte Menschheit. Vollenendet wird die Innenausstattung durch eine zierliche Orgel und besonders schön geschnitzte Betstühle mit den Löwenköpfen des Grubenheiligen Daniel. Sie sind eine Stiftung der Bergknappen. trennt den engeren Turmraum mit seinen Votivtafeln vom Hauptraum.

Das Pfarrhaus, ein spätgotischer Bau, von dem sich noch ein Teil des Portalgewändes erhalten hat, wurde ab 1643 in zehnjähriger Arbeit für die Dominikaner umgebaut und hat sich seither kaum mehr verändert. Es gibt dort eine Hauskapelle und neben einer Reihe interessanter Gemälde auch einen marmornen gotischen Tragaltar aus dem Jahr 1446. Er wurde laut seiner Inschrift im Auftrag des Bischofs von Salzburg vom Suffragan des Bischofs von Regensburg, seines Zeichens „Jeresopolitanus“, nämlich Metropolit von Jerusalem, geweiht. Am Fuß des Kirchengügels liegt das Heiligeist-Spital mit seiner Kirche, als Altersheim eine Stiftung von Herzog Stephan von Bayern 1412. Anfang des 17. Jahrhunderts wurde es ebenso wie die Spitalskirche umgebaut. Die Kirche wurde 1836 dem Straßenbau geopfert und durch einen kleineren Neubau ersetzt. Das Altarblatt der hl. Dreifaltigkeit malte Simon Benedikt Faistenberger um 1740, es wurde erst 1961 hier angebracht. Die Gruppe „Unser Herr auf der Stiege“, der kreuztragende Jesus mit Simon von Cyrene und einem

Schergen, eine beachtliche Schnitzarbeit aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, stammt aus der Vorgängerkapelle der heutigen Kriegergedächtniskapelle am Fuße der Stiege. Kapellenwanderungen sind in Kitzbühel und seiner Umgebung ein lohnendes Unternehmen, es gibt mehr als dreißig von der Friedhofskapelle bis hin zu der am Hahnenkamm. Sie wurde nach Plänen von Clemens Holzmeister 1961 auf seine und Alfons Waldes Anregung hin erbaut und 1964 dem hl. Bernhard von Aosta geweiht. Natürlich gibt es in Kitzbühel noch viel mehr zu entdecken, als ich hier mit ein paar Schlaglichtern aufzeigen konnte. Ich hoffe, die Leser sind mir nicht gram, daß ich als Kunsthistorikerin vielleicht zu tief in die Geschichte eingetaucht bin, aber es gehört eben zu den Erfahrungen meines Lebens, daß man die Dinge mit „anderen Augen“ zu sehen lernt, wenn sich die bunte Landschaft ihrer Wurzeln und Schicksale ausbreitet.

Stadtbuch Kitzbühel, Bände I—IV, 1967—1971, herausgegeben von der Stadt Kitzbühel unter Leitung von Eduard Widmoser. Katalog: Eines Fürsten Traum, Meinhard II. Innsbruck 1995. Johanna Felmayer, Die Altäre des 17. Jahrhunderts in Nordtirol, Innsbruck 1967.

Eduard Widmoser, Tirol A bis Z, Innsbruck 1970.

Österreichischer Archivtag in Kitzbühel, Folge 1—3, in: Kitzbüheler Anzeiger, Oktober/November 1977.

Herbert Rosendorfer, Eichkatzelried, Geschichten aus Kindheit und Jugend, Nymphenburger, München 1979.

Dehio Tirol, Wien 1980.

Laurin Luchner, Tirol, München 1982.

Josef Gelmi, Kirchengeschichte Tirols, Innsbruck 1986.

Herwig Wolfram, Die Geburt Mitteleuropas, Wien 1987.

Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Schriftleitung Wolfgang Pfeifer, Berlin 1993.

Johanna Felmayer, Altäre von St. Jakob II, in: Tiroler Heimatblätter 1993/3.

Hans und Marga Rall, Die Wittelsbacher von Otto I. bis Elisabeth I., Wien 1994.

Richard Reifenscheid, Die Habsburger von Rudolf I. bis Karl I. Wien, 1994.

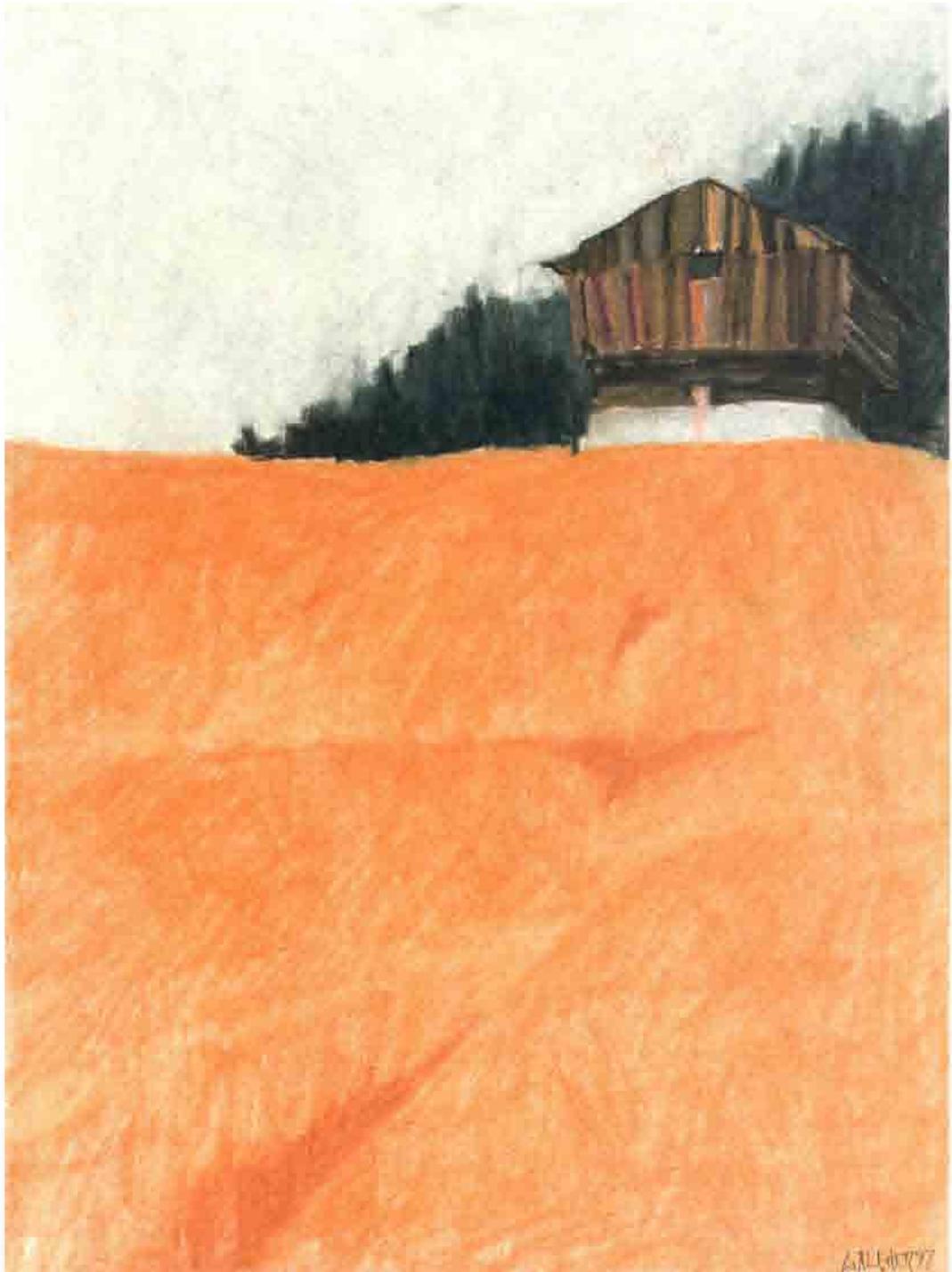
Johannes Neuhardt, Kirchenführer, Kitzbühel, Tirol, Salzburg 1995.

Bundesdenkmalamt, Martin Bitschnau, Fundberichte aus Österreich 1995.

Zeitschrift Berge, Nürnberg 1997/3.

Heribert Illig, Das erfundene Mittelalter, Düsseldorf 1997.

Heribert Illig, Von Wenden und schrecklichen Visionen, in: Zeitensprünge, Interdisziplinäres Bulletin, Nr. 2, Gräffeling 1997. Für freundliche Auskünfte und einen Rundgang durch Kitzbühel, Lektorentätigkeit und Beschaffung von Abbildungen danke ich dem Kitzbüheler Stadtarchivar Dr. Wido Sieberer, für wertvolle Hinweise Herrn Toni Rieser und für „Stadtmauergespräche“ Dipl.Ing. Walter Hauser vom Bundesdenkmalamt.



Den einstigen Blicken auf Tirol stellen wir einen heutigen zur Seite. Die Bilder zu diesem Beitrag stammen von dem Innsbrucker Maler und Zeichner Reinhard Walcher. Hier: Stadel in gelber Wiese. 1997. Pastell bei leichtem Regen auf Karton, 32 x 24 cm.

# «So glücklich stellen sich die Einsenkungen zwischen den Spitzen in die Rundsicht»

Mit Reiseführern durch die Kitzbüheler und Zillertaler Alpen

Nikola Langreiter

## Gefährten

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts traten neben die Entdeckungs-, Pilger-, Handels- oder Bildungsreisen „zweckfreie“ Vergnügungsfahrten und Gesundheitsreisen. Das Bürgertum besuchte begeistert die Bade- und Kurorte und entdeckte bald auch die Alpen für sich. Das Gebirge war nicht mehr beängstigendes Hindernis, das mühsam überwunden werden mußte, es war zur beseelten Landschaft und zu einer Stätte des Wohlbefindens geworden. Dem Talwandern und Bergsteigen wurde persönlichkeitsbildende, gesundheitsfördernde, Zufriedenheit und Glück verheißende Wirkung zugeschrieben. Bei den unverbildeten Äplerinnen und Äplern hofften die Alpenwanderer innere Harmonie und freies, natürliches Leben im Einklang mit der Natur zu finden. Anfangs herrschte jedoch große Unsicherheit und Reisebücher waren unentbehrliche Begleiter. Die „unterrichtenden Gefährten“ sollten den noch wenig mutigen Vergnügungsreisenden Selbstvertrauen im Genuß vermitteln und ihnen Verdruß ersparen.

Rechtzeitige Auseinandersetzung mit dem Bevorstehenden und psychische Einstimmung sollten vor unliebsamen Überraschungen schützen und dafür sorgen, daß die Reisenden nicht von der vorgezeichneten touristischen Idealroute abkommen konnten.

„Kapellen, Heiligenbilder, Martersäulen und Kruzifixe giebt es in Tirol auf allen Landstraßen, und auf allen Kreuzwegen mehr als genug. Wegweiser äußerst wenig oder gar nicht. Man verliere deßhalb nie die Geduld, wenn man rathlos an einem Kreuzwege steht und nicht weiß, wohin man seine Schritte lenken soll. Das Heiligenbild des in Oel gesottenen Märtyrers, der gekreuzigte Christus giebt auf keine Frage eine Antwort. [...] Vergebens fragt er einen Eingeborenen des Landes, der des Weges kommt. Der Eingeborene spricht freilich deutsch, aber ein deutsch, welches ‚der Fremde‘ nicht versteht und ‚der Fremde‘ wird auch nicht vom Eingeborenen verstanden.“<sup>1</sup>

Vom angemessenen Umgangston über zweckmäßige Klei-

dung bis zum richtigen Gebrauch von Alkohol — „Alkohol (Schnaps, Wein, Bier) ist vor Beendigung der Bergfahrt zu meiden! Bei bedeutender Ermattung in den Beinen sind hingegen Waschungen mit Alkohol sehr empfehlenswert“<sup>2</sup> — ist alles geregelt. Auch richtiges Gehen will gelernt sein, und im Kontakt mit der lokalen Bevölkerung wird vor Leichtgläubigkeit gewarnt: „Bei allen Bergwanderungen ist es eine Hauptsache, einen langsamen und gleichmässigen Schritt anzunehmen und den Blick auf den Weg zu richten; besonders wenn man bergan steigt, gehe man nie so schnell, dass man ausser Athem kommt. ‚Zeit lassen‘ ist ein bedeutsamer Gruss der Alpenbewohner statt: ‚guten Morgen und guten Abend‘. Mit dem Ausruhen fange man nicht so bald an und ruhe stehend aus. Man mache keine grosse und weit ausgreifende, sondern kurze Schritte; denn nichts ermüdet im Bergsteigen mehr, als grosse Schritte.“<sup>3</sup>

„Der Fußgänger hüte sich, die Angabe der Ortsentfernungen, die er von Landleuten erhält, auf das genaueste zu nehmen. In der Regel mag er dem angegebenen Ausmaße sicher noch ein Drittel hinzufügen, weil er mit dem Bergbewohner gleichen Schrittes zu gehen nicht im Stande ist.“<sup>4</sup>

Darüber hinaus hoffen Autoren wie Beda Weber, daß sich insbesondere die „vaterländische Jugend“ mit Hilfe der Reisebücher Landeskenntnisse aneignet und eine „Einhülfe ins Heiligthum der verwickelten Landesgeschichte“ erhält.<sup>5</sup> Außerdem wollen die Schriften einzelne Regionen fördern und zur Belebung der „Fremdenindustrie“ beitragen. Endlich soll Tirol mit der Schweiz gleichziehen und wie diese gewürdigt und besucht werden.

„So führt unsere Reise uns gegenwärtig durch das Unterinntal, welches einen steten und überraschenden Wechsel der herrlichsten Naturschönheiten gewährt. Oft schon ist die Frage aufgeworfen worden: „Wodurch mögen doch die Schweizer-Landschaften an Schönheit und Erhabenheit der Natur diese herrlichen Thäler übertreffen, daß jene so oft und laut, diese so wenig und selten gepriesen und abgezeichnet werden?“<sup>6</sup>

Zweifellos war der Gebrauchswert dieser Handbücher

damals hoch; heute darin zu schmökern, bereitet Vergnügen. Die Seiten sind vergilbt und abgegriffen, modriger Geruch steigt auf, Schriftbild und Ausdrucksweise sind altmodisch, die Texte unterhaltsam. So werden die Reiseberichterstatte von einst häufig für gegenwärtige Tourismuswerbung bemüht. Interessante Informationen erschließen sich beim „umgekehrten Gebrauch“<sup>7</sup> von Reiseliteratur. Dann ist sie nämlich weniger Quelle zu den beschriebenen Ländern, sondern wird selbst zum Gegenstand der Aufmerksamkeit und zum Objekt der Erkenntnis.

Die Autoren geben unweigerlich über sich und ihr gesellschaftliches, kulturelles und politisches Umfeld Auskunft, mehr noch als über die bereiste Gegend. Ein gewisser Hang zur Lüge wird der Reiseliteratur gern nachgesagt, was an oft verzerrter Wiedergabe von Berichten anderer und der Renommiersucht der Verfasserinnen und Verfasser liegen mag; zudem mag freie Erfindung den Ansprüchen der Leserschaft und damit kommerziellen Interessen entgegenkommen.<sup>8</sup> Schließlich kann die Unglaublichkeit auch darauf beruhen, daß Reisende den Erfahrungen in der Fremde nicht gewachsen sind und die Überforderung schriftlich zu bewältigen suchen. Die Reiseführer zeichnen zwar kein einheitliches Bild eines Reiseziels, trotzdem weisen die Texte große und weitreichende Übereinstimmungen auf. Bis hin zur Wortwahl gleichen sich einzelne Passagen, Wendungen werden jahrzehntelang wiederholt und nur allmählich von neuen abgelöst, die gewöhnlich ähnlicher Bedeutung sind. Reiseführer eigenen sich gut als Nachschlagewerke zu den jeweils gängigen Vorurteilen, Selbst- und Fremdbildern. Es ist bemerkenswert, was sie aus der Wirklichkeit ausklammern, wie ein Land betrachtet und was als charakteristisch eingeschätzt wird.

## Gegend über Gegend

Die Urlauber bewegen sich entlang erklärter Idealrouten durch ideale Ausschnitte der Gegend. So wird in einem Reisehandbuch für Tirol eine Tour vorgestellt, die am kürzesten und vorteilhaftesten alles Merkwürdige des Landes in seiner Verschiedenheit zeigt; dazu gehören auch die Zillertaler und Kitzbüheler Alpen. Schwaz im Unterinntal bildet den idealen Ausgangspunkt, „von wo aus mit größter Leichtigkeit die zwei berühmtesten Seitenthäler des nordöstlichen Tirols, Zillertal und die Großachenregion mit Kitzbühel und St. Johann besucht werden können“.<sup>9</sup>

Durch den Vergleich mit anderen Gebieten wird versucht, das Spezifische der Landschaft zu vermitteln. Wer die Gebirgswelt Tirols kennenlernen will, rät ein Autor Mitte des vorigen Jahrhunderts, „der abstrahire zuvörderst von allen Schweizer Reiseanschauungen und Schweizer Reisebequemlichkeiten. In Tirol wird die Natur noch bis jetzt nicht industriell ausgebeutet.“<sup>10</sup>

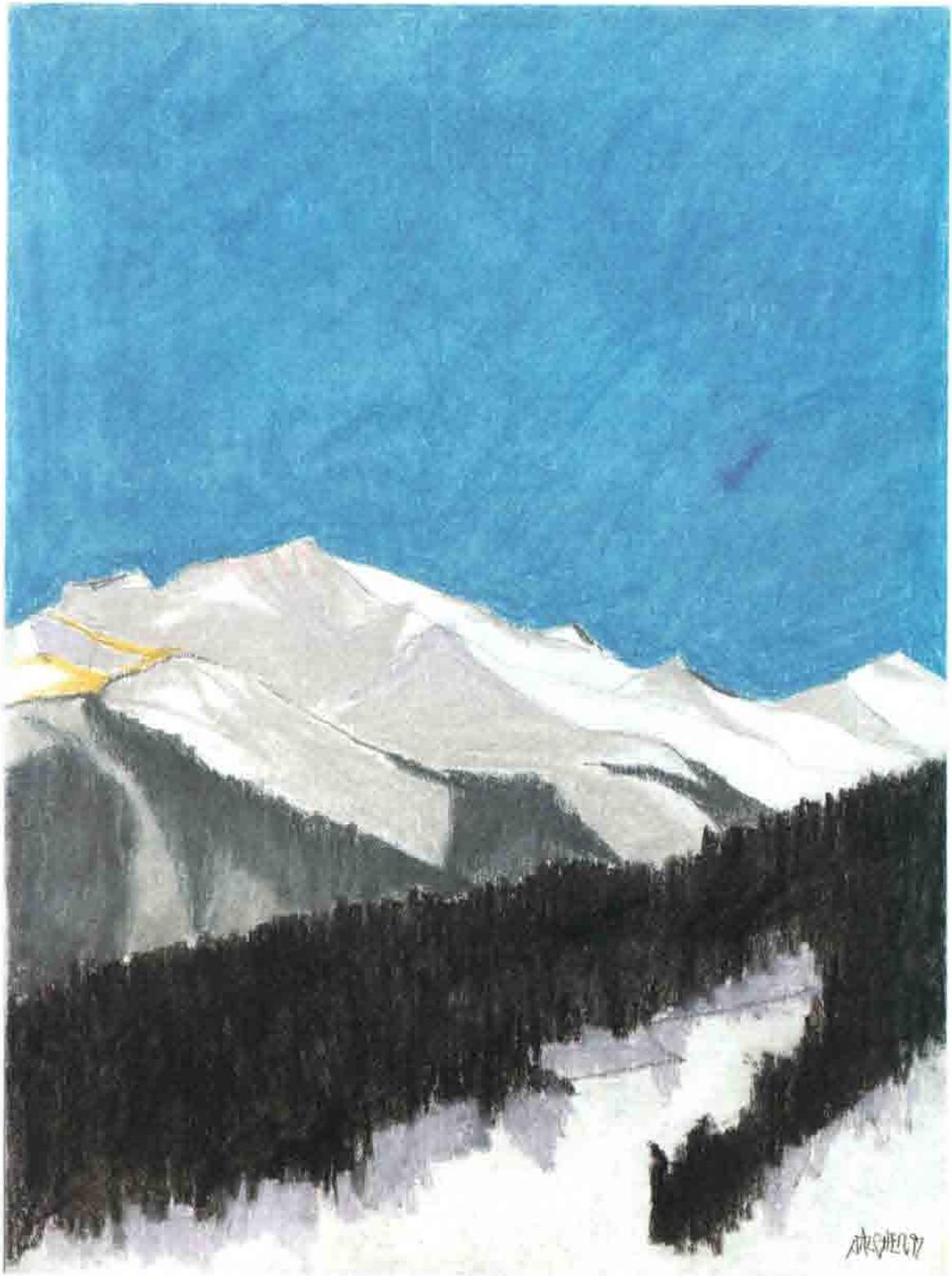
Komfort, dessen man nach den Mühen der Wanderungen

besonders bedürftig sei, sei nicht zu erwarten, und oft müsse der Hochtourist sich mit dürrtigem Nachtlager und magerem Essen begnügen. Zugleich führt man gerne die Unberührtheit des ganzen Landes als Vorteil gegenüber der Schweiz und anderen bekannteren Touristenzielen an. Die Preise sind meist günstiger, die Unterkünfte noch nicht mit allem Raffinement der Zivilisation überladen und die Natur natürlicher als sonstwo. Anfang dieses Jahrhunderts begeistert einen Schriftsteller das Alpachtal. Für den Aufstieg zum Galtenberg mußte er Nachtquartier auf einer Alm nehmen.

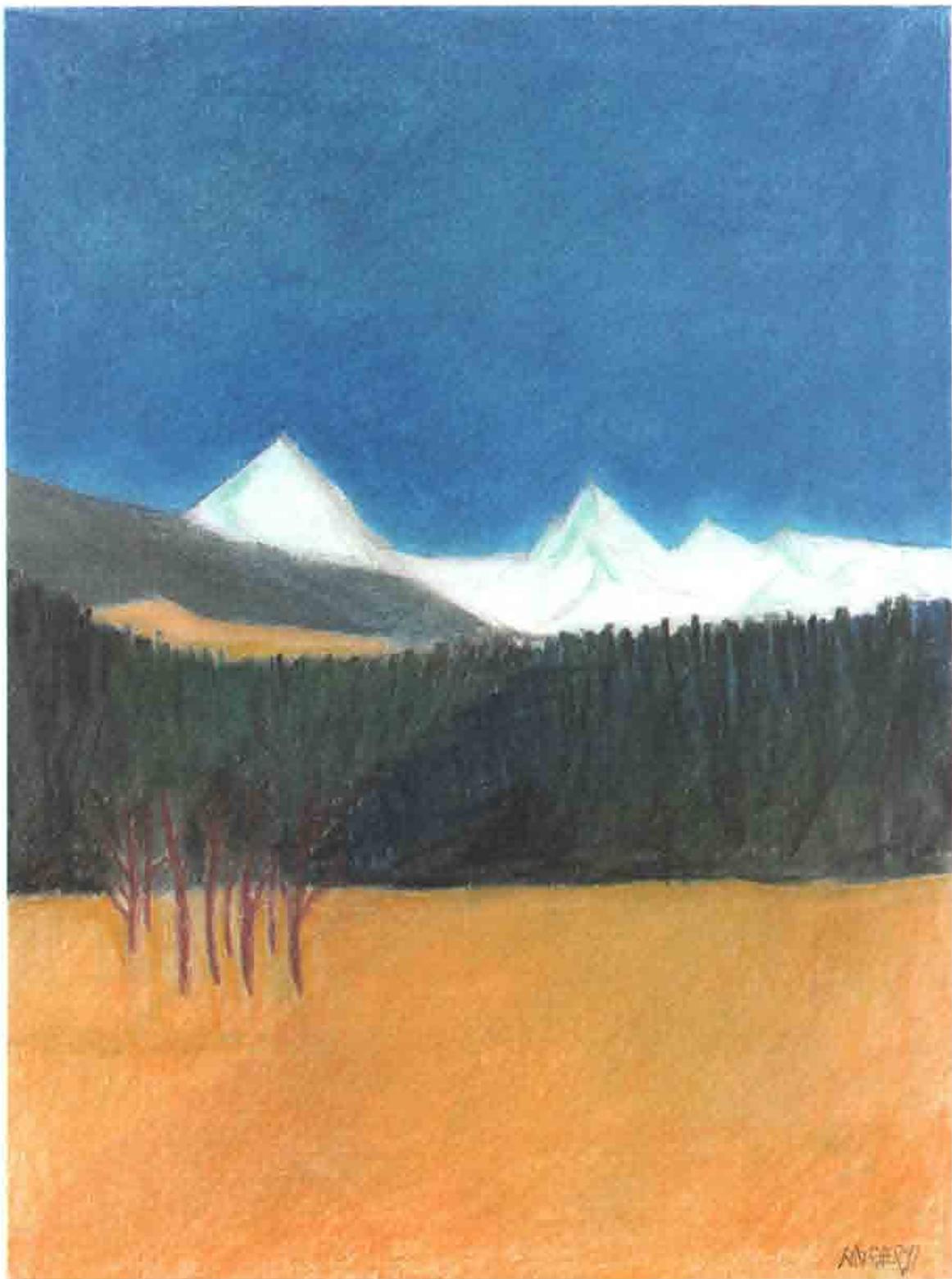
„Ja, wenn es eben nicht anders geht, so muß es recht sein und es hat manches für sich. Aber freilich, man fühlt sich bei solchen Aussichten zurückgeworfen in die ersten Zeiten der Alpinistik und das Verwöhnte im Touristen muß zum Schweigen gebracht werden. [...] Aber Pfadfinden und Nächtigen auf der Alm hat auch seine Romantik. Das war ein hoher Reiz der früheren Touristik, daß man eingehender mit der Bevölkerung in Verkehr trat, daß die Berge sich suchen ließen und nicht sozusagen sich selbst anboten.“<sup>11</sup>

Auch wenn es an standesgemäßen Unterkünften mangelt, oft nicht einmal ein schlechtes Wirtshaus zu finden ist, wenn die Ausstattung noch nicht wirklich den Ansprüchen der Gäste genügen, die Reiseführer loben das Unterinntal samt seinen Seitentälern sehr. Die hölzernen Bauernpaläste auf fetten Wiesen bereiten ihnen ein ganz eigenes Wohlbehagen, sie beobachten zufrieden Milch- und Schmalzreichtum, betonen immer wieder die Sauberkeit der Menschen und ihrer Behausungen. Einige sind bemüht, diese Gegend und Nordtirol insgesamt von den südlichen Landesteilen positiv abzugrenzen. Heinrich Noé muß sich bei Südtirols von „Kot und Sauerampfer“ umgebenen Almhütten „an die behaglichen Häuser im grünen Unter-Innthal erinnern, von welchen mancher Jubelruf in die blauen Ferner der Wälder und Seen hinabdringt, und deren Zitherspiel und Tanz keineswegs eine Erfindung schönfärbender Gebirgs-Enthusiasten und Romanschreiber ist.“<sup>12</sup>

Einzelne Talschaften werden besonders hervorgehoben. Es wird geraten, sie wegen des dort ansässigen Menschen-schlages unbedingt zu besuchen. Neben dem Zillertal gehört hiezu das Alpachtal. Weniger die Landschaft entzückt, denn „[d]as Alpachtal ist nicht eben von besonderer landschaftlicher Schönheit“<sup>13</sup>, rings eingeschlossen von „größtentheils unerfreuliche[m] Kalkgestein“<sup>14</sup> und die Dörfer schlicht und altvorderlich. Das Anziehende des Tales sind die Bewohnerinnen und Bewohner — „ein wohlgebauter Menschenschlag, ächte Aelpler mit blonden Haaren und lichten frischgefärbten Gesichtern, der sich etwas stolz von andern Stämmen abschließt und nur unter sich im Thale heirathet.“<sup>15</sup> Die „Alpäcker“ sind lebhaft und doch bedacht, sie halten am Althergebrachten fest und verabscheuen jeden Luxus, die



ASPECT



MACEY

Kleidung betreffend. Daraus ergibt sich etwas, das die Frauen nicht eben vorteilhaft aussehen läßt — Strümpfe von drei bis vier Ellen Länge verleihen zusammengeschoben den Waden ein „lächerlich dickes und kübelartiges“<sup>16</sup> Aussehen. Wenn wieder eine „ehrwürdige Matrone mit den Tonnenfüßen vorbeiwatschelt“, schauen nicht nur die städtischen Fräulein, auch Ludwig Steub riskiert gern ein Auge, um sich zu amüsieren. Beobachten umgekehrt die Äplerinnen und Äpler ihre Gäste — wie hier während einer Prozession — so erweist sich auch das als irritierend. „Der städtische Fremdling, der sich als Beobachter aufstellt, läuft freilich immer Gefahr, die andächtigen Beter schon durch seine Gegenwart aus der Stimmung zu bringen. Er mag ein Männlein oder ein Weiblein sein, er wird von den Männern neugierig gemustert, von den Weibern und Mädchen, namentlich von den letzteren, sarcastisch belächelt. Die Alpbäcker verlangen nämlich, daß kein Mensch anders aussehe als sie selbst, sofern er nicht dem öffentlichen Spott verfallen wolle.“<sup>17</sup> Die Bewohner des Alpbachtals, so sind sich die Reiseführer einig, weichen in manchen Gewohnheiten von ihren Nachbarn ab, gegen Fremde sind sie verschlossener, unter sich aber heiter. Ihr „Stammesstolz“ ist groß, nur jene werden als ebenbürtig angesehen, die im selben Tal geboren sind, deshalb auch der enge Heiratskreis. Dieses Untereinanderheiraten beobachtend sorgt sich Steub um „Blut und Race“ und findet seine Bedenken bestätigt: „Eine andere fast unverwerfliche Quelle gibt an, daß die Alpbäcker zum Irrenhause in Hall einen unverhältnismäßigen Beitrag liefern.“<sup>18</sup>

Der Fremdenverkehr blieb hier im Vergleich zu anderen Regionen Alt-Tirols lange Zeit unterentwickelt. Selbst die zahlreich vorhandenen Bäder konnten keinen großen Aufschwung bewirken. Das eisenhaltige Salvenbad, der Eisensäuerling Luisenbad oder das Steffelbad in Fieberbrunn mit Schwefelwasser — sie alle waren für die lokale Bevölkerung gut und recht; um die Leiden der Auswärtigen zu lindern, waren sie jedoch nicht wirklich geeignet, denn: „Wer seine Gebrechen in Gastein oder Karlsbad, in Wiesbaden, Ems oder Baden-Baden zu heilen gewohnt ist, der macht sich schwerlich ein richtiges Bild von der schlichten Bäuierlichkeit dieser tirolischen ‚Badeln.‘“<sup>19</sup>

Die Kitzbüheler Alpen, „jenes freundliche Gebirge, in welchem frisches Mattengrün häufig selbst bis auf die höchsten Kämme hinansteigt und nur einzelne Schieferzinnen und seltene Kalkschrofen über dem Weideboden aufragen, und dem auch der Schmuck stattlicher Wälder und weiter, dem Anbau gewonnener Thäler nicht fehlt“<sup>20</sup>, werden insgesamt aber weit unter ihrem Wert gehandelt, dieser Überzeugung sind viele Reiseschriftsteller.

Bemühungen um die Hebung des Fremdenwesens sind eine heikle Angelegenheit. Ein begeisterter Brixlegg-Besucher bewarb den Ort heftig in der *Wiener Zeitung* und zog sich damit den Unmut der Sommerfrischler zu. Die Gemeinde der Sommergäste will unter sich bleiben, „denn

je mehr Stadtleute in ein solches Oertlein zusammengedrängt werden, desto unländerlicher und desto langweiliger wird es.“ Und Ludwig Steub, selbst oft zu Besuch in Brixlegg, mahnt weiters: „Es wäre wirklich jammerschade, wenn auch dieser stille Winkel durch übergroßen Zulauf, Vornehmheit, Equipagen, Lakaien, Toilettenpracht und andere Widerlichkeiten beliebter Sommerfrischörter wieder unzugänglich würde.“<sup>21</sup>

Das Brixental wie die Kitzbüheler Alpen insgesamt charakterisieren nicht wilde Hochgebirgsformationen als vielmehr Anmut, Milde und Lieblichkeit. Gilt zum Beispiel der Olperer dem Alpenkenner Schaubach 1865 noch als „kaum ersteigbar“, sind die Zillertaler Alpen überhaupt rauhes Hochgebirge — „nirgends in der ganzen Alpenwelt, von Triest bis Genua findest du einen solchen wüthenden Kampf der Elemente, wie Hier“ — nehmen sich neben diesem Felsenchaos die Kitzbüheler unscheinbar aus. Man könnte meinen, „zwischen und auf seinen allenthalben grünbematteten ohne auffallende Formen emporsteigenden Höhen und Gipfeln wohl kaum etwas des Aufenthalts Würdiges zu finden, und dennoch bieten sich dessen hier, wenn auch nicht Vieles, doch Grosses.“<sup>22</sup> Die Höhen, meist bequem zu erreichen, bieten berühmte und vielbesuchte Aussichtspunkte. Welche Besteigung nun die lohnendste ist, welche Aussicht die herrlichste und welchem der Berge der erste Platz gebührt, darüber herrscht Uneinigkeit. Manche favorisieren das Panorama, das sich vom Galtenberg aus bietet. Hochgeschwungen, ehrwürdig und majestätisch steht das Wahrzeichen des Alpbachtals in ruhiger, weltferner Lage, unten walddreich, oben kahl, ist er „ein ernster Bergreis über dem freundlichen Tale und schaut auf das Dörflein hinab, dessen schlichtes Bild gerade er vollendet.“<sup>23</sup> Der Blick vom Galtenberg reicht im Osten bis ins steirische, im Westen bis ins vorarlbergische Gebirge, im Süden zur Hochfeilergruppe, und im Norden schaut man bis Bayern. „Was innerhalb dieser vier Punkte liegt, aufzuzählen, ist weder notwendig, noch auch möglich. Es genügt wohl, zu sagen, daß sich Tauern und Zillertaler Alpen in nächster Nähe mit großartiger Pracht entfalten. Kaum eine Spitze von ihnen ist verdeckt, so glücklich stellen sich die Einsenkungen zwischen den Spitzen in die Rundsicht.“<sup>24</sup> Für einen anderen ist der Rettenstein im Hauptkamm des Kitzbüheler Schiefergebirges als höchster Gipfel dieser Gebirgsgruppe und durch Gestalt und Stellung vor den übrigen Bergen ausgezeichnet.<sup>25</sup>

Ihrer prachtvollen Rundschau wegen wird die Hohe Salve als der „deutsche Rigi“ gepriesen, auch wenn sich die Ähnlichkeit nicht auf Imbiß und Herberge erstreckt. „Die grasige Kuppe erzeugt zwar etwas bewegten Athem, aber dafür entschädigt das grandiose Panorama reichlich.“<sup>26</sup> Die Besteigung ist auch Ungeübten möglich; für jene, die selbst die kleine Mühe scheuen, stehen Tragstühle und Reitesel bereit. Hohe-Salve-Fans bedauerten es, als dieser

Berg, auf den einst Kronprinz Rudolf sein erster Hochgebirgsausflug führte, in bezug auf touristische Beliebtheit vom Kaisergebirge und auch vom Kitzbüheler Horn „einermaßen überflügelt“ wurde — und das trotz seiner Qualitäten: „Besonders interessant gestaltet sich auf der Hohen Salve der Sonnenaufgang und zwar umsomehr, wenn man, wie ich, denselben direct vom Bette aus auf die denkbar allerbequemste Weise genießen kann.“ Der hier zitierte Tourist hatte sich schlau ein ostwärts gelegenes Zimmer genommen, und so brauchte er „nur im Bette den Kopf zu erheben, als das Stubenmädchen früh Morgens an den Zimmern die Thüren abklopfte, um die Gäste zum Sonnenaufgang zu wecken.“<sup>27</sup>

Kurz, aber bestimmt ist die Beschreibung des zweiten schönsten Aussichtspunktes der Ostalpen in Woerl's Reisehandbuch: „Sehr lohnend ist die Besteigung des Kitzbühler Horns (1994 m, 3 Std., ganz guter Weg, auch für Damen leicht zu bewältigen. Führer unnötig. Pferde und Maultiere 4 fl.).“<sup>28</sup> Auch der poetische Adolph Schaubach lobt die Aussicht. Er weist nicht nur die Blickrichtung, als versierter Bergfahrer empfiehlt er zusätzlich die rechte Stunde: „Vor deinen Augen im Süden zieht die Centalkette hin [...] majestätisch erheben sich die 11—12000' hohen Eishörner aus ihren Eismeeren vom Ankogl an bis zu den Gletschern des Zillertales; auch die Oetzthaler Eiswelt blinkt herüber [...]. Dein Standpunkt hat gerade die richtige Höhe (7000') und Entfernung (6—7 St.) gegen jene kolossale Welt, um ihre Grösse im gehörigen Maasse messen zu können. [...] Erst nachdem du die Wunder der weiten Umwelt, die dich beim ersten Aufblick fesselten, gemustert hast, richtest du deine Augen auch auf die nähere Umgebung, und hier unter und neben dir liegt die Gegenwart, das Uebergangsgebirge.“ Der Mittag ist ungünstig für die kleine Rundschau, „denn in den Mittagsstunden erscheint das Ganze als eine graugrüne Masse. [...] So tod't diese weiten Graswüsten bei schlechter Beleuchtung erscheinen, so reizend und lebendig treten sie im Abendglanze, von der Sonne durchglüht und dem Schatten gestreift, in die Mitte zwischen die blendende Eis- und die starre Kalkwelt. Darum, Wanderer, verachte die grünen, in den Alpen zwar alltäglichen, Berggipfel dieses Gebirges ja nicht! Du magst auf eine Höhe steigen, auf welche du willst, du wirst reichlich belohnt werden.“<sup>29</sup>

Vom Kitzbüheler Horn aus ist auch das Städtchen Kitzbühel zu sehen, mit seinen „alterthümlichen Thürmen und Schlössern, den stattlichen Bürgersitzen und ländlichen Häusern bunt durcheinander“ gewährt es einen „ungeheim anziehenden romantisch-idyllischen Anblick“<sup>30</sup>. Und in der Umgebung stehen besonders zahlreich die behäbigen charakteristischen Unterländer Bauernhäuser. Obwohl die Gruben und die verhüttenden Betriebe im Unterland auch häufig sind, wird die Lebenswelt der Bergleute kaum je beschrieben. Nur wenige vermögen

dem Gewerbe Positives abzugewinnen. „So düster dieser Vordergrund ist, so verstimmt er das Gemüth nicht; er erfreut zum Theil durch sein eigenes Leben.“<sup>31</sup> Zum Glück sträubt sich der landbauende, frische Bergsinn der Tiroler gegen das Fabrikwesen im größeren Umfang, und so bleiben Land und Leute von den Folgen der Industrialisierung weitgehend verschont.

Wohl werden Städte wie Kitzbühel und Rattenberg beschrieben und frühe Industriestandorte wie Brixlegg besucht, doch wirklich sehenswert ist die bäuerliche Lebenswelt. Beda Weber bereist die Wildschönau, im Klima dort, „bergesfrisch und gesund“, findet er den Menschenschlag kräftig, das Gemüth stets munter, das Benehmen derb und aufrichtig, interessant das Arbeitsleben: „Der Pflug wird bisweilen in Ermangelung eines anderen Gespanns sogar von Weibern gezogen. Wunderlich klingt in diesem Falle das Wist und Hott des Pflughalters.“<sup>32</sup>

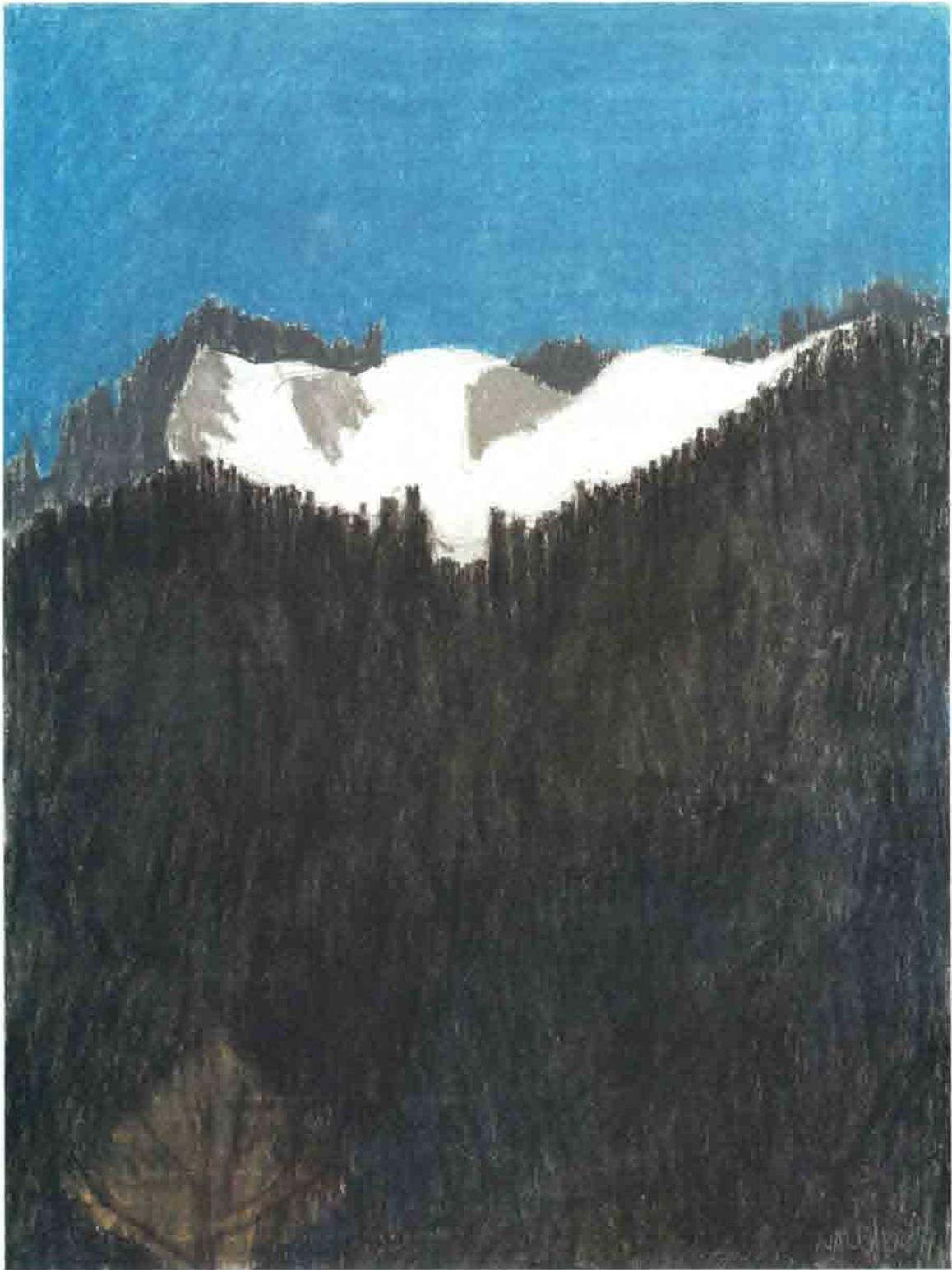
Die Arbeitsamkeit der Bevölkerung kann einem auch zu viel werden. Die abgearbeiteten Kraxenträgerinnen auf dem Weg durchs Zillertal erwecken das Mitleid ihres Betrachters, und der Reiseführer mahnt: „Man muß sich bald abgewöhnen, diese Bilder im Einzelnen zu betrachten, wenn man sich den Eindruck der Landschaft, die immer gewaltiger wird, nicht verderben will.“<sup>33</sup>

## Bewohnerinnen und Bewohner

Die Texte des 18. und 19. Jahrhunderts enthalten neben üppigen Landschaftsschilderungen oft ausführliche Abhandlungen über die Menschen, die in den Tälern leben. Vorherrschende Themen sind die Trachten, überhaupt das Äußere der Alpenbewohnerinnen und Alpenbewohner und deren Verhaltensweisen. Die „Kulturlosigkeit“, die ursprüngliche Natürlichkeit machen Tirol aufsuchenswert.

Folgen wir etwa den vorgestellten Zügen der Bewohner des Zillertals, findet sich das Bild vom schönen, doch urwüchsigen und leicht gefährlichen „Homo Zillertalensis“. Die Sitten der angrenzenden Bergbewohner ähneln sich, „namentlich ist die Lust, sich mit einem Gegner im Kampfe zu messen, oder, um den wahren Namen zu gebrauchen, die Rauflust eine ziemlich allgemein verbreitete. Ludwig v. Hörmann, selbst ein Tiroler Landekind, in seinen neuen trefflichen ‚Tiroler-Typen‘, weiß davon Wunderdinge zu erzählen und bezeichnet namentlich die Unterinntaler als mit Vorliebe solchen Kraftübungen ergeben. Es gibt verschiedene Abstufungen dieser Volksgymnastik“.<sup>34</sup>

Anlaß zur Rauferei von der stürmischen Hochzeitsfeier bis zur verlorenen Wette gibt es bald. Vom Augenausdrücken übers Ohren- und Nasenabbeißen kommen verschiedenste Techniken zur Anwendung, „ein paar Leichen auf dem Felde war nichts Ungewöhnliches“<sup>35</sup>. Hörmann bezeichnet die Unterinntaler als „baumstarkes Völklein mit



Sehnen und Muskeln wie Eisen, kerngesunde Naturmenschen, die freilich oft neben der Hacke und Wiegssäge auch den verbotenen ‚Schießprügel‘ unter der Joppe tragen.“<sup>36</sup> Leider werden schon bald erste Zivilisationschäden sichtbar. Im Zillertal sind die Sennerinnen mit der sich verbreitenden Sittlichkeit von den Almen verschwunden, und durch das Wirken der Schulen und der Regierung „ist das Pikante und Ausserordentliche des zillerthalerischen Lebens zur Antiquität geworden, es spukt nur noch in karrierten Reiseberichten.“<sup>37</sup> John Murray merkt an, Angst vor Gewalt sei in allen Gebieten, die sein *Knapsack Guide For Travellers in Tyrol and The Eastern Alps* beschreibt, unbegründet. Zur Vermeidung von Konflikten bittet er die Touristinnen und Touristen, nicht ins hohe Gras zu trampeln und Weinberge nicht zu betreten, keine Feuerwaffen zu tragen und freimütig und einfach mit allen umzugehen. Dem „deal frankly and simply with all you meet“ freilich folgt ein „but without unnecessarily joining company“<sup>38</sup>. Gleichzeitig werden die Landmenschen als Ideal präsentiert. „Die Leute im Innthal bilden ein markiges, biederes, kerndeutsches Völklein, und wenn die Jungmannschaft als resch und schneidig gilt, so schadet das weiter nichts, im Grund ist der Unterländer der gemüthlichste Mensch von der Welt, der es an Entgegenkommen und Gefälligkeit, besonders Fremden gegenüber keineswegs fehlen läßt. Und erst die ‚Diandln‘! Hier sind sie zu finden, die Perlen des Landes, die stattlichen blonden Germanen-Jungfrauen mit seelenvoll schimmernden Augen und voll natürlicher Anmuth.“<sup>39</sup>

Sie gelten als konservative, am Althergebrachten festhaltende, lebens- und sinnesfrohe, originelle, auch künstlerisch begabte Naturmenschen, als Vorbild für die dekadenten Stadtleute. Auch der „starre Conservatismus“ ist wohl „selbstverständlich und kaum als Fehler anzurechnen“<sup>40</sup>. Der typische Äpler ist Bauer und als solcher ein stabiles Wesen, bei dem sich das Gepräge der Natur unverdorben erhalten hat, während Städter längst zivilisiert, nivelliert und verdorben sind. Obwohl die Verhaltensweisen der „Einheimischen“ oft als vorbildlich, paradiesisch und ideal dargestellt werden, ist letztlich der Blick der Reisenden auf die Bevölkerung herablassend, ein Blick der Überlegenheit. Neben den Beschreibungen, die Wunschvorstellungen der urbanen Gesellschaft auf die ländlichen Gebiete und die dort lebenden Menschen übertragen, steht der Topos der einfachen, dumpfen, schwer verständlichen Art der Alpenbewohner. Im Rahmen einer Tour im Alpbachtal nächtigt ein Bergsteiger mit seinen Kameraden in einer einfachen Almhütte. Auf der Alm sind zwei junge Buben, sie kochen gerade Mus zum Abendessen und lassen die Touristen kosten.

„Kräftig war es, das muß man sagen, schmackhaft freilich weniger. Unwillkürlich zogen wir Vergleiche zwischen dieser Kost und derjenigen von Parvenü-Tafeln. Nicht eine — nein Welten sind dazwischen. Wir fühlen uns

zurückversetzt in die Zeit der Uranfänge der Menschheit. Mehl, Wasser und Butter. Aus diesen Urganen der Natur wird hier die Lebenskraft gewonnen. Aus diesen Stoffen bauen sich die Körperzellen auf, die einen von Städtern ungeahnten Kampf gegen Naturgewalten führen müssen. [...] Unwillkürlich zwingt uns solche Einfachheit der Lebensführung Achtung ab.“

Nachdem die Buben ihre Mahlzeit beendet hatten, machten sich die Touristen daran, Erbswurstsuppe zuzubereiten. Die Pfanne war fettig, den Buben freilich fehlten die Begriffe der ordentlichen Reinigung, selbst die geborgten Löffel mußten von den Touristen noch gründlich am Brunnen gespült werden, „die Abendmahlzeit war zur zeitraubenden Arbeit geworden“<sup>41</sup>.

So wird klar, daß es trotz all der Vorzüge gilt, das Fremde auszubessern. „Ein Culturelement liegt aber in der Touristik auch insoferne, als der Contact des gebildeten Städters mit dem vielfach auf tiefer Culturstufe stehenden Landvolke der Gebirge demselben mannigfaltige Keime der Bildung und Aufklärung zu trägt.“<sup>42</sup> Regionaler Bevölkerung wird die Fähigkeit zum Naturgenuß, zum Wahrnehmen der schönen Aussicht meist abgesprochen. Ludwig Steub erzählt von einer Begegnung in Hintertux und nennt diese Ortschaft selbst das „unansehnlichste aller Alpendörfchen“. Wenn die Bevölkerung aber ähnlich über ihren ständigen Wohnort denkt, mag der Autor das nicht akzeptieren. „[A]ls sie mich ersahen, sprangen sie von allen Seiten auf, eilten herbei [...]. Als ich Bayern nannte, erinnerten mehrere, das sey ein feines Land, ganz eben und voll Getreide. Es sey zu verwundern, daß man da fortgehen möge, um ihre ‚schiechen‘ Löcher zu betrachten. Ich hatte Mühe, mich darüber zu rechtfertigen.“<sup>43</sup> Lange blieben große Teile der Zillertaler und Kitzbüheler Alpen weitgehend unentdeckt. Die Reiseführer beklagen, dies liege nicht nur am Mangel an Landkarten und Texten über eben diese Gebiete, sondern auch an den ungenügenden Auskünften der Talbewohner: „und wenn man, wie es dem Verfasser ging, den Zillerthaler fragt, wie es dahinter aussehe, rath er je ab, nicht in die schiefen Löcher zu kriechen, wo es gar nichts gebe.“<sup>44</sup> Erst mit Hilfe der Touristinnen und Touristen begannen die Leute, die Schönheit ihres Zuhauses zu verstehen, zögernd wurde sie wahrgenommen: „[S]ie konnten nicht begreifen, daß denn alle die fremden Leute rein und nur zu dem Zwecke so weite Reisen machen, um die Berge zu bewundern, an denen sie selbst — die Einheimischen — doch gar nicht das mindeste Schöne und Gute zu finden vermochten.“ Erst nach und nach mit Tausenden Reisenden und wachsendem Einkommen, „da legte sich das Mißtrauen und die Gleichgiltigkeit“. Die Äpler begannen, „tiefsinnige Berechnungen“ anzustellen und kamen endlich zum Schluß, daß „Wasserfälle und Schrofen gleich wertvoll und nützlich wie altererbte Kraut- oder Kartoffelacker“<sup>45</sup> sind.

„Das Volk wird immer schmiegsamer, zutraulicher, gut-

müthiger und lustiger. Gastfreundlichkeit gilt als Pflicht, und mit der größten Leichtigkeit findet jeder Reisende Platz am Tische des Hauses, wo er Herberge suchen muß. Die Leute sind ganz unschweizerhaft und nehmen es übel, wenn man sie für gewisse Dienste zahlen wollte. Sie lieben mit Entschiedenheit Tanz, Lied und Märchen.<sup>47</sup> Diese und ähnliche Formeln deuten Begegnungsmöglichkeiten zwischen Gast und Gastgeber an. Drei Typen von bereisten Tirolern tauchen in den Texten am häufigsten auf: der Wirt, das Moidele und der Bergführer.

### Der Wirt

„Zuvorkommender Verkehr mit dem Gast sind hervorragende, sehr schätzenswerte Eigenschaften des Zillertalers und des Zillertaler Wirtes, die neben der großartigen Gebirgswelt nicht wenig dazu beitragen, den Aufenthalt daselbst überaus angenehm zu gestalten. Die Gasthofbesitzer nehmen auch auf die Lebensgewohnheiten des Städters Rücksicht.“<sup>47</sup>

Dem war nicht immer so. Viele Berichte lassen ahnen, daß das Gastgewerbe lange den Vorstellungen der Vergnügungsreisenden nicht entsprach. Bis weit ins 19. Jahrhundert beschränkte sich der Dienst am Gast auf das Nötigste. Geselligkeit mit den Kunden sorgte für gutes Geschäft, war aber nicht gefordert. Bald aber werden Ausstattung und Verpflegung verbessert, Kommunikationsbereitschaft und -fähigkeit der Wirtsleute werden wichtig, mit dem Aufkommen des Tourismus erhält also der Gastwirt Unterhalter-Funktion. Manches deutet auf Übererfüllung dieser Rolle hin, was dem Amüsement und der Wirtwürde keinen Abbruch tat. „Der Wirth that sich am meisten hervor, und wagte trotz seines Wänstchens die höchsten Sprünge. Der Neuwirth spielt noch so den alten Zillertaler fort; nicht ohne heimliches Lächeln seiner einheimischen Vertrauten, jedennoch zum großen Vergnügen fremder Gäste, welche die nur ihnen bestimmte Schnurren für seine alltägliche Laune halten.“<sup>48</sup> Treffen die Touristinnen und Touristen nicht auf den uralten Wirt, hat das „sehr wenig Verlockendes“ und gibt Anlaß zur Enttäuschung. Ferdinand Löwl über eine wenig erbauliche Einkehr: „Die Gaststube ist klein, finster und schmutzig über die Maßen, der Wirth ein hochbetagter, halb blöder Mann, die Wirthin eine uralte ‚Gsellin‘, deren Gesichtsrünzeln bei Draperie- und Faltenwurfstudien mit Erfolg als Modell benützt werden könnten.“<sup>49</sup>

### Das Moidele

Öfter als die Frau Wirtin wird das Moidele, die Kellnerin, zum Gegenstand der Betrachtung. Sie ist dem Blick des männlichen Kunden ausgeliefert und wird dem Vergleich mit dem bürgerlichen Schönheitsideal unterzogen. Die Meinungen über das Aussehen der Tirolerinnen gehen auseinander. Eindeutig überwiegt aber das Defizit dieser

offenbar reichlich mit Natürlichkeit ausgestatteten Frauen gegenüber den Städterinnen. Die oft beklagte geringe Attraktivität der ländlichen Frau nennen die Autoren naturgegeben.

Versuche der „Einheimischen“, sich dem städtischen Ideal zu nähern, sind lächerlich und aussichtslos. Anton von Ruthner besuchte das einzige Gasthaus im hintersten Zillertal. Mit dem Wirt konnte er nicht viel anfangen, seine Rede blieb ihm „grossen theils unverständlich“. Die „gutmüthige Wirthin“ verschwand in die Küche — da gab's noch eine Kellnerin:

„[S]o lag der Verkehr mit mir Annerl ob. Das Mädchen gilt allgemein als hübsch und ist es sogar für städtische Beurtheilung. Nicht ihr Wuchs, welcher die kleinere Mittelgrösse nicht übersteigt, nicht ihr nur wenig feines Haar von einer sogar etwas zweifelhaften braunen Farbe, aber ein reizender Mund mit wahren Perlen von Zähnen und das seelenvollste blaue Auge machen das rothbackige Kind, an dem Alles rund und nett ist, zu einer wahren und wirklichen Gebirgsschönheit und eine solche anzutreffen erfreut stets.“<sup>50</sup>

Im Zuge der Bestrebungen, die Standards des Tiroler Gastgewerbes zu heben, wurde die Kellnerin vorübergehend von männlichem, ausgebildetem Personal verdrängt. Die Reiseschriftsteller vermiften die dienstbaren Fräuleins sehr.

### Der Bergführer

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Bergsteigen ein immer bedeutenderer Zweig des Tourismus. Bevor das führerlose Bergsteigen aufkam, waren die Aspiranten auf lokale Führer und deren Hilfe beim Bezwingen der Natur angewiesen. Die Führer konnten den Nebenverdienst gut gebrauchen. Das Gegensatzpaar edler Kulturmensch versus unberechenbarer Wilder dominiert auch hier die Beschreibungen. Besonders farbig ist dieses bei Joseph Kyselak ausgefallen. Er wird von einem urwüchsigen Führer durch Nebel und unwegsames Gelände gehetzt; „Ich erkundigte mich um die Ursache dieser gefährlichen Fluchtweise, welche meine Kräfte bis zum Niedersinken schwächte, konnte aber, ausser seiner Bitte um Stillschweigen, nichts erfahren.“

Der Zweck der Eile wird klar, als der Wiener Beamte Beihilfe zum Erlegen einer Gemse leisten muß: er befindet sich in Begleitung eines Wildererers. Der Schrecken packt den Touristen endgültig, als der Bergführer das warme Blut aus der Schußwunde der eben erwiderten Gemse saugt, ihm davon anbietet — es mache frost- und schwindelfrei und bringe Jagdglück. Nach dieser Stärkung verwischt der Wilderer sorgfältig alle Spuren, und Kyselak kommentiert: „Ich bewunderte die List und Schlaueit dieses Raubschützen-Genies, das mit dessen platter Erziehung in gar keinem Vergleiche stand.“<sup>51</sup>

Während in der Schweiz die Bergführer bereits gewerblich

organisiert und behördlich beaufsichtigt sind, ihr Aufgabenbereich klar definiert und Tarife genau geregelt, ist das Führerwesen in den Tiroler Bergen noch mangelhaft. Es wird als äußerst schwierig dargestellt, einen guten, verlässlichen Begleiter zu finden, einen, der sich wirklich auskennt, der seine Tätigkeit versteht und ernst nimmt und für seine Dienste nicht übermäßige Taxen verlangt. Der gute Führer muß redlich, rüstig, gewandt und unverdrossen sein. Er soll nicht nur als Wegweiser und Träger fungieren, sondern auch als „ein treuer Helfer in Gefahren, die den Fremdling zaghaft machen. Ein tüchtiger Führer wird nie viel von Gefahren schwatzen, und höchstens nachdem sie überstanden sind, darauf aufmerksam machen. Dies ist freilich ein vortreffliches Qualificationszeugnis für einen guten Führer.“

„Jedenfalls werde man auch in Tirol immer erst mit dem Führer um den Lohn einig, bevor man mit ihm die Wanderung antritt. Nie verlasse man sich auf sein Geschwätz, nach Vollendung der Tour abrechnen zu wollen, sonst werden seine Forderungen leicht unverschämt, wenn sie es auch früher nicht gewesen sein würden. Dem Verfasser ist es mehrere Male in Tirol passiert, dass er sich durch derartige Redensarten der Führer verleiten liess, mit ihnen vorher den Preis für ihre Begleitung nicht abzumachen, und sie dann an der Schneegrenze plötzlich enorme Bedingungen stellten, wenn sie weiter mitgehen sollten.“<sup>52</sup>

Da es häufig passiere, daß sich der Führer, den man am Eingang eines Tales engagiert habe, nach zwei Tagesreisen nicht mehr auskenne, sich herausstelle, daß auch er die Tour zum ersten Mal machte, wird angeraten, nur direkt an Ort und Stelle einen Bergführer zu suchen. Häufig ergeht der Hinweis, sich zwecks Empfehlung an den örtlichen Pfarrer zu wenden.

Bemängeln manche Autoren die Bildung und Fähigkeiten, die Kulturlosigkeit der lokalen Bergführer, finden andere gerade die Wildheit ihrer Begleiter reizvoll, birgt sie doch ein wenig Abenteuer und die Ahnung von Gefahr. Ferdinand Löwl beschreibt, wie er erst durch Verabreichung einer Virginia den Bergführer in wohlwollende Stimmung versetzt habe. Nach einer „unerquicklichen Begebenheit“ — der Tourist rutscht ab, der Führer winkt ihm von hoch oben und lacht — kommt er zum Schluß, daß man Exkursionen wie diese sehr leicht ohne Führung unternehmen könne.<sup>53</sup>

## FremdenverkehrstirolerInnen

Die in den Zielgebieten wohnenden Menschen leben sich in ihrer neuen Rolle bald gut ein. Ludwig Steub erkennt im Verhalten der Zillertalerinnen und Zillertaler schon das Spiel von Angebot und Nachfrage und in ihrer heiteren Laune einen Teil ihres Kapitals.

„Da nun aber das Zillerthal von allen Seitenthälern Tirols am häufigsten bereist wird, und da die meisten, welche da

auftreten, sehr dringende Ansprüche auf derlei Productionen mitbringen, und die Tiroler um jeden Preis in einer vermeintlich wahren Gestalt und Art zu sehen wünschen, so ist es begreiflich, daß der Zillerthaler, welcher auf seine Weltläufigkeit nie verzichtet, dem Fremden sehr gerne ‚die Augen auswischt‘, wenigstens sich im Stillen freut, wenn der Andere einige ihm allein geweihte Schnurren für die Blüthe sinnigen Alpenlebens ansieht.“<sup>54</sup>

Die übrigen Unterinntaler stehen um nichts nach, das belegen die Hinweise auf die Villa des Sängers Sebastian Schorer in Oberau. Das schöne Haus, das die Vorbeiwandernden keinesfalls übersehen sollten, hat sich jener als Tirolerwastl ersungen.<sup>55</sup> Reiseführer Steub durchschaut die Verkaufsstrategien, weiß um die Notwendigkeit dieser Technik, seine Sichtweise zeichnet ihn vor manchen späteren Kritikerinnen und Kritiker aus. Die Volkskundler Utz Jeggle und Gottfried Korff bemerken, der Zillertaler (wohl auch die Zillertalerin) sei nicht mehr „Herr der Bedingungen seiner Wirklichkeit“. Durch sein ursprünglich eigenes verkaufsförderndes Benehmen, durch seine Selbstvermarktung stehe er nun unter dem Zwang seines Produkts, seiner eigenen Idee, die sich längst verselbständigt hat. Er ist als „homo folkloristicus“ Resultat der ständigen Anpassung an wechselnde wirtschaftsgeschichtliche Situationen und Verhaltenszumutungen.<sup>56</sup> Ist diese Beurteilung auch zwanzig Jahre alt, hat sie nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt.

<sup>52</sup>Rasch, Gustav: *Touristen-Lust und Leid in Tirol*. Tiroler Reisebuch. Stuttgart 1874, S. 9.

<sup>53</sup>NORD-TIROL bis zum Brenner und Vorarlberg (= Griebens Reiseführer, 67). Berlin 1923 (30.), S. 13.

<sup>54</sup>Rasch, Gustav: *Südbayern, Salzburg, Salzkammergut, Tirol, Ober-Italien*. Neues Handbuch für Reisende. Berlin 1858, S. 6.

<sup>55</sup>Weber, Beda: *Handbuch für Reisende in Tirol*. Zu einem Bande. Nach dem größeren Werke: „Das Land Tirol“, vielfach verbessert und berichtigt von Beda Weber. Innsbruck 1853 (2.), S. 32.

<sup>56</sup>Weber 1853, Vorwort.

<sup>57</sup>Schaden, Adolph von: *Taschenbuch für Reisende durch Südbayern, Tyrol und das Salzburgerische*. Humoristisch, topographisch und statistisch bearbeitet von Adolph von Schaden. München 1985 (Orig. Muenchen 1833), S. 34.

<sup>58</sup>Wir folgen dabei dem Vorschlag von Harbsmeier, Michael: *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen*. In: Maczack/Teuteberg (Hg.): *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte* (= Wollenbütteler Forschungen, 21). Wolfenbüttel 1982, S. 1–31.

<sup>59</sup>Brenner, Peter J. (Hg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt/M. 1989, S. 14–49, S. 14.

<sup>60</sup>Weber 1853, S. 31.

<sup>61</sup>Rasch 1858, S. 164.

<sup>62</sup>Mayr, Julius: *Im Alpachtale*. In: *Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins*, Jg. 39, 1908, S. 198–209, S. 199.

<sup>63</sup>Noë, Heinrich: *Winter und Sommer in Tirol*. Bilder mit Staffage. Wien 1876, S. 324.

<sup>64</sup>Schmid, Hermann von: *Das Unter-Innthal*. In: Hörmann, Ludwig u. a.: *Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg*. München 1977 (Orig. ca. 1877), S. 3–28, S. 17.

<sup>65</sup>Weber 1853, S. 116.

<sup>66</sup>Schmid 1977, S. 17.

<sup>67</sup>Schmid 1977, S. 17.

<sup>68</sup>Steub, Ludwig: *Drei Sommer in Tirol*. 3 Bde., Bd. I. München 1899 (4.), S. 106.

<sup>18</sup>Steub 1899, S. 112.

<sup>19</sup>Steub 1899, S. 47.

<sup>20</sup>Ruthner, Anton von: *Aus Tirol. Berg- und Gletscher-Reisen in den österreichischen Hochalpen*. Wien 1869, S. 153.

<sup>21</sup>Steub 1899, S. 45.

<sup>22</sup>Schaubach, Adolph: *Die Deutschen Alpen für Einheimische und Fremde geschildert*. 5 Bde., Bd. 1. Jena 1865—1871 (2.), S. 260, S. 278, S. 301.

<sup>23</sup>Mayr 1908, S. 198.

<sup>24</sup>Mayr 1908, S. 204.

<sup>25</sup>vgl. Prielmayer, M. v.: *Der Grosse Rettenstein, 2363,3 m*. In: *Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines*, Jg. 33, 1902, S. 241—249, S. 241.

<sup>26</sup>Achleitner, Arthur / Ubl, Emil: *Tirol und Vorarlberg. Neue Schilderungen von Land und Leuten*. Leipzig 1895, S. 53.

<sup>27</sup>Plattner, J. C.: *Berg- und Thalfahrten in Tirol*. Innsbruck 1900, S. 48—49.

<sup>28</sup>Woerl, Leo (Hg.): *Führer durch Tirol (= Woerl's Reisehandbücher, 22)*. Würzburg und Leipzig 1896, S. 50.

<sup>29</sup>Schaubach 1865, Bd. 2, S. 301—303.

<sup>30</sup>Plattner 1900, S. 37.

<sup>31</sup>Schaubach 1865, Bd. 2, S. 302.

<sup>32</sup>Weber 1853, S. 120.

<sup>33</sup>Noé, Heinrich: *Tirol und Vorarlberg. Naturansichten und Gestalten (= Deutsches Alpenbuch. Die deutschen Hochlande in Wort und Bild, 2)*. Glogau 1878, S. 53, S. 27.

<sup>34</sup>Schmid 1877, S. 18.

<sup>35</sup>Steub 1846, S. 557.

<sup>36</sup>Hörmann, Ludwig von: *Volkstypen und Trachten aus Tirol*. In: *Ders. u. a.: Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg*. München 1977 (Orig. ca.

1877), S. 238—248, S. 240.

<sup>37</sup>Weber 1838, S. 529.

<sup>38</sup>Murray, John (Hg.): *The Knapsack Guide for Travellers in Tyrol and The Eastern Alps*. London 1867, S. XXXII.

<sup>39</sup>Plattner 1900, S. 35—36.

<sup>40</sup>Jüttner, J. M.: *Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg. Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild*. 3 Bde., 3. Bd. Wien 1879, S. 35.

<sup>41</sup>Mayr 1908, S. 201.

<sup>42</sup>Schiestl, Leopold zit. It. Kramer, Dieter: *Der sanfte Tourismus. Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen*. Wien 1983, S. 29.

<sup>43</sup>Steub 1846, S. 510.

<sup>44</sup>Rasch 1858, S. 199.

<sup>45</sup>Plattner 1900, S. 15—16.

<sup>46</sup>Weber 1853, S. 132.

<sup>47</sup>Eisele, Hans: *Ansichten-Album. Von Jenbach bis Schwaz nebst Achensee und Zillertal*. München o. J., S. 20.

<sup>48</sup>Steub 1846, S. 537—538.

<sup>49</sup>Löwl, Ferdinand: *Aus dem Zillertaler Hochgebirge*. Gera 1878, S. 256.

<sup>50</sup>Ruthner, Anton von: *Aus Tirol. Berg- und Gletscher-Reisen in den österreichischen Hochalpen*. Wien 1869, S. 90.

<sup>51</sup>Kyselak, Joseph: *Skizzen einer Fußreise durch Oesterreich, Steiermark ...* Wien 1829, S. 34—37.

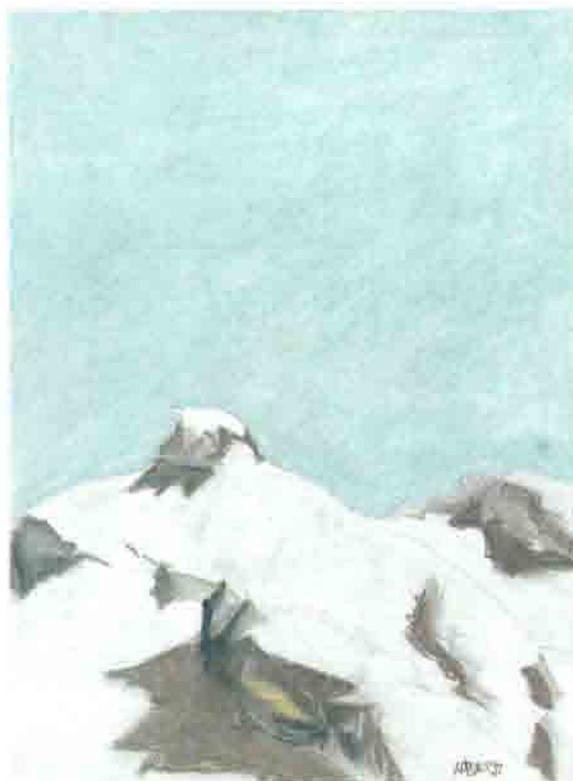
<sup>52</sup>Rasch 1858, S. 154—155.

<sup>53</sup>vgl. Löwl 1878, S. 54—55.

<sup>54</sup>Steub 1846, S. 576.

<sup>55</sup>vgl. Achleitner/Ubl 1895, S. 62.

<sup>56</sup>Jeggle Utz/Korff Gottfried: *Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters. ein Beitrag zur Kulturökonomie*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 70, 1974, S. 39—57, S. 47, S. 49.



**Alte Sachen,  
neue Sachen:  
Kultur  
Geschichte  
Wissenschaft**

*Karl Lukan  
Horst Wirth  
Ludger Lütkehaus  
Henriette Klier  
Thomas Hofmann*



Nur Bruchteile von dem, was die Menschen früherer Zeiten machten, und sei es für die Ewigkeit gedacht gewesen, ist erhalten geblieben. Ein am Fuß des Leithagebirges gefundener keltischer Grabstein, der eine Frau mit Pelzhut zeigt. Jetzt im Museum Mannersdorf. Die Fotos zum folgenden Beitrag stammen von Fritzi Lukan.

# Ein Wunderland der Archäologie

Das Leithagebirge — der östlichste Ausläufer der Alpen

Karl Lukan

*Das äußerste östliche Ende der Alpen ist ein bewaldeter Höhenrücken von etwa 35 Kilometer Länge, acht Kilometer Breite und einer höchsten Erhebung von lumpigen 483 Metern. Ein Gebirge?*

*Westlich vom Leithagebirge breitet sich die Ebene des Wiener Beckens, östlich davon gibt es den Neusiedlersee und die Pufsta — ebenfalls bretteleben. Illmütz am Neusiedlersee hat eine Seehöhe von 117 Metern, ist Österreichs tiefstgelegener Ort. In einem solchen Tiefland wirkt natürlich der langgezogene Höhenrücken wie ein Gebirge, und für die Bewohner dieses Landes bedeutete es daher auch das gleiche wie ein Hochgebirge in anderen Zonen ... galt einst als Sitz von Gottheiten und Aufenthaltsort von guten und bösen Geistern, war Jagdgebiet und Zufluchtsstätte, kurzum: auch ein Stück Lebensraum ...*

## Der Wanderer im Leithagebirge

*Försters Touristenführer in Wiens Umgebungen* war einst Bestseller und Longseller zugleich. Eine Auflage nach der anderen erschien, immer umfangreicher wurde das beliebte Führerwerk. Doch erst bei der im Jahre 1917 erschienenen 18. Auflage (sie hatte bereits einen Umfang von fast 500 Seiten) wurde auch das Leithagebirge darin aufgenommen ... kümmerliche zweieinhalb Seiten!

Übers Leithagebirge hat sich bis heute noch kein Wanderführer-Verfasser die Finger wundgeschrieben.

Von der in der Ebene dahinfließenden Leitha hat das Leithagebirge seinen Namen. Und diese Leitha ist ein seltsamer Fluß, ein Schmarotzerfluß ohne Ursprung — er entsteht erst durch den Zusammenfluß von Schwarza und Pitten, welche aus dem Bergland kommen.

Ursprünglich setzten sich die Zentralalpen des Alpenbogens bis zu den Karpathen fort. Doch dann versank ein Stück davon, und auf das noch aus dem Meer herausragende Urgestein bauten sich vor etwa 15—20 Millionen Jahren Kalkriffe auf. Das ist der berühmte Leithakalk, der in vielen Steinbrüchen abgebaut wird und seinerzeit für zahlreiche Bauwerke Wiens verwendet wurde. So wie die Leitha ein Mischmasch aus zwei Flüssen ist, so ist das Leithagebirge ein geologisches Sammelsurium.

Höchste Erhebung des Gebirges ist der Sonnenberg (483 m). Als „gewaltig“ wird in älteren Berichten die Aussicht von seinem Gipfel geschildert ... vom schneebedeckten Schneeberg bis zum Wiener Leopoldsberg über der Donau. Noch auf der neuen Straßenkarte von Österreich steht beim Sonnenberg das vielversprechende Zeichen für „Schöner Ausblick. Rundblick“.

Wir waren dann etwas überrascht, als wir auf dem Sonnenberggipfel nur vor einem monströsen Sendemast standen und nicht in der Sonne, weil haushohe Bäume rundum den Gipfel überwachsen haben. Kein Ausblick. Kein Rundblick.

Daß der Sonnenberg ein wunderschöner Aussichtsberg ist, das hatten uns nicht nur alle Einheimischen gesagt, das hatten wir auch immer wieder von Bergwanderern gehört, wenn die Rede aufs Leithagebirge gekommen ist. Was heißt: Daß alle diese Leute selber wahrscheinlich gar nicht oder nur vor weißgottwieviel Jahren auf dem Mugel oben waren.

Im Leithagebirge sind die Wanderer einander bis heute noch nie auf die Fersen gestiegen.

Das Leithagebirge war schon immer ein einsames Wandergebiet, und das wird es wohl auch bleiben. Es gibt dort etliche schöne kürzere Wanderungen, aber es fehlt die großzügig angelegte längere Route (wie sie heute beliebt geworden ist). Diese wäre eine Längsüberschreitung des ganzen Höhenzuges. Doch ein solcher Weg kann nicht geschaffen werden, solange das Bundesheer des kleinen Österreich große Truppenübungsplätze beansprucht und (neben anderen) auch ein volles Viertel des Leithagebirges in Beschlag hält. So gibt es nur den „Burgenländischen Nord-Südweg“ (der aber erst bei Breitenbrunn in das Leithagebirge bringt) und den „Kirschblütenweg“ (der hauptsächlich am Südhang des Gebirges dahinführt).

So sehr wir an den Sonnenberg-Aussichtsberg geglaubt haben, so haben wir andererseits nicht glauben wollen, wenn uns Leute erzählt haben, daß sie sich einmal im Leithagebirge verirrt haben ...

Bei unserer ersten Leithagebirgswanderung fragten wir unterwegs einen Holzarbeiter, ob wir nicht viel besser einen auf der Landkarte eingezeichneten unmarkierten

Abschneider gehen könnten. Worauf der Mann grinste und sagte: „Das können nur Leut' fragen, die noch nie im Leithagebirge waren! Bei uns gibts keine besseren Wege als die markierten!“

Natürlich sind wir — wir sind doch keine Anfänger! — justament den unmarkierten Abschneider gegangen. Doch bald verlor sich der Weg in aller dichtestem Gestrüpp, und nachdem wir das durchbrochen hatten, standen wir vor einer tiefen Schlucht, und erst mitten in deren Wand merkten wir, wie sehr uns das Luder mit seiner Steilheit getäuscht hatte. Gern hätten wir ein Seil zum Abseilen gehabt. Und notwendig hätten wir auf der anderen Schluchtseite Steigeisen für die Erdsteilwand gebraucht, Seil und Steigeisen fürs Leithagebirge!

Der von unten so sanft aussehende Höhenrücken täuscht. Er ist nämlich eine ziemlich breite, von verwirrend vielen kreuz- und querziehenden Kämmen gebildete Hochfläche, welche am Rande von unzähligen Einschnitten (Tobeln nennt man sie) durchsetzt ist. Und es gibt dort oben weder ein Dorf oder Gehöft noch eine Schutzhütte. Hat man im Leithagebirge einmal den Wald betreten, dann hat man das Gefühl, in dem vielen Grün und der großen Stille der einzige Mensch zu sein. In diesen Wäldern wühlen die Wildschweine ohne Hemmungen sogar in den Boden von markierten Wegen ihre Suhlen. So einsam ist's dort.

## Grenzgebirge

„Einen frommen Wunsch hatte ich auf dem lauschigen Waldpfad, der mich unter freudigem Vogelsang über diesen Gebirgskamm führte: Daß die Staatsmänner ebenso frei und wohlgenut und mit nachgiebigsten und versöhnlichsten Gefühlen und Gedanken, wie ich sie auf meiner Fußwanderung im Kopf und Herzen erwog, über diese Scheidewand zweier Länder und Volksgruppen hinwegkämen ...“ — So schrieb der Wiener Journalist Johannes Nordmann nach einer Überschreitung des Leithagebirges im Jahre 1864.

Bis zum Ersten Weltkrieg war in der Monarchie die Leitha Grenze zwischen Österreich und Ungarn; Cisleithanien hieß die österreichische Reichshälfte, Transleithanien die ungarische. Das Leithagebirge war ein Grenzgebirge; Eisenstadt hieß damals Kismarton und Donnerskirchens offizieller zungenbrechender Name war Fertőféhéregyháza. Als der Journalist Nordmann seine Fußwanderung über das Leithagebirge unternahm, wurde von den Politikern diesseits wie jenseits des Leithagebirges der Nationalismus fest angeheizt. Jedoch die Landbewohner lebten recht friedlich nebeneinander (und wenn sie einmal stritten, dann nicht wegen dieser oder jener Nationalität). Seit 1921 ist das Burgenland das jüngste Bundesland der Republik Österreich.

Aber auch in unserer Zeit ist der Wanderer im Gebiet des Leithagebirges noch immer ein bisserl in der alten k.u.k.

Monarchie unterwegs. Hornstein am Westfuß des Leithagebirges hat heute noch eine überwiegend kroatische Bevölkerung — eine Folge des Türkenkrieges 1529/32, in dem die Bewohner niedergemetzelt worden waren und der Ort nachher von der Herrschaft mit Kroaten neu besiedelt wurde. Zu solchen Neubesiedelungen kam es an recht vielen Orten, und für alle im Burgenland lebenden Kroaten gibt es auch jetzt noch alljährlich ein großes Treffen: die Kroatenwallfahrt nach Loretto (an jedem dritten Sonntag im September).

Loretto am Fuße des Leithagebirges ist eine erst im 17. Jahrhundert entstandene Siedlung um die damals errichtete Kirche mit einem Servitenkloster daneben. Verehrt werden an diesem Wallfahrtsort Nachbildungen des „Heiligen Hauses“ und der Schwarzen Madonna von Loreto in Italien.

Viele Teilnehmer der Kroatenwallfahrt kommen bereits am Samstag und verbringen dann die Nacht betend und singend, aber auch essend und schlafend in der dunklen, nur von einigen Kerzen erhellten Kirche. Den heidnischen Brauch des Tempelschlafes konnte in den klassischen Ländern der Antike auch das Christentum nicht abschaffen — also übernahm ihn die Kirche. Von Griechenland wurde der Brauch auch von den Christen des Balkans übernommen, und mit den von den ungarischen Adelligen im heutigen Burgenland angesiedelten Kroaten kam er in diesen Ostzipfel Österreichs.

Mit einer großen Lichterprozession beginnt am Samstagabend die eigentliche Wallfahrt. Und wer da einmal dabei war, wird die ungemein melodiosen kroatischen Marienlieder nicht so bald wieder aus dem Ohr bringen ...

## Durch die Wüste zum Neusiedlersee

In *Försters Touristenführer* anno 1917 wurde nur eine einzige Leithagebirgswanderung großgedruckt beschrieben — die Überschreitung von Mannersdorf nach Donnerskirchen. Sie gilt auch heute noch als die klassische Leithagebirgswanderung.

Der Ausgangsort Mannersdorf war vom 16. bis ins 18. Jahrhundert ein — für damalige Verhältnisse — vielbesuchter Badeort. Sein Wasser sollte heilsam gegen die „aller menschlichen Gesellschaft so gehässige Krankheit Melankolie“ sein.

Woraus zu ersehen ist, daß auch schon die Menschen der geruhsamen alten Zeit an Depressionen gelitten haben. 1786 wurde auf Anordnung von Kaiser Josef II. das Bad unbegreiflicherweise aufgelassen und eine Fabrik an dem Platz errichtet. Sie sollte dem Ort „Arbeit und Brot“ bringen, woraus wiederum zu ersehen ist, daß auch vor längerer Zeit viel Unsinn mit dem Schlagwort Arbeitsplatzsicherung kaschiert wurde.

Der Weg von Mannersdorf über das Leithagebirge bringt zuallererst in die „Wüste“ (die heute fast schon ein Dschungel ist). „Karmeliter Eremit St. Anna in der Wü-

ste“ hieß das im Jahre 1644 von der Kaiserwitwe Eleonora gestiftete Einsiedlerkloster in dem Bergwinkel, wobei der Name Wüste eine Reminiszenz an die ersten christlichen Einsiedler bedeutet, die sich einst in Wüsten zurückgezogen haben.

Eine viereinhalb Kilometer lange Mauer umschloß das — ein echt barocker Einfall — in Herzform konzipierte Klostergelände, das in der Mitte von einem Bach — Jordan wurde er sinnig genannt — durchflossen wird. In diesem grünen Herz befand sich das Klostergebäude mit Kirche, Kreuzgang und achtzehn Zellen (jede mit einem Gemüsegärtchen davor), außerdem noch eine große Kapelle fürs Volk nahe beim Klostertor und sieben im Walde verstreute Eremitorien, und weiters ein Meierhof, Küchen- und Obstgärten, ein Fischteich, sogar Steinbrüche mit einem Kalkofen. Wahrhaftig, eine Monstereinsiedelei! 1783 wurde das Eremitenkloster von Kaiser Josef II. aufgehoben, verfiel und wurde erst später notdürftig restauriert.

Unser Weg führt mitten durch das Klostergelände, durch eine uralte Lindenallee und an einem verlassen am Wieserand stehenden Barockheiligen (der Johannes in der Wüste genannt wird) vorbei und dann entlang der allmählich zerbröckelnden Umfassungsmauer hinauf zur Ruine Scharfeneck. Diese wird schon seit dem 19. Jahrhundert „Efeuburg“ genannt; heute ist ihr Gemäuer noch mehr verwachsen und schon von mächtigen Bäumen durchsetzt. Eine fotogene wildromantische Ruine.

Hier, hoch oben auf dem Berg und die darunterliegende Ebene beherrschend, gab es bereits im frühen Mittelalter eine Wehranlage, die im 14. Jahrhundert zu einer Steinburg ausgebaut wurde. 1555 schlug ein „Wildfeuer“ (Blitz) in sie ein und zerstörte sie teilweise. Nur notdürftig wurden die Schäden behoben, und ab 1567 ist an der Burg nichts mehr „verbaut“ worden; das heißt, man ließ sie verfallen.

Und dann kamen 1683 die Türken!

Von allen Seiten flüchteten die Landbewohner hinter die — wie sie glaubten — sicheren Klostermauern. Nur der Prior des Klosters glaubte nicht an diesen Schutz und entfloh lieber ins sichere Deutschland. Er hielt es genau so wie der Habsburger-Kaiser Leopold I., der ebenfalls mit ganzem Gefolge dorthin flüchtete und die Verteidigung seiner „geliebten Residenzstadt Wien“ anderen überließ. Nur drei Brüder blieben in der „Wüste“: Frater Magnus und die Laienbrüder Callx und Matthias. Als die Türken kamen, ließ Magnus die zwei im Kloster vorhandenen Haubitzen (was es in der Eremie nicht noch alles gab!) abfeuern und schlug die Türken in die Flucht. Doch am nächsten Tag kamen sie wieder und steckten das Kloster in Brand. Inzwischen hatten die Brüder einen Rückzug aller Flüchtlinge in die Trümmerburg Scharfeneck veranlaßt. Dort gab es bald Mangel an Lebensmitteln, und unter den dicht zusammengepferchten Menschenmassen brach dann auch noch eine „heftige Epidemie aus, die

großes Sterben verursachte.“ Es herrschten also Not und Tod in der wildromantischen „Efeuburg“, als zum letztmal Menschen darin Schutz gesucht haben.

Unser Weg führt weiter auf den 443 Meter hohen Steinerwegberg, auf dem die „Kaisereiche“ und die „Kaiser-Franz-Josefs-Warte“ stehen. Benannt wurde die Eiche nach dem österreichischen Kaiser Ferdinand I., der sie im Jahre 1839 aufgesucht hatte. Und genau fünfzig Jahre später wurde zum Gedenken an dieses „große Ereignis“ neben der Eiche die Aussichtswarte errichtet.

Heute erscheint uns der kaiserlich-königliche Personenkult jener Zeit übertrieben. Um ihn halbwegs verstehen zu können, müssen wir uns ins 19. Jahrhundert zurückversetzen.

Es war Mode geworden, in die Natur zu gehen. Also gingen hochgestellte Persönlichkeiten ebenfalls in die Natur (auch wenn manche damit bloß demonstrieren wollten, daß sie mit der Zeit gingen). Natürlich wurden für solche Ausflüge spektakuläre Ziele gewählt, und um den Besuch nicht allzusehr in Vergessenheit geraten zu lassen, wurde das Ziel dann mit dem Namen des erlauchten Besuchers verbunden (wie etwa die Franz-Josefs-Höhe am Großglockner). Das paßte aber auch ins Konzept der damals erst gegründeten Alpinvereine, die sich dadurch als salonfähig, sogar als hoffähig anerkannt sahen.

Kaiser Ferdinand I. regierte Österreich von 1835—1848. In seiner Jugend hatte er an Epilepsie gelitten, und alle Ärzte hatten ihm ein kurzes Leben prophezeit (trotzdem ist er 82 Jahre alt geworden). Man hielt ihn für schwach-sinnig; dennoch erlernte er fünf Sprachen und spielte zwei Musikinstrumente. Als 1848 die Revolution ausbrach und ihm gemeldet wurde, daß die Leute sich zusammenrotten und schießen, soll er den berühmt gewordenen Ausspruch getan haben: „Ja, dürfen's des?“ Das Volk nannte ihn Ferdinand den Gütigen, weil er sich oft für die sozial Schwachen einsetzte. Aber sonst war er eher ein stiller Mann, der sicherlich nichts dazu getan hatte, daß die Eiche nach ihm benannt wurde.

Als Kaiser Ferdinand im Jahre 1839 bei der Eiche stand, muß das ein Aussichtspunkt in freier Lage gewesen sein, sonst hätte man den Kaiser nicht dahin geführt. Als im Jahre 1889 der Österreichische Touristenklub dort die „Kaiser-Franz-Josefs-Warte“ errichtete, war — wie ein Foto von der Eröffnungsfeier zeigt — die Kuppe ebenfalls noch kahl. Heute ist alles verwachsen, und es gibt überhaupt nur noch oben auf der hohen Warte eine Aussicht, und auch dafür wird man demnächst einige Bäume fällen müssen, die jetzt bereits stellenweise den Ausblick verdecken. Bei der Kaisereiche wird es offensichtlich, wie sehr in letzter Zeit die Vegetation immer üppiger und üppiger wird.

Die Aussicht von der Warte neben der Kaisereiche ist eine Reminiszenz an die k.u.k. österreichisch-ungarische Monarchie: Man sieht von Rax und Schneeberg bis zum Kahlenberg bei Wien, schaut auf die Karpaten in der

## *Alte und neue Kulte — an den heiligen Stätten des Leithagebirges*

Linke Seite oben: Wall und Graben am  
Purbacher Burgstall.

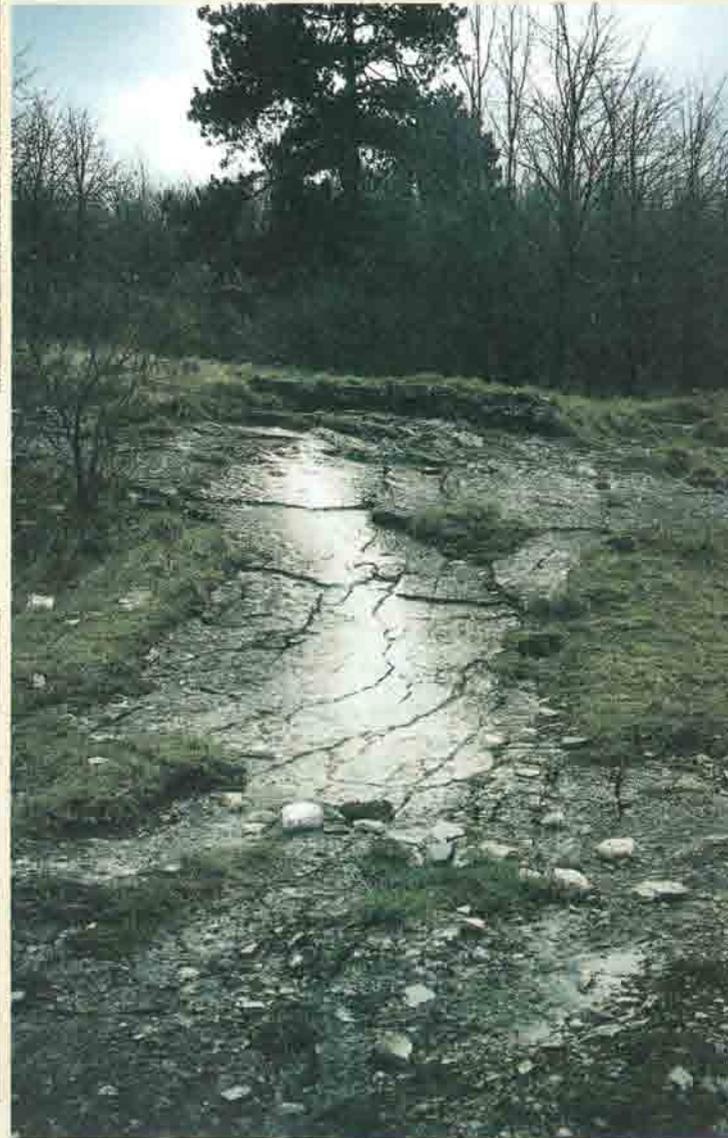
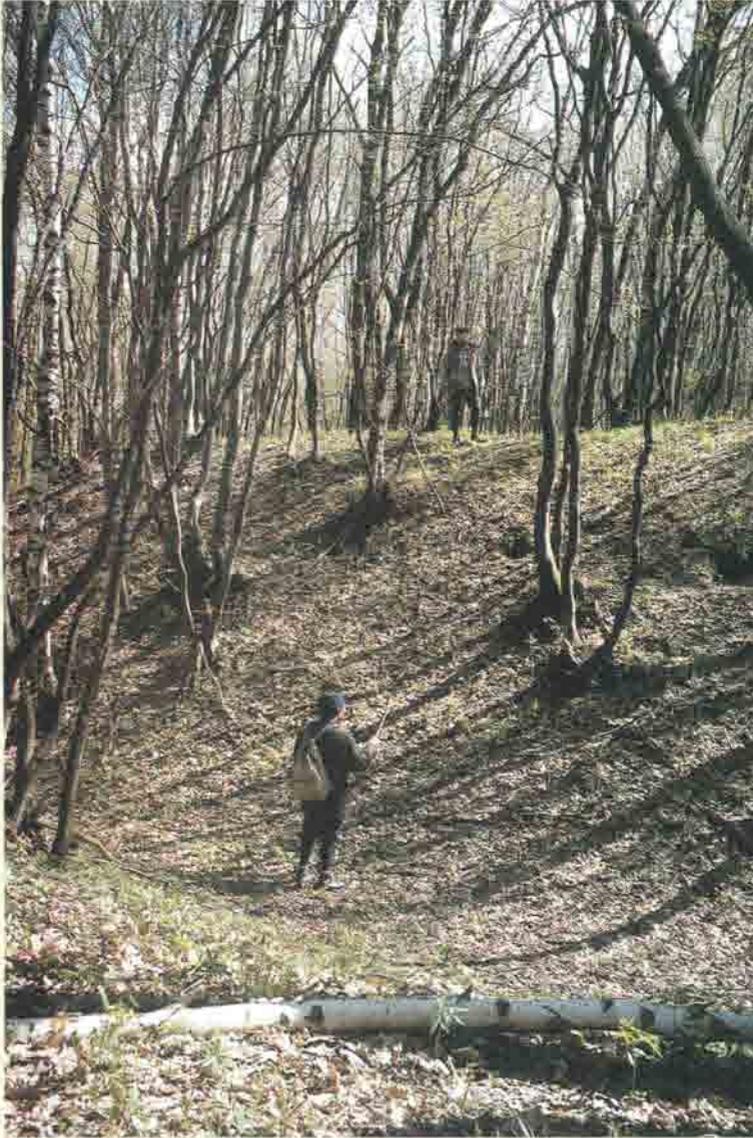
Unten links: Klostermauer „Wüste“.

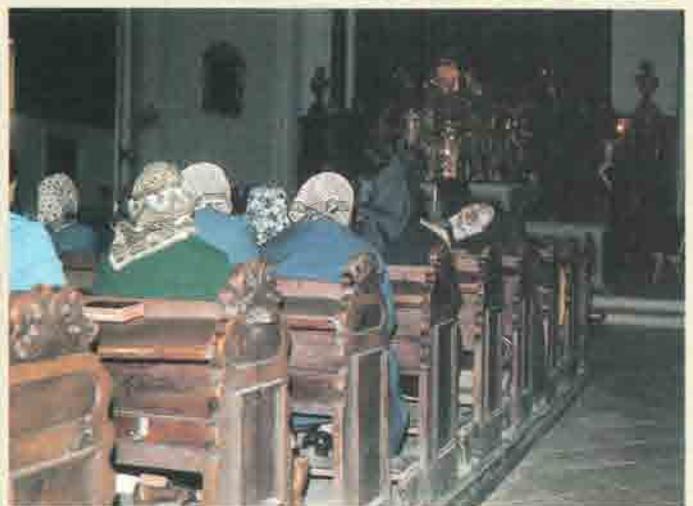
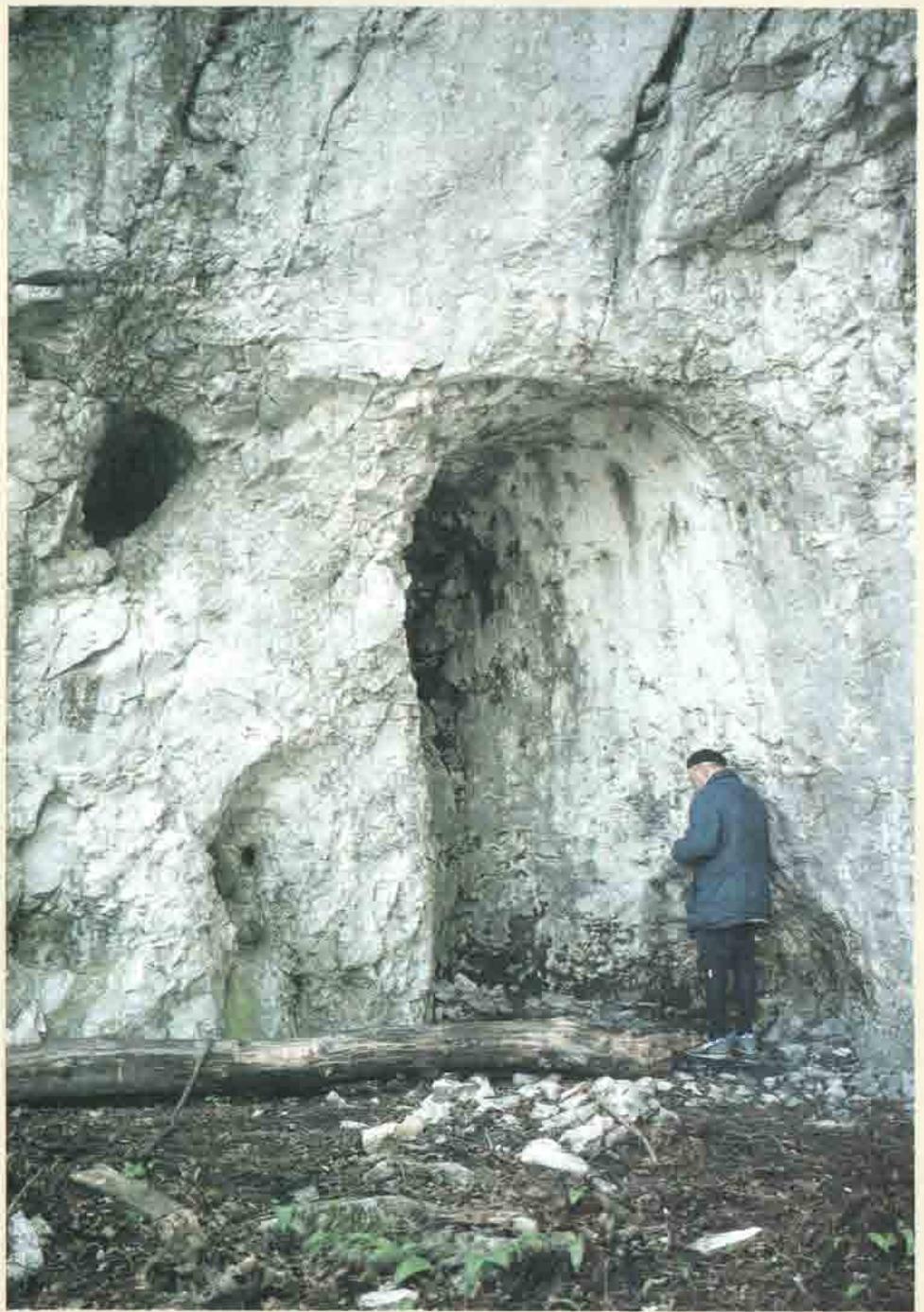
Unten rechts: Kultische Rutschbahn bei  
Sommerein.

Rechte Seite oben: Römische Kulthöhle im  
Leithagebirge oberhalb von Sommerein.

Unten links: Quellgrotte am Königsberg.

Unten rechts: Wallfahrerinnen verbringen die  
Nacht in der Kirche von Loretto.





Slowakei, auf Ungarns Tiefebene und vor allem auf den zum Greifen nahen Neusiedlersee.

Das ist ein sonderbarer See. Er ist 35 Kilometer lang, bis zu 12 Kilometer breit und hat einen wechselnden Wasserstand. Seine Verdunstung ist größer als der oberirdische Zufluß, er wird vor allem von unterirdischen Quellen gespeist. Es gab Zeiten, in denen sein Becken wasserlos war und man auf dem Seeboden Weizen anbaute, dann wiederum stieg das Wasser so hoch, daß es Dörfer überflutete. In den letzten Jahren konnte der See durchwatet werden, jetzt ist das nicht mehr möglich, weil er stellenweise wieder 2 Meter Tiefe erreicht. Ein in seiner Art einzigartiger See!

Donnerskirchen ist der Endpunkt dieser Leithagebirge-Überschreitung. Oberhalb des Ortes heben sich auf einem Höhenrücken drei markante Kuppen als Silhouette vom Himmel ab. Das sind die Drei Berge — drei (von fünf) hallstattzeitlichen Hügelgräbern aus der Zeit um 700 v. Chr. Sie beeindrucken durch ihre Höhenlage. Die Donnerskirchner sagen: „A schöne Aussicht haben's gehabt, die Toten dort oben!“

## Teufelsjoch und Königsberg

Das Teufelsjoch (222 m) im Leithagebirge ist weder ein Joch, noch schaut es dort teuflisch aus; es ist eine idyllische Hochfläche, auch Joiser Heide genannt.

Auf dem Teufelsjoch soll einmal eine Schlacht zwischen zwei Riesengeschlechtern stattgefunden haben, bei der alle Kämpfer ums Leben gekommen sind. Niemand hatte die Toten bestattet. Ihre Körper zerfielen, der Wind wehte Erde darüber ... „und so entstanden die vielen Hügel, die in ihrem Inneren noch die Knochen und Waffen der Riesen bergen“ heißt es in der Sage. Im Jahre 1930 wollten es die Archäologen genauer wissen. Es wurden einige von den etwa fünfzig damals noch mehr oder weniger erkennbaren Hügeln geöffnet, und es zeigte sich bald, daß es auf dieser Hochfläche einen Bestattungsplatz gab, der von der Jungsteinzeit an bis in die Römerzeit benützt worden ist. In einem der Grabhügel aus dem Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. wurden fünfzehn Hockerbestattungen gefunden. „Sie waren so angeordnet, daß um ein männliches Skelett mit dem einzigen nicht zerstrümmerten Schädel und dem Skelett eines Kindes und einer Frau die anderen lagen. Es handelt sich offenbar um eine Häuptlingsbestattung, bei der ein Kind, eine Frau und ein Teil des Gefolges erschlagen und mitbestattet wurden“ — so meinte man damals. Diese gruselige Geschichte paßt zu einem Teufelsjoch, sie wurde aber von jüngsten Forschungsergebnissen widerlegt, nach denen es sich bei diesem Grabhügel um eine Familiengrabstätte mit Bestattungen aus verschiedenen Zeitabständen handelt. Die Schädelzertrümmerungen könnten von Grabräubern aus prähistorischer Zeit stammen, welche damit den Geist der beraubten Toten unschädlich machen wollten.

Es gibt noch mehr Sagen übers Teufelsjoch, von dem es einst hieß, daß dort nachts die Geister der Toten umgehen. Um Mitternacht wollte man auch das Kampfgeschrei dreier Ritter gehört haben, welche sich dort gegenseitig erschlugen. Bei einer Kapelle am Waldrand sollen sie begraben sein. Die Kapelle gibt es nicht mehr. Nur einige tief im Boden steckende Felsblöcke sind dort zu sehen und drei aufrecht stehende und nachbearbeitete Steine, die Menhiren gleichen. Auf einem ist ein Eisenkreuz angebracht. Vor kurzem fanden wir ein Arme-Seelen-Licht davor. Der Platz scheint noch immer ein Andachtsort zu sein. Ein geheimnisvoller Platz.

Geheimnisvoll ist auch der vier Kilometer westlich gelegene Königsberg (286 m). Niemand weiß, warum er so heißt. Es gibt keine Sagen, keine Überlieferungen. Und es führt auch kein markierter Weg auf ihn hinauf. Er ist kein die Gegend beherrschender Berg; der ihm gegenüberliegende Zeilerberg ist sogar sechzehn Meter höher. Und doch hat man auf ihm das Gefühl, auf einem besonderen Berg zu stehen ...

Etwa hundert Meter westlich und unterhalb von seinem Gipfel erhebt sich im Wald ein großer Hügel, wahrscheinlich ein prähistorischer Grabhügel. Offizielle Grabungen gab es bisher nicht, nur Schatzgräber haben daran schon ein wenig herumgekratzt. Möglicherweise bestand einst die Volksmeinung, in dem Hügel sei ein König bestattet, und daß davon der Königsberg seinen Namen bekommen hat.

Unterhalb des Königsberg-Gipfels gibt es im Wald verstreut einige bizarre Felsgebilde ... neben anderen einen gespaltenen Stein, der wie einer jener Durchkriechsteine aussieht, durch die man einst geschlossen ist, um nach magischen Vorstellungen körperliche Leiden abzustreifen. Und es gibt einen Felsen mit einem zwei Meter breiten Wasserbecken in seiner Stirnwand, das auch in heißesten Sommern nicht austrocknet.

Solche ausgefallene, kuriose Steine sind in alter Zeit — neben gewissen Höhen, Bäumen und Quellen — zumeist zu Kultstellen geworden. Außerdem haben radiästhetische Untersuchungen ergeben, daß der Königsberg mit seinen Steinen besonders starke Strahlungen aufweist. Seit der Jungsteinzeit hat der Mensch in diesem Gebiet seine Spuren hinterlassen — höchst unwahrscheinlich, daß er an diesem Berg mit den seltsamen Steingebilden einfach nur so vorbeispaziert wäre.

## Kolmlucke und Bärenhöhle

Eine eindrucksvolle Kultstätte ist die Kolmlucke am Kolmberg oberhalb von Sommerein. Als seinerzeit die Nordabhänge des Leithagebirges noch nicht so dicht bewaldet waren, weil man noch mehr Holz gebraucht hat, muß der dunkle Höhleneingang wie ein geheimnisvolles Tor in das Innere des Berges erschienen sein.

Von der Kolmlucke wird mit guten Gründen vermutet,

daß sie einst eine Kultgrotte war. Das Portal der Halbhöhle ist von Menschenhand künstlich erweitert worden, der Boden davor außerdem geebnet. Außerdem wurden dort auch keltische und römische Scherben gefunden. Höhlen waren einst zumeist Kultplätze für Fruchtbarkeitsriten; auch diese Höhle über dem Bauernland wird ein solcher Platz gewesen sein.

Die Kolmlucke befindet sich an einem Steilhang, der heute nur weglos erstiegen werden kann. Interessant ist, daß sich am Fuße dieses Steilhanges und direkt in Falllinie unter der Kolmlucke noch ein weiterer — ebenfalls mit Fruchtbarkeitsriten verbundener — Kultplatz befindet. Es ist ein sogenannter Rutschstein.

Schon im antiken Athen sind Frauen mit nacktem Gesäß am Areopag über einen Felsen gerutscht, um Fruchtbarkeit zu erlangen ... der Glaube, daß alles Leben aus der Erde kommt, fand so seinen Ausdruck. Im Alpenraum gibt es etliche solcher Rutschbahnen, die berühmteste ist die von Castelfeder in Südtirol (über die noch im 20. Jahrhundert Frauen hinunterrutschten). Diese Rutschbahn führt über eine ausgeriebene Schale hinweg, die von Sommerein ebenfalls. Natürlich rutschen heute die Kinder als Gaudi über solche Steine hinab. In Sommerein setzen sie sich dabei auf einen flachen Stein. Das ist hosenbodenschonend.

Drei Autostraßen überqueren heute das Leithagebirge; zur Römerzeit führte die Bernsteinstraße — der wichtigste Verbindungsweg von Carnuntum nach Rom — darüber hinweg. Ihre Trasse zwischen Bruck an der Leitha und Breitenbrunn ist nahe vom Zeilerbrunnen (zwischen Zeilerberg und Königsberg) noch deutlich erkennbar. Der Zeilerbrunnen (eigentlich ist er eine Quelle) ist mit seiner zum Teil noch ertümelichen Fassung und dem kleinen Weiher davor ein sehr stimmungsvoller Platz — wozu natürlich auch die Vorstellung beiträgt, daß aus dieser Quelle bereits durstige römische Legionäre getrunken haben.

Etwas unterhalb vom Zeilerbrunnen ist die berühmteste Höhle des Leithagebirges — die Bärenhöhle. Sie ist halbbogenförmig, hat zwei Eingänge und eine Gesamtlänge von sechzig Metern. Bei Grabungen in den Zwanzigerjahren wurden unter den unzähligen Tierknochen auch Skelettpartien von Höhlenbären gefunden. Ob der Mensch schon in der Altsteinzeit oder erst in der Jungsteinzeit die Höhle betreten hat, ist noch immer eine offene Frage. Länger bewohnt hat er sie auch später sicher nicht, hat sie nur zeitweise aufgesucht und das — so wie die meisten Höhlen — für kultische Verrichtungen.

In Höhlen herrscht nicht nur das Dunkel und die Stille. In dieser Bärenhöhle kann jeder Besucher auch heute noch eine magische Verzauberung, ein akustisches Phänomen besonderer Art erleben ...

Gehen Sie vom rechten Höhleneingang an der rechten Höhlenwand ca. fünf Meter weit entlang bis zu einer runden Ausbuchtung an der Decke, unter der Sie aufrecht

stehen können. Dort lassen Sie mit möglichst tiefer Brummbaßstimme ein langgezogenes „Oooooooooo ...“ gegen das Höhleninnere los — und Sie werden verblüfft über das Ergebnis sein ...

... der Laut wird nicht nur die ganze Höhle erfüllen, er wird, verstärkt durch das Echo, so laut, daß diese zu vibrieren scheint und man meinen könnte, jetzt und jetzt fiele einem die ganze Decke auf den Kopf!

## Der Purbacher Burgstall

Als im Jahre 1532 die Türken nach Purbach am Neusiedlersee kamen, flüchteten die Bewohner in das Leithagebirge, wo sie sichere Schlupfwinkel hatten. Die Türken plünderten, und einer von ihnen soff soviel Purbacher Wein, daß er den Abzug seiner Kumpane verschlief. Nach Rückkehr der geflüchteten Purbacher versteckte sich der Türke im Kamin, doch als die Hausbewohner Feuer machten, wurde es brenzlich für ihn. Und als er oben seinen Kopf aus dem Rauchfang steckte, wurde es noch schlimmer — die Purbacher wollten ihn zunächst abmurksen. Doch die Burgenländer waren schon immer gutmütige Leute und so beschlossen sie, wenn der Türk sich taufen lasse, dann könne er als Knecht bei ihnen bleiben. Was der auch tat. Nach dem Tod des Türken ließ der Bauer einen Türkenkopf aus Stein meißeln und an dem Rauchfang seines Hauses anbringen, wo er jetzt noch als Wahrzeichen von Purbach zu sehen ist.

Diese Geschichte vom Purbacher Türken hat einen realen Hintergrund: Er heißt Burgstall (Name wird von Burgstelle abgeleitet) und ist eine 338 Meter hohe Bergkuppe im Leithagebirge. Hier befand sich bereits im 1. Jahrtausend v. Chr. eine Siedlung, die dann im Verlauf der Zeit zu einem Erdwerk mit Wällen und Gräben von eindrucksvoller Größe ausgebaut wurde: Vom Zentrum des Gipfelplateaus (300x220 Meter) bis zum äußersten Rand des dritten Vorwalls liegt eine Entfernung von fast 800 Metern!

In der Völkerwanderungszeit, im Mittelalter und bis in die Zeit der Türkeneinfälle ist dieses Erdwerk als Zufluchtsstätte benützt worden. Ein tiefer Einschnitt am Gipfelplateau wird noch heute Türkenschanztor genannt. Grabungen auf dem Gipfelplateau brachten Funde, die eindeutig eine urgeschichtliche Besiedlung beweisen (Keramik, Reib- und Mahlsteine, Feuerplätze mit hohen Aschenschichten). Zwischen dem ersten und dem dritten Wall wurden etwa fünfzig hallstattzeitliche Hügelgräber lokalisiert. Diese Gräber an der flacheren und daher mehr gefährdeten Nordseite könnten sozusagen einen magischen Schutz für die Siedlung auf dem Gipfelplateau bedeuten haben (so wie auch zu dieser Zeit die Siedlungen der Etrusker von Nekropolen umringt waren).

Wiederentdeckt wurde diese Urburg des Burgenlandes gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Damals öffnete man auch einige der Hügelgräber, die aber — große Enttäu-

schung! — schon früher von Grabräubern geplündert worden waren. Im Verlauf weiterer Jahrzehnte kam es wohl zu einigen kleineren Grabungen, doch bis zum heutigen Tag zu keiner großzügigen Untersuchung. Viele Fragen um den Purbacher Burgstall sind also noch offen. Wer das belebte Purbach am Neusiedlersee verläßt und in den Angergraben hineinwandert, um den Burgstall aufzusuchen, wird sehr bald zum einsamen Wanderer. Im Leithagebirge weidet kein Vieh, dort gibt es keine Felder und Wiesen; da gehen die Leute nur hinein, um Holz zu machen (und das tun sie vor allem im Winter). Wegmarkierung gibt es keine, nur zwei hölzerne Wegtafeln, die so klein sind, daß man sie nur findet, wenn man weiß, wo sie sind. (Die Mitnahme einer genauen Karte sei daher empfohlen!)

Die Urzeitburg auf dem Burgstall ist heute vom Wald überwachsen, was sie noch geheimnisvoller erscheinen läßt. Beeindruckend sind noch immer die hohen Wälle und tiefen Gräben — obwohl der Regen im Verlauf der Zeit viel Erdreich abgeschwemmt hat. So bescheiden auch die bisherigen archäologischen Grabungen waren, so kann doch daraus geschlossen werden, daß diese Erdburg nie erobert worden ist, daß sie den Menschen jahrtausendlang erfolgreich Schutz gewährt hat.

## Keine Berge für einen Gipfeljodler

Als nur wir zwei — meine Frau und ich — 1984 von Wien aus durch die Alpen bis Nizza gewandert sind, haben wir uns für das letzte Wegstück recht dürrtig vorbereitet. Wir meinten, daß es in diesem letzten Alpenzipfel ohnehin nichts mehr geben könne, dem wir nicht schon auf den vielen Kilometern vorher begegnet wären. Was natürlich ein Irrtum war.

So gibts auch in unserem östlichsten Alpenzipfel manches, was es anderswo nicht gibt.

Ein Wanderer hatte erzählt, daß er einmal auf dem Zeilerberg plötzlich ein Rauschen hörte und dann einen riesigen Storch über den Gipfel dahinschweben sah. Keine Gipfel-Bergdohle, sondern einen Gipfelstorch! Das ist doch originell, und seitdem ich das gehört habe, hoffe ich, im Leithagebirge ebenfalls einmal einen solchen Gipfelstorch zu sehen. (Leider hat mir bis jetzt noch kein solches Viech die Freude gemacht!)

Berggeister gibts überall. Im Leithagebirge gibt es das Berimandl. Das ist ein Zwerg mit der Gabe, schlimme Ereignisse vorzuschauen. Schon vielen Menschen ist das Berimandl begegnet, und wenn es traurig zu ihnen

gesagt hat „Tu nicht zuviel weinen!“, dann ist bei diesen Leuten zu Hause ein Angehöriger schwer krank geworden oder gestorben.

Berggeister sind entweder gut oder böse. Einen traurigen, tröstenden Berggeist gibt es nur im Bergland über der Pußta, wo allorts die traurig-schweremütigen Melodien der Zigeunermusik zu hören sind.

Im Leithagebirge blüht kein Almrausch und kein Edelweiß. Dafür gibt es dort „florengographisch bemerkenswerte botanische Kostbarkeiten“ (wie es im „Landschaftsinventar Burgenland 1994“ heißt). Ich kenne mich mit Pflanzen nicht sehr aus, kann nur wenige benennen, freue mich mehr an ihrem Anblick. Meine Frau aber kennt sich aus. Darum brauchen wir im Leithagebirge oft doppelt lange Gehzeiten, weils da so viele Blümchen zu bewundern gibt, die sie noch nie hat wachsen gesehen oder von denen sie nicht glauben will, daß es sie bei uns auch gibt und die sie genauer anschauen muß ...

Im Westen der Alpen steht der Mont Ventoux (1912 m), von dem lange Zeit behauptet wurde, daß auf ihm die „Geburtsstunde des Alpinismus“ geschlagen habe. Im Jahre 1336 hat der Dichter Francesco Petrarca diesen Berg erstiegen und nachher einen Bericht darüber verfaßt, in dem man das erste schriftliche Dokument erkennen wollte, aus dem hervorgeht, daß ein Mensch auf einen Berg gestiegen ist, nur um oben gewesen zu sein. Die Manie der Historiker, für jedes Geschehen nur nachher Niedergeschriebenes gelten zu lassen, hatte auch den Alpinismus nicht verschont. In Wirklichkeit weiß niemand, wann bereits vor diesem sogenannten „Vater des Alpinismus“ ein Mensch auf einen Berg gestiegen ist, nur weil es ihn gefreut hat, dort oben zu sein.

So könnte doch — und warum nicht? — auch im Leithagebirge schon in der Jungsteinzeit oder Bronzezeit oder Hallstattzeit oder Römerzeit ein Mensch auf diesen oder jenen Mugal gestiegen sein, bloß weil er einmal von oben auf den Neusiedlersee hinunterschauen wollte. Und so könnte diese ominöse Geburtsstunde des Alpinismus ebensogut auch dort stattgefunden haben ... Denn, wenn gleich das Leithagebirge bloß ein „abgesunkener Teil der Alpen“ ist und es dort kein Matterhorn und keine Drei Zinnen gibt — es ist trotz alledem ein Stück vom großen Alpenbogen, auf dessen ringsum von Ebenen umgebenen Höhen es besonders spürbar wird, wie vielfältig das Alpenerlebnis sein kann.

„Schön ist es da heroben!“ hatte einmal ein Steirer auf dem Königsberggipfel gesagt. „Auch wenns kein Berg ist für einen richtigen Gipfeljodler!“

# Die Nationalparks der Hohen Tatra

Ein Hochgebirge an der slowakisch-polnischen Grenze

Horst Wirth

## Fünzig Jahre Tatra-Nationalpark in der Slowakei

Die Schönheit der Slowakei offenbart sich in Burgen und Schlössern auf Anhöhen und Felsen, in stillen und sanften Flußtälern, in altertümlichen Städten mit historischen Bauten und einer reichen Volkskunst. Im Norden der Slowakei liegt die Hohe Tatra (Vysoké Tatry). Sie erstreckt sich als wuchtige Gebirgsinsel über eine Länge von 26 km, die größte Breite beträgt 17 km, die durchschnittliche Höhe 2300 m. Von den über 300 schroffen Spitzen steigen zwanzig Gipfel und Grate über 2500 m empor. Damit kommt die Hohe Tatra dem Riesengebirge (Krkonoše) in der Längenausdehnung gleich, übertrifft es jedoch um 1000 m Höhe und wird allseits von niedrigen Gebirgszügen umgeben. Die höchste Erhebung, die Gerlsdorfer Spitze (Gerlachovský štít) im Gerlsdorfer Massiv (2662 m), liegt etwa in der Mitte des Tatra-Bogens. Der westliche Teil des Hochgebirges wird vom Kriván beherrscht (2496 m) und der östliche von der Lomnitzer Spitze (Lomnický štít, 2634 m), auf die von dem bekannten Kurort Tatra-Lomnitz (Tatranská Lomnica) aus eine Drahtseilbahn führt.

Zum Unterschied von den Alpen gibt es in der Hohen Tatra keine Gletscher. Die Spuren ehemaliger Vergletscherungsperioden werden an Moränendämmen und Geröllhalden vor den Talausgängen, an verwittertem Geschiebe, Gletscherschliffen, an riesigen über das Gelände verstreuten Findlingsblöcken, bizarren Erosionsformen und den durch reißende Wildbäche bis in die Zipser Ebene gespülten Glazialschuttmassen sichtbar. Während der Eiszeit war die Tatra bis zu 1600 m Höhe mit Gletschern bedeckt, und die Schneegrenze lag um 700 m tiefer. Zwölf Gletscher wies die Südseite des Gebirges auf, von denen die größten der Gletscher von Mengos mit 11,5 km und der von Studená Voda mit 9 km Länge waren. Der mächtigste nordwärts verlaufende Gletscher bedeckte das Biela Voda-Tal. Bei einer Länge von etwa 14 km betrug die Dicke 200 m. An der Nordseite der Liptauer Alpen (Liptovské hole) gab es neun und an der Südseite zehn Gletscher, während die Belaner Tatra (Belanské Tatry) an der nordöstlichen

Flanke einige kleinere Gletscher aufwies.

Besonders abwechslungsreich wirkt die Hohe Tatra durch die zackigen und schroffen Gipfel. Bis in 2000 m Höhe liegen inmitten von Geröllhalden zahlreiche kleine Bergseen, Meeraugen genannt, in den vom Eis ausgehobelten Kesseln. Viele von ihnen sind bereits verlandet.

In 2180 m Höhe befindet sich der Modré pleso in einem kleinen Tal unterhalb des Sedielko am höchsten, während die kleinen Seen von Rakytov (1320 m) am tiefsten liegen. Das größte Meerauge, der 1980 ha große Tschirmer See (Strbské pleso, 1351 m), am Endpunkt der elektrischen Tatabahn, die von der Tatranská Lomnica zu ihm führt, ist von Berggipfeln umgeben und erinnert in seiner Lage an die lieblichen oberitalienischen Seen. Gewaltige Moränenzüge erstrecken sich von den Bergseen talwärts. Die geschliffene Troggestalt der Täler geht in niedrigen Lagen in enge Schluchten über.

In den kleinen Tatrarseen entspringen hoch oben im Gebirge zahlreiche Bergbäche, die über Steilstufen in sprühenden Wasserfällen zu Tal stürzen.

Am Südhang des Gebirges führt die Magistrale, ein von Touristen viel begangener Höhenweg, zwischen 800 und 2040 m in die Belaner Tatra (Belanské Tatry), die einen weiten Ausblick auf die Zipser Ebene und die sanften Höhenzüge der parallel verlaufenden Niederen Tatra (Nízke Tatry) gewährt, in der ebenfalls ein Nationalpark liegt. Eine Autostraße verläuft am Fuße des Gebirgszuges und verbindet die bekanntesten Luftkurorte und Sommerfrischen vom Tschirmer See (Strbské pleso) über Bad Schmecks (Nový und Starý Smokovec), Tatra-Lomnitz (Tatranská Lomnica), Tatra-Kotlina (Tatranská Kotlina) bis Zdiar miteinander.

Zahlreiche neue Sanatorien und Erholungsheime entstanden neben älteren Hotels am sonnigen Südhang. Allseits umgeben Gebirge die Hohe Tatra. Im Westen steigen die Liptauer Alpen (Liptovské hole) bis zu 2250 m empor. Der gewundene Dunajec-Talkessel bildet die Grenze zwischen der Hohen Tatra und den parallel verlaufenden Sandsteinhöhenzügen der polnischen Beskiden. Aus Kalk und Dolomit der Juraperiode besteht die östlich der Tatra liegende Belaner Tatra (Belanské Tatry). Sie werden durch



den 1756 m hohen Kopa-Paß (Kopské sedlo) voneinander getrennt. Im Süden und Südwesten wird der die Hohe Tatra umgebende Gebirgsring von der 80 km langen und bis zu 35 km breiten Niederen Tatra (Nízke Tatry) geschlossen. Ihre Nachbarn bilden im Westen die Fatra und im Osten das Zipser Erzgebirge (Slovenské Rudohorie), Gebirge, die sich alle in den Bogen der weiten Karpatenkette einreihen.

Die Bestrebungen von Wissenschaftlern und Naturfreunden, in der slowakischen Hohen Tatra einen Nationalpark einzurichten, reichen fast achtzig Jahre zurück. 1936 kaufte der tschechoslowakische Staat dem Fürsten Hohenlohe-Oehringenden den großen Waldbesitz bei Javorina ab, der dort einen 7200 ha umfassenden Wildpark mit 1200 Gemsen, 300 Rothirschen, 150 kaukasischen Steinböcken sowie amerikanischen Büffeln eingerichtet hatte. Dieses Gebiet wird als Urzelle des heutigen Nationalparks angesehen.

Um die Pflanzen- und Tierwelt und die besonderen landschaftlichen Schönheiten des Gebietes vor weiteren Eingriffen zu bewahren, beschloß der Slowakische Nationalrat 1948 die Errichtung des Tatra-Nationalparks. Die gesamte Tier- und Pflanzenwelt wurde unter Schutz gestellt.

Die Grenze des Tatra-Nationalparks, der eine Fläche von 51127 ha umfaßt, verläuft im Norden an der polnischen

Staatsgrenze, schließt die östlich liegende Belaner Tatra (Belanské Tatry) ein und erreicht in vielen Windungen parallel der 24 km langen elektrischen Tatrabahn von Tatranská Lomnica zum Strbské pleso im Westen die Liptauer Alpen (Liptovské hole).

Von den 51127 ha Fläche bedecken 33000 ha Wälder und Knieholz, der Rest setzt sich aus unfruchtbaren Flächen, Feldern, Weiden, Wiesen sowie Ortschaften zusammen. Außerdem wurde ein Schutzgebiet in einer Breite bis zu 20 km eingerichtet, das im Westen die Liptauer Alpen miteinbezieht. Innerhalb des Reservates sind mehrere Teile zu Totalreservationen erklärt worden, in die der Zutritt für Touristen grundsätzlich verboten ist.

Die Nationalparkverwaltung hat im Luftkurort Tatra-Lomnitz (Tatranská Lomnica) ihren Sitz. Ihr ist ein Forschungsinstitut angeschlossen. Die wissenschaftliche Arbeit erstreckt sich auf die Erhaltung und Vermehrung der im Verschwinden begriffenen Pflanzen- und Tierarten. Gleichzeitig wurden ein Museum und ein botanischer Garten errichtet.

Die von den Bergbauern, den Goralen — so werden die Bewohner der Westkarpaten genannt — betriebene Vieh- und Hirtenwirtschaft mußte im Nationalpark unterbleiben. Damit fand die Überweidung der Tatra-Almen ein Ende, so daß sich auch die Edelweißbestände im Gebiet der Belaner Tatra zusehends erholen konnten. Das Abwei-

In Zakopane befindet sich die Verwaltung des polnischen Nationalparks.

Im Hintergrund der Giewont, 1894 m.

Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom

Autor.

den durch die zahlreichen Schafe und Kühe hatte viele Hochgebirgspflanzen und Gebirgswälder geschädigt. Der Staat ließ die entwaldeten Berghänge aufforsten. Man pflanzte an der oberen Waldgrenze 133000 Zirbelkiefern, 794000 Berg-Kiefern, 22000 Vogelbeerbäume und 20000 Fichten an.

Die Zahl der in- und ausländischen Besucher im Nationalpark steigt ständig und wird sich mit Bestimmtheit weiter erhöhen. Die damit zu erwartenden Schädigungen in der Natur bringen größere Naturschutzaufgaben mit sich. So lenkt die Parkverwaltung die Touristenströme, bestimmt zur Winterszeit die für Skiläufer gesperrten Bereiche, markiert Gebirgswege und -pfade, stellte große Orientierungstafeln mit Abbildungen seltener und geschützter Tiere auf, bemühte sich um die Erhaltung von Quellen und bewilligte Lagerplätze mit der Möglichkeit des freien Zutritts zum Wasser und der Versorgung mit Brennmaterial.

Tatra-Lomnitz (Tatranská Lomnica) ist ein bekannter Ausgangspunkt für botanische Exkursionen und ausgedehnte Wanderungen.

Bis in eine Höhe von 1500 m reicht die Waldzone, die heute vorwiegend aus Fichtenwäldern besteht, und oberhalb der Waldgrenze wachsen von 1700 bis 2000 m ihre Krüppelformen. Das ehemalige Waldbild, der die Berglehnen bedeckende Buchen-, Tannen- und Fichtenwald — in der Höhe endet er in reinem Fichtenwald — ist in diesem einstigen Zustand bis auf wenige gemischte Bestände kaum noch vorhanden. Die nach 1918 einsetzende moderne Forstwirtschaft wandelte ihn in einen reinen Fichtenforst um, wie dies auch im Riesengebirge geschah. Stattliche Buchenhaine und Zirbelkiefern gedeihen noch in den Tälern, und auf Bergdriften stehen einzelne hohe Tannen und Fichten.

In manchen Bereichen der oberen Waldgrenze wuchsen einstmals reiche Zirbelbestände und die haben auf polnischer Seite stärker abgenommen. Die Goralen benutzten, bevor die Zirbe unter Naturschutz gestellt wurde, das wertvolle Holz zum Bauen ihrer Blockhäuser und für Schnitzereien, und auch die Schafferden verursachten durch Verbiß an den jungen Bäumen großen Schaden. Oberhalb der Waldgrenze beginnt die subalpine Zone, in der Kniehölzer, Krummföhren, Bergahorn und die überall in europäischen Gebirgen vorkommende Eberesche zu Hause sind. Im Moränengelände bildet die Krummföhre große Bestände, bestimmt weithin die Landschaft, stellt ein ideales Wasserreservoir dar und wächst auch in einzelnen Büschen auf den kärglichen Weideflächen. Es fällt schwer, ihr dichtes Astgewirr zu durchdringen.

Mit zunehmender Höhe entwickeln sich kleine Bestände von Hochgebirgssträuchern, die vergleichsweise niedrig, kriechend und immergrün sind. Zu diesen alpinen Holzgewächsen gehören Netzweide, Krautweide und Lappländische Weide, Zwergwacholder sowie Schwarze Krähenbeere.

In ungefähr 1800 m Höhe schließt sich der subalpinen die an Hochgebirgspflanzen reiche alpine Zone an. Zwischen Felsblöcken und auf kärglichen Graspolstern blühen erst im Juni und Juli Frühlingspflanzen. Die Pflanzen bleiben niedrig, die Blätter sind klein und oftmals zum Schutz behaart, während alle Blüten in satten Farben größer erscheinen. Über 2300 m Höhe liegt die Zone der Felsen und des ewigen Schnees mit ihren typischen Vertretern aus dem Pflanzenreich.

Die zahlreichen endemischen Karpatenpflanzen, die sonst nirgends vorkommen, stammen aus der Tertiär- und Eiszeit. Der Blumenreichtum der Belaner Tatra (Belanské Tatry) im Osten ist berühmt, und das Tristárska-Tal hat mit seinen 500 Pflanzenarten einen beachtenswerten Artenreichtum aufzuweisen. In manchen Gebieten der Tatra wachsen auf einem Quadratmeter bis zu 150 Arten. Einige botanische Seltenheiten seien genannt:

Karpaten-Endemiten: Eis-Enzian (*Gentiana frigida*), Karpaten-Steinbrech (*Saxifraga carpatica*), Eisenhut (*Anconitum firmum*), Tatra-Blaugras (*Sesleria tatrae*), Karpaten-Schwingel (*Festuca carpatica*).

Westkarpaten-Endemiten: Ausdauernder Steinbrech (*Saxifraga perdurans*), Rittersporn (*Delphinium oxysepalum*), Stattliche Nelke (*Dianthus nitidus*), Frühe Nelke (*Dianthus praecox*), Karpaten-Soldanelle (*Soldanella carpatica*), Wahlenberg-Schöterich (*Erysimum wahlenbergii*), Tatra-Schwingel (*Festuca tatrae*), Granit-Rispengras (*Poa granitica*), Karpaten-Spitzkiel (*Oxytropis carpatica*), Immergrüne Tatra-Segge (*Carex sempervirens* ssp. *tatorum*), Tatra-Alpenmargerite (*Chrysanthemum alpinum* var. *tatrae*). Hohe Tatra-Endemiten: Zwerg-Hahnenfuß (*Ranunculus pygmaeus*), Alpen-Strahlensame (*Heliosperma alpestre*), Niederliegendes Felsenröschen (*Loiseleuria procumbens*), Alpen-Grasnelke (*Armeria alpina*), Schwarze Segge (*Carex nigra*), Kastanien-Binse (*Juncus castaneus*).

Belaner Tatra-Endemiten: Kärntner Felsenblümchen (*Draba carinthiaca*), Filziges Felsenblümchen (*Draba tomentosa*), Fladnitzer Felsenblümchen (*Draba fladnizensis*), Stürzender Steinbrech (*Saxifraga cernua*), Pyrenäen-Steinschmüchel (*Petrocallis pyrenaica*), Haller-Fahnenwicke (*Oxytropis halleri*), Sumpf-Simsenlilie (*Tofieldia pusilla*), Schwarzbraune-Segge (*Carex atrofusca*).

Holzarten-Glazial-Relikte: Zirbelkiefer (*Pinus cembra*), Kraut-Weide (*Salix herbacea*), Netz-Weide (*Salix reticulata*), Zweigeschlechtliche Rauschbeere (*Empetrum hermaphroditum*), Schwarze Rauschbeere (*Empetrum nigrum*).

In den etwa von Mai an schneefreien Tälern leuchten überall an feuchten Stellen Wald-Schlüsselblumen, das gelbe Zweiblütige Veilchen, verschiedene Enzian- und Steinbrecharten, der Gletscher-Hahnenfuß und als Charakteristikum der Tatra die Karpaten-Glockenblume. Über der Knieholzregion wiegen sich zwischen Geröll- und Felsblöcken die weißen Sterne der Karpaten-Anemone, deren Fruchtstand mit Hunderten behaarter Griffel als „Wilde Mandel“ oder „Teufelsbart“ nach Verblühen



Die Ornak-Alm im Koscieliskatal, Westtatra. Der obere Talabschnitt ist ein Reservat für Braunbären.

übrigbleibt. Das hellviolette Troddelblümchen oder Alpenglöckchen blüht als erste Pflanze an Stellen, wo noch Schnee liegt und lugt aus ihm heraus. Deshalb trägt es auch den Namen Eisglöckchen. Neben dem Weiß des Narzissblütigen Windröschens — genannt das Berghähnlein — leuchtet das Gelb der Bergnelkenwurz, die ähnliche Früchte wie die Karpatenanemone hat, und das Gold des Gold-Fingerkrautes. Auf den Geröllhalden blühen zahlreich der Alpenmohn, die Gletschernelke und die Silberwurz. In blütenübersäten Flachpolstern liegt das Stengellose Leimkraut mit seinen zierlichen roten Blüten neben anderen Polsterpflanzen, wie dem Moschus-Steinbrech sowie dem Stumpfbältrigen Mannschild über Steine und Schutt hingestreut. Bis in die Gipfelregion entwickeln sich — selbst noch in Spalten — die anspruchslosen Leimkrautpolster, begleitet von der hochalpinen Zwergprimel. Die höchsten Felsgebiete sind vor allem mit Flechten und Moosen bewachsen; nur wenigen blühenden Pflanzen gestattet die kurze Vegetationszeit eine Entwicklung.

Die Fauna des Nationalparks ist mannigfaltig. Die Jagd ist verboten, und nur in begründeten Fällen regelt man die Wildbestände durch Abschluß oder Fang. Es existieren zwei Gemsgebiete: In der Hohen Tatra und im Liptauer Schutzstreifen leben über 800 Tiere, im polnischen Nationalpark 150. Oberhalb von 2000 m zeigen sich zu Anfang des Sommers auf felsigen Graten und im zerklüfteten Gestein kleine Rudel mit Kitzen. Infolge des offenen Geländes ist ein Anpirschen an die Tiere ziemlich schwierig. Sobald Gefahr droht, stieben sie polternd nach allen Richtungen auseinander. Vor achtzig Jahren wurde eine Gemskolonie im Altvatergebirge (Praded) angesiedelt. Die früher einmal zu Versuchszwecken ausgesetzten kaukasischen Steinböcke sind inzwischen ausgestorben.

Zwischen Steinen und Felsblöcken tummeln und jagen sich Murmeltiere in possierlichem Spiel. Der stille Beobachter kann stundenlang dem munteren Leben und Treiben dieser Alpentiere zuschauen, von denen 1355 im Nationalpark leben und sich in der Bergeinsamkeit gut vermehren. Neben dem Luchs ist zweifellos der Braunbär das interessanteste Tier im Park. Die slowakischen Braunbären beginnen sich erfreulicherweise zwischen Waag

(Vah) und Hron (Ron) zu vermehren. Sie sind heute in vielen Gebirgszügen anzutreffen, so daß ihre Zahl in der Slowakei auf 420 geschätzt wird, wovon 21 im Reservat leben. Im Spätsommer und Herbst nähren sie sich von den Früchten des Waldes, fressen gern Heidel-, Brom-, Preisel- und Himbeeren und fliehen bei der geringsten Störung vor dem Menschen. Schon lange haben sie keine Raubzüge mehr in Schaf- und Viehherden unternommen oder Kartoffel-, Getreide- und Maisfelder am Fuß der Hohen Tatra verwüstet.

Seit 1945 vermehrte sich in den Karpatenwäldern der Luchs sehr stark. Die Slowakei wurde von dieser stattlichen und sonst in Europa seltenen Katzenart förmlich überschwemmt. Auf ihren unberechenbaren ausgedehnten Streifzügen gelangten viele Tiere in die Beskiden, das Altvater- und Riesengebirge, also in Gebiete, in denen seit Menschengedenken keine Luchse mehr aufgetreten waren. Die scheuen und vorsichtigen Tiere schleichen auf leisen Sohlen von Wald zu Wald, von Gebirgstal zu Gebirgstal. Während die Wölfe alles zu Tode hetzen und in Stücke reißen, was ihnen in den Weg läuft und in bewohnte Gebiete einbrechen, läßt der Luchs nach einem mißglückten Angriff von seinem Opfer ab und verschwindet so lautlos, wie er gekommen ist.

Aus dem Wäldermeer der Karpaten dringen im Winter immer wieder kleine Wolfsrudel in die Tatra ein. Die langen und schneereichen Winter treiben die hungerten Tiere bis in die Tatra. Auf ihren langen Wanderungen erreichen die Wölfe die Mittelslowakei und richten auch dort unter dem Wild beträchtlichen Schaden an. Ihre Hauptjagdgründe liegen an der slowakisch-polnischen Grenze, wo sie das Hoch- und Niederwild sehr dezimiert haben und sich auch an das weidende Vieh und an Pferde heranwagten. Wegen der Wölfe ist das Rotwild scheu, vorsichtig und auch während der Brunft auf Sicherheit bedacht. Auf Grund der Natur- und Auslesebedingungen entwickeln sich kapitale Hirsche.

Einzelne Steinadlerpaare horsten in den zerklüfteten Felswänden. Am Fuße des Gebirges leben etwa dreihundert Auerhühner, vierzig Birkhühner und vierhundert Haselhühner. Typische Gebirgsvögel sind Steinadler, Dreizehenspecht, Ringdrossel, Steinrötel, Alpenbraunelle, Mauerläufer, Birkenzeisig und Wasserpieper. Verschwunden sind Kuttengeier, Alpendohle und Schneehuhn. Zu den Seltenheiten rechnen Gänsegeier, Mornellregenpfeifer und der in jüngster Zeit beobachtete Habichtskauz. Auch einige Uhu-paare nisten in beiden Reservaten.

An eng begrenzten Stellen fliegt der selten gewordene Karpaten-Apollo, der schönste Schmetterling der Bergfalterwelt, mit seinen roten Tupfen auf den weißen Hinterflügeln. Aus vielen Mittelgebirgen, wie dem Riesengebirge, dem Fichtelgebirge oder aus dem Saaletal ist das wärmeliebende Tier für immer verschwunden.

In einer Arbeit über den kalten Bela-Fluß und die in ihn einmündenden Sturzbäche — ihre Quellen liegen von

## Im westlichen polnischen Nationalpark der Hohen Tatra liegt das von bewaldeten Bergen umgebene Chocholowska-Tal.

1.700 bis 1.900 m hoch — wurden als ständige Bewohner festgestellt: Die Bachforelle (zwei Farbtypen sind durch höhere oder tiefere Standorte, Stärke des Wasserstroms, Alter und Laichzeit bedingt), die eingebürgerte amerikanische Regenbogenforelle, Äsche, Buntflossenkoppe, Elritze, Schmerle, Eitel und Stömer.

Während früher nur die Hohe Tatra als bekanntes Erholungs- und Touristengebiet sommers und winters aufgesucht wurde, gesellt sich heute die Niedere Tatra (Nizke Tatry) mit ihren langen Tälern und Schluchten sowie Felsenmassiven, denen allerdings die zackigen und spitzen Gipfel fehlen, hinzu. Hier wurde auch ein Nationalpark eingerichtet. Eine Besonderheit der Niederen Tatra bilden die herrlichen Tropfsteinhöhlen gewaltigen Ausmaßes. Bis in die Ebene hinab bedecken Wälder mit alten Baumbeständen die Berglehnen, in denen neben zahlreichem Hochwild auch Braunbären eine Zufluchtsstätte gefunden haben.

Obgleich einige Gipfel bis fast an 2000 m heranreichen und der höchste sich auf 2045 m erhebt, können keine Kletter- und Hochgebirgstouren unternommen werden. Der Besucher vermisst auf den langen Wanderungen durch Wälder und über Kammwege, die einen weiten Rundblick über Höhenzüge, Abgründe, einsame Weiler und weidende Schafherden auf kärglichen Alpenmatten bieten, den heutigen Reisekomfort. Wer Sinn und Herz für die Ursprünglichkeit der Natur, für die landschaftlichen Reize des Gebirges empfindet, wird reichlich durch Naturschönheiten und den Zauber der Berglandschaft entlohnt.

Nach Hochgebirgstouren, Wanderungen in die unberührten Tatra-Wälder und die von Mai an schneefreien Täler lohnt sich ein Besuch der am Fuß der Tatra liegenden Zips. Dieses kleine Gebiet entwickelte sich seit dem Mittelalter durch den Einfluß der Nachbarländer Schlesien, Polen und Ungarn zu einer außergewöhnlichen Kunst- und Kulturlandschaft. Seiner reichen Kunstschatze wegen wird die Hauptstadt dieses Gebietes, Leutschau (Levoca), als „Slowakisches Nürnberg“ bezeichnet. Das östlich davon gelegene Zipser Haus sicherte als größte Grenzburg das Gebiet vor feindlichen Einfällen. Die Zipser Ruinenanlage, eines der größten Denkmäler im Osten, erhebt sich auch heute noch über dem bergumgrenzten Hernadtal.

## Der polnische Tatra-Nationalpark

Auf polnischer Seite führt von Zakopane eine Seilbahn auf den Kasprowy Wierch (1283 m). Viele Touristen unternehmen von diesem Berggipfel aus weite Wanderungen oder wählen ihn als Ausgangspunkt für die Begehung des Adlerweges (Orla Perc). Unterhalb des Kasprowy Wierch befindet sich im Gasienicowa-Talkessel ein ideales Skigebiet mit einem Sessellift.

Ungefähr ein Fünftel der nordwestlichen Tatra gehört zu



Polen. Die Grenze zwischen der Slowakei und Polen verläuft von der Meeraugenspitze (Rysy) über die Gipfel Nizné Rysy, Vysny Zabi stit, Zabi mnich, Zabia kopia, Sedem Granatov und weiter am Bergbach Biela voda entlang.

Die Abdachung der Hohen Tatra nach Norden hin erfolgt allmählich, da hier dem Granit eine Schichtenfolge aus erdmittelalterlichen (mesozoischen) Kalken und braunkohlenzeitlichen (tertiären) Sandsteinen vorgelagert ist, während die Berge im Süden steil abfallen. Eiszeitliche Gletscher formten die kurzen und steilen Talfurchen nach Norden hin. Während der Eiszeit bedeckten Gletscher und Firnfelder eine Fläche von 150 km<sup>2</sup>. Auch im polnischen Gebirgsteil liegen viele kleine Meeraugen.

Die Bergbewohner, die Goralen und Podgorzanen, tragen nicht nur am Sonntag ihre farbenfrohe Volkstracht: die Männer das buntbestickte weiße Hemd und die enge, unten sich erweiternde Wollhose, die auf den Oberschenkeln mit farbenfrohen Ornamenten versehen ist. Ein breiter Ledergürtel mit drei oder vier Verschlussschnallen umgibt die Hüften. Handgearbeitete Ledersandalen, Kierpce genannt, schmücken die Füße. Über dem weißen Hemd wird eine reich verzierte Pelzjacke, auf der Blumenmuster aufgestickt sind, getragen. Den flachen, tellerförmigen Filzhut schmücken Muscheln, zuweilen auch eine Adlerfeder. Die Frauen tragen eine farbig bestickte Bluse mit Mieder, einen geblühten Rock und ein buntes Kopftuch.

Oftmals hat jedes Dorf seine eigene Tracht, so daß man die Herkunft der Leute danach bestimmen kann. Bekannt sind die Goralen durch ihre in Heimarbeit gefertigten Holzschnitzereien, Stickereien, Klöppelarbeiten und Lederarbeiten. Viele Trachtengruppen führen den Goralentanz, Drobny genannt, auf. Das Bergbauernvolk hat eine bodenständige Kultur und Tradition bewahrt.

Der Name Tatra findet sich bereits in ältesten Urkunden.

1086 nennt ein Bericht des Prager Bistums das Gebirge „Titri“, und ein Fürst Boleslav von Krakau schrieb 1255 in einer Urkunde „Tatry“. Die Zipser Deutschen bezeichneten das vor ihnen aufragende Gebirge als „Schneegebürg“ (Montes nivium). In vorgeschichtlicher Zeit sind nur wenige Menschen in dieses Gebirge vorgedrungen; in der Nähe von Poprad (Slowakei) wurden Spuren der prähistorischen Besiedelung gefunden.

Nach Hirten, Kräutersammlern, Goldsuchern, Schatzgräbern und Bergleuten kamen im 16. Jahrhundert auch Touristen in die Hohe Tatra. Von 1565 stammt ein erster Bericht über eine Gebirgswanderung von Käsmark (Kezmarok) zum Grünen See (Zelené pleso). In der ersten touristischen Organisation, dem „Ungarischen Karpatenverein“, schlossen sich alle Bergfreunde zusammen. 1870 erschien der erste ausführliche Tatra-Reiseführer. 1899 kaufte Wladyslaw Zamoyski Zakopane und seine Umgebung. Im gleichen Jahr kam der Anschluß von Zakopane an das Eisenbahnnetz, so daß sich das Goralendorf schnell zu einem der beliebtesten Kurorte im Sommer und Winter entwickelte. Zamoyski gründete 1924 die „Nationale Stiftung“ in dem ihm gehörenden Gebirgssteil, die als Urzelle des heutigen Nationalparks anzusehen ist. Eine 1873 gegründete Tatrygesellschaft errichtete Schutzhütten und Bergbauten, legte Wanderwege an und organisierte einen Bergrettungsdienst.

Aus den Reihen der Goralen kamen die tüchtigsten Bergführer. In Zakopane erfolgte die Gründung des Freiwilligen Bergrettungsdienstes, dessen Angehörige, meist Bergbauern, den verirrtten oder abgestürzten Bergsteigern Hilfe leisten. An gefährlichen Felspartien brachten Goralen Sicherheitsvorrichtungen in Gestalt von Ketten, Stufen, Haken und Klammern an, die noch heute gute Hilfe leisten. Schon längst haben die Touristen sich selbständig gemacht und bedürfen nur auf wenigen Bergbegehungen der Hilfe eines Führers. Markierte Wanderwege und Skiabfahrten durchziehen heute das Gebirge.

Sieben Jahre nach der Gründung des slowakischen Tatra-Nationalparks schloß sich 1955 nach 66 Jahre dauernden Meinungsverschiedenheiten Polen an und errichtete seinen 21546 ha umfassenden Nationalpark mit dem Sitz der Verwaltung in Zakopane. So weist die Hohe Tatra zwei Nationalparks mit einer seltenen Tier- und Pflanzenwelt auf.

Wer den polnischen Tatra-Nationalpark besuchen will, wählt Zakopane als Ausgangspunkt. Im Schatten hoher Fichten, Tannen und Vogelbeerbäume stehen die aus Baumstämmen errichteten Goralenhäuser inmitten von Wiesen, Feldern oder auch kleinen Waldstücken unregelmäßig verstreut. Im Nordwesten schließen der Gubalówka (1123 m) und im Nordosten der Antalówka-Berg Rücken (940 m) das Tal ab, das sie vor Nordwind schützen. Vom sonnigen Gubalówka-Gebirgswall mit grasigem und bewaldetem Kamm geht der Blick auf Zakopane, auf die steil aufragenden Tatragipfel und auf Podhale (pod halami =

unter den Almen).

In der Westtatra liegen die beiden schönsten Täler, das Koscieliska- und das Chocholowskatal. Das erstere zieht sich in einer Länge von neun Kilometern zwischen Fichtenwäldern, bizarren Kalkfelsen und Gesteinstrümmern hin, die sich von den dunklen Wäldern kontrastreich abheben. Das Tal ist für Motorfahrzeuge gesperrt; die Pferdedroschen und Schlitten der Goralen bringen auch ältere oder gehbehinderte Besucher zur Pisana-Alm. Den oberen Talabschnitt, an den Pisana- und Tomanowa-Almen, erklärte man, genauso wie den Smreczynskisee, der den hinteren Teil des Koscieliskatales vom kleinen Tomanowa-Seitentale trennt, zu einem strengen Reservat. Hier leben Braunbären in den ursprünglichen Wäldern, in die kein Tourist eindringt.

Bemerkenswert ist auch das größte Tal der Westtatra, das breitere und mit lichtem Wald bestandene Chocholowskatal. Bis zur Lichtung Huty fahren die Autotouristen. Den weiteren Talweg dürfen wiederum nur Pferdedroschen und im Winter Schlitten befahren. Auf weitläufigen Wiesen stehen verstreut Bergbauernhütten mit Schafställen und Pferchen. An den Hängen ragen spitze Dolomitfelsen auf. Im oberen Abschnitt teilt sich das Chocholowskatal in zwei Äste. Der Übergang vom Chocholowska- ins Koscieliskatal führt über den auch im Winter begeharen Iwaniackapaß und das Starorobianskatal.

In beiden Tälern gibt es zahlreiche Höhlen. Schmelz- und Regenwasser dringen in das Kalkgestein ein, spülen seit Jahrtausenden den Kalk aus dem Gestein, so daß Gänge, Krater, kleinere und geräumige Höhlen bis zu drei Kilometern Länge entstanden. Im Wasser enthaltener Kalk formt die Stalaktiten (hängende Tropfsteine) und die nach oben wachsenden Stalagmiten, auch Steinkaskaden und merkwürdige Kalkgebilde. In der polnischen Tatra entdeckte man über 700 Höhlen.

Zu Forschungswecken oder aus sportlichen Gründen erkunden Höhlenforscher die unterirdischen, meist schwer zugänglichen Höhlensysteme. Die Höhlenkletterei hat auch in der Hohen Tatra Eingang gefunden. Knochenfunde geben Aufschluß von heute nicht mehr vorkommenden Tierarten im Gebirge. So fand man im Präglazialschlamm der Magurahöhle unter anderem Knochen des großen Höhlenbären. Aus den Interglazialzeiten stammen Knochen von Wölfen und Hyänen. Heute leben in den Grotten und verzweigten Gangsystemen einige Fledermaus-, Insekten- und Spinnenarten.

Über hundert Bergseen liegen im polnischen Nationalpark. Zu einem eindrucksvollen Erlebnis wird der Besuch des schönsten Sees Morskie oko (Meerauge). Von Zakopane führt eine Autostraße vorbei am Dorf Cyrhla nach Lysa Polana (917 m), dem Grenzübergang zur Slowakei. In steilen Kehren windet sich die Straße durch einen Hochgebirgswald. Der aus dem Fünf-Seen-Tal kommende Roztokabach — das Roztokatal ist heute ein strenges Reservat mit Bärenschlafplätzen — durchfließt eine kleine Schlucht

**Die Hala Gasienicowa, die schönste Alm in der polnischen Tatra. Im Hintergrund die Gipfel und Grate des Adlerweges.**

und mündet in den Bialka-Grenzbach.

In einem Kessel liegt der Meerausee (34,54 ha), mit einer Tiefe von 50,8 m. Er entstand durch eine Moräne, an der sich die von den Gipfeln herabstürzenden Wasser stauten. Auf dem Moränenwall steht das große Touristenheim (1406 m). Im Osten ragen folgende Gipfel auf: Zabi Szczyt Nizny (2099 m), Zabi Szczyt (2146 m) und Rysy (2499 m), als höchster Berg unter den Zweitausendern. Im Süden erheben sich Zabi Kon (2291 m) Wolowy Grzbiet, Hinczowa Turnia und Mieguszowieckie Szczyt (2404 m) über dem Schwarzen See. Im Westen wird der Meerausee vom breiten Rücken des Miedziany (2233 m) mit dem nach Norden abfallenden Opalony Wierch (2124 m) geschützt. 187 m über dem Morskie oko liegt der Schwarze See (Czarny staw) am Fuß des Rysy, und bildet ebenfalls ein prägnantes Beispiel eines Moränensees. In Serpentina führt der steile Pfad über eine mit prachtvollen Zirbelkiefern bewachsene Felsenschwelle empor, über die in schäumenden Kaskaden ein reißender Wildbach, vom Schwarzen See kommend, in den Meerausee mündet. Am Wegesrand blühen die großen gelben Sterne der Gamswurz.

Vom Morskie oko verläuft ein empfehlenswerter Touristenweg durch die wilde Gebirgslandschaft zurück nach Zakopane. Der Blick geht von dem zum Szpiglassowapaß führenden Weg zurück auf das Große Meerauge und den Schwarzen See. Einer Kapuze vergleichbar ragt der steile Gipfel des Mönch (Mnich 2068 m) auf. Der steile Abstieg führt vom Szpiglassowapaß in das Fünf-Seen-Tal (Pieciu Stawów). Von den fünf Seen ist der Große See (Wielki staw) in 1665 m Höhe, kaum kleiner als der Morskie oko und mit 79,3 m der tiefste Bergsee in der Hohen Tatra. Über das mit großen Felsblöcken und Steintrümmern übersäte Tal gelangt man zum Vorderen See, 1668 m, (Przedni staw), an dessen Ufer die Berghütte der Gesellschaft für Touristik und Landeskunde steht.

Das Fünf-Seen-Tal und das Roztokatal sind Ausläufer des größten Tatratales, durch das der Bialkabach fließt und zahlreiche reißende Bäche aufnimmt. Ein riesiger Gletscher bedeckte einst das Tal, das sich in der Glazialzeit in eine breite Hochebene verwandelte, während langdauernde Erosionsprozesse das tief eingeschnittene, schmale und vier Kilometer lange Roztokatal schufen. Wer Hirschrudel zur Winterszeit an den Futterstellen oder Bären beobachten will, muß das Roztokatal aufsuchen. Über eine Felsenschwelle, die beide Täler voneinander trennt, stürzt der aus dem Fünf-Seen-Tal kommende



Gebirgsbach in das Roztokatal und bildet den fast hundert Meter hohen Wasserfall Siklawa. Zu den eindrucksvollen Hochgebirgstouren zählt der Adlerweg (Orla Perc), der in einer Gratpartie über zahlreiche Gipfel, Pässe, Übergänge und Sättel von der Swinica bis zum Woloszyn führt. Er wurde vor rund sechzig Jahren fertiggestellt. Die schönsten Bergpfade führen vom Zawrat über die Gamspitze (Kozi Wierch) bis zu den drei Spitzen des Granaty. An gefährlichen Stellen sind die Steige mit Ketten, Klammern und Leitern abgesichert. Trotzdem sind alpinistische Fähigkeiten und Vorsicht bei der Begehung von Schneefeldern erforderlich. Nur Geübte können den weiteren Abschnitt des Adlerweges vom Granaty über den Unteren Adlerpaß (Orla Przelacka Niznia), die Adlerbastei (Orla Baszta), über den Kleinen und Großen Buszynowá-Turm bis zum Krzyzne-Sattel begehen, von dem man zurück ins Fünf-Seen-Tal oder zur Gasienicowa-Alm gelangt. Die Mühe des Auf- und Absteigens wird durch herrliche Ausblicke auf die gesamte Hohe Tatra reichlich belohnt. Die Rückkehr über die Gasienicowa-Alm erfolgt über den Schwarzen Raupensee (Czarny staw Gasienicowy, 1620 m, 51 m tief). Von der Alm eröffnet sich der Blick auf den vielzackigen, bis in den Hochsommer mit Schnee bedeckten Gebirgskamm, auf dem der Adlerweg entlangführt. Die Gasienicowy-Alm ist übersät mit Moränenfelsstücken und einer Blockstreu, wie diese von den eiszeitlichen Moränen des norddeutschen Flachlandes bekannt sind. Die Endmoräne des eiszeitlichen Gletschers ist von dichtem Bergkieferngebüsch bedeckt, das schließlich in niedrigen Fichtenwald übergeht.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts griff der Mensch stärker in den Haushalt der Tatra-Natur ein. Bergföhren, Fichten und Buchen landeten in den Säge- und Hammerwerken sowie in den Hüttenöfen von Kuznice. Bis 1870 waren die Hänge und Täler der Gubalowka bis zum Roztokatal abgeholzt. Nach Einstellung des Bergbaues erfolgte ein weiterer Raubbau am Tatrwald durch Sägewerke und Holzwarenfabriken. Hinzu kamen die Überweidung von

Wiesen und Almen in den höheren Lagen sowie Schäden an Wäldern durch Schaf- und Rinderherden der Goralen. Bereits im 15. Jahrhundert siedelten sich vornehmlich in der Hohen und Niederen Tatra und in den polnischen Gorce-Bergen viele Schäferfamilien an, die nach eigenem Recht von Weide zu Weide zogen und ihre Herden immer mehr vergrößerten. Nach 1945 stiegen die Schafbestände bis auf 50000 Tiere an, was in keinem Verhältnis zu der vorhandenen Weidefläche stand. Damit entwickelte sich die Schafwirtschaft zu einem ernstem Problem.

Auf kärglichen Almen, felsgründigen Weiden, an Berghängen stehen die kleinen Schaf-Sennhütten, daneben die Schafställe, aus Baumstämmen roh erbaut und mit Stroh gedeckt. „Salas“ werden diese Hütten genannt, und ihre Bewohner, die „Bacas“, haben einen harten Kampf mit den Unbilden der Natur zu bestehen. Für die Bergbewohner bedeutete die Schafwirtschaft mit der Gewinnung von Käse und Wolle Grundlage der eigenen Existenz. Wegen des rauen Klimas und der kargen Nahrung geben die Schafe weniger Milch als andere Schafrassen, und außerdem ist ihre Wolle ziemlich rau.

Zwischen Krummholz und Felsblöcken ziehen die aus vielen hundert Tieren bestehenden Herden umher und geben den Almen ihr charakteristisches Aussehen. Während Tatra-Schäferhunde die Herde mustergültig beisammen halten, verzieren die Sennhirten ihre Holzgefäße, vor allem die Henkel mit Schnitzwerk oder verfertigen aus Ahornholz Schöpfkellen, Löffel und andere Gebrauchsgegenstände. Unverändert ist die Herstellung des bekannten Liptauer Schafskäses, die von Generation zu Generation weitervermittelt wurde. Täglich einmal werden die Schafe unter einem schützenden Dach gemolken, und am Wochenende wird der Käse zu Tal gebracht.

Seit Jahrhunderten hat sich eine eigene Hirtenkultur entwickelt, die vor allem in der polnischen Tatra durch typische Kleidung, Musik, Tänze und Lieder sowie eigenes Gerät, auch eine besondere Umgangssprache der Goralen gekennzeichnet ist. Im zeitigen Frühjahr wandern die Sennhirten von Dorf zu Dorf, werben Schafe an und treiben sie auf die Almen. Dieser „Redyk“ ist ein uralter Volksbrauch, an dem die Hirten bis heute festhalten.

Nach Gründung des polnischen Nationalparks erfuhr die Hirtenwirtschaft eine starke Einschränkung. Ziel wird es bleiben, sie auf bestimmte Almen zu konzentrieren und die Zahl der Tiere dem Weideland entsprechend zu begrenzen. Zur Entlastung des polnischen Nationalparks werden Schafherden aus der Tatra, der Babia Gora und

den Gorce-Bergen in die mittleren Beskiden getrieben. Heute werden die Berghänge wieder aufgeforstet. Auf den Riegelbergen wachsen wieder Rotbuchen, Lärchen, Fichten, Tannen, Sträucher und Bergblumen. Durch strengen Pflanzenschutz und Einschränkung der Schafwirtschaft haben sich auch die Edelweißbestände wieder erholt.

Die ursprüngliche Tierwelt des Tatragebirges war vielfältiger als die heutige. Die Karpatenwälder beherbergten einstmals den größten Hirsch, den die Naturgeschichte kennt, *Cervus megaceros*, mit einem meterhohen Geweih. Heute hält sich das Rotwild in der Waldzone auf, steigt zuweilen auch in das Krummholz auf und über dieses hinaus. Die Begegnung mit einzelnen Hirschen oder Rudeln ist nicht selten. Das Röhren der Hirsche im Herbst kann man in der Nähe der Dörfer hören und die Tiere auch zur Winterszeit in der Nähe menschlicher Behausungen beobachten.

Goralen und Tatrajäger spürten in der Felszone auf unwegsamem Grat Gamsen und Murmeltieren nach oder verfolgten die Spuren des Braunbären bis in dessen Höhlen. Heute ist die Jagd auf dem gesamten Territorium der beiden Nationalparke verboten.

In den letzten Jahren haben durch die Schutzmaßnahmen auch die Bestände von Wildkatze, Baummarder, Hermelin, Dachs und Rotfuchs wieder zugenommen. Ein seltenes Erlebnis ist die Begegnung mit dem Luchs. Der Uhu nistet im Chocholowska- und Koscieliskatal. Auf Kahlschlägen, in Moorgebieten und auf Wiesen kann man im Frühling Auer- und Birkhuhn bei ihren Liebespielen belauschen. Auch Schwarzstorch und Kolkrabe kommen vor. In den Ortschaften des Tatra-Unterlandes nistet der Weißstorch oder läßt sich in großen Ansammlungen auf den feuchten Wiesen zur Nahrungssuche nieder. Tannenhäher, deren Hauptnahrung die ölhaltigen Zirbelnüsse sind, stellen sich regelmäßig in den Zirbelkieferbeständen ein.

Seit dem Bestehen der Nationalparke sind zahlreiche Tier- und Pflanzenarten vor dem Aussterben bewahrt worden. Als einziges Tier ist der Wolf nicht geschützt, da er in den Karpatenwäldern bereits großen Schaden angerichtet hat. Der Besucherstrom hat in den vergangenen Jahren in einem so starken Maße zugenommen, daß jährlich zwei bis drei Millionen Menschen sowohl auf polnischer als auch auf slowakischer Seite gezählt werden, und das kleine Hochgebirge kaum noch größere Zahlen an Bergsteigern, Wintersportlern und Touristen aufnehmen kann, wenn die Reservate nicht Schaden nehmen sollen.

# Der Columbus des Bergsteigens

Die Erstbesteigung des Mont Aiguille durch Antoine de Ville

Ludger Lütkehaus

Die Feiern des Columbus-Jahres sind lange vorbei, schon wieder vergessen. In seinem Sog sind freilich noch andere Wiederentdeckungen zu machen: zum Beispiel die des Columbus des Alpinismus, des königlichen französischen Söldnerführers Antoine de Ville, der um dieselbe Zeit, als Columbus auf der Suche nach Indien den Atlantik überquerte, den Mont Aiguille bestieg: die Geburtsstunde der exponierten Kletterei. Grund genug, ihm noch einmal nachzusteigen, buchstäblich, geistes- und alpingeschichtlich.

Der erste Anblick erregt das blanke Entsetzen. Wie, dieser nach allen Seiten fast senkrecht abstürzende Berg soll ersteigbar sein? Gar für einen einzelnen, der nicht zu den Extremkletterern zählt und vom Seil, das er mitführt, allenfalls im Abstieg Gebrauch machen kann? Und auch auf den zweiten Blick, wenn man sich von Nordosten, dem Dorf St. Michel-les-Portes, vierzig Kilometer südlich von Grenoble am Rande des Vercors gelegen, dem Mont Aiguille nähert, ist er alles andere als einladend. Seine absolute Höhe ist mit 2097 Meter nicht bemerkenswert. Aber wie er diese Höhe erreicht! 900 Meter mißt seine höchste Wand. Und an seiner zugänglichsten Seite warten über 300 Meter luftigste Kletterhöhe. Dieser Berg verdient seinen Namen: Mont Aiguille — der „Nadelberg“.

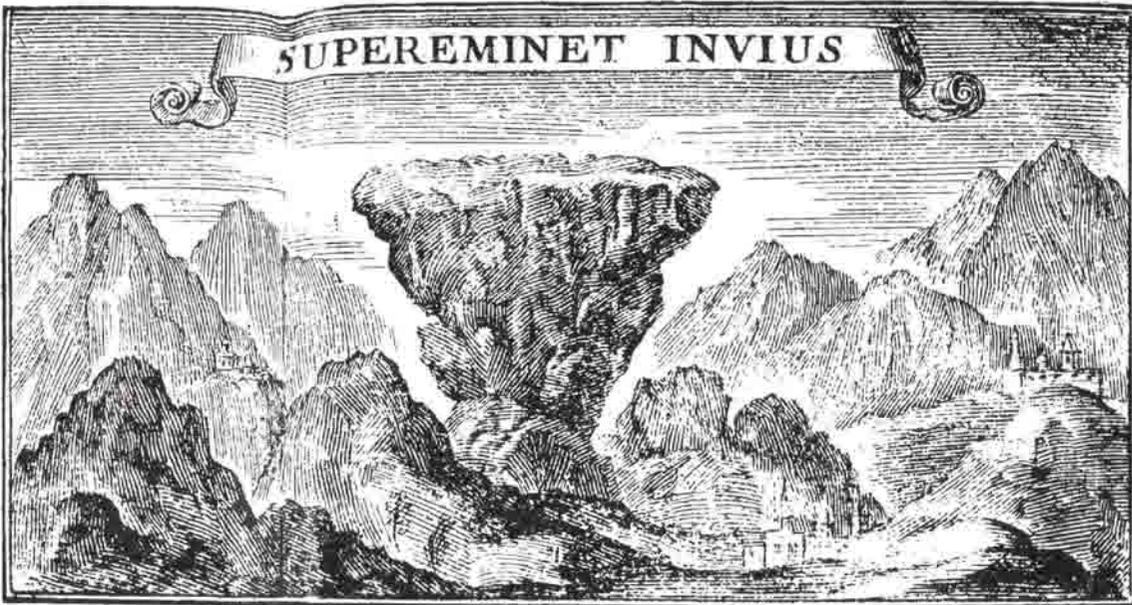
Immerhin: der mit einer brauchbaren Anstiegsskizze versehene Führer weiß von einem markierten und mit Drahtseilen gesicherten „Normalweg“ zu berichten, der den oberen zweiten Schwierigkeitsgrad nicht überschreiten soll — vorausgesetzt, daß man die schwindelerregende Ausgesetztheit der Route verträgt. Durch die Nordwestwand zieht sich eine tief eingeschnittene Felsenschlucht, an deren linken Rand man einigermaßen gut Höhe gewinnen kann. Auf diesem „Normalweg“, der seinerzeit natürlich noch keiner war, hat Antoine de Ville Ende Juni 1492 den Gipfel erreicht. Wie war das überhaupt möglich? Und was trieb de Ville auf einen Berg, der nicht umsonst der „Mons inaccessibilis“, der „unzugängliche Berg“ hieß? De Ville konnte nicht von Columbus wissen. Aber beide Unternehmungen ergänzen sich auf charakteristische Weise. Columbus erkundete die Welt in der

Horizontalen — de Ville maß sie in der Vertikalen aus. Die neuen Ufer, zu denen Columbus über die Weltmeere unterwegs war, suchte de Ville in der felsigen Höhe, himmelwärts, allezeit vom schaurigen Tiefensturz wie Columbus vom Untergang bedroht. Sagte Columbus: „Die Welt ist weit“, so wußte de Ville als ein anderer Vorfahre Nietzsches schon: „Die Welt ist so tief wie hoch.“ Renaissancemenschen alle beide, muß sie ein Entdeckungs-, ein Eroberungswille getrieben haben, der sie in unterschiedlicher Richtung das Ganze der Welt, ihre extremen Dimensionen suchen ließ.

Columbus suchte Gold und Gewürze — und brachte dafür seinen Gott in die Neue Welt mit. De Ville konnte nur daran glauben, den seinen oben zu finden. Und wie sieht es sonst mit den Gipfelgöttern in der Alpingeschichte aus? Schon ihr mutmaßlicher Anfang verheißt in dieser Hinsicht nichts Gutes.

Sollte es tatsächlich die Besteigung des Ätna durch den Philosophen Empedokles im fünften vorchristlichen Jahrhundert gewesen sein, der sich auf dem Gipfel in den Krater stürzte, weil er dergestalt etwas für seine Vergöttlichung zu tun hoffte? Nun ja, dann wäre der Urahn der Bergsteiger ein hybrider Selbstmörder gewesen — und kein sonderlich erfolgreicher dazu; denn Empedokles verlor am Kraterrand eine Sandale und bewies mit dieser höchst irdischen Hinterlassenschaft, daß es doch nicht so weit her mit seiner Göttlichkeit war. Man tut besser daran, seine Bergschuhe konsequent beisammenzuhalten. Dann war da der alpinistisch so erfolgreiche Hannibal. Hat er nicht sein gigantisches Heer mit seinen noch gigantischeren Kriegselefanten über die Alpen gebracht, über Pässe und Berge, die dem römischen Naturhistoriker Plinius sage und schreibe 74.000 Meter hoch erschienen? Und hat der Militärbergsteiger Hannibal nicht auch schon jenes Motiv in Reinform demonstriert, das heute noch die Bergheroen in geringfügig verwandelter Form umtreibt: Gipfelangriff, Gipfelkrieg, Gipfelsieg? Aber auch für Hannibal nahm die Bergfahrt, wie man weiß, einen verlustreichen Verlauf und schließlich historisch ein böses Ende. Besser hält man sich also an die historische Besteigung des Mont Ventoux, des „windumtosten Berges“, durch

## SUPEREMINET INVIUS



den italienischen Dichter Francesco Petrarca. Ihm gelang es, diesen Kilimandscharo der Provence an einem einzigen Tage, dem 26. April 1336, zu erklettern, genauer: zu erwandern. Und literarisch gewissenhaft, wie er war, hat er noch am Abend desselben Tages sein Bergerlebnis beschrieben. So zumindest seine eigene Behauptung. Die Forschung bezweifelt diesen hochmittelalterlichen Gipfelsturm inzwischen.

Da nennt er als Mensch der Renaissance, der beginnenden Neuzeit, der auf die Entdeckung der Welt, der Landschaft begierig ist, zunächst nur das „Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennenzulernen“ als sein Motiv. Und auch ein warnender alter Hirte, der fünfzig Jahre vor ihm auf dem Gipfel war, kann ihn nicht abhalten. Im Gegenteil: Die Schwierigkeit verstärkt das Verlangen; der Widerstand stimuliert den Willen zur Überwindung. Das klingt doch sehr vertraut.

Aber dann, bei der Steilheit des Anstieges wird es mühsam. Statt wie sein jüngerer Bruder geradewegs den Gipfel zu suchen, weicht Petrarca in die Horizontale aus. Und diese Kompromißlösung ist zu sinnfällig, um nicht noch einmal im mittelalterlichen Sinn als Versuchung der unsterblichen Seele gedeutet zu werden. Zum Gipfel überirdischer Seligkeit gelangt man nur, wenn man den Versuchungen des Leibes und den Annehmlichkeiten der Horizontale nicht nachgibt! Hat man freilich die Versuchung überwunden, dann wartet oben die Begegnung mit dem Allerhöchsten: Petrarca betrachtet hier weniger die schöne Welt, als daß er in den mitgeführten „Bekanntnissen“ des skrupulösen Heiligen Augustinus liest. Auch er also, der als neugieriger Erkunder begann, endet wieder bei jenem moralisch-allegorischen Seelendrama, das selbst kompaktste Berge transzendent durchsichtig macht.

Anders Leonardo da Vinci. Als Sechzigjähriger besteigt er im Jahr 1511 den 2566 m hohen Monboso im Monte-Rosa-Gebiet. Und was er dort mit naturwissenschaftlich geschultem Blick beobachtet, ist die reine Bergnatur und nichts als reine Bergnatur.

Ähnlich der Humanist Konrad Gesner ein halbes Jahrhundert später. Als er 1555 den Pilatus bei Luzern erklettert,

ergeht er sich zwar in den Harmonien der alpinen Himmelswelt, deren Schweigen den Lärm der Städte und die Zänkereien der Menschen vergessen läßt. Aber die Legenden, die die Einheimischen über den verwunschenen Berg und seinen verteuflerten Namensgeber verbreiten, finden bei ihm „keinen Glauben“ mehr, weil sie — ganz lakonisch

wird es gesagt — „einer natürlichen Begründung oder Ursache“ entbehren.

Antoine de Ville hat also bei seiner Besteigung des Mont Aiguille aus alpinhistorischer Sicht zwischen religiösem Seelendrama und Naturkunde, Erobererattitüde und selbstmörderischer Hybris die Wahl. Oder kann er auch noch anders den Gefahren und Verheißungen der Höhe begegnen? Von der Last allzugroßer Selbständigkeit und Eigenverantwortung ist de Ville allerdings befreit. Er handelt nicht aus eigenem Antrieb, sondern im königlichen Auftrag: Karl VIII. von Frankreich, unterwegs nach Italien, hat ihn zum Ruhme der Krone mit der Besteigung des unersteigbaren Berges, dieses Wunders der an Wundern so reichen Dauphiné betraut.

An Gehorsam fehlt es einem rechtschaffenen königlichen Hauptmann ohnehin nicht; selbstverständlich auch nicht an Mut, nötigenfalls an Todesmut, an Unsicht und an der Gewohnheit, seinerseits zu befehlen. So kommandiert de Ville zehn erfahrene Jäger an den Fuß des Berges; außerdem, damit die Expedition den höchsten Segen habe und man im Notfall nicht ohne geistigen Beistand sei, einen Abbé und für die Bekundung des Ereignisses einen Notar. So kühn das Unterfangen auch ist, so konventionell wird es als höfische, geistliche und juristische Mission konzipiert.

Die Krone des Ganzen gebührt aber ohne Frage dem mitgebrachten „königlichen Leiterträger“; denn erst mit seiner Hilfe verspricht der Berg seinen sperrigen Namen zu verlieren. Diese Bergexpedition ist von Anfang an eine technische Unternehmung mit künstlichen Hilfsmitteln; ein königlicher Söldnerführer ist eben auch mit Logistik und Ballistik vertraut. Kurzum: Der Berg als Festung wird von einer belagerungserfahrenen Truppe attackiert.

Aber der historisch-kritische Sinn hat gut reden; anders sieht die alpinistische Gegenwart aus. In dem Augenblick, in dem ich selber den Wandfuß hinaufblicke und erst ziemlich weit oben den ersten Sicherungsring entdecke, hätte ich durchaus gerne einen königlichen Leiterträger zur Hand. Und selbst, wenn einer jetzt hier wäre, blieben genügend Rätsel. Wie sind de Ville und die Seinen nur

„Unzugänglich überragt“ der Mont Aiguille die Welt noch 1701, zweihundert Jahre nach der Erstbesteigung, im Werk *Les sept miracles du Dauphiné* (Die sieben Wunder des Dauphiné) des Père Menestrier.

mit ihren Leitern hinaufgekommen, mit ihrem unzureichenden Schuhwerk und in ihrem höfischen Dress? Wie fanden sie Zwischenstand und Sicherung? Oder haben sie aus der ganzen Tour in mehrtägiger Arbeit, in wiederholtem Auf- und Abstieg, schon einen richtigen Klettersteig im Stil der Dolomiten-Klettersteige gemacht? Trotz aller Hilfsmittel muß es jedenfalls für die Erstbegeher eine Tour an der Grenze der Leistungsmöglichkeiten gewesen sein; und das eben in vollkommen unbekanntem Gelände. Ich weiß ja dank der Markierungen wenigstens, welche Richtung ich einzuschlagen habe. Außerdem weiß ich, in welchem Rahmen sich die klettertechnischen Schwierigkeiten bewegen werden.

Die ersten hundert Höhenmeter haben es auch so noch in sich, relativ tritt- und griffarm und luftig, wie sie sind. Sollte ich nicht besser gleich umkehren und dem Unersteigbaren wenigstens meinerseits den verlorenen Namen zurückgeben? Aber bin ich für eine Niederlage hierher gekommen? So erreiche ich schwitzend den leichteren, schräg nach oben führenden und mit einem Drahtseil gesicherten Wandteil. Hier wird die Kletterei indessen immer ausgesetzter: In die schwindelerregende Tiefe blickt man besser nicht. Die Verschlaufung beim kurzen Zwischenabstieg in die Wandschlucht werden sich auch de Ville und seine Leute gegönnt haben.

Bei dem folgenden Anstieg fand de Villes Truppe trotz zweier Quergänge gewiß gute Möglichkeiten, ihre Sturmleitern zu postieren. Doch das ziemlich böse Ende kam und kommt auch für mich mit dem 100 Meter hohen, von sechs überhängenden Felspartien blockierten Ausstiegskamin. Sicher, er ist nicht mehr so exponiert wie der untere Wandteil und die Traversen. Man kann hier den Kopf gleichsam in der Wand bergen; man muß nicht zwischen den Beinen hindurch ins Bodenlose blicken. Aber hier wird es vollends unvorstellbar, wie die Erstbegeher hinaufgekommen sind: mit ihren schweren Leitern und ohne die Drahtseilhilfe, die es heute auch in diesem Stück gibt.

Trotz dieser Hilfsmittel hält mich der enge und glattwandige Kamin so in Atem, daß ich de Ville und seine Truppe für eine Zeitlang vergesse. Ächzend, von Schneeresten eingenäßt, dreckverschmiert, schramme ich mich mühselig hinauf. Dann, am lichterem Ende, ein unangenehmer Ausstieg über nasses Gras — gerade richtig, um postwendend durch den Kamin wieder abzufahren. Schlimmer kann auch kein Festungseroberer am oberen Rand der Mauern empfangen worden sein.

Doch dann, ja dann jene Überraschung, von der de Ville noch nichts wissen konnte; um so tiefer muß sie ihn berührt haben. Auf diesem unzulänglichen Fels erstreckt sich ein weiträumiges, grasbewachsenes Gipfelfeld. Die jähe Vertikale geht unvermittelt in die schönste aller Ebenen über. De Ville maß ihre Breite, wie es sich für einen königlichen Kriegsmann gehörte, mit einem Bogenschuß aus. Gleich mehrere Tage ist er mit seinen Leuten

oben geblieben — anders als die hastigen Bergsteiger von heute, die ihre Gipfel wie Trophäen sammeln, kurz ihre Erkennungsmarke deponieren, ihr Gipfelfähnchen einpflanzen, ihr Belegphoto schießen, um zur schnellstmöglichen Presseverwertung wieder abzusteigen.

Freilich war auch de Ville oben keineswegs untätig: Ein kontemplativer oder gar meditativer Geist war er nicht. Der Speisezettel wurde aus den Beständen eines Gemrudels gesichert, das man oben angetroffen hatte. Ein Kitz war versehentlich dabei getötet worden; dafür hätte de Ville lieber, wie er vermerkt, erst einmal die königliche Order abgewartet. Mit dem tod- und gewaltlosen, irrums-freien Paradies war es auch hier oben nichts.

Nichtsdestoweniger dankte man dem Himmel und versuchte ihn für den Abstieg günstig zu stimmen. De Ville taufte den Berg mit Hilfe des jetzt aktiv werdenden Abbés im Namen seines Königs, ließ eine Messe lesen und an den Ecken des Gipfelplateaus drei Kreuze errichten. Sie machten aus der freien Fläche einen sakral umgrenzten und in Besitz genommenen Raum.

Den Stellvertretern seines irdischen Herrn aber, dem königlichen Gerichtshof in Grenoble, schickte de Ville einen Brief, in dem er davor warnte, den „fürchterlichsten und grauenerregendsten Weg, den er je beschritten“, noch einmal begehen zu lassen. Andererseits wollte er den Gipfel nicht eher verlassen, als bis man seinen Gipfelsieg bestätigt hätte. Die pure Behauptung, mochte sie auch von einem königlichen Notar beurkundet worden sein, genügte schon damals offenbar nicht.

Wie dieser Brief besorgt worden ist; wie der oder die Boten abgestiegen sind, das ist nicht weniger erstaunlich als der Aufstieg. Auf jeden Fall hat de Villes Brief seine Adressaten erreicht. Der unverzüglich ausgesandte Grenobler Bote, ein Mann namens Ives Levy, konnte tatsächlich die Besteigung bezeugen. Er sah in den Wänden des Berges Leitern lehnen und an den Abbrüchen des Gipfelplateaus die Menschen und die Kreuze stehen, ohne daß er hier folgen mochte, „weil er Gott nicht noch einmal herausfordern wollte“. So blieb der Mont Aiguille bis 1834, als ein Schäfer de Ville nachfolgte, unbestiegen.

Bleibt nur noch nachzutragen, was denn der Berichterstatter seinerseits oben gemacht hat. Nun, er ist keine drei Tage oben geblieben; er hat keine Messe lesen lassen; und er hat auch keine Briefe geschrieben. Statt dessen haben ihn die schönsten Küchenschellen, denen er je begegnet ist, dazu der Blick über die Wälder und Berge des Vercors bis hin zu den Eisriesen des Dauphiné erfreut.

Dann wäre es Zeit gewesen, in aller Ruhe zu vespem. Doch nicht einmal die zarteste Gemse hätte seinen Appetit erregt. Denn noch lag ihm der drohende Abstieg im Magen und das Bewußtsein, einer eindrucksvollen Fallhöhe leiterlos, söldnerlos, wenn auch nicht seillos preisgegeben zu sein. Der reine Genuß der Vertikalen — der stellt sich eben nicht auf den Gipfeln, sondern erst auf dem wiedergewonnenen festen Boden ein.



Zur Illustration dieses Beitrags haben wir Ansichtskarten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zusammengestellt, die die Wanderroute von D.H. Lawrence und Frieda von Richthofen durch Nordtirol begleiten.  
Archiv Klier.

# Land — Leute — Leidenschaften

D.H. Lawrence und Frieda von Richthofen wandern durch Tirol

Henriette Klier

## Vorbereitung und Beginn

„Sie kauften einen Spirituskocher und eine Pfanne, Brot, Butter und Wurst [...]“

So beginnt die Fußwanderung des Schriftstellers und Dichters D.H. Lawrence, die ihn im Jahr 1912 mit seiner Freundin und späteren Ehefrau Frieda von Richthofen von Bayern aus über die Alpen führen soll. D.H. Lawrence (1885—1930) errang mit seinem letzten Roman *Lady Chatterley's Lover* einen skandalumwitterten Welterfolg. Frieda, von deutscher adeliger Abstammung, Cousine des im Ersten Weltkrieg berühmt gewordenen Kampffliegers Manfred Freiherr von Richthofen, genannt der „Rote Baron“, lebte zuerst als Ehefrau von Lawrences Lehrer in Nottingham. Der junge Lawrence überredet die Frau, ihre Familie zu verlassen und mit ihm zu kommen, was sie auch tut. Das Paar flieht nach Deutschland, sie halten sich in Bayern auf, wandern dann über den Achensee ins Zillertal und überschreiten das Pfitscher Joch. Sie gelangen durch das Pfitscher Tal nach Sterzing, über Bozen und Trient zum Gardasee und nach Italien.

Von dieser denkwürdigen Fußreise quer durch die Alpen berichtet D.H. Lawrence in zwei Kapiteln seines autobiographischen Romans *Mr. Noon*. Darin gibt er sich selbst den Namen Gilbert, seine Freundin heißt Johanna.

Eines Spätsommertages machen sich die beiden auf den Weg: „Der Morgen war tauig, aber sonnig, und an der Straße hatte die blaßblaue Wegwarte ihre Himmelsfunken geöffnet. [...] Gilbert hatte seinen braunen Rucksack auf dem Rücken, seinen alten braunen Hut auf dem Kopf. Johanna hatte ihren leichteren grauen Rucksack auf dem Rücken, ihren alten Panamahut mit einem kirschroten Band auf dem Kopf — und sie trug ihr dunkles Kleid aus Baumwollvoile. So machten sie sich auf den Weg — mit einem recht unsicheren Gefühl, doch in einer Stimmung, weiter und weiter zu gehen, unvermeidlich.“

Beide scheinen mit guter Laune und unerschütterlichem Gleichmut den Widrigkeiten der Reise gegenüber ausgesetzt, welche Tugend nur zu bald zum Tragen kommen sollte: „Dunkler wurde der Himmel — herunter kam der Regen, der unerbittliche Bergregen. In dem grauen, trostlosen, alpinen Schütten trotteten sie weiter, Johanna in

ihrem Burberry, er in seinem Regenmantel. Das kirschfarbene Band begann Streifen in Johannas Panama zu ziehen, dessen Rand ihr in den Nacken hing. Wassertropfen tröpfelten ihr den Rücken hinunter. Gilberts Hosenbeine flappten ihm um die feuchten Knöchel. Die schwarzen Kiefern jenseits der Straße hingen düster, als versprächen sie ewigen Regen. Und das war der erste Nachmittag.

Pech! sagte Gilbert.

Und wie, rief sie.

Aber es macht mir nichts, sagte er.

Mir gefällt es eigentlich ziemlich, sagte sie.

Mir auch, sang er.

In dieser Gemütsverfassung trotteten sie weiter zu einem Dorf. Sie betraten das Gasthaus. Bauern und Fuhrleute waren vom Regen hereingetrieben worden und saßen mit ihren Pfeifen beim Bier. Johanna bestellte Rührei mit Schinken und wrang ihren Rocksäum aus. Dann setzten sich die beiden Durchnäßten auf eine Bank und warteten auf ihre Eier.“

Auch am nächsten Tag lassen die Unbilden nicht lang auf sich warten. Angesicht des kargen Reisekapitals, beide zusammen besitzen etwa 15 englische Pfund, scheint es angebracht, ein billiges Quartier zum Übernachten zu finden. Es geht dem Abend zu, kalt ist es auch, sogar beißend kalt, wie Lawrence vermerkt, aber Johanna denkt nicht daran, schneller zu gehen, denn sie hat gerade herrliche große Erdbeeren entdeckt, und die will sie essen. Inzwischen ist es beinahe dunkel geworden, Gilbert, ungeduldig und ängstlich darauf bedacht, irgendeine Art von Obdach zu finden, entdeckt eine winzige Kapelle. Er zündet die Kerzen darin an, und sieht den Boden mit sauberem Brettern ausgelegt. Er findet, es wäre ein guter Platz, um wenigstens trocken und geschützt vor dem Wind zu liegen. Sie hingegen hat eine völlig andere Vorstellung von Nachtquartier und versucht in der Dunkelheit, einen Heustadel zu finden. Geradezu besessen scheint sie von dieser Vorstellung, vielleicht hat ihr einmal jemand erzählt, wie wildromantisch das Schlafen im Heu sei. Er versucht sie mit allen Mitteln davon abzuhalten, vergeblich; endlich gibt er, allerdings wider-

strebend, nach. Der Heuschober wird mit viel Glück bei totaler Dunkelheit gefunden.

„Er hängte die Rucksäcke sorgsam an eine Stelle, wo er sie mit den Händen erreichen konnte; legte sorgfältig die Hüte ab; vergrub dann seine und Johannas Stiefel im tiefen Heu, in der schwachen Hoffnung, daß das Heu sie vielleicht trocknen würde, denn sie waren durchweicht. Dann zog er seine Weste aus und breitete sie als eine Art Kopfkissen für sie beide aus [...] Endlich [...] legten sich die beiden zum Schlafen zurecht. Sie klammerten sich eng aneinander und legten die Mäntel über sich und häuften das Heu über die Mäntel.

Es ist herrlich, es ist herrlich, sagte Johanna. Aber eine Weste ist ein schlechter Kissenbezug. Andauernd gerät man in dem ganzen Horror des Heus in der Nacht mit

beim Erreichen des höchsten Punktes. Er steht über dem Pfitscher Joch, er blickt um sich und sieht zum ersten Mal in seinem Leben in unmittelbarer Nähe vor sich hohe Eisberge: „Und jenseits des Felsenvorsprungs eine große Felspitze, ein prachtvoller Eisenkeil, hoch in die Luft getrieben und von Schneeflecken geschlitzt, als lebte er, verblüffenderweise, so glänzend und lebendig waren die Schneestreifen auf seinem dunklen Leib. Für Gilbert waren sie eines der vollkommensten Dinge seines ganzen Lebens, diese Bergspitze, diese einsame, diese große, himmelhebende Felsklinge. Er stapfte über den Schneematsch, er stapfte über den schrägen, unwegsamen Tief-schneehang [...] Er spürte den schrecklichen Wind, so flau und doch so mörderisch. Er sah die Leute, Führer und Touristen bei der Hütte — er kam an der Hütte selbst

vorbei und roch den Holzrauch. Aber wollte nur eins [...] darüber schauen, über den klaren Raum, auf jene wunderbare, gottstolze, entrückte Pyramide einer Bergspitze, die ihre Schneestreifen aufblitzen ließ wie ein Schneetier und die klare Luft dahinter bläute.“

Für Lawrence ist das Pfitscher Joch *der Gipfel*.

Nachher wird er ins Pfitscher Tal absteigen und nie wieder so hoch hinaufgelangen. Die Hochgebirgslandschaft muß für das empfängliche Gemüt des Dichters überwältigend gewesen sein. Immer noch liest sich sein Text frisch, lebendig, aufregend in seiner Unmittelbarkeit. Vielleicht erscheint seine Naturbewunderung manchen naiv, sein Enthusiasmus übertrieben. Doch mit seinen Augen kann man die Berge dort neu sehen, vieles neu und

anders kennenlernen. Und, was den heutigen Wanderer und Bergsteiger mit Befriedigung erfüllt, die Berge sind die gleichen geblieben. Nur wenig hat sich dieser Teil der Zillertaler Alpen verändert, trotz der neu oder größer gebauten Hütten, des Stausees, der Straße dorthin, der Häuser der Finanzwache am Pfitscherjoch, damals noch nicht vorhanden und jetzt bald auch nicht mehr benötigt, trotz des in der Mussolinizeit erbauten Sträßchens von Stein herauf zum Pfitscher Joch. Die alte Militärstraße wird von Autofahrern zwar gern benützt, aber auch wegen der ausgewaschenen Fahrriellen, der Steine auf der Fahrbahn verflucht. Die Wanderer jedoch begehen sie mit großer Begeisterung wegen ihrer angenehmen Steigung und ziehen sie dem alten Steig bei weitem vor. Von



dem Gesicht in eines der Ärmellöcher. Und da waren die Ritzen in den Balkenwänden, und da war der offene Zwischenraum darüber. Und so fegte oben der eisige Wind. Und von unten bohrte sich langsam, aber sicher und mörderisch die eisige Spitze des Windzuges durch die Ritzen und das ganze Heu [...] sie wachten wieder und wieder auf, jedesmal war ihnen kälter und kälter und kälter und waren sie mehr bis zur Raserei gereizt vom Einsickern des Heus, auf ihren Gesichtern, in ihren Nasenlöchern und Ohren und unter ihren Kleidern.“

## Das Land

Ein Glücksgefühl durchströmt den englischen Wanderer

den Gipfeln ringsum blitzen, wenn die Sonnenbeleuchtung gerade günstig ist, neue große Gipfelkreuze, auf dem Hochfeiler, der Rotbachlspitze, dem Schrammacher, dem Olperer.

Die beiden Engländer des Jahres 1912 wandern zuerst von der Dominikushütte gegen das Joch: „So brachen sie beim ersten Sonnenlicht auf, stiegen leicht den felsigen, gerundeten Hang hinan. Bügeleisenförmige Gipfel, wild von Schnee geschlitzt, standen etwas weiter weg zur Rechten. Es wehte ein dünner, aber sehr kalter Wind unter einer stechenden Sonne.

Es war ein langer, weit hinaufführender, nackter Hang, nicht sehr steil. Es gab keine Bäume mehr, die Alpenrosen waren winzige Sträucher — dann hörten sie auf. Der Weg war fast reiner Fels, hier und da mit Schneelöchern und -flecken. Die ersten großen Schneepolster, silbrig gerändert. Und immer noch wand sich der Weg, fiel in eine beckenförmige Senke ab und stieg wieder an, nackt zwischen den großen, schroffen Felsen, über Schneefelder, über eisenblanke Felsflächen, immer hoch oben, unter einem klaren blauen Himmel. Es war kalt im Wind, heiß in der Sonne [...] Sie kamen zwischen Geröll und Tümpeln und kleinen Felshügeln hervor — und dann war es der Gipfel. Glatt wie Eisenplatten [...] mit großen Schneebelägen, wie Versilberungen auf dem schwarzen Bronze-Eisen. Und ein Wind, ein beißender kalter Wind.“ Mein Großonkel unternahm dieselbe Wanderung zum Joch im Jahr 1901, im Alter von zwölf Jahren. Ich lese in seinem Tourenbuch mit etwas ungelinker Jungenschrift vermerkt: „29. August 1901. Von Neubreitlahner gingen wir zur Dominikushütte. Der Weg war sehr schön, aber wir wurden von Ängsten gequält, denn ein Stier ging uns nach. In der Dominikushütte bekamen wir einen harten Gamsbraten, welcher nicht zum Beißen war. Dann gingen wir drei Stunden auf das Pfitscher Joch. Unterwegs sahen wir viele Gebirgsseen. Am Abend saßen unser 26 bei Tisch, wo wir uns gut unterhielten. Die Nacht war kalt und wir schliefen nicht zu gut.“

Den schönsten Ausblick hat man, wenn man wie Frieda und Lawrence vom Pfitscher Joch weiter südwärts zu dem grasigen Rücken über der Hütte ansteigt. Über diesen Rücken führt der Steig weiter zur vielbesuchten Rotbachlspitze, 2895 m. Auch wenn man schon öfter diesen Weg gegangen ist, fasziniert der Ausblick immer wieder: Die wilde Felsflucht, über die die Eisgipfel der Dreitausender gerade noch herauschauen, ragt mehr als tausend Meter über dem Wandfuß auf. Der höchste davon ist der Hochfeiler, mit 3510 m der höchste Gipfel der Zillertaler. In dieses Felsmassiv sind die Hängegletscher eingelagert, von Gletscherspalten kreuz und quer zerschnitten. Weit drunten am Wandfuß kann man gerade noch die steilen Geröllfelder ausnehmen. Dorthin stürzen — vor allem am Nachmittag — immer wieder Stein- und Eislawinen, donnern größere und kleinere Eisbrocken mit bedrohlichem Krachen in die Felsen, zerbersten drunten im Geröll,

Schneerutscher schießen wie kleine Wasserfälle senkrecht in die Tiefe. Eine Rast dort oben bedeutet auch immer noch das gleiche großartige Erlebnis wie damals: „Und es war so sonnig, so sonnig und warm.

So saßen sie im Schutz von Felsen in der prallen Sonne, kein Wind, überhaupt kein Wind. Es war gegen Mittag.



Gilbert mußte zu einem Felsvorsprung gehen, um ungehindert seine Königin zu betrachten. Sie war jenseits dieses Tals — und jenseits aller Täler. Andere stumpfe Bergspitzen ragten um sie herum auf. Doch sie reckte unverstellt ihr schwarzes Prisma aus Substanz in den Äther, von ihrem Schnee wie von Blitzschlägen überstrahlt. Jenseits — und kristallen — und fast mathematisch rein.

Und er war befriedigt — eine der ewigen Befriedigungen,

die der Mensch auf seinem Lebensweg finden kann. Er verspürte eine reine, unsterbliche Befriedigung — ein vollendetes Alleinsein.“

Der Weg vom Joch talab und durch das Pfitscher Tal nach Sterzing ist lang und ermüdend, ebenso lang der Fußmarsch von Sterzing Richtung Jaufenpaß. Im Talinnern beschließt der Erzähler, den Fußpfad zu nehmen und nicht das bequemere Sträßchen. Erst spät, es ist beinahe dunkel, gelangen sie in die Nähe der Paßhöhe. „Der Bach war zu dünnen Rinnsalen zwischen Sumpf und Steinen versickert. Der Pfad war fast unerkennbar geworden. Das Tal hatte sich zu einer trostlosen Mulde verbreitert [...] So stürzten sie weiter und weiter, durch den öden, wie das Ende der Welt wirkenden Talschluß, auf die Felswände

hinunter nach Meran wandern.

Wiederum sind sie den ganzen Tag unterwegs. An verschiedenen Pflanzen vermeinen sie den Hauch des Südens zu sehen. Am Nachmittag um vier Uhr erreichen sie den Talboden und den blaßgrünen Fluß.

„Nein, sagte er, und mit einem Schlag sank ihm das Herz in die Hose. Sie sah ihn an.

Sind wir etwa nach Sterzing zurückgekommen, sagte er. Das darf doch nicht wahr sein! Das darf doch nicht wahr sein.

Aber es war so. Sie gingen die Straße entlang — und bekamen Gewißheit.“

Für den Erzähler ist diese Erkenntnis niederschmetternd. Niemals würde er so unbeschwert wie am Morgen den Weg über den Paß nach Meran nehmen können, den Süden erreichen, er würde Meran niemals sehen. „Ein Teil seines Lebens war für ihn verloren.“



## Die Leute

Lawrence und Frieda verbringen mehrere Wochen im Zillertal. Das Land lernt der Dichter gut kennen. Von den Menschen hingegen erfährt er weniger Deutliches. Er spricht kein Deutsch, und der Dialekt der Einheimischen wäre für ihn als Ausländer in jedem Fall schwerverständlich gewesen.

Aber alle, die sie auf dem Wege treffen, geben in irgendeiner Weise Aufmerksamkeit und Anteilnahme zu erkennen, blicken sie an und machen durch Gesten und Mienenspiel deutlich, was sie denken und ausdrücken wollen.

und die einschließenden Hänge zu. Es war Abend, und die Luft war dünn und kalt und ließ das Herz rascher schlagen [...]

Der Pfad begann ganz gehörig zu steigen [...] In Fußlöchern mußte man Felsen, so hoch wie eine Hauswand, hinaufkraxeln. Und Johanna wiederholte in einem fort: Da komme ich nie hinauf. Ich sage dir, ich bin müde. Ich schaffe es nicht. Ich schaffe es nicht [...] Ich kann nicht weiter. Oh, ich kann einfach nicht weiter!“

Erst um neun Uhr erreichen sie das Rasthaus.

Am nächsten Morgen sehen sie die weiße Straße vor sich, die in vielen Windungen die Mulden und Hänge quert. Auf ihr wollen sie nun über den Paß und nach Süden

Der erste, den sie treffen, ist ein Bauer, und der ruft ihnen eine „glückliche Hochzeit“ und einen Gruß zu, welche Bemerkung die beiden Unverheirateten ziemlich in Verlegenheit bringt, da sie sich ertappt fühlen.

Bei der ersten Einkehr, als sie durchnäst und müde auf der Bank sitzen, ist es sogleich „Johanna“, die alle Blicke und alle Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Man zeigt unverholene Neugier über die Fremden, Bewunderung für die kräftige und gesunde Schönheit Johannas, während der junge Mann, unsicher, schweigsam, unbeholfen, den Spott herausfordert. Nach kurzer Zeit und nach wenigen mit der Frau gewechselten Worten, beginnen sie im Dialekt ziemlich derbe Witze über ihn zu

reißen — über sein Nichtverstehen — über sein Schweigen und seine Jugend.

Wenn die beiden am Abend ein Gasthaus aufsuchen und dort ein Tanzvergnügen stattfindet, wird Johanna von Männern angesprochen, und wie ihm scheint, sind dies alles ziemliche Draufgänger, die ohne Zaudern auf ihr Ziel losgehen. Die Frau wird zum Tanz aufgefordert, mit Beschlag belegt. Sosehr Lawrence immer diese Vitalität, die Kraft, die Unbekümmertheit, die Gesundheit dieser Menschen im Gebirge bewundert, geheuer ist sie ihm nicht. Er fühlt sich unterlegen.

Im Gasthaus „herrschte wildes Durcheinander, Lärm und ein Gefühl ungestümer Vitalität. Gilbert, mit seiner fatalen Zurückhaltung, zögerte, mitzumachen [...] Aber Johanna, die mit strahlendem, erregtem Gesicht zusah, wurde aufgefordert und nahm den Tanz an. In all dem Rauch und Staub wurde sie von einem lusternen Dörfner mit langem Schnurrbart und kleinem Tirolerhut in den Tanz geführt. Wie kräftig und muskulös er war, das grobe männliche Tier mit seinen großen neugierigen blauen Augen! Er packte sie mit seinen großen Händen unter den Brüsten und warf sie im Augenblick des Tanzhöhepunktes in die Luft und stampfte wie ein Stier mit seinen großen, beschuhten Füßen. Und Johanna stieß einen bewußtlosen Schrei aus, wie ihn eine Frau auf dem Höhepunkt der Umarmung ausstößt. Und der Bauer blitzte sie aus seinen blauen Augen an und fing sie wieder auf.

Gilbert, der zusah, sah die Glut der Erwartung sich über den Mann ergießen [...] der Bauer beehrte sie [...] Und Gilbert empfand mit ihm. Aber er war auch unglücklich [...]"

Am Abend in ihrem Zimmer betätigt sich „Gilbert“ als Koch: „So machte er dort im Schlafzimmer, während Johanna im Bett lag, Tee und brät Eier in Butter, und sie aßen. Wie wohltuend das war — da der feuchtgoldene Abend [...] verblich und im Schlafzimmer der Geruch von Tee und gebratenen Eiern hing und Johanna im Bett saß und vergnügt ihr Essen verzehrte und in der kleinen Pfanne auf dem Fußboden noch mehr Eier vor sich hinbrutzelten. Essen, köstliches Essen.“

Die Wirte hatten offenbar nichts gegen das Kochen auf dem Fußboden im Zimmer, das die beiden da jeden Tag

praktizierten. Damals in dem Jahr vor dem Ersten Weltkrieg gab es noch keine Teppichböden, auf denen man die Fettspritzer hätte sehen können. Die Leute waren froh, überhaupt Gäste zu beherbergen und etwas zu verdienen. Ein für die armen Reisenden überaus glücklicher Umstand. So heikel und piekfein, wie es heute jedermann in einem Hotel erwartet, wird es nicht zugegangen sein.

Die Zimmer sind groß, es gibt dicke Federbetten, unter denen Johanna sich wohlig räkelt: „So lag sie da und ihre zarte Nase schaute eben noch unter dem großen Federbett hervor.“ Und Lawrence berichtet, daß auch die Leute im Geschäft, wo er eingekauft hatte, sehr nett zu ihm gewesen seien. Er schreibt, sie seien sanft, unbeschwert, unbestimmt, nicht grimmig und feindselig wie anderswo. Die



Lebensmittel kosten wenig, für ihn mit englischem Geld fast nichts. In Österreich, merkt er mehrmals an, ist er glücklich: „Freundliches, sorgloses, unbekümmertes Österreich.“

Das Verhalten des Zugpersonals bei der Zillertalbahn oder das der k. und k. Beamten beim Zoll begeistert ihn geradezu: „Erstaunliche, verlässliche Tage im Tempo und in der lockeren Handhabung. Alles ging so locker und gut vonstatten. Wundervolle, verlorene Welt!“

Manchmal allerdings wird dieses sanfte Bild durchbrochen, wenn er etwa einem Trupp Männer begegnet, die mit Maultieren Lasten über die Berge transportieren. Da scheinen sie ihm grimmige, vorzeitiglich aussehende Männer, die mit Geschrei und Peitschenknallen die Hügel

hinaufsteigen.

Lawrence tritt hier in Tirol nicht nur in eine für ihn zunächst bukolisch-glückliche Umwelt ein, sie ist auch neu, unheimlich, fremd, vieles in diesem Land, im Benehmen der Bewohner scheint ihm sonderbar, gewaltig, gewalttätig. Die Menschen leben, unmittelbar im Angesicht von Tod, Schmerz, seelischer Qual und gewaltsamem Ende.

## Die Leidenschaften

Immer wieder betrachtet er die vielen Bildnisse des Gekreuzigten. Manchmal kommt es ihm vor, als hielten sich ältere Mythen dahinter verborgen. Dann fühlt er eine tiefverwurzelte Angst im Herz aufsteigen, oder „noch tiefer in den Eingeweiden [...] er fühlte seine Brust durchdrungen von dem merkwürdigen, urzeitlichen Schrecken des großen Hercynischen Waldes, der Baumverehrung der Kelten [...] hier lauerte er, als eine Art Satanskult, in diesen Tälern.“ Die erste Begegnung mit den Zeugnissen des Volksglaubens findet er in der kleinen Wallfahrtskapelle. Er sieht die Wände bis oben hin mit den Zeichen der Wundergläubigkeit und der Dankbarkeit der Pilger behängt. Eines trägt die Jahreszahl 1775. Die Votivbildchen sind auf Holz gemalt, und die Ereignisse, bei deren Bewältigung überirdische Hilfe dringend erbeten wird, drastisch dargestellt: eine Frau liegt todkrank in ihrem großen Ehebett, davor quer durch die Stube knieend der Mann mit den fünf Kindern; ein Mann, auf dessen abgeknicktes Bein ein Felsblock fällt, das Blut spritzt himmelhoch; ein Mann steht bis zum Hals im Wasser, ertrinkend die Hände emporgestreckt; eine Gefängniszelle, an deren Wand Ketten hängen, durch die offene Decke schaut Maria. Auch auf den anderen Bildern schwebt Maria in einem blauen Mantel auf einer weißen Wolke. Später, auf Wanderungen, sieht er, wie sich das Gehaben der Leute verändert. „Plötzlich überkam sie ein Schweigen, eine Dunkelheit, ein Schatten. Verstohlen gingen sie vorwärts, nahmen vor dem großen Christus den Hut ab. Und dann stand Gilberts Herz still. Er wußte, es war nicht Christus. Es war ein älterer furchtbarer Gott.“

Viele Andachtsstätten, wie Kapellen und Wegkreuze, standen damals und stehen noch heute an Wegrändern, auf Kuppen, Hügeln, Aussichtspunkten, an besonders gefährdeten Stellen des Weges, in Schluchten, an steilen Hängen.

Standen an diesen Stellen vor Zeiten Kultmale, Steinhügel, bei denen die Vorbeikommenden um Schutz baten? Viele dieser Stellen sind seit alters her begangen, neben Kapellen finden sich Relikte aus zurückliegenden Jahrtausenden. Die christlichen Heiligtümer sind oft in der Nähe von auffälligen Wasserquellen errichtet und weisen damit deutlich auf älteres Kultgut hin.

Nicht selten stehen Wegzeichen auf den höchsten Punkten von Übergängen, an Wegen, die Hirten und Jäger bei

ihren Gängen über die Alpen beschreiten mußten, auf vergletscherten Jöchern, die wichtige Verbindungen von Tal zu Tal darstellten. Die Magie der alten Kultstätten scheint für den Dichter manchmal gegenwärtig zu sein: „Ich eilte bergab, um dem eisigen Wind zu entkommen, der mir beinahe das Bewußtsein raubte. Ich warf einen Blick auf die unheimlich leuchtenden bewegungslosen schneebedeckten Gipfel. Sie schienen mir wie Messerklingen in den Himmel gestoßen. So stolperte ich beinahe über ein altes Kreuz. Es lehnte an dem geröllbedeckten Hang, umgeben von den weißen Bergen. Das hölzerne Dach zeigte die silbergraue Farbe des Alters, es war überwachsen von Flechten, die wie ein Haarfilz emporstanden. Auf dem felsigen Boden zu Füßen des Holzpfeils lag der herabgefallene Christus, ohne Arme, er war herabgestürzt und lag nun verdreht da, der geschnitzte Körper auf dem bloßen Fels. Es war eine der roh aus einem Stück gehauenen Figuren [...]

Die Arme des herabgefallenen Christus waren an den Schultern abgebrochen und hingen noch an den Nägeln, wie die Votivgaben in den Kapellen hängen. Diese Arme baumelten festgenagelt an den Handflächen, eine an jeder Seite des Körpers [...] Und der eisige Sturm blies sie hin und her, so daß mich der Anblick schmerzte, hier in dieser mächtigen, einsamen Umgebung von Fels und Kälte. Doch wagte ich es nicht, den herabgefallenen Körper des Christus zu berühren, der da auf dem Rücken lag, in seiner verrenkten Stellung am Fuß des Pfostens. Ich fragte mich, wer wohl kommen würde, um das zerbrochene Stück wegzuschaffen und zu welchem Zweck.“

Ein zweites, ihn sehr beeindruckendes Bildnis des Gekreuzigten trifft Lawrence an einer gefährlichen Wegstelle in der Zemmschlucht auf dem Weg von Ginzling nach Breitlahner. Hier müssen alle Reisenden, Wanderer, die Packtiere mit ihren Treibern, die Hirten mit ihren Tieren vorbei.

„Der Weg läuft unterhalb von Felsen und Bäumen [...] weit drunten rauscht der Wildbach unaufhörlich zwischen großen Blöcken dahin, unaufhörlich dröhnt sein Donnern. Auf der gegenüberliegenden Seite fliegt die Felswand hoch bis in den Himmel. Man wandert in einer halb Tag- halb Nachtbeleuchtung, in einer Unterwelt.

Und unterhalb des Pfades [...] in dieser kalten Düsternis hängt der große blasse Christus. Er ist überlebensgroß. Er scheint vornüberzufallen im Augenblick des Todes, und das volle Gewicht des großgewachsenen Körpers hängt an den Nägeln. So hängt der tote schwere Körper vornüber, zusammengesackt, als würde er mit seinem eigenen Gewicht sich losreißen und herabstürzen.

Das ist das Ende. Das Gesicht scheint völlig taub und tot mit einem Ausdruck von Müdigkeit, voll Pein und Bitterkeit [...]

Die Wegstrecke ist niederdrückend und feucht, die Wasser dröhnen unaufhörlich [...] Wenn der Maultreiber durch diese Schlucht kommt, ist seine derbe Munterkeit

plötzlich weg [...] er nimmt seinen Hut ab, sobald er sich diesem Christus nähert, er schaut nicht auf, er hält sein Gesicht abgewandt. Er beeilt sich, will möglichst rasch hier vorbeikommen, klettert eilends auf dem steilen Weg hinter den Packpferden drein [...] er fürchtet sich.

Furcht ist stets in ihm, trotz seiner stämmigen robusten Konstitution [...] die Berge sind dunkel über ihm, das Wasser rauscht in der Düsternis drunten, ihn erfüllt die Furcht vor dem Tod [...] vor dem körperlichen Tod. Drüber hinaus denkt er nicht. Sein höchstes Angstgefühl liegt im körperlichen Schmerz [...] sein Gipfel ist der Tod. Daher bringt er seine Andacht dar, er beugt seinen Rücken vor ihm [...] Und so sind die Mahnmale an den körperlichen Tod überall in den Tälern zu finden [...] überall findet sich die Zwangsvorstellung, körperlichem Schmerz, einem Unfall, und dem plötzlichen Tod ausgeliefert zu sein [...] wo immer einem Mann ein Mißgeschick zugestoßen ist, da wird eine kleine Erinnerungstafel angebracht, um den Gott, der Verletzungen und Tod schicken kann, zu versöhnen.“

Nahe St. Jakob im Pfitscher Tal trifft der Erzähler, schon jenseits des Passes drunten im grünen Tal angelangt, auf eine Kapelle mit einem Bildwerk, das in ihm die widerstrebendsten Gefühle auslöst: „Erbaut im Barockstil, leuchtend rosa und blaßgelb getüncht, mit prächtigen Bögen. Drinnen steht der eigentümlichste Christus, den ich je sah. Es ist ein großer mächtiger Mann, er sitzt da, bereits als Auferstandener [...] er sitzt seitwärts geneigt [...] Blut bedeckt seinen kräftigen, nackten, besiegt, schweren Körper. Aber es ist sein Gesichtsausdruck, der einem durch und

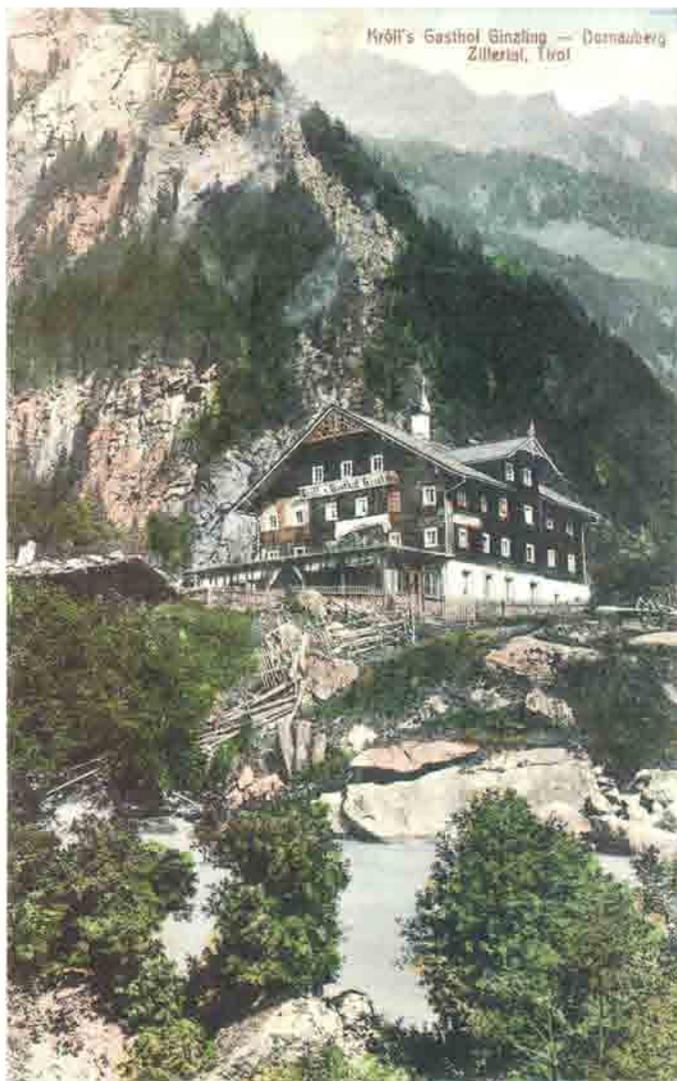
durch geht. Leicht geneigt thront er [...] Und der Blick dieses Gesichts, dieser Augen, dessen Körper getötet worden ist, ist über die Maßen schreckenerregend. Die Augen blicken einen an, aber sie scheinen nichts zu sehen, sie scheinen nur ihr eigenes Blut zu sehen. Sie sind blutunterlaufen, sodaß sogar das Weiß blutrot leuchtet, die Iris ist purpurfarben. Diese roten blutigen Augen, die so furchterregend auf alle blicken, die die Kapelle betreten, schauen so, als ob sie durch das Blut dieses gerade erlebten brutalen Todes schauten, und sie sind schrecklich [...] Der Blick ist elend und haßerfüllt zugleich, beinahe unerträglich.

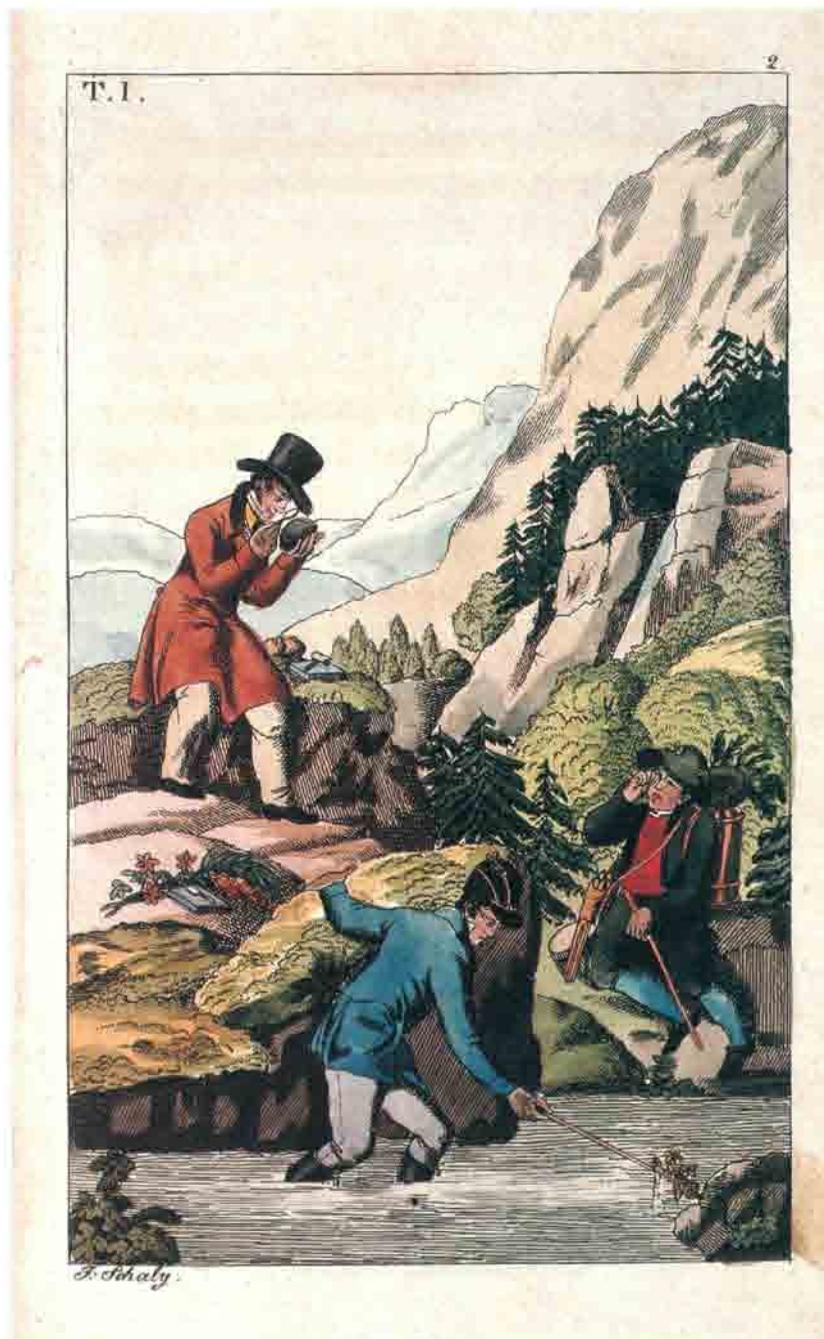
Er ist überwältigt, geschlagen, gebrochen, sein Körper ist eine Masse von Folter, eine unbegreifliche Erniedrigung. Und doch bleibt er störrisch, starr, von äußerstem Haß erfüllt.

Ein großer Schock ist es, diese Statue in einer schmucken, barocken, rosarot bemalten Kapelle zu finden, in einem dieser Alpentäler, das wir uns voll von Blumen und Romantik vorstellen, als wäre es ein Bild in der Tate Gallery — Spring in Austria [...] und dann beim Hinaustreten erschienen mir die dunklen Fichten und das Wasser des Flusses schmutzig, als ob ein unreiner Geist hier sein Unwesen triebe. Die Blumen auf der Wiese schienen unwirklich, und das Weiß der Gletschergipfel schien ein Glänzen und Glitzern von außerordentlichem Haß und Erniedrigung zu sein [...]“

Zitate aus: D.H. Lawrence, Mr. Noon, Autobiographischer Roman. Aus dem Englischen von

Nikolaus Stingl, Diogenes Verlag, Zürich 1993. Italienische Dämmerung (Twilight in Italy). Reisetagebücher. Aus dem Englischen von Georg Goyert, Diogenes Verlag, Zürich 1985.





Der Geognost im Gelände. Aus Gottlieb Tobias Wilhelms *Unterhaltungen aus der Naturgeschichte des Mineralreichs* (1828). Foto: Alice Schumacher.

# Von der Geognosie zur Plattentektonik

Die Entdeckung der Alpen und die Geschichte der Geologie

Im Gedenken an Otto Ampferer (1875–1947), zum 50. Todestag

Thomas Hofmann

*Der Bau der Alpen, wohl die vornehmste und anziehendste Aufgabe der Geologen Europas ...*

Prof. Robert Schwiner (1924)

„Die wichtigsten Fortschritte verdankt die Naturgeschichte dem hochherzigen Entschlusse kühner Reisender, welche keine Klippen des Ozeans, keine Stürme scheuten, um den natürlichen Schätzen an ihrer Wiege nachzuforschen. Die höchsten Gipfel der Bergriesen waren ihrem nicht zu ermüdenden Forschungseifer weder zu hoch, noch zu steil, kein Abgrund, keine grauenerregende Schlucht des Erdschosses zu tief“, schreibt im Jahre 1828 Gottlieb Tobias Wilhelm in seinem Buch *Unterhaltungen aus der Naturgeschichte des Mineralreichs*. Dabei war Wilhelm keineswegs der erste, der sich den Höhen und Tiefen der Natur näherte. Er zeigte nur den Weg auf, den die Gelehrten am Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts nahmen, um die Natur wieder zu entdecken. Obwohl seit prähistorischen Zeiten die Menschen um den Wert der Rohstoffe der Alpen Bescheid wußten — der Salzbergbau ist in Hallstatt seit 1100 vor Christus belegt — war über den Aufbau der Gebirge, über Gesteinsbestand und Lagerung der Gesteine, über das Alter und den Mechanismus der Gebirgsbildung noch wenig bekannt.

Will man die Erforschung der Alpen historisch betrachten, ist ein kleiner Exkurs in die Geographie und die Geologie der Alpen unerlässlich. Kurz gesagt: Die Alpen erstrecken sich in einem rund 1200 Kilometer langen, nach Westen gekrümmten konvexen Bogen von Nizza bis Wien. Unter den kilometerdicken Gesteinsschichten des Wiener Beckens wurden noch Gesteine der Alpen — zum Teil erdöl- und erdgasführend — erbohrt; den Ostrand des Beckens bilden bereits die Karpaten. Durch den Rhein erfahren die Alpen eine Zweigliederung in die Ost- und die Westalpen. Übereinandergeschoben, verfaltet und teilweise schon wieder abgetragen, bestehen die heutigen Alpen aus verschiedensten einst nebeneinanderliegenden Gesteinsserien (=Decken). Das Gebirge entstand, vereinfacht gesagt, durch Kollision der europäischen mit der afrikanischen Kontinentalplatte. Zwischen diesen beiden

Platten lag im Erdmittelalter ein tiefer und breiter Meeresbereich, die Tethys, aus der die Gesteine der ostalpinen Decken stammen. Dieser ganze Deckenstapel der ostalpinen Decken wurde über das Penninikum geschoben, das zum westalpinen Deckensystem gehört und in der Schweiz vorherrscht. In Österreich gehört der Gipfel des Großglockners mit seinen Tiefseeablagerungen zum Penninikum.

## Alpinismus und Rohstoffsuche

Erze und mineralische Rohstoffe sind in den Ostalpen ungleich reichhaltiger vorhanden als in den Westalpen, frei nach dem Motto: „Österreich ist reich an armen Lagerstätten!“ Daraus erklären sich auch die verschiedenen Motive der Alpenerforschung. In der Schweiz war Alpinismus die Triebfeder, in den Ostalpen die Suche nach Rohstoffen. Im Zuge von Reisen und Expeditionen fand man allmählich einen im heutigen Sinne wissenschaftlichen Zugang zur Geologie. Am Beginn aller Forschungen stand die Naturbeobachtung als möglichst präzise Beschreibung. Die Interpretation war zweitrangig, heute mag es manchmal umgekehrt sein.

In den Jahren 1779 und 1781 unternahm Belsazar von Hacquet eine *Mineralogisch-botanische Lustreise von dem Berg Terglou (=Triglav) in Krain, zu dem Berg Glokner in Tyrol*. In der Schweiz bestieg der junge Goethe den Rigi und den Gotthard. Bei seiner zweiten Schweizreise, 1779, reiste Goethe zum Genfer See und sah dort vom Gipfel des Aussichtsberges Dole den Mont Blanc. Vor Beginn der Alpenreise wurde Horace-Bénédict de Saussure konsultiert, ein anerkannter Kenner der Bergwelt, der am 3. August 1787 als erster den Mont Blanc bestieg. Vielbeachtetes Zeugnis seiner Erfahrungen ist ein vierbändiges Werk mit dem Titel *Voyages dans les Alpes*, wo er sich unter anderem auch intensiv den Gletschern mit all ihren Phänomenen widmete.

## «Feuer gegen Wasser»

Von damals schon internationaler Bedeutung waren Abraham Gottlob Werner und seine beiden Schüler Leopold

von Buch (1774 bis 1853) und Alexander von Humboldt (1769 bis 1859). Alle drei kamen von der Praxis, nämlich vom Bergbau, zur Wissenschaft. In der Geognosie — so bezeichnete man damals die Geologie — ging es damals um den Kampf „Feuer gegen Wasser“. Werner war *Neptunist*, also Vertreter der Lehre, daß die Gesteine aus dem Wasser entstanden seien. Buch hingegen setzte zwischen 1802 und 1817 die vulkanistische Theorie (*Plutonismus*) durch, die von James Hutton (1726 bis 1797) in Schottland begründet worden war; nach ihr sind Gesteine durch vulkanische Tätigkeit entstanden. Heute wissen wir, daß die Wahrheit eher in der Mitte liegt.

Abraham Gottlob Werner wurde 1749 in Wehrau bei Görlitz (Polen) geboren und begann als Zwanzigjähriger in Freiberg an der Bergakademie sein Studium. Damit lag er im Trend der Zeit, denn Bergakademien waren im 18. Jahrhundert, lange vor den Universitäten, Ausbildungsstätten und Keimzellen geologischer Forschung, auch wenn es hier in erster Linie um Rohstofffragen ging. 1775 wurde er als Lehrer nach Freiberg gerufen und hielt im Jahre 1782 eine Vorlesung zum Thema „Gebirgslehre“, die er ab 1786 „Geognosie“ nannte. Wenn er auch im Sinne seiner neptunistischen Theorie formulierte: „Unser fester Erdkörper, soweit wir ihn kennen, ist ursprünglich ganz von Wasser gebildet“, so war dies zur damaligen Zeit ein enormer Fortschritt. Die Gebirgsbildung sah Werner als einen Vorgang an, der sich im Urozean bei sinkendem Wasserspiegel vollzogen habe. Durch wulstförmig verstärkte Sedimentation (=Ablagerung) sei danach zuerst das kristalline Urgebirge (kambrische und präkambrische Gesteine) entstanden, woran sich seitlich die Flöz- (mesozoische und permische Gesteine) und aufgeschwemmten Gebirge (Tertiär und Quartär) angelagert hätten. Werners Einfluß in den Wissenschaften war so weitreichend, daß seine Theorien zunächst mehr oder minder kritiklos hingenommen wurden. Für die Alpen wendete Horace-Bénédict de Saussure Werners Theorien an.

Leopold von Buch, dem in Oberösterreich ein Denkmal auf den Granitschürflingen östlich der Ortschaft Pechgraben in der Gemeinde Großraming gesetzt wurde, verfeinerte im Lauf seiner lebenslangen Reisen, die ihn durch halb Europa führten, seine Theorien durch, über die Gottlob Tobias Wilhelm (1828) schrieb: „Das Bereisen der Länder und Gebirge, das Selbstforschen und Sammeln ist ein Hauptbehelf für das Studium der Mineralogie und der Geognosie, und wer sich diese Zweige der Wissenschaft zum Berufsfach wählt, kann ebenso wenig wie der Botaniker, dergleichen wissenschaftliche Exkursionen missen, will er sich nicht in die Reihe der blinden Nachbether verweisen.“ Buch verdanken wir die *Gebirgshebungstheorie*. 1824 beobachtete er im Fassatal Lagerungsstörungen zwischen Dolomit und vulkanischen Gesteinen. Deren Aufdringen als Schmelzen schrieb er auch die Emporhebung der Alpen überhaupt zu; für ihn war „Tyrol der Schlüssel zur geognostischen Erhebung der Alpen“. Kern-

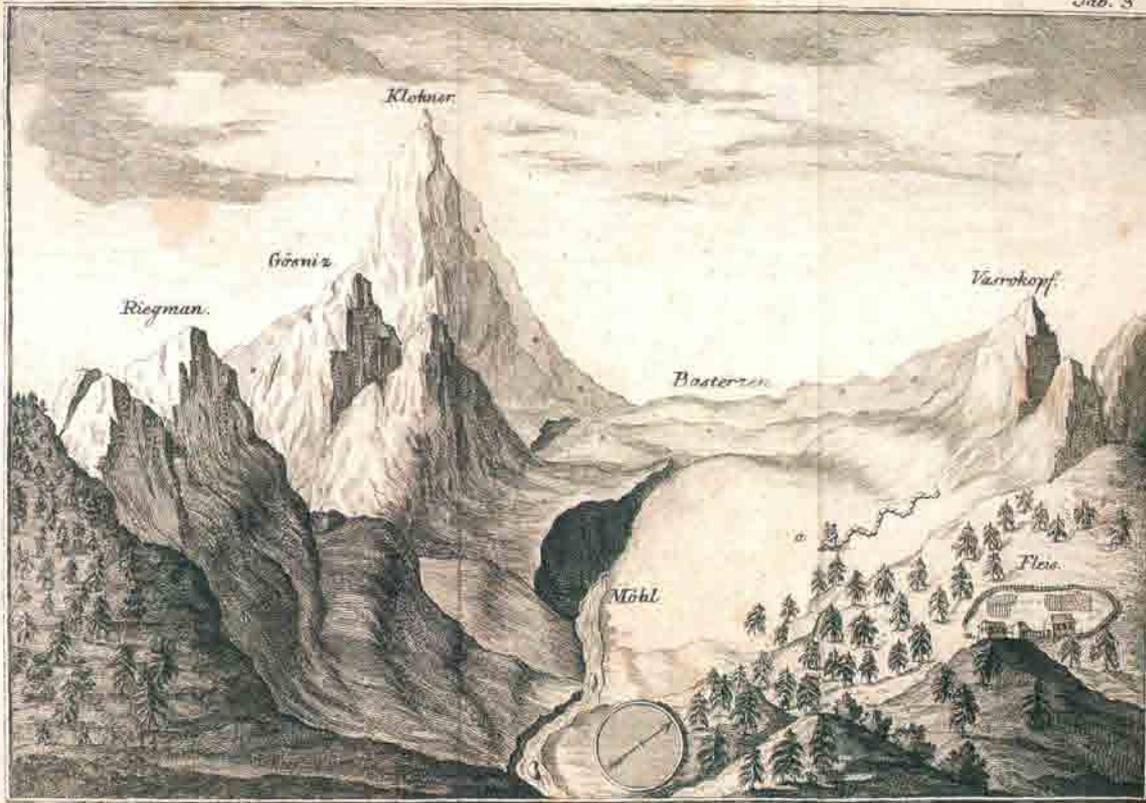
punkt seiner Theorie war das jüngere Alter der magmatischen Tiefengesteine (Granite) gegenüber den umliegenden Gesteinen. Durch den Druck des vertikal aufdringenden Magmas kam es nach Buchs Theorie zur Hebung des Gebirges, zur Faltung und zum Zerbrechen der umgebenden Gesteine. Leopold von Buch, der 1824 eine regional-tektonische Gliederung von Europa vorlegte, zählt zu den großen Pionieren der damals noch jungen Wissenschaft.

## Horizontale Kräfte

Der nächste große Fortschritt war die Entdeckung der horizontalen Komponente im Spiel der Kräfte durch Albert Heim und Eduard Suess in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine Schlüsselstelle in der Alpengeologie waren nun die Glarner Alpen. Dem 1823 verstorbenen, im Linth-Tal beschäftigten Ingenieur Hans Conrad Escher war aufgefallen, daß dort eine „Grauwackenformation“ auf mesozoischen Gesteinsserien liegt, also älteres über jüngerem Material. Darob entspann sich eine heftige Auseinandersetzung mit Leopold von Buch, der meinte, daß Älteres nie auf Jüngerem liegen dürfe. Arnold Escher von der Linth (1807—1872), der Sohn des Ingenieurs, griff die Gedanken des Vaters auf und benutzte als erster den Ausdruck „Decke“ als Beschreibung für dieses Phänomen, ohne allerdings daraus die notwendigen Konsequenzen für den Alpenbau abzuleiten. Später mißdeutete er diese Überschiebung als Doppelschlinge, wobei sowohl von Norden als auch von Süden her Überschiebungen stattgefunden haben sollten. Trotz der Fehldeutung der Glarner Doppelfalte, bei der es sich eindeutig um eine Überschiebung handelt, erkannte Escher von der Linth, daß die Alpen kein „Urgebirge“ aus Urgestein, sondern jünger sind, zumal auch jüngere, fossilführende Schichten gehoben und gefaltet wurden. Er deutete die Genese der Alpen durch Zerknitterung der Erdrinde „wie ein zuerst flach lagerndes, dann zusammengeschobenes Tuch“.

## Die Kontraktionstheorie

Einen weiteren Markstein in der Geschichte der Alpenforschung stellte das Buch *Die Entstehung der Alpen* von Eduard Suess (1831—1914) dar. Darin heißt es: „Der Zusammenbruch des Erdballs ist es, dem wir bewohnen [...] Faltung und Schieferung lassen sich nur durch horizontalen Druck erklären.“ Als Motor nahm er die durch Abkühlung des Erdballs verursachte Kontraktion der Erdrinde an. Er postulierte einen einseitigen Druck für die Entstehung der Alpen (=asymmetrischer Bau). Demnach seien die Ostalpen gegen Norden und die Westalpen nach Nordwesten bzw. Westen gefaltet worden. Auf dem 9. Internationalen Geologenkongreß, der 1903 in Wien stattfand, erlangte die *Deckentheorie* die gebührende Anerkennung.



Es war ein Franzose, Pierre Termier, der, ausgehend von Geländebeobachtungen im Zuge seiner Reise zum Wiener Geologenkongreß, den Deckenbau für die Ostalpen postulierte. Ihm waren die Gesteine der Westalpen wohl vertraut, und er fand nun vergleichbare Gesteinsserien in Teilen der Ostalpen wieder, was letztlich zur Entdeckung des „Tauernfensters“ führte, wo ostalpine Einheiten tieferliegende Gesteine der penninischen Einheiten umrahmen. Später wurden die Ideen Termiers auch von österreichischen Geologen zur Kenntnis genommen, die den nordgerichteten „Fernschub“ von etwa 150 Kilometern der beinahe 500 Kilometer breiten Kalkalpenfront, die zu den ostalpinen Einheiten gehört, über die Gesteine der penninischen Serien anerkannten.

Bei der Frage nach dem Antrieb für die Gebirgsentstehung war die Kontraktionstheorie weiterhin die von den meisten Forschern bevorzugte Theorie. Als Antwort auf diese Lehrmeinung und als Gegenreaktion zum sogenannten Nappismus, der Deckenlehre zum Selbstzweck, folgte bereits im Jahre 1906 die *Gleit- und Unterströmungstheorie* des Tirolers Otto Ampferer (1875–1947), die 1911 von ihm zusammen mit Wilhelm Hammer (1875–1942) um die *Verschluckungstheorie* erweitert wurde. Heute muß man beide als Wegbereiter der modernen geodynamischen Konzepte der Plattentektonik betrachten.

Worum ging es hierbei? Ampferer folgerte, von der Kontraktionstheorie ausgehend, daß es auf der ganzen Erde gleichmäßige Runzeln und Falten, sprich Gebirge, geben müßte. Da dem nicht so ist, schloß er die Kontraktion als Erklärung für die Auffaltung der Alpen aus. Er postulierte

thermische Tiefenströmungen, von denen die dünne und starre Erdhaut erfaßt worden sei. Die Faltegebirge seien demnach durch Gleitung und Unterströmung entstanden. Daher gab es in seinem Sinn keine Überfaltungdecken, sondern nur flache Schub- und Gleitmassen. Der bei der Gebirgsbildung entstehende Massenüberschuß wird durch das Einsaugen tieferer Zonen erdeinwärts kompensiert.

Diesem Konzept, das also ohne Fernschub von Decken auskommt, standen die Anhänger der Deckenlehre verständnislos gegenüber. Allen voran Leopold Kober (1883–1970), dem Verfechter der Deckentheorie, dem großen „Erben“ von Eduard Suess. Er glaubte nach wie vor an die Kontraktion als gebirgsbildenden Mechanismus und sah die Erde als ständig schrumpfende Masse an. Mit dieser Entwicklung gehe, so Kober, eine steigende Zunahme der Erddichte einher. 1937 wies Hans Stille (1876–1966) allerdings darauf hin, daß im mittelozeanischen Rücken des Atlantik (zum Beispiel Island) Dehnungsprozesse vorherrschen.

### Kontinentalverschiebung: Die Leistung Alfred Wegeners

Waren bei Gebirgsbildungstheorien bislang immer Geologen tonangebend gewesen, so griff 1911 ein gewissermaßen Fachfremder, der Meteorologe und Astronom Alfred Wegener, in die Debatte ein. Mit dem Artikel *Die Entstehung der Kontinente* in Band III, Heft 4 der *Geologischen Rundschau* sollte der damals 31jährige Geologie-

Unten: Otto Ampferer. Frontispiz des Bandes *Bergtage*, der seine alpinistischen Aufsätze gesammelt enthält.

geschichte schreiben.

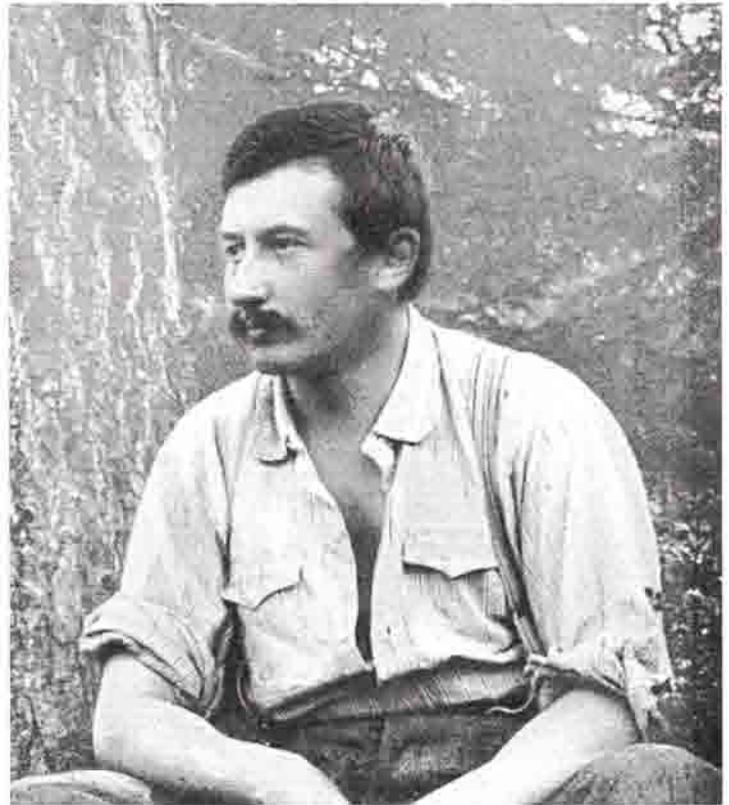
Sein Vortrag, der den Titel *Die Herausformung der Grossformen der Erdrinde (Kontinente und Ozeane) auf geophysikalischer Grundlage* trug, wurde am 6. Jänner 1912 vor der Hauptversammlung der Geologischen Vereinigung in Frankfurt am Main gehalten. Er beginnt programmatisch: „Im folgenden soll ein Versuch unternommen werden, die Grossformen der Erdrinde, d.h. die Kontinentaltafeln und die ozeanischen Becken, durch ein einziges umfassendes Prinzip genetisch zu deuten, nämlich das der horizontalen Beweglichkeit der Kontinentalschollen. Überall, wo wir bisher alte Landverbindungen in die Tiefen des Weltmeeres versinken liessen, wollen wir jetzt ein Abspalten und Abtreiben der Kontinentalschollen annehmen [...]“ Alfred Wegeners Theorie der Kontinentalverschiebung wurde 1920 in Buchform publiziert; 1922 und 1929 folgten erweiterte Auflagen.

Die Kontinentalverschiebungstheorie basiert auf der Erkenntnis von Eduard Suess, daß die Erdkruste aus SIAL und SIMA aufgebaut ist. Demnach schwimmen die spezifisch leichteren Sllizium-ALuminium-betonten Gesteine (vorwiegend Granite) auf den schwereren Sllizium-Magnesium-betonten (vorwiegend Basalte). Der Geologe und Gesprächspartner von Wegener, Hans Cloos, faßte 1947 im *Gespräch mit der Erde* das Lob für Wegeners Leistung prägnant zusammen: „Sie stellt auf ein wissenschaftlich gediegenes Fundament einen leicht faßlichen, sensationell erregenden Gedankenbau. Sie löste die Festländer vom Erdkern und verwandelte sie in Eisberge aus Gneis auf einem Meer aus Basalt. Ließ sie schwimmen und driften, abreißen und anstoßen. Wo sie sich lösten, blieben Risse, Spalten, Gräben. Wo sie aufliefen, Faltengebirge.“ Die Kontinentform von Afrika und Südamerika, die wie zwei Puzzleteile zusammenpassen, war eines der augenscheinlich überzeugendsten Argumente für Wegeners Theorie.

Nicht nur Stille und Kober lehnten Wegeners Theorie ab, sondern die ganze geologische Fachwelt. Das lag an der überraschenden Neuheit seiner These ebenso wie daran, daß er aus einem anderen Fachgebiet kam. Lediglich ein Franzose, Emile Argand (1879–1940), wendete 1916 diese Theorie in der Schweiz an und dehnte sie anschließend auf den eurasiatischen Raum aus.

## Otto Ampferer, ein bahnbrechender Geist

Unter den Gegnern von Wegeners Auffassung befanden sich auch die Geologen Franz Heritsch und Robert Schwiner, ersterer ebenso wie Wegener Ordinarius für Geologie und Paläontologie in Graz. Im Mai 1925 hielt Wegener in Graz seine Antrittsvorlesung zum Thema *Die Theorie der Kontinentalverschiebung und ihre Bedeutung für die systema-*



*tischen und exakten Naturwissenschaften*; beinahe zeitgleich sprach der Tiroler Otto Ampferer in Wien *Zu Wegeners Hypothese der Kontinentalverschiebung*. In diesem Vortrag begründete Ampferer seine Vorstellung einer Verknüpfung der Kontinentalverschiebungstheorie mit der Unterströmungstheorie. Im Gegensatz zu Wegener, der den Antrieb der Kontinente zunächst in äußeren Kräften (zum Beispiel Polflucht — demnach verschieben sich bei einer drehenden Kugel die Kontinente zum Äquator) suchte, sah Ampferer Unterströmungen — heute würden wir thermisch bedingte Konvektionsströme im zähplastischen oberen Erdmantel dazu sagen — als „Ursache für die immer weitergehende Zerreißung der großen Kontinentalmasse in kleinere Stücke und für die Auseinanderzerrung dieser Trümmer.“ Wegener, Physiker und Astronom, scheute sich, die Theorien Ampferers in sein geologisches Weltbild einzubauen. Der „Zähigkeitskoeffizient des Erdinneren“ war es, der ihn davor abhielt: „Wir wissen noch gar nichts über ihn.“

Beide Wissenschaftler wurden am 28. Mai 1925 zu korrespondierenden Mitgliedern der österreichischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

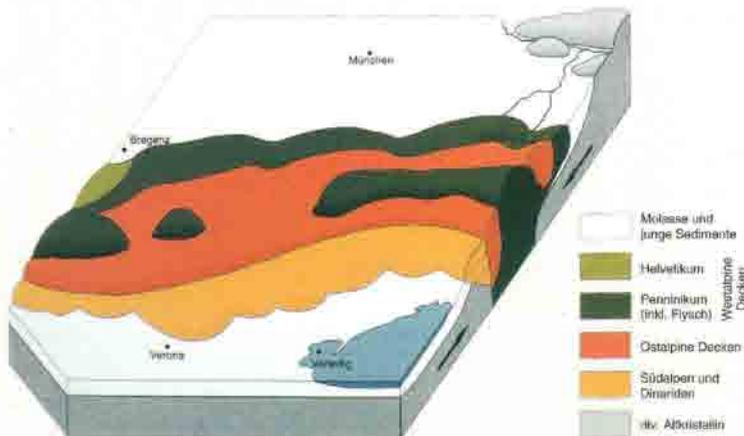
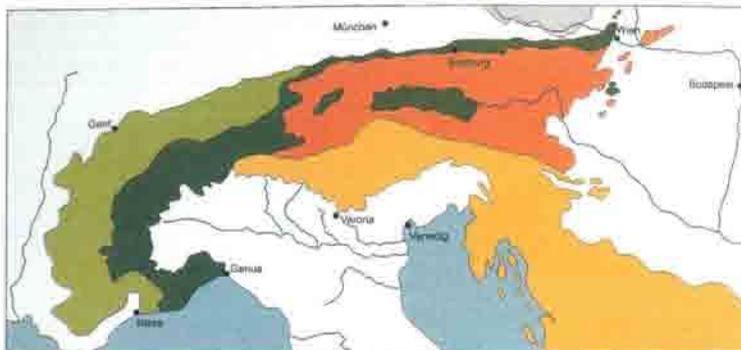
Heute ist Alfred Wegeners Kontinentalverschiebungstheorie zum Gemeinplatz geworden und steht in jedem Schulbuch nachzulesen; zu seinen Lebzeiten fand sie zwar Beachtung, aber keine Anerkennung. Otto Ampferer, der auf Wegener aufbaute, gilt als Wegbereiter der modernen Plattentektonik; sein Schicksal teilt er mit vielen anderen (österreichischen) Gelehrten: kaum einer kennt ihn. Nicht viel anders als Ampferer ging es allerdings dem Amerikaner Frank Bursley Taylor. Er entwickelte unabhängig von Wegener ähnliche Gedanken, publizierte sie sogar etwas früher (Wegener kannte diese Arbeit nicht) und blieb ebenso verkannt.

**Geologische  
Übersichtskarte der  
Alpen nach Höck,  
Köller und Seemann  
(1994).**

**Plattentektonik als Quintessenz**

Die heute allgemein anerkannte Theorie der Gebirgsbildung baut auf den Erkenntnissen von Ampferer, Taylor und Wegener auf, die sich in den sechziger Jahren nach und nach zur Theorie der Plattentektonik und des *sea-floor spreadings* entwickelte. Der eigentliche Vater dieser Theorie ist der Ozeanograph und Geologe Henry Hess von der Princeton University, der das Konzept des *sea-floor spreadings* (Ozeanbodenspreizung oder -dehnung) 1960 vorerst als „Geopoesie“ bezeichnete. Dieses Konzept besagt, daß an den Mittelozeanischen Rücken Platten auseinanderdriften. Andererseits können Platten auch aneinander vorbeidriften oder zusammentreffen, wobei in Abhängigkeit vom Typ der Platten (ozeanisch oder kontinental) das Produkt durchaus verschieden sein kann, wobei meist eine Platte unter die andere tauchen kann (*Subduktion*). Treffen zwei kontinentale Platten aufeinander, deren spezifisches Gewicht annähernd gleich groß ist, so daß keine Platte unter die andere untertaucht, so entstehen Kettengebirge wie zum Beispiel die Alpen oder der Himalaya. Erst in den siebziger Jahren fand das Konzept auch in den Alpen breite Anwendung.

Hier sei noch einmal auf Otto Ampferer verwiesen, der schon 1941 die Hess'sche Theorie vorwegnahm und den Mittelatlantischen Rücken durch „eine aufsteigende Unterströmung und Abschub der Teile nach beiden Seiten“ erklärte — nicht wesentlich anders, als es heute in den Lehrbüchern steht: „Im Sinne der Plattentektonik liegt der Ablagerungsraum der Alpen zwischen zwei großen Platten — der europäischen im Norden, beziehungsweise im Westen und der afrikanischen Platte im Süden beziehungsweise im Osten. Dazwischen erstreckt sich vom Atlantik ausgehend ein schmaler — der penninische — Ozean. Die Schließung dieses Ozeanbeckens im Zuge der Subduktion führt nach Verschwinden des Ozeans zur Kollision des europäischen Kontinents mit dem afrikanischen Kontinent. Der Kollisionsprozeß wiederum führt zur Abspaltung relativ dünner Krustensedimente und zur Stapelung der Krustenabschnitte in Form von Decken. Der Deckenbau verdickt die kontinentale Kruste ganz beträchtlich, sodaß zwischen ihr und der schwereren Umgebung (oberer Erdmantel) ein Ungleichgewicht entsteht wie beim Eintauchen eines relativ leichten Eisberges



in das geringfügig schwerere Wasser. Als Folge dieses Ungleichgewichtes beginnt die verdickte Kruste — dem Eisberg ähnlich — langsam aufzutauchen und das Hochgebirge zu formen, das wir heute in den Alpen vor uns sehen.“

**Literatur**

V. Höck / F. Köller / R. Seemann, Geologischer Werdegang der Hohen Tauern vom Ozean zum Hochgebirge. In: *Hohe Tauern Mineral und Erz*. Katalog Naturhistorisches Museum, Wien 1994.  
 H. W. Flügel, Wegener — Ampferer — Schwinner. Ein Beitrag zur Geschichte der Geologie in Österreich. *Mitt. österr. Geol. Ges.*, 1980. 73. 237—254, 1 Abb.  
 K. Krainer, Die Geologie der Hohen Tauern. *Wissenschaftl. Schriften, Carinthia*, 1994. 182 Abb., 59 S.  
 A. Miyashiro / K. Aki / C. Sengör, Orogenese. Grundzüge der Gebirgsbildung. Deuticke, Wien 1985. 236 S. zahlr. Abb.  
 G. T. Wilhelm, Unterhaltungen aus der Naturgeschichte des Mineralreichs. Band II. Wien 1828. 948 S., 68 col. Taf.  
 A. Pilger, Die tektonische Erforschung der Alpen zwischen 1787 und 1915. *Clausthale Geologische Abhandlungen*, 1978. 32. 81 S., 48 Abb.  
 M. Schwarzbach, Alfred Wegener und die Drift der Kontinente. *Wissenschaftl. Verlagsgesellschaft, Stuttgart* 1980. Band 42. 160 S., 27 Abb.  
 E. Thenius, Otto Ampferer, Begründer der Theorie der Ozeanbodenspreizung. *Die Geowissenschaften*, 1988. 6. Jahrg. H. 4. 103—105, 4 Abb.  
 Otto Ampferer, *Bergtage. Gewalt und Glück der Höhen*. Bergverlag Rudolf Rother, München 1930.

Die Grafik auf Seite 121 entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung dem Band *Geologie Nationalpark Hohe Tauern* von Karl Krainer (1994).

## Die Entwicklung der Ostalpen — im geologischen Zeitraffer

Zur nebenstehenden sechsphasigen Graphik von Karl Krainer

Auch wenn erste Spuren der Alpen in Form von winzigen Mineralkörnchen oder Fossilresten hunderte Jahrtausende zurückreichen, so beginnt deren Geschichte im engeren Sinn in der Zeit des ausgehenden Erdaltertums (Paläozoikum) vor etwa 270 Millionen Jahren. Im Erdmittelalter, dem Mesozoikum (Trias, Jura, Kreide), das vor 250 Millionen Jahren beginnt und bis zum Aussterben der Dinosaurier vor 65 Millionen Jahren reicht, findet die Entwicklung der Alpen erste Höhepunkte, setzt sich in der Erdneuzeit (Tertiär und Quartär) fort und dauert bis heute an. Unter Anwendung der Theorien der Plattentektonik zeigen die Alpen ein höchst mobiles Bild. Voraussetzung ist allerdings die Betrachtung im Zeitraffer:

1) Im ausklingenden Erdaltertum existierte im Gegensatz zu heute eine einzige riesige Landmasse, der Superkontinent „Pangäa“, als Folge paläozoischer Gebirgsbildungen. Im Untergrund kam es zur Krustendehnung und somit zur Ausdünnung, damit verbunden war die Intrusion von Gesteinsschmelzen. Von Osten, von Asien bis in die östlichen Mittelmeerländer, reichte die Tethys als flaches Meer bis in unsere Breiten, die damals innerhalb des tropischen Klimagürtels der Erde lagen. Hohe Verdunstungsraten führten zum Ansteigen der Salzkonzentration in diesen seichten Meeresarmen und schließlich mancherorts zur Ausfällung von Salz und Gips (Haselgebirge), wie sie heute im Salzkammergut abgebaut werden.

2) Die Tethys erweiterte sich während der Trias schrittweise weiter nach Westen bis Gibraltar, indem — bedingt durch anhaltende Krustendehnung — immer wieder Teile des Festlandes an Brüchen unter den Meeresspiegel absanken. So kam es bald zu einem Nebeneinander von flachen Meeresteilen mit Lagunen und Riffen (Dachstein, Hochkönig) und tieferen Meeresbereichen, wo auf Tiefseeschwellen rote Kalke abgelagert wurden.

3) Im mittleren Jura begann Pangäa auseinanderzubrechen, was sich schon in der ganzen Triaszeit schrittweise abgezeichnet hatte. Der in der Trias immer dünner gewordene Schelfmeeresbereich des sogenannten Ostalpins bekam einen Riß (Penninischer Ozean). Global gesehen geht dies mit der Entstehung des Atlantiks einher, die zeitgleich im Westen stattfand. Der Penninische Ozean als zweiter Meeresbereich nördlich des ostalpinen Ablagerungsbereiches vollzog nun endgültig die durch den Vorstoß der Tethys vorbereitete tiefgreifende Trennung von Pangäa in Europa mit dem Kontinentalschelf des Helvetikums im Norden und Afrika im Süden. Mit der Entstehung des Penninischen Ozeans waren die drei wesentlichen Bauelemente der Ostalpen (von Norden nach Süden) angelegt: Helvetikum, Penninikum und Ostalpin. Heute finden wir „penninische“ Ablagerungen

in den Schiefergesteinen der Hohen Tauern und der Schweiz wieder.

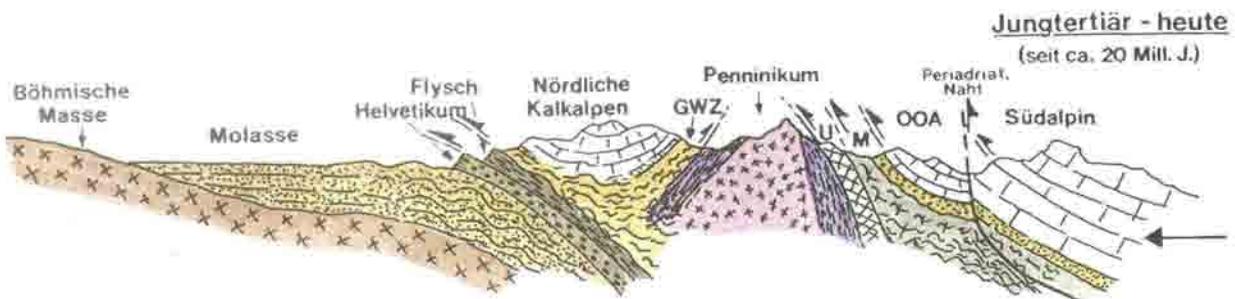
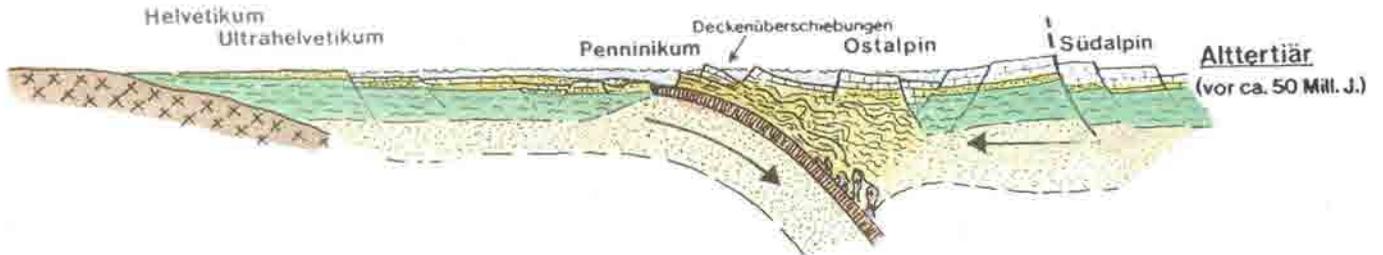
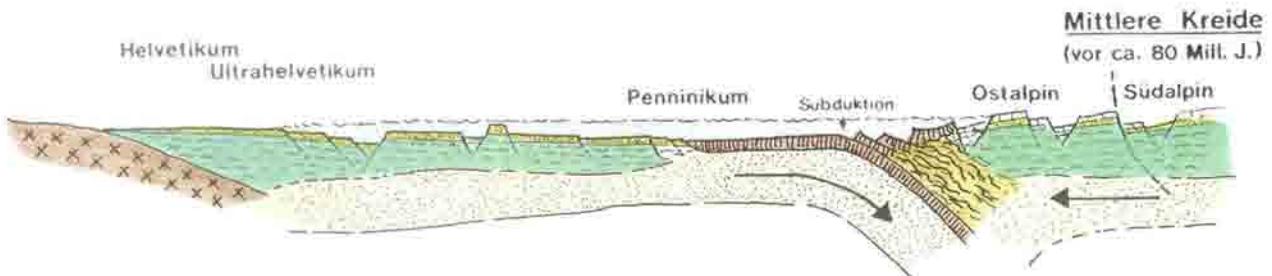
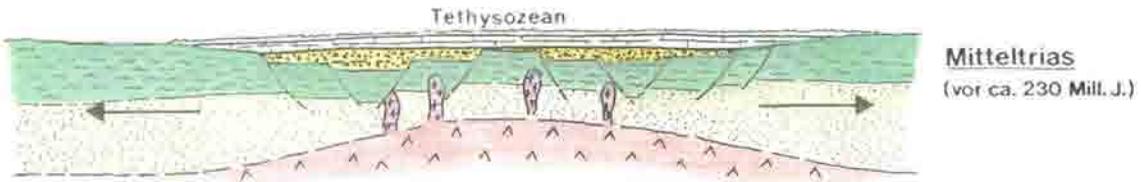
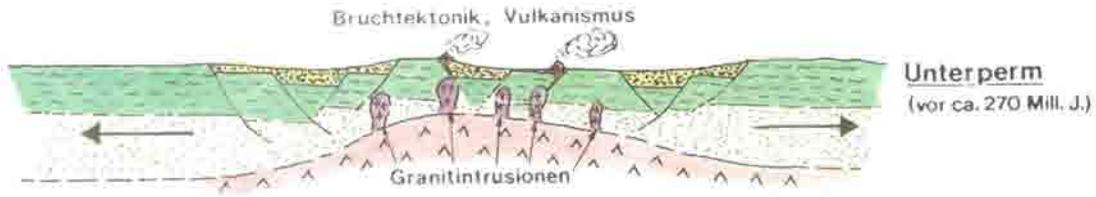
4) In der Unterkreide kam es zur Wende: Die bislang vorherrschende Dehnungstendenz, die schließlich zur Bildung eines penninischen Ozeans zwischen „Europa“ und „Afrika“ geführt hatte, wandelte sich in eine — bis heute andauernde — Einengungsphase um. Das Produkt dieses kontinuierlichen Zusammenrückens von „Europa“ und „Afrika“ sind die Alpen. Zu Beginn der Oberkreide ragten am Ende dieser krustenverdickenden Prozesse große Teile des Ostalpins als bergige Inselwelt aus dem Meer; dies ist ein Ergebnis der ersten, altalpidischen Gebirgsbildungsphase. Gegen Ende der Kreide ertranken die Kalkalpen jedoch wieder zur Gänze im Meer.

5) Letztlich wurde nicht nur das Penninikum von den Ostalpinen Einheiten überschoben, die Überschiebungsfrent rückte weiter gegen Norden vor und griff im Alttertiär auch auf den helvetischen Rand Europas über, sodaß der frühere Kontinentalrand Europas weit unter das ostalpine Deckenstockwerk geriet. Belegt wurde dies durch Bohrungen, die innerhalb der Kalkalpen noch jüngere Gesteine der Flyschzone, des Helvetikums und der Molassezone antrafen. Die Gesteine der Tauern (Penninikum) wurden von 15 bis 20 km dicken Gesteinsschichten überschoben, wobei es zur Neubildung einer Reihe von Mineralien („Tauernkristallisation“) bei Temperaturen zwischen 400 und 550°C kam. Der Höhepunkt dieses Geschehens war vor etwa 40—35 Millionen Jahren.

6) Die gewaltige Verdickung der leichteren kontinentalen Kruste in den schwereren oberen Erdmantel hatte zu einem Ungleichgewicht in der Massenverteilung geführt. Vor etwa 30 Millionen Jahren einsetzende Ausgleichsbewegungen verursachten eine allmähliche Aufwölbung der zentralen Alpenanteile, die mit der Zeit zum heutigen Hochgebirge führte. Zugleich fanden im Untergrund entstandene Gesteinsschmelzen Aufstiegswege entlang der „Periadriatischen Störungzone“, die Ost- und Südalpen trennt.

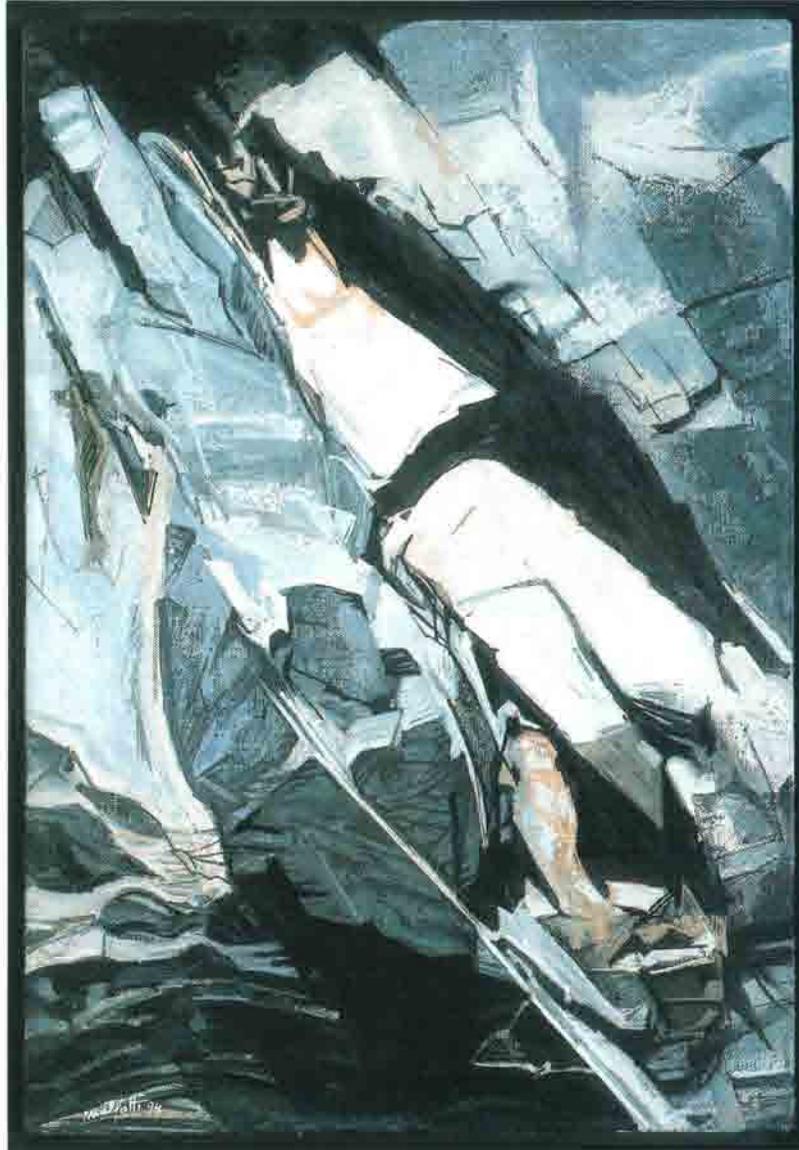
Im Norden der sich emporhebenden Alpenfront bildete sich ein neuer Meerestrog, der als Paratethys bezeichnet wird. In dieses Meer der Molassezone, das wiederholt im Einflußbereich der subtropischen Klimazone lag, wurden die Abtragungsprodukte der Alpen aus dem Süden und der Bömischen Masse (= Wald- und Mühlviertel) im Norden geschüttet.

Den letzten Schliff — im Wortsinn — erlebten die Alpen durch die Eiszeiten (Günz, Mindel, Riß, Würm), deren jüngste, das Würm-Glazial (110.000 bis 10.000 Jahre vor heute) die heutige Landschaft maßgeblich geformt hat. Am Höhepunkt dieser letzten Klimaverschlechterung, vor 18—22.000 Jahren, waren die großen alpinen Täler, wie das Inn- und Salzachtal, mit mehr als 1000 m mächtigen Eisströmen erfüllt, deren Zungen weit in das bayerische Alpenvorland sowie in das südwestliche Innviertel vorstießen.



# Literatur, Film und bildende Kunst

*A. Alvarez  
Laura Doermer  
Martin Brucke  
Stefan König  
Nino Malfatti*



Die Bilder auf den folgenden Seiten stammen von dem in Innsbruck geborenen, in Berlin lebenden Maler Nino Malfatti.  
Schnalser Fels / Präkambrisches Pärchen. 59 x 41 cm,  
Öl auf Leinwand, 1994.

# «Das ist mein Lieblingsleben»

Über den englischen Extremkletterer Mo Anthoine

A. Alvarez

*Klettern ist, besonders in den großen Gebirgen, anstrengend, unbequem und manchmal gefährlich. Warum tut man es dann? George Mallory verstand das Problem nicht ganz, als er antwortete: „Weil man es tun kann.“ Die Herausforderung, einen Berg zu besteigen, ist nur eine der vielen Erklärungen für diese merkwürdige und süchtig machende Tätigkeit. Eine weitere ist das Bedürfnis, der Ratte Futter zu geben, wie es Mo Anthoine ausdrückt, also hinauszugehen, sich selbst auf die Probe zu stellen, den Körper auszupeinern und auch in erster Linie Spaß zu haben.*

*Seit fast dreißig Jahren klettert Mo Anthoine auf der ganzen Erde — von Großbritannien und den Alpen bis zum Himalaya und dem Karakorum, Neuseeland und Alaska, den Anden, Patagonien und dem südamerikanischen Dschungel. Auch wenn sein Name Außenseitern fast unbekannt ist, ist er doch in der Kletterwelt berühmt, und das sowohl wegen seines Talents als Bergsteiger als auch wegen seiner anarchistischen Einstellung zu diesem Sport. Eigentlich behauptet Mo ja hartnäckig, daß Klettern überhaupt kein Sport ist; es ist eine Freizeitbeschäftigung, wo man seine eigenen Regeln macht. Das Wichtigste ist nicht, den Gipfel zu erreichen, sondern vergnügliche Stunden mit seinen Freunden zu verbringen. Auf einem Gebiet, wo immer mehr die Profis das Sagen haben, die das Haus nicht verlassen, ehe sie nicht eine Vortragsreise vereinbart und sich die Fernseh-, Zeitungs- und Buchrechte gesichert haben, bleibt Mo ein Amateur im wahrsten Sinne des Wortes: Er klettert aus Freude und finanziert seine Reisen durch eine gutgehende Bergsportartikelfirma. Manchmal verdient er sich ein Taschengeld als kletternder Kameramann für das Fernsehen oder als Sicherheitsfachmann, Stuntman und Double in Hollywoodfilmen. Doch das ist nur eine Ausrede, um wegzufahren und für sein Vergnügen auch noch bezahlt zu werden.*

*Al Alvarez kennt Mo seit 1964 und ist oft mit ihm geklettert. Wie Mo zieht es auch ihn zum „deep play“, wie das die Psychologen nennen — alle die Tätigkeiten, bei denen das, was man verlieren könnte, in keinem Verhältnis zum Gewinn zu stehen scheint. Alvarez' Buch Feeding the Rat (1989 erschienen), aus dem wir hier dem deutschsprachigen Leser einige Ausschnitte vorstellen, ist das lebendige und liebevolle Portrait eines lustigen, unabhängigen und sehr originellen Menschen,*

*der sein Leben der Befriedigung seiner eigenen, besonders anstrengenden Variante des Lustprinzips gewidmet hat.*

## In den Dolomiten

Als er wieder nach England zurückkam, entschloß sich Mo, Lehrer zu werden, da er in diesem Beruf genügend Freizeit haben würde, um klettern zu gehen. Er absolvierte eine Probezeit und unterrichtete Turnen und Mathematik, um zu sehen, wie ihm die Arbeit gefiel, und studierte dann ab Herbst 1964 drei Jahre am Coventry College of Education. Ich traf ihn das erste Mal im August dieses Jahres in den Dolomiten, in einer schäbigen, kleinen Hütte direkt unter der Südwand der Drei Zinnen. Wir waren dort unabhängig voneinander mit Partnern hingekommen, die beide nach einer kurzen Tour beschlossen, daß sie lieber in der Sonne vor der Hütte liegen und die anderen klettern lassen wollten. Mo war zehn Jahre jünger als ich und ein viel besserer Kletterer, also ergriff ich die Chance, von jemandem ein paar schwierige Routen hinaufgeführt zu werden. Und Mo schien es nichts auszumachen, welche Routen er kletterte, solange er überhaupt kletterte.

Klettern ist eine der reinsten, am wenigsten aufwendigen Sportarten, für die man nur sehr wenig Ausrüstung braucht: Ein Paar Bergschuhe, ein Seil, einen Steinschlaghelm und eine Kollektion von Bandschlingen und Karabinern, Haken, Steigleitern und Keilen — mit denen man sich im Fall eines Sturzes absichert. Die ganze Ausrüstung kostet relativ wenig, hält Jahre und kann leicht um den Hals oder um die Hüfte getragen werden. Im Gegensatz zu anderen Sportarten liegt daher der Fehler, falls etwas schief geht, bei einem selbst und nicht bei der Ausrüstung. Doch dann ist ja Klettern, nach Mo, überhaupt kein Sport. „Es ist eine Freizeitbeschäftigung“, sagt er. „Es hat mit Vergnügen zu tun. Während ein Sport schon laut Definition mit Wettkampf zu tun hat. Beim Klettern ist der einzige Wettkampf der mit dir selber“, also mit deinen widerstrebenden Muskeln, deinen Nerven und, wenn etwas schief geht, mit deinen charakterlichen Reserven. Es ist auch, auf gewisse Art und Weise, eine intellektuelle

Tätigkeit, allerdings mit einer wichtigen Einschränkung: Man muß mit seinem Körper denken. Jede Seillänge weist eine ganze Reihe von spezifischen, für sie typischen Problemen auf. Welche Griffe muß man benutzen und in welcher Reihenfolge, um sicher und mit dem geringsten Kraftaufwand hinaufzukommen? Jede Bewegung muß als eine Art Strategie des Körpers in Hinblick auf Kraftaufwand, Gleichgewicht und Folgen geprüft werden. Es ist so, als spiele man Schach mit dem Körper.

Es ist auch ein einsamer Zeitvertreib, aber doch einer, für den man aus Gründen der Sicherheit normalerweise jemand anderen braucht. (Einige der besten Kletterer klettern gern ganz allein — aber das ist eine risikoreiche Tätigkeit, die ich nie angestrebt habe, nicht einmal in meinen Sturm-und-Drang-Jahren.) Mit wem man klettert, macht fast ebenso viel aus als wie und wo man klettert, vor allem weil die andere Person die Kletterweise beeinflusst. Manche Kletterer sind so von ihrem Verlangen erfüllt, den Gipfel zu erreichen, daß ihnen alles und alle egal sind; wenn man mit ihnen klettert, so ist das so, als wäre man außen an einen Schnellzug angekettet — man erreicht sein Ziel, doch es gibt während der Reise nicht viel zu lachen, und man sieht nicht viel von der Landschaft. Andere sind sich ihrer Fähigkeiten so unsicher, daß es ihre einzige Freude zu sein scheint, wenn ihr Partner Probleme bei einem Schritt hat, den sie selbst leicht gefunden haben. Andere sind schlicht und einfach gemeingefährlich und gehen ständig über ihre Grenzen oder treffen ganz offensichtliche Sicherheitsvorkehrungen nicht. Kletterer, die das überleben und weiterhin klettern, wachsen normalerweise mit dem Älterwerden über diese Schwächen hinaus; doch bevor es so weit ist, kann das Leben am Seil mit ihnen unangenehm, brutal und kurz sein.

Als Mo zwischen zwanzig und dreißig war, hatte er den Ruf, ein ganz Wilder zu sein. „Meine Mutter ist an Leberzirrhose gestorben und hat nie einen Tropfen getrunken, also habe ich mein bestes getan, um den Ausgleich wieder herzustellen!“ Doch es war nichts Wildes in der Art, wie er kletterte. Unsere erste Tour ging auf den Spigolo Giallo, eine der schönsten Kletterpartien in den Dolomiten. Sie führt gerade hinauf über die nach Süden ausgerichtete Gelbe Kante der Kleinen Zinne, ist etwa 300 Meter hoch und fast durchwegs vollkommen senkrecht. Mo führte und blieb immer wieder stehen und rief hinunter: „Das ist erste Klasse!“ oder „Das wird dir gefallen!“ Das bedeutete immer, daß er gerade eine schwierige Stelle überwunden hatte, aber er kam so stetig voran, daß die Schwierigkeiten, sobald ich sie erreichte, Teil des Vergnügens wurden; und ich stellte fest, daß ich besser kletterte als sonst. Die letzte Seillänge war leicht und spektakulär — mit großen Griffen und Tritten auf einer senkrechten Wand mit nichts als Luft und den dahinflitzenden Schwalben zwischen meinen Füßen und dem

Geröllfeld weit unter mir. Als ich mich auf den Gipfel hinaufzog, lehnte Mo an einem Felsblock und genoß ohne Hemd und mit einer Zigarette im Mund die Nachmittagssonne. „Glück ist ein VS (very severe) in den Himmel.“ „Ein VS in den Himmel“ ist eine Beschreibung wie jede andere für das Gefühl von Freiheit und Leichtigkeit, sowohl in geistiger als auch in körperlicher Hinsicht, das sich einstellt, wenn in einer schwierigen, aber nicht zu schwierigen Wand alles so läuft, wie es sollte — wenn die Spannung nachläßt, dann scheint die Bewegung mühelos; jedes Risiko scheint unter Kontrolle, und die innere Stille in einem ist so wie die der Berge selbst.

Ein paar Tage später gingen wir auf die andere, schwierigere Seite der Großen Zinne, um die klassische Comici-route in der Nordwand zu versuchen. Sie ist fast doppelt so lang wie die Gelbe Kante, technisch schwieriger und sehr viel steiler. Die ersten 250 Meter sind immer noch außen geneigt — ein Stein, der vom oberen Ende dieses Überhangs hinuntergeworfen wird, würde auf das Geröll am Fuß zehn Meter vom Wandfuß entfernt aufschlagen — und der obere Teil sieht aus wie ein riesiges, offenes Buch aus Stein: ein 300 Meter langer, vertikaler Riß in einer Verschneidung. Am Abend davor hatte Mo — mit meiner Hilfe — „den Ausgleich hergestellt“, also schleifen wir zu lange, brachen spät auf, wurden von zwei langsamen Sellschaften vor uns aufgehalten und gerieten dann in einen Schneesturm, als wir 200 Meter hoch in den Überhängen waren und nicht mehr umkehren konnten. Wir verbrachten die Nacht angesellt auf einem kleinen Felsvorsprung, der kaum einen Meter lang und nur 45 Zentimeter breit war, 150 Meter vom Gipfel entfernt. Da es August war, wir uns in Italien befanden und die vorhergehende Tour leicht gewesen war, kletterten wir nur mit dem Notwendigsten, das heißt wir hatten weder Proviant noch zusätzliche Kleidung mit. Ein Wasserfall aus schmelzendem Schnee ergoß sich durch den langen Riß im Schlußstück, und obwohl der Vorsprung von einem Überhang geschützt war, waren wir bis auf die Haut naß, als wir Halt machten. Wir zogen unsere Hemden aus, wrangen sie aus, zogen sie wieder an und richteten uns für eine lange Nacht ein, während sich die blauschwarzen Wolken verzogen, die Sterne herauskamen und die Luft eiskalt wurde. Es war wichtig, nicht einzuschlafen, weil der Schlaf die Körpertemperatur senkt, also redeten wir, sangen und rezitierten abwechselnd Limericks. Trotzdem dösten wir immer wieder ein, schreckten wieder auf, um mit unserem Singsang weiterzumachen, hörten, wie unsere Stimmen brüchiger und dreister wurden in der alles verschlingenden Dunkelheit. Um drei Uhr herum wachten wir wieder auf und stellten fest, daß etwas anders war als zuvor. Der Mond war untergegangen, das Tal unten ein See aus schwarzer Tinte, und die Gipfel in der Ferne hoben sich blauschwarz vom Sternenhimmel ab. Doch nicht nur die Dunkelheit war anders;

die Stille war jetzt ebenfalls größer, sie war undurchdringlich geworden. Wir kuschelten uns zusammen und versuchten herauszufinden, was passiert war.

Dann sagte Mo: „Der Wasserfall ist gefroren.“

In diesem Moment dachte ich, daß es vorbei war mit unserem Glück und wir auch bald gefroren sein würden. Ich sagte das damals nicht, aber als ich das Mo gegenüber Monate später erwähnte, war er erstaunt. „Es war ein bißchen frisch“, sagte er, „aber es wäre mir nie eingefallen, daß wir in wirklichen Schwierigkeiten seien.“ Seine Haltung war: Es geht uns im Moment gut, also sollten wir besser tun, was wir können, damit das so bleibt. Wir trommelten mit Fäusten auf einander ein, um unseren Kreislauf wieder in Schwung zu bringen, hauchten uns in die Hände und rauchten ununterbrochen — einerseits um das Hungergefühl zu bekämpfen und andererseits, weil es tröstlich war. (Es ist erstaunlich, wie warm Tabak sein kann, wenn man friert.) Dennoch dämmerte es noch lange nicht. Zuerst erschien ein schwacher, blasser Streifen, der eine Wolke hätte sein können, am Rande der Felswand, die uns den Blick versperrte, dann ging die Schwärze unendlich langsam in Grau über. Die letzten 150 Meter bis zum Gipfel waren unverhältnismäßig schwer. Einige Stellen, wo Griffe hätten sein sollen, waren vereist, und wir hatten beide Erfrierungen — Mo an den Füßen, ich an den Fingern.

Das klingt dramatisch — eine Nacht im kahlen Fels, ein gefrorener Wasserfall, Erfrierungen. Eigentlich war es überhaupt nicht so, vor allem weil Mo anzunehmen schien, daß das, was uns passierte, völlig normal sei. Er war fröhlich und unbekümmert und warf mir immer wieder einen Einzeiler zu. Von ihm angestachelt vertrieb ich uns eine halbe Stunde, indem ich die gesamte Fassung von *The Ballad of Eskimo Nell* mit Varianten aufsagte. Als ich mich über die geringe Größe des Felsvorsprungs, an dem wir hingen, beschwerte — jeder saß mit einer Hinterbacke darauf und hing mit der anderen in der Luft — sagte Mo nur: „Du kannst nicht alles haben.“ Es war die kälteste Nacht, die ich je durchsitzen mußte, und eine der unbequemsten, doch sie war keineswegs die trübseligste.

Klettern ist ein ausgezeichnetes Beispiel für das sogenannte „deep play“. Der Ausdruck stammt von Jeremy Bentham, und als Vater des Utilitarismus lehnte er diese Vorstellung vollkommen ab. Im „deep play“ ist der Einsatz nach Ansicht Benthams so hoch, daß es irrational ist, sich überhaupt darauf einzulassen, da der marginale Nutzen dessen, was zu gewinnen ist, in keinem Verhältnis zu dem steht, was man verlieren könnte. In unserem Fall war der Gewinn die zweifelhafte Befriedigung, eine schwierige Route unter schwierigen Verhältnissen geklettert zu haben; was wir verlieren hätten können, waren unsere Zehen, unsere Finger und sogar unser Leben.

Doch wie „tief“ das „Spiel“ auch gewesen sein mag, es war immer noch ein Spiel, und das ist meine Hauptidee

daran. Ich erinnere mich an die lakonischen Einzeiler und die Limericks, den schon komisch schmalen, mit Ausrüstung behängten Felsvorsprung, die fernen Gipfel im Mondlicht, den wunderbaren Geschmack des Pfeifentabaks und die kleinen Seen aus Wärme und Licht, die wir jedes Mal schufen, wenn wir ein Streichholz anzündeten. Doch meine genaueste Erinnerung ist ein Augenblick am Morgen, und der hat überhaupt nichts mit Erfrieren zu tun. In jenen Tagen verwendete man als Klemmkeile Muttern, die man nicht kaufen konnte, sondern finden mußte — Autowracks waren die beste Quelle — die man herausdrehen und selbst an die Schlingen hängen mußte. Mo ließ eine in der letzten Seillänge so tief in einem Riß, daß ich mit meinen geschwollenen, erfrorenen Fingern sie mit keiner Anstrengung mehr herausbekam.

„Ich bekomme sie nicht mehr heraus“, rief ich und kletterte den Riß entlang weiter.

„Oh“, sagte Mo, und seine Stimme war so kleinlaut und deprimiert, daß ich aufsaß. Er schaute zu mir herunter, und zum ersten Mal, seit wir unterwegs waren, war sein Gesichtsausdruck sorgenvoll.

„Das ist meine Lieblingmutter“, sagte er.

Gut, dachte ich, mein Leben ist auch mein Lieblingsleben. Ich bin Mo etwas schuldig. Also kletterte ich zurück und stocherte zwanzig Minuten lang mit einem Hammer im Riß herum, bis die Mutter herauskam. Da er die ganze Strecke geführt hatte, schien mir das das mindeste, was ich tun konnte.

Als wir den Gipfel erreichten, legten wir uns eine Weile in die Sonne und sahen zu, wie unsere Kleider dampften. Ich fühlte mich mehr als nur erschöpft und etwas benommen — ich vermute, überrascht, daß ich noch lebte. Als wir uns aufmachten, die leichte Südseite des Berges hinunterzugehen, sagte Mo: „O.K. Wir haben erst den halben Weg.“

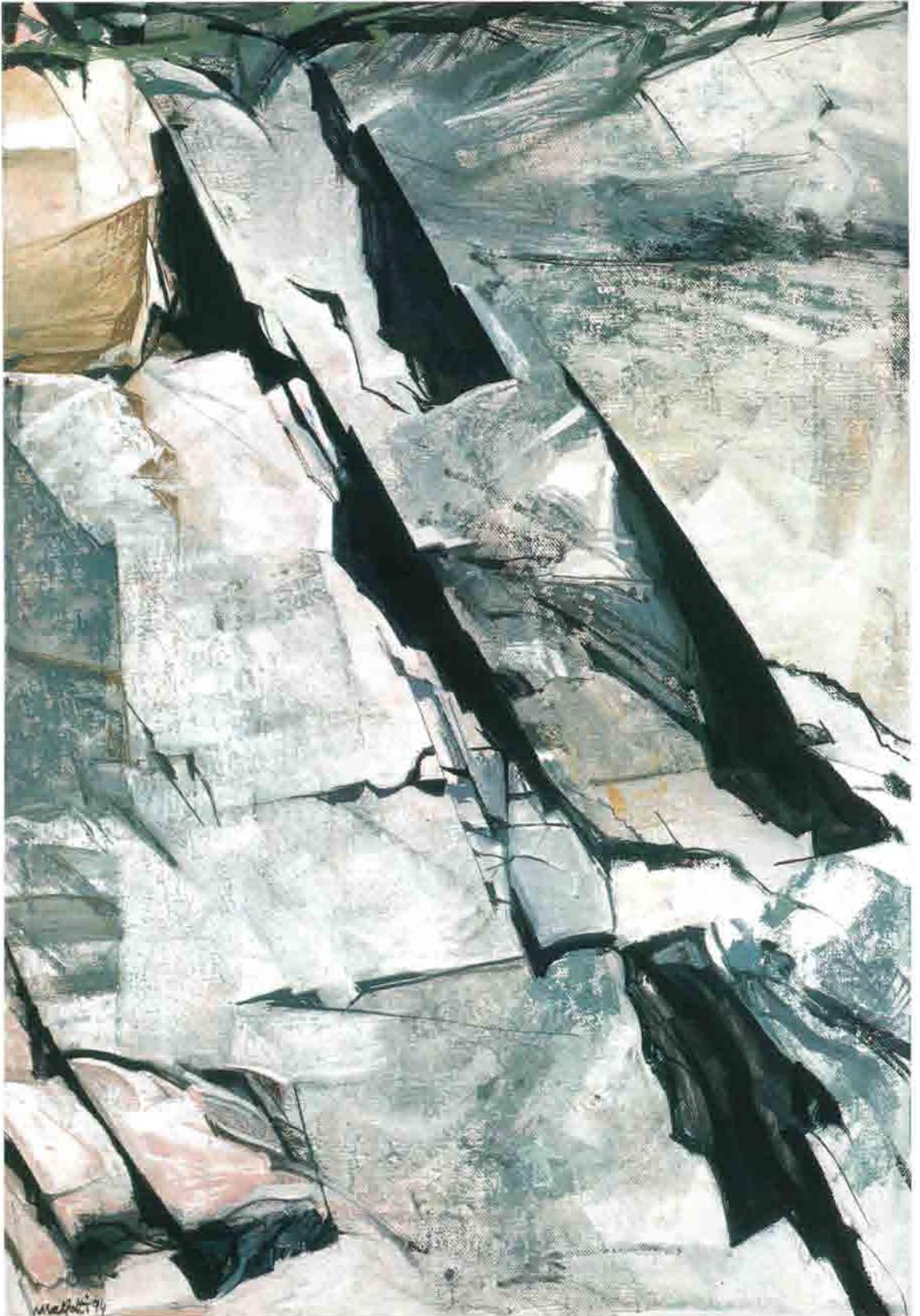
„Wie bitte?“

„Das ist der Zeitpunkt, zu dem Unfälle passieren“, sagte er. „Wenn du oben bist und anfängst, dich zu entspannen.“

Es war seltsam, wie vollkommen sich unsere Rollen umgekehrt hatten. Ich war der Mittdreißiger, und er sollte eigentlich der Wilde sein. Doch in den Bergen kam seine Wildheit ganz offensichtlich nicht zur Anwendung.

## Tyn-y-Ffynnon

Es war 1970, und zum damaligen Zeitpunkt hatte sich Mos Ruf als Wilder oder gar als schrulliger Typ ziemlich verändert. Er hatte acht Sommer in den Alpen mit zunehmend eindrucksvollen Routen hinter sich; er hatte einen dreijährigen Collegelehrgang und ein Jahr Praxis absolviert und so ein Diplom als Lehrer erworben; und seit zwei Jahren war er Geschäftspartner von Joe Brown. Brown hatte 1968 vorgeschlagen, daß sie sich zusammen-



tun und Steinschlaghelme produzieren sollten, und dieses Angebot kam ziemlich zum gleichen Zeitpunkt, als Mo eine ganz offensichtlich ideale Stelle angeboten wurde als Chefinstruktor in einem Freizeitzentrum in Wales. Doch als die Wahl zwischen einer fixen Stelle — mit bezahltem Urlaub und einer Pension am Ende des langen Tunnels — und dem Privatunternehmertum zusammen mit einem Kollegen zu treffen war, war alles völlig klar: „Ich dachte, es ist riskanter, aber es klingt so, als würde es mehr Spaß machen.“

Zu dieser Zeit war Mo bereits zum zweiten Mal verheiratet. Seine erste Ehe, die er im Februar 1964 geschlossen hatte, hatte nur zehn Monate gedauert. Die zweite mit Jackie, die er kennenlernte, als sie beide am Coventry College of Education studierten, geht auch nach zwanzig Jahren gut. In der allgemeinen Vorstellung ist die Frau eines Bergsteigers so wie eine Frau im Wilden Westen: grobknochig, mit großem Busen, ledriger Haut und viel Geduld. Jackie Anthoine ist klein, schlank und hat eine gute Figur. Sie hat ein sanftes Gesicht, große Augen und einen Wust brauner Locken, und wenn sie in Gesellschaft ist, kichert sie gerne und hat ein etwas affektiertes Benehmen, das besser zu einem Püppchen als zu einer Pioniersfrau passen würde. Mit anderen Worten, sie sieht aus wie die Art von junger Frau, die sich eher an einem Strand am Mittelmeer zu Hause fühlt als in einer Berghütte in den Alpen, außer daß sie kein Fett an sich hat und den Bizeps und die muskulösen Beine einer olympischen Turnerin. Sie hat auch viele der Talente einer Turnerin. Sie ist nun Anfang vierzig und die Mutter zweier kleiner Kinder; noch kurz vor der Geburt des ersten war sie in einer BBC-Fernsehsendung zu sehen, in der sie mit Joe Brown eine außergewöhnlich schwierige Klettertour im Schottischen Hochland machte. Nicht lange zuvor beobachtete ich sie, wie sie meinen beiden Kindern zeigte, wie man die Brücke macht. „Es ist ganz leicht“, sagte sie. „Stellt euch mit gespreizten Beinen hin und neigt euch dann langsam nach hinten.“ Und das machte sie: Ihre Wirbelsäule bog sich, ihre Beine dehnten sich, sie legte ihre Hände flach auf den Boden hinter sich, und dann blieb sie so mit auf den Boden hängendem Haar, während ihr Gesicht langsam dunkelrot anlief. Meine Tochter, die damals sieben Jahre alt, eine begeisterte Ballettänzerin und so biegsam wie Gummi war, schaffte es nur mit Schwierigkeiten. Ihr zehn Jahre alter Bruder, auch nicht zimperlich, landete flach und atemlos mit schmerzdem Rücken auf dem Boden.

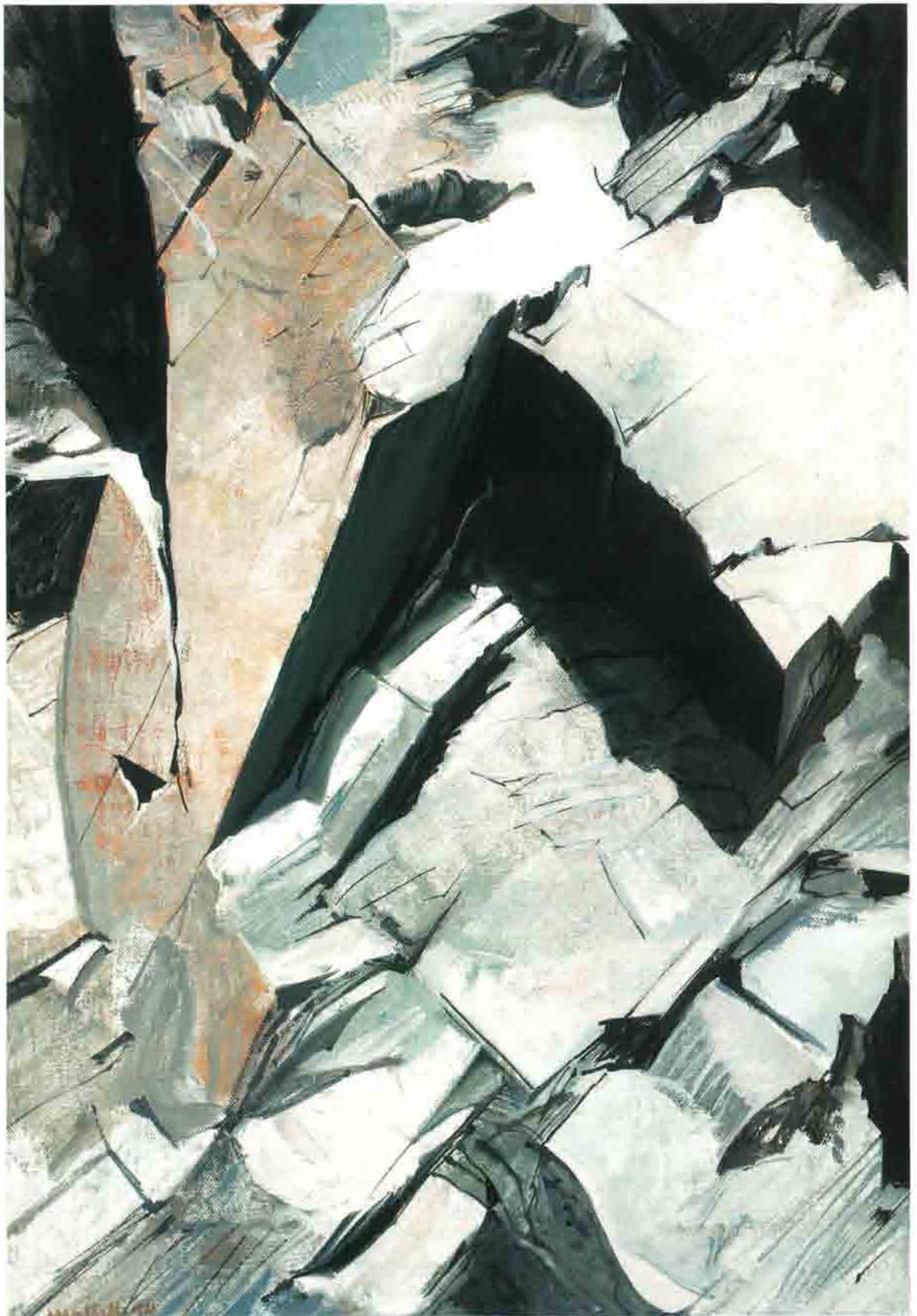
Als Jackie und Mo sich kennenlernten, war sie noch nie geklettert, und er war nicht sicher, ob er sie mitnehmen wollte. Er sagt: „Ich habe so viele Frauen gesehen, die in der Kletterszene herumhängen, sich langweilen und das Ganze nicht ausstehen können, aber so tun, als wären sie begeistert. Ich wollte nicht noch eine solche dabeiha-

ben.“ Er tat sein bestes, um Jackie abzuschrecken, indem er sie als erstes auf eine Tour namens Munich mitnahm — einen ausgesetzten und relativ schwierigen Fünfer auf dem Tryfan. Zu seinem Entsetzen kletterte sie munter hinauf und wollte mehr.

Er ließ die Gelegenheit ein paar Wochen ruhen und nahm sie dann mit auf den Clowgwyn du'r Arddu, den abschreckendsten aller walisischen Felsen, auf dem es keine Route gibt, die leichter als V ist und die alle zwei bis dreimal länger sind als die meisten walisischen Touren. „Wir haben die Longland's-, die Chimney- und die Curving-Crack-Route gemacht.“ sagt er. „Das war das einzige Mal, daß ich drei Routen auf dem Clog in einem Tag gemacht habe. Wir sind am Schluß die Curving geklettert“ — eine sehr anstrengende Route, die so heißt, weil sie einem langen, gebogenen und größtenteils überhängenden Riß am Ostpfeiler folgt — „und sie war ziemlich kaputt. Ich auch, und so dachte ich, das würde sie abschrecken. Keineswegs. Sie fand es großartig. Seither sind wir viel zusammen geklettert. Sie verträgt die Höhe gut und ist unglaublich ausdauernd. Sie trägt immer mehr als ich, wenn wir auf den Berg gehen.“

In den Alpen wurden sie berühmt, nicht nur, weil sie ihm auf vielen schwierigen Touren leichter und eleganter folgte als viele männliche Kletterer, sondern auch weil sie während des langen Anstieges zu den hoch gelegenen Hütten, des unangenehmen Teilstücks einer jeden Kletterpartie in den Alpen, immer den schwereren Rucksack trug. In den Tagen vor der Frauenbewegung galt das als exzentrisch von ihrer Seite und als unmanierlich von seiner. Kletternde Ehefrauen ergriffen für sie Partei, während kletternde Ehemänner mit einer gewissen Wehmut reagierten, die aus heimlicher Bewunderung und schierem Unglauben bestand, daß Mo das durchgehen konnte. Beiden Menschentypen gab er immer die gleiche Antwort: „Wenn sie's aushält, kann sie's tragen!“ Die einfache Wahrheit war, daß keiner von ihnen ein besonderes Interesse daran hatte, zu verhätscheln oder verhätschelt zu werden. Außerdem brachten sie sich gegenseitig zum Lachen.

Das brauchten sie, um mit dem einen ständigen Drama ihres Ehelebens fertig zu werden: ihrem Haus. Es heißt Tyn-y-Pfynnon — walisisch für „das Haus an der Quelle“ und als sie 1966 einzogen, war die alte heilige Quelle das einzige, was auf dem ganzen Anwesen funktionierte. Das Haus selbst war eine Ruine: Vier Wände aus rauen Rhyolithblöcken, von denen einige umgestürzt waren; kein Dach, keine Türen, keine Fenster. Auf dem gestampften Boden lag ein halber Meter Schafmist, und eine zweieinhalb Meter hohe Eibe wuchs in der Mitte des heutigen Wohnzimmers. Hinter dem Hauptgebäude befand sich ein in etwas besserem Zustand befindlicher Kuhstall, wo sie an den Wochenenden während ihrer Collegezeit kampierten und auf einem Spirituskocher mit



dem Wasser, das sie aus der Quelle holten, kochten. Die Jahresmiete für diesen Palast betrug £ 25; 1968 borgten sie sich £ 600 von Jackie's Vater und kauften das Anwesen. Da sie praktisch kein Geld hatten, bauten sie das Haus selbst sehr langsam um. Sie fuhren am Freitag abend mit den ein, zwei Säcken Zement, die sie sich in dieser Woche leisten konnten, hin und folgten ehrfürchtig den Anweisungen aus dem Reader's Digest Do-It-Yourself Manual. Sie brauchten sechs bis acht Monate, bis sie das Dach oben hatten, den Boden gelegt und eine provisorische Küche und ein Badezimmer eingebaut hatten.

Mo spricht heute über diese chaotischen ersten Jahre wie ein Mensch, der dankbar aus einem Alptraum erwacht: „Immer knietief im Dreck, nie sieht es so aus, als würde man mit irgendetwas fertig. Doch so ist das, wenn man jung ist. Heute, wo ich älter bin, würde mir so was nicht einmal mehr einfallen. Doch damals schien es O.K.“

Felsklettern ist im Grunde genommen eine Tätigkeit für faule Menschen. Lange, konzentrierte Anstrengung in der Felswand wechselt sich ab mit langen Perioden der Rast, in denen man sich zurücklegt, raucht, die Aussicht bewundert oder über den Regen schimpft. Als Folge davon sind Kletterer gut darin, anderen Leuten bei der Arbeit zuzusehen, und der Kampf der Anthoines, um Tyn-y-Ffynnon bewohnbar zu machen, wurde über lange Zeit zu einer Attraktion am Llanberis-Paß. Jackie war der Star der Show, wenn sie Sand in die Mischmaschine schaufelte oder sich mit der Schubkarre voller Steine abkämpfte, die Mo mühsam im Haus ausgrub. Ihre fröhliche, wohlgeformte und scheinbar zarte Gestalt, die mit riesigen Lasten fertig wurde, war eine ständige Quelle des Erstaunens bei jedem, der auf eine Tasse Tee vorbeikam. (Sie nahm sich sogar die Zeit, den Spirituskocher anzuzünden, Wasser zu kochen und Tee zu machen.) Mo nannte sie zärtlich: „Die einzige Mischmaschine, die im Tag nur eine Handvoll Müsli braucht.“

Große Steine sind ein natürlicher Bestandteil des Terrains in gebirgigen Gegenden wie Snowdonia, und als das Haus langsam aus den Ruinen erstand, wurden sie Mos größte Heimsuchung. Der Höhepunkt kam, als er das Zimmer fertigstellte, das ihr Schlafzimmer werden sollte. Das Dach war oben, der Boden gelegt, die neuen Fensterrahmen an ihrem Platz, als Jackie befand, daß die Türe an der falschen Stelle war.

Mo versuchte zu protestieren, verstand dann, daß er nicht gewinnen würde, und gab lahm seine Zustimmung. Dann passierte folgendes. Mo erzählt: „Ich fand ein Stück Kreide, zeichnete den Umriss der Tür auf die Wand, wo sie sie hinhaben wollte, und begann mit dem Kaltmeißel ein Loch zu stemmen. Ich begann oben, schlug die Steine heraus, stütze das Loch ab und arbeitete mich nach unten. Als ich ungefähr zwanzig Zentimeter vom Boden entfernt war, stieß ich auf eine kleine Ausbuchtung. Ich arbeitete mich mit dem Meißel darum herum und stellte

fest, daß das der größte Stein im ganzen Haus war: 2 Meter lang, 75 Zentimeter breit, 75 Zentimeter tief. Er wog zwei Tonnen, und er befand sich eindeutig im Schlafzimmer! Er ging nicht durch die Türen, und ich hatte gerade die Fenster eingesetzt, also was sollte ich machen? Da noch ein paar kleinere Steine im Zimmer lagen, beschloß ich, daß es die beste Lösung wäre, sie mit einer Winde zu entfernen. Also schlug ich das schöne, neue Fenster wieder heraus, lehnte zwei Kiefern balken schräg zu ihm hinauf, bohrte ein paar Dübel in den Stein, verband diese mit Schlingen und hängte sie an ein Kabel. Dann borgte ich mir eine Handwinde, verankerte sie an einem Baum im Feld draußen und befestigte das Kabel daran. Die Winde funktionierte wie eine Ankerwinde, und langsam wanden Joe Brown und ich die Steine über die zwei schräg liegenden Holzbalken hinaus. Ich hatte gleich vor dem Fenster einen kleinen Kipper geparkt, dessen Ladefläche auf der gleichen Höhe wie das Fensterbrett war, also fielen die Steine direkt darauf, sobald sie beim Fenster draußen waren. Als wir den großen aufgeladen hatten, war er so schwer, daß jedesmal, wenn ich bremste, sich die Hinterreifen vom Boden abhoben! Ich brachte ihn zum Padarnsee, wo sie gerade einen Damm bauten. Es war Sonntag, ein Sommertag, ungefähr sechs Uhr, und die Einheimischen kamen gerade aus der Kirche. Einer von ihnen war ein Typ, der für mich in der Helmfabrik arbeitete. Als ich vorbeifuhr, mit nacktem Oberkörper und von Schweiß und Schmutz bedeckt, und der Dieselmotor „bb ... bb ... bb ... bb ...“ machte, rief ich „Hallo, Will.“ Er schaute mich nicht einmal an. Er packte nur seine Bibel und starrte auf den Boden und tat so, als existiere ich nicht. Der Sonntag gilt noch was in Wales! Als ich zum Haus zurückkam, saß Joe im Feld und war weiß wie die Wand. Er wollte gerade einen anderen Stein herausholen und hatte, um Zeit zu sparen, nur einen Anker genommen. Während er die Winde drehte, hörte er einen dumpfen Knall, und etwas schoß an seinem Gesicht vorbei. Es war das Ende des Kabels mit einem Metallhaken dran. Der Haken hatte nicht gehalten, und das Kabel kam durch das Fenster gesaust, streifte sein Gesicht und landete ganz hinten im Feld. Ein paar Zentimeter weiter drüben, und es hätte ihm den Kopf abgerissen! Für den nächsten Stein nahm er drei Anker. Man verletzt sich immer durch Blödheiten, nicht wahr?

Das andere, nicht ganz so große Dauerdrama war das des Badezimmers, das drei Mal eingebaut, wieder herausgenommen und wieder eingebaut wurde. Beim ersten Mal hatte Mo *The Reader's Digest Complete Do-It-Yourself Manual* auf Seite 292 beim Kapitel „Badezimmereinbau und Reinigung“ aufgeschlagen und wollte gerade anfangen, als Joe Brown mit Nat Allen, einem anderen bekannten Kletterer, ankam. Da sowohl Joe als auch Nat am Anfang ihrer Karriere Installateure gewesen waren, übernahmen sie. In Mos Worten: „Joe sagte: 'Das muß versetzt werden.



Zieh das herüber. Tu das, tu jenes.' Ich hatte zwei ausgebildete Installateure, die mir sagten, wie ich das Bad installieren sollte, und zum Schluß rann das Wasser nach oben ab!" Aufgrund eines kleinen Rechenfehlers bildete sich im Abflußrohr ein Luftsack, und die einzige Methode, das Badewasser auslaufen zu lassen, war, den Kopf unter Wasser zu stecken und in den Abfluß hineinzublase. Einmal nahm Mo ein Bad, ohne die Türe zu schließen, und jemand kam herein und fand ihn, das Hinterteil in der Luft und seinen Kopf unter 15 Zentimeter tiefes, seifiges Wasser getaucht, wie Tolstois hysterische Frau, die versuchte, sich im seichten Teich von Jasnaja Poljana zu ertränken. Das jetzige Badezimmer funktioniert perfekt.

Das jetzige Haus ist auch eines der nobelsten in der Gegend. 1985 gab sich Mo noch einen Ruck, um den Bedürfnissen einer wachsenden Familie und seiner gestiegenen Vorliebe für ein bequemes Leben — außerhalb der Berge — Rechnung zu tragen, und baute einen zweiten Stock auf das Haus. So hatten sie noch drei Schlafzimmer, ein kleines und zwei sehr große, und mehr Stauraum für Kletterausrüstung sowie eine zweites (richtig installiertes) Badezimmer. Die oberen Räume sind hoch und hell und luftig unter einem geneigten Dach, das aussieht wie ein umgekehrter Haken, mit einer kurzen, steilen Schräge vorne und einer langen Schräge hinten. Das Dach ist aus grauem Schiefer, die Steinmauern sind weiß gestrichen, und das Haus als ganzes sieht aus wie ein vornehmes, aus dauerhaftem Waliser Stein gebautes Schweizer Chalet ohne Herzen- und Blümchenschnitzereien. Der Kuhstall dahinter, in dem die Anthoines ursprünglich kampiert haben, hat auch einen Anbau bekommen und ist jetzt ein elegantes Gästehaus mit zwei Zimmern, das sie, etwas abschätzig die „Minihütte“ nennen. „Was ich am Hausbauen mag“, sagt Mo, „ist, daß ich mir das Haus anschauen kann und weiß, daß es auch in hundert Jahren noch da sein wird.“

## Die Straße nach Roraima

Der Versuch der Besteigung des El Toro 1970 weckte Mos Faible für Expeditionen, denn sie vereinen die Freuden und Herausforderungen des normalen Bergsteigens mit einem darüber hinausgehenden Abenteuer — dem Spaß mit den Kameraden und der Attraktion weit entfernter Orte und anderer Kulturen. 1972 beteiligte er sich an der angloamerikanischen Expedition — wie sie großartig genannt wurde — („Die amerikanische Seite bestand aus dem neunzehn Jahre alten Larry Derby und einem Engländer, Ian Wad, der in den Staaten lebte“, sagt er) und kehrte nach Südamerika zurück, wo sie eine neue und sehr schwierige Route auf den Mount FitzRoy in Patagonien erschlossen. Diese Gegend ist berühmt für ihr unbeschreibliches Wetter und Stürme mit einer Windgeschwindigkeit von 160 km/h, die eine alpine Version des indi-

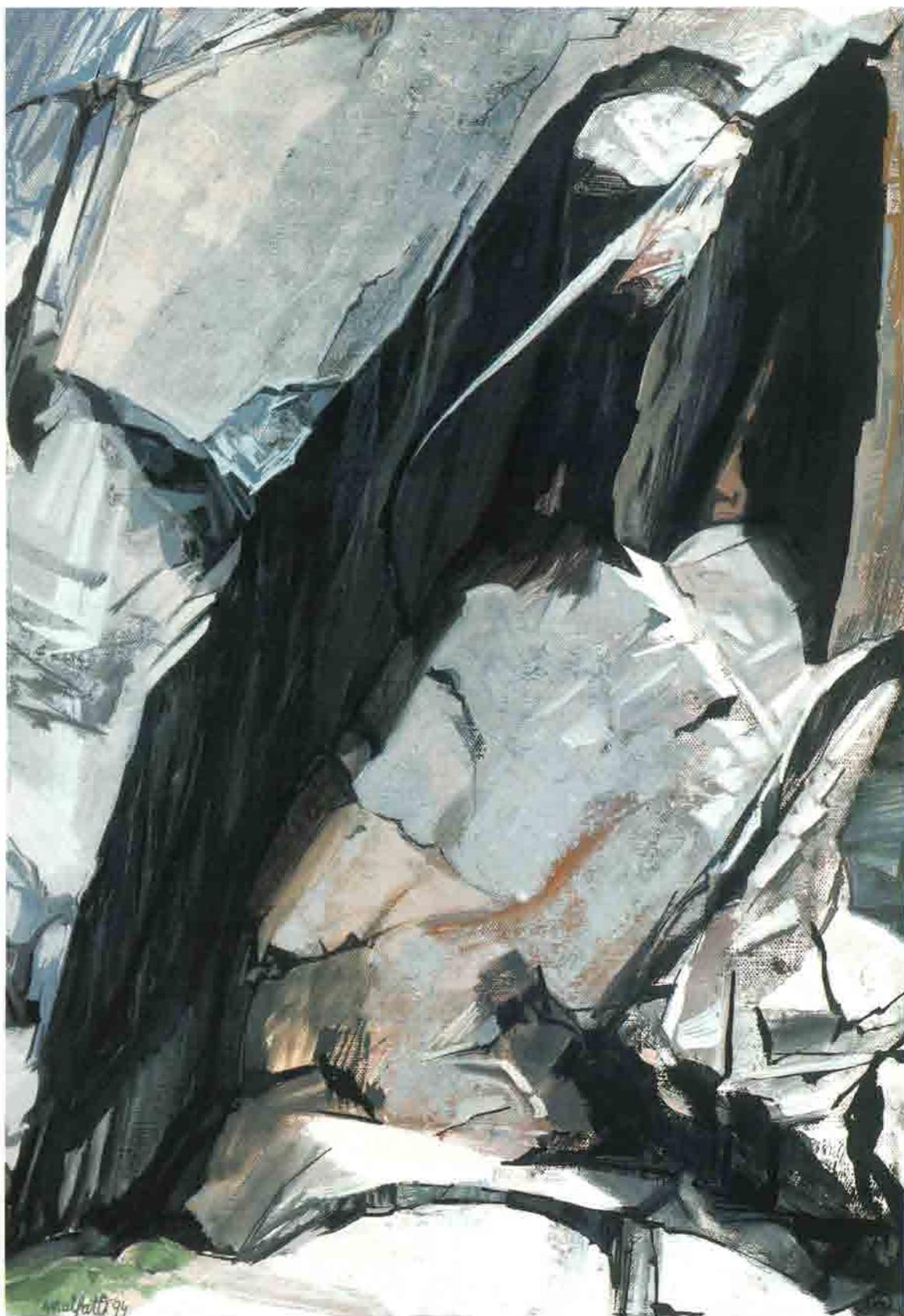
schen Seiltricks zuwege bringen: Sie blasen ein 40 Meter langes, elf Millimeter dickes Perlonseil senkrecht in die Luft.

Im nächsten Jahr fuhr Mo wieder nach Südamerika, mit einem Team, das aus lauter Stars bestand — dazu gehörten Joe Brown, Don Whillans und Hamish McInnes — Es wurde vom *Observer* für eine Expedition gesponsert, die diese normalerweise eher zurückhaltende Zeitung „Expedition in eine verlorene Welt“ nannte. Dieser reißerische Name kam von einem Roman von Conan Doyle, in dem unerschrockene Entdecker im letzten Jahrhundert eine paläozoische Nische — Monster inklusive — auf dem Gipfel des Roraima entdecken, einem 3000 Meter hohen Felsplateau mit einem Bug, der sich 500 Meter vertikal aus dem Dschungel erhebt an der Stelle, wo Guyana, Venezuela und Brasilien zusammenstoßen.

Zu Hause in England war sogar ich, der ich nie an Expeditionen gelitten habe, neidisch; es klang weniger wie eine Kletterexpedition, sondern wie eine Art tropisches Road-Movie von Hope und Crosby mit der konkreten Möglichkeit, unterwegs Dorothy Lamour zu treffen. In Wirklichkeit handelte es sich für alle um eine der schwierigsten Expeditionen, an denen sie je teilgenommen hatten, und das erste Anzeichen von dem, was auf sie zukam, kam am Abend, bevor sie losfuhren, als die Anthoines bei mir in London zu Gast waren. Meine Frau hatte gerade den Lammbraten auf den Tisch gestellt, ich tranchierte ihn, und mein Sohn schenkte die Getränke ein, als Hamish McInnes aus Schottland anrief. Er hatte gerade gehört, daß der Dschungel am Fuß des Roraima voller Vampirfledermäuse war und daß diese Fledermäuse die Tollwut hatten. Eine Impfung dagegen war möglich, aber nur mittels einer Reihe von schmerzhaften Spritzen in die Bauchdecke. Mos einziger Kommentar war: „Gott sei Dank ist es dafür zu spät.“

Er fuhr am nächsten Morgen wie geplant ab.

Wie sich dann herausstellte, waren die Vampire kein Problem, ebensowenig wie die Spinnen, die so groß waren wie Teller. Das Problem war der Berg selbst. Auf der Seite von Guyana erhebt er sich aus dem umgebenden Dschungel wie ein großes Schiff. Da jedoch durch den ständig fallenden tropischen Regen die vertikalen Wände einem Wasserfall gleichen, besteht die einzige Möglichkeit, ohne zu ertrinken hinaufzukommen, darin, über den zum größten Teil überhängenden Bug zu klettern. Der Fels besteht aus Quarzsandstein und ist über weite Strecken vollkommen glatt, ohne Risse oder andere Schwächen — Griffe zum Beispiel — und konnte daher nur mit Hilfe von Bohrhaken bestiegen werden, was bedeutet, daß man den Fels anbohren und dann einen Dübel hineinschrauben mußte. Zwölf Haken pro Tag einzuschlagen und mit aller Kraft zu hämmern, während man in einer Steigleiter von einer überhängenden Wand hängt, ist ein ungefähr so anregender Zeitvertreib wie als Galeerensklave tätig zu



sein. Und auf dem Roraima hing der Fels vom Gipfel bis zum Fuß über, manchmal bis zu zehn Meter auf einer einzigen vierzig Meter langen Seillänge.

Es gab kleine Vorsprünge entlang der Route, aber da dieser Berg in den Tropen liegt, hingen große Bärte von Vegetation von ihnen hinunter. Das bedeutete, daß der Vorsteiger bei vielen Seillängen auf den letzten zwei Metern sich mit seinem Hammer einen Weg durch überhängende Erde und Pflanzen bahnen mußte, während „seltsame Tierchen“, wie Mo das nannte, ihm in den Nacken und ins Hemd fielen. Die „Tierchen“ waren eine Reihe von riesengroßen Insekten, von denen die meisten wie Erdbewegungsmaschinen aussahen und so exotisch waren, daß sie noch nie von einem Insektenkundler klassifiziert worden waren.

Trotz des ständigen Regens, der eimerweise neben den Überhängen herunterkam, war das einzige Trinkwasser auf der Strecke die Feuchtigkeit, die sich in den fleischfressenden Pflanzen auf zwei von Insekten bevölkerten, aber relativ großen Felsvorsprüngen ansammelte. Der eine, mit dem Namen „Tarantelerrasse“, befand sich ziemlich weit unten, der andere 240 Meter weiter oben. So mußten sich die Kletterer am Ende jedes Tages über die riesigen Überhänge abseilen wie Spinnen, die sich an ihrem Faden hinunterlassen.

Sie ließen die Seile dort und kletterten am nächsten Morgen in Jümar-Bügeln wieder bis zum zuletzt erreichten höchsten Punkt. (Ein Jümar-Bügel ist ein Metallbügel mit Nylonschlingen, in denen man stehen oder an denen man sich festhalten kann; sie lassen sich leicht nach oben bewegen und rasten bei Belastung ein.) Mit Jümar-Bügeln zu klettern ist immer langweilig und sehr anstrengend, doch wenn man das Tag für Tag auf Seilen wiederholen muß, die begonnen haben, an den scharfen Kanten des Felsens auszufransen, dann kann einem das, wie es Mo vorsichtig formulierte, „schon ein bißchen zu denken geben“.

Und es gab ihnen mehr als drei Wochen lang zu denken, während sie sich — durchnäßt, schmutzig und entnervt auf immer fransiger werdenden Seilen die Wand hinauf und hinunter bis zum Gipfel arbeiteten. Als sie alle

einmal seelisch völlig am Ende waren und keinen Grund mehr sahen, warum sie überhaupt dort waren, kam Mo mit dem tröstlichen Gedanken: „Nun“, sagte er, „es ist besser, als in Sheffield einen Boiler zu entkalken.“

Ein weiterer Trost war für Mo, daß er von den indianischen Führern lernte, wie man im Dschungel überlebt. Doch auch das war nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Eines Tages fragte er einen der Indianer, wie man ein Feuer anzünden konnte, wenn man sich im Regenwald verirrt hatte. Dann geschah das: „Er zeigte mir einen bestimmten Baum, den sie verwenden. Er hackte einen Zweig mit seiner Machete ab, haute ihn an einem Ende spitz zurecht, steckte ihn in den Boden und begann, vorsichtig mit seiner Machete rundherum nach unten sehr feine Späne loszulösen, so daß der Zweig schließlich wie ein Rasierpinsel aussah. Wenn man dann von unten anzündet, ist so viel Oberfläche und so wenig Holz da, daß er leicht Feuer fängt. Er sagte: „So macht man das; dann muß man Zweige rundherum legen; dann“ — eine dramatische Pause — „schüttet man Paraffin darüber!“

#### Nachbemerkung

Mo Anthoine starb kurze Zeit, nachdem *Feeding the Rat* erschienen war, nicht, wie er es vorgezogen hätte, in den Bergen, sondern an einem Gehirntumor. Der Tumor wurde zu Anfang 1988 diagnostiziert, kurz nachdem Mo vom Everest zurückgekommen war, und sofort operiert. Nach wenigen Wochen fing Mo wieder mit dem Klettern und Skifahren an. Im darauffolgenden Herbst versuchte er sich erneut an der Everest-Nordwand und scheiterte wieder am schlechten Wetter. Wenige Monate später kam der Tumor wieder, und Mo wurde wieder operiert, diesmal ohne Erfolg. Er starb im August 1989, knapp nach seinem fünfzigsten Geburtstag.

Was mich betrifft, obwohl ich nach Mos Tod meine Ratte nie mehr ordentlich gefüttert habe, ging ich weiter klettern, bis ich 63 war und eine alte Kletterverletzung sich bemerkbar machte, die mir nun das Gehen schwer und das Klettern unmöglich macht. *But it was great while it lasted.*



Nino Malfatti, Tarntaler.  
190 x 320 cm, Öl auf Leinwand, 1994.

# Den Bach hinunter

Ein Weiler im hinteren Ötztal — im Wandel der Zeit

Laura Doermer

Den Bach hinunter haben wir früher den ganzen Müll geworfen. Der Geyresbach war beileibe kein Gewässer, welches Unrat großzügig aufgenommen und entsorgt hätte. Er sprang, von der Höhe des Gebirges kommend, fröhlich und eher spärlich von Fels zu Fels, zwängte sich durch Spalten, bildete kleine Kühlen und Inselchen, bevor er in der sehr viel breiteren und oft Hochwasser führenden Ache verschwand.

Meistens lag das Zeug monatelang herum. Wir hatten überhaupt kein schlechtes Gewissen. Die Bauern machten es nicht anders. Freilich war der Müll zu Beginn der 60er Jahre noch eine geradezu nostalgische Angelegenheit. Im Geyresbach lagen verbeulte Kochtöpfe, zerbrochene Weinflaschen, Konservendosen und auch mal eine Kalbsfehlgeburt. Im Winter ging meistens die „Lana“ nieder, nahm den einen oder anderen Baum mit und räumte auch im Geyresbach auf. Heute ist der Bach sauber, obwohl es schon seit Jahren keine Lawine gegeben hat.

Der Geyresbach, flankiert von Steilwiesen und Bergwäldern, trennt den alten Nunnewieser-Hof, der 35 Jahre lang unsere Ferienheimat war — Heimat im Sinne einer Zuflucht — von dem Dorf R. in den Ötztaler Alpen. Wenn zum Selbstverständnis eines Dorfes Kirche und Wirtshaus gehören, so ist R. allerdings kein Dorf. Es hat nur eine kleine Kapelle, in der der Pfarrer aus dem Tal einmal im Monat die Messe hält. Folglich ist auch die Jausenstation Schöpf kein Ort für einheimische Geselligkeit. Ohnehin halten die Leute aus R., obwohl alle mehr oder weniger miteinander verwandt, Distanz zueinander.

Damals hatte R. noch keine Straße. Der Kirchweg führte vom Tal hoch, ein schmaler Fußweg durch den Gebirgswald, trotz seiner steilen Stellen ganzjährig gangbar für Schüler und Kirchgänger und im Sommer auch für das Vieh. Einer jener alten Wege, die sich dem Gelände anschmiegen, über Wiesen, auf denen im Frühsommer Blumen in unvergleichlicher Pracht leuchteten. Unten hätte man das nicht vermutet. Das Tal ist eng an dieser Stelle und die Hänge sind steil — man hätte nicht vermutet, daß in 1500 Metern Höhe, gleichsam auf einer Schanze, Platz für zehn Höfe sein könnte. Drei davon

standen leer. In der gleichen Folge, in der die Gegend besiedelt worden war, nämlich von oben nach unten, waren die Menschen wieder fortgezogen, um das harte Bergbauernleben mit dem gemächlicheren Leben im Tal einzutauschen.

Den Pachtvertrag für den Nunnewieser besiegelten wir per Handschlag. So wie die Schwalben ihre Nester an die Wand kleben, so war der Nunnewieser vor hunderten von Jahren an den Hang gebaut worden, von Menschen, die einen sicheren Instinkt für den Standort eines Hauses hatten. Dreizehn Jahre lang hatte der kleine Hof leerstanden, wenn man davon absieht, daß die Stube im Winter als Schafstall erhalten mußte. Die Fensterscheiben waren alle eingeschmissen, die aus Bachkugeln gemauerte Wand in der Küche eingefallen und das Plumpsklo an der Talseite zusammengebrochen.

Nachdem wir das Haus drei Tage lang geputzt hatten — wir haben uns buchstäblich seine Seele „erputzt“ — liebten wir es. Manche der kleinen Stuben waren nicht vertäfelt; in den Ritzen der Balken fanden wir Moos und alte Stoffreste — Material zum Träumen. Auf dem Speicher lagen alte Gebetbücher des letzten Bewohners, der Schmerzensreich geheißen und sieben Kinder gehabt haben soll. Eine Unmenge leerer Flaschen stand herum. Es hieß, Schmerzensreich habe das dunkle Geschäft der Schwarzbrennerei betrieben. Wohl aus diesem Grund wurde das Haus von den Dorfbewohnern gemieden. Abergläubisch waren sie sowieso. Keiner konnte es so recht verstehen, daß wir es in der dunklen Herberge, in der „Tuifel und Gschpenster“ aus- und eingingen, aushielten. Tatsächlich konnten wir so manches Geräusch nicht so recht einordnen. Einige Nächte lagen wir auf der Lauer und töteten mit dem Luftdruckgewehr eine Reihe von Tieren, die sich in dem alten Haus eingenistet hatten. „Bergratzen“ nannte man sie — es waren Siebenschläfer. Noch heute erfüllt uns der Gedanke an diese Aktion mit Beklemmung.

Der alte Gasser reparierte die Fensterscheiben, indem er Glas an Glas stückelte. Wir verklebten die Fugen mit Uhu.

Alles, was aus dem Tal nach oben transportiert werden mußte, war eine Kostbarkeit. Glas, Eisen, Textilien waren Schätze, die man nicht vergeudete. Leder war so wertvoll, daß einer der Bauern einmal bei einer Eisenbahnfahrt Lederriemen unter den Fenstern abschnitt und einsteckte. Trotzdem fragte man, wenn man etwas in Auftrag gab, nie nach dem Preis. Andernfalls hätte man dem anderen unterstellt, er könnte womöglich mehr verlangen als die Arbeit wert war. Es wäre auch nie jemand auf die Idee gekommen, einer könnte etwas bestellen, was er hinterher nicht braucht (und folglich nicht bezahlt). Schulden oder Guthaben konnten über Monate ruhen. Nicht nur, weil sich alle mit der Schreiberei ein wenig schwer taten, galt das gesprochene Wort. Alle dort achteten einander als ebenbürtig. Ein Handschlag unter seinesgleichen galt. Es herrschte die Autorität der Selbstachtung.

Allmählich lernten wir die Leute kennen. Unsere Kinder bekamen einige neue Spielkameraden, die die Neugier in den Nunnewieser getrieben hatte. Obwohl unsere Kinder kaum Spielzeug in die Ferien mitnahmen, hatten sie immer noch mehr als die Dorfkinder. Meinhard schnitzte sich seine Tiere selbst, und Vevi spielte mit einem Ball, den die Mutter aus Stoffresten genäht hatte. Dafür mangelte es ihnen nicht an Phantasie. Der Wald war voller Räuber, Gschpenster und tollwütiger Füchse. Nie zuvor und nie mehr später haben unsere Kinder so schön gespielt. Im Nu gewöhnten sie sich den Dialekt an: A weag innhnschmeckn, Hundspeitle, Kuehdreck, Mischthaufn.

Obwohl wir es im Lauf der Jahre nur einen Sommer lang auf ein paar Ziegen und Hasen gebracht haben, wurden wir als „Hofbewohner“ spaßeshalber akzeptiert. Der Hofname ist immer wichtiger als der Name des Bewohners. Die Menschen kommen und gehen, aber der Hof bleibt. Noch am Taleingang kannte man den Nunnewieser. Also hießen wir der Nunnewieser und die Nunnewieserin.

Der Hof, der uns am nächsten lag, gehörte dem Bartl. Wenn wir uns am Brunnen vor dem Nunnewieser wuschen — er war nichts weiter als ein ausgehöhlter Baumstamm —, so konnten wir über die Schlucht hinweg Bartls Hof sehen, aus der Ferne klein wie eine Streichholzschachtel. Er galt auch tatsächlich als der kleinste unter den Bauern, war früher Weber gewesen, hatte alle Ersparnisse zusammengekratzt und damit die Anzahlung beim Kauf des kleinen Prunngartners geleistet. Eine eigene Bauerschaft, das war sein Traum vom sozialen Aufstieg gewesen. Dann folgten Jahre stetiger Plackerei. Aber der Bartl sah das anders. Wann immer wir ihn trafen, war er gutgelaunt. Alles, was er tun mußte, verwandelte sich ihm in etwas, das er tun wollte. Nie hörte man ihn hadern mit der ewigen Abfolge von Pflichten. Das gehörte eben dazu, zur Bauerschaft. Das Aufstehen vor Tagesanbruch, der Gang in den Stall, das Mähen, das Bäumefällen. Er hatte es geschafft, er gehörte dazu. Er war nicht länger ein

Lohnarbeiter, arbeitete nicht mehr für andere, sondern für sich. Der Webstuhl stand oben unterm Dach und wurde nicht mehr angefaßt. Wann immer wir den Bartl in den ersten Jahren besuchten, war er freundlich zu uns und hieß uns willkommen. Aber er ließ uns auch spüren, daß wir trotz Auto und Fotoapparat irgendwie arme Schlucker waren. Jedenfalls war Bartl, trotz der Entfernung, unser Nachbar, und bei ihm ließen wir immer den Schlüssel, wenn wir im Herbst in die Stadt zurückkehrten. Von seinem Hof aus, in dem er mit Frau und vier Kindern wohnte, konnte Bartl auf die Rückseite von drei weiteren eng beeinanderstehenden Höfen schauen, von denen der mittlere damals ebenfalls leerstand. Sie gehörten den drei Brüdern Schöpf, die zusammen mehr als zwanzig Kinder hatten. Weiter unten kam das kleine Anwesen vom Haid, ein schmuckes, weißgestrichenes Steinhaus. Haid hat als einziger den Versuch unternommen, einen Obstbaum in R. zu pflanzen. Leider ging der Kirschbaum vor seinem Fenster nach wenigen Jahren wieder ein, weil er den strengen Winter nicht vertrug. Dem Haid sagte man nach, daß er gern wildern ging. Er sah in der Tat recht verwegen aus, mit seinen listigen schrägen Augen und dem großen Bart. Im übrigen hat der Haid nie einen Hehl aus seiner Meinung gemacht: Daß nämlich das, was im Wald krecht und fleucht, für jedermann da sei.

Keinen Steinwurf vom Haid entfernt hatte der alte Gasser seinen Hof mit der kleinen Schreinerei. Er galt als der reichste Bauer im Ort, jedenfalls als der mit dem meisten Grund. Seine Tochter Anna führte ihm den Haushalt. Anna hatte ein „lediges“ Kind. Ledige Kinder waren keine Seltenheit und keine Schande. Oft heiratete man erst, wenn das Haus fertig war. Ein voreheliches Kind war immerhin Gewähr dafür, daß die Frau fruchtbar war. Bei Anna scheint es mit der Heirat nicht geklappt zu haben, und da fehlte dann doch etwas auf dem Hof.

Unterhalb vom Gasser lebte einer der Schöpf-Brüder mit seiner Familie, und dann war das Dorf schon zuende. Rechnet man auf der anderen Seite vom Nunnewieser — 100 Meter höher und weit entfernt — noch Holderloch und das unbewohnte Keeflehausa dazu, so hat man die zehn Höfe beisammen, auf denen die Menschen seit Jahrhunderten saßen, genügsam, einsam, gefährdet und eigenartig, aber Herrscher über Grund und Boden — unabhängige, unkündbare Nachfahren jener rauhen Gesellen, die vor Jahrhunderten gelernt hatten, alles was man zum Leben und Überwintern braucht, selbständig zu erwirtschaften.

Für uns Städter waren die Bewohner von R. auf eine wohlthuende Weise rückständig. Eigentlich verriet nur das elektrische Licht, daß man sich im 20. Jahrhundert befand. Der Rest mutete mittelalterlich an — die geduckten kleinen Höfe mit ihren noch kleineren Ställen, in die kaum Tageslicht fiel, die Holztröge und windschiefen Heuschober, das kleine Vieh, um das diese kleinen Ställe

gebaut waren und die kleinen, von der harten Arbeit krumm gewordenen Menschen. Die Wiesen, oft nur winzige Areale zwischen Felsgestein, steil und uneben, wurden von Hand gemäht. Es gibt kaum einen Quadratmeter ebener Fläche in R. Vieles ist so abschüssig, daß der Fuß nur mit Mühe Halt findet. Das Heu wurde in riesigen Packen auf dem Kopf zur Scheune getragen.

Selbstverständlich mußten die Kinder mithelfen. Im Herbst ging es in die umgekehrte Richtung. Da wurde der Mist in Körben auf die Wiesen geschleppt und verteilt. Zwischen den Felsen, der Sonne zugewandt, lagen Kartoffeläcker, kaum größer als eine bescheidene Wohnstube. Haben wir nicht auch noch ein kleines Gerstenfeld gesehen? Eigentlich war es zu hoch für Getreide. Mit Sicherheit aber hat Bartl in der allerersten Zeit die Stoffe für seine Hosen noch selber gewebt und Haid von Katzen erzählt, die er in seiner Jugend gegessen hat.

Der Boden ernährte seine Leute so schlecht und recht. Er ernährte die sechs Kinder von Agnes und Jörg und die zwölf von Klara und Ignaz. Jahrhunderte lang lautete die Regel: Auf dem Hof bleiben kann immer nur einer. Die anderen müssen weg — auswandern, wegheiraten, wegziehen.

Zwei bis vier Kühe und mindestens ein Schwein standen in jedem Stall. Es wurde gebuttert und Brot gebacken. Hartes Fladenbrot, Breatlen genannt, war mit Butter, Milch, Erdäpfeln und Speck Hauptbestandteil des Speiseplans. Ansonsten viel Mehlmus. Am Rand eines jeden Herdes stand meist ein großer Hafen mit dicker Milch, in dem der Weißkäse heranreifte. Sommers gab es zur Speckknödelsuppe grünen „Solod“ mit einer Prise Schnittlauch. Beides wuchs in den Zwergengärtchen vor den Häusern. War der Salat erntereif, so war der Bergsommer meist schon wieder vorbei. Dafür gabs dann Bratschwämme, deren Kappen auf der Herdplatte geröstet wurden, mit ein wenig Salz, um das sich eine köstliche Soße bildete. Es war die Zeit, in der die Kinder die Kühe im Wald hüten mußten. Die Wiesen waren zu schade fürs Weiden. Der Wald war überwiegend Gemeinschaftseigentum. Die Kinder sammelten Schwämme, Holunder und Granten zum Einkochen. Aus der Grantenmarmelade machten die Mütter einen Saft für ihre Kinder. Roter Holundersaft war gut gegen Husten. Auf jeder Feuerstelle im Dorf lag ein Holzrecht — Holz fürs Feuern und fürs Bauen.

Zwischen den Bedürfnissen der Menschen und dem, was der Boden hergab, bestand Übereinkunft. Ob es darüber hinaus Wünsche gab — wer hätte es zu sagen gewußt? Fürs Wünschen war einfach keine Zeit, war der Tag zu kurz und die Arbeit zu hart.

Die heile Welt war das Dorf weiß Gott nicht. Die kleinen und großen Alltagsdramen fanden beiläufig statt. Fast jedes Haus hatte seine eigene Inszenierung. Heinz, der „ledige“ Sohn von Anna, vertrank das ganze Geld, das seine Mutter erwirtschaftete. Und er hatte ein Loch in der

Lunge und seine Kinder mit Tuberkulose angesteckt. Jeder, der es erzählte, bog Zeigefinger und Daumen zu einem Kreis zusammen: ein Loch, groß wie ein Fünfstück. Klaras Töchterchen war im Alter von zwei Jahren bei einem Sturz über den hundert Meter tiefen Abhang vor dem Haus ums Leben gekommen, ein anderes im Bett erstickt. Beim Haid saß der Sohn wegen Diebstahls im Gefängnis. Kein Wunder, sagten die Nachbarn, wo doch schon der Vater gegessen hat.

Und der Pius? Alle schmunzelten verlegen, wenn die Rede auf den Pius kam. Der Pius zeigte sich gerne nackt am Fenster, wenn unten Frauen oder Kinder vorbeiging. Niemand wäre auf die Idee gekommen, deswegen die Polizei zu rufen. Der Pius war einfach anders, so wie auch der Heinz anders war. Die Toleranz gegenüber „Andersartigen“ setzte uns immer in Erstaunen. Aber vielleicht war sie nur eine Fortsetzung der praktizierten Abgrenzung. Und diese nichts anderes als ein durch die Jahrhunderte erprobtes Mittel, um miteinander auszukommen.

Die erste große Veränderung setzte 1966 mit dem Bau der Asphaltstraße ein.

Diese Straße, die in steilen Serpentinaugen bergan führte und dann dem Verlauf des alten Wiesenpfades folgte, veränderte nicht nur das Erscheinungsbild des Dorfes, sondern sie stellte im Zeitraffer die Verbindung zur Neuzeit her. Aus einem abgeschiedenen Ort wurde einer, der etwas aufzuholen hatte.

Das erste, was passierte, war, daß der Bartl sich für seine Wiesen einen kleinen Sprinkler kaufte, der dem launischen Wasserdruck des Geyresbachs jedoch nicht gewachsen war. So manchen Nachmittag sah man Bartl kopfschüttelnd neben dem Sprinkler stehen. Etwa in die gleiche Zeit fiel sein erster Versuch zu telefonieren. Er bat uns, ihn zu diesem Zweck ins Tal zu fahren. Es wurde ihm furchtbar schlecht im Auto, und wir mußten öfters anhalten. Auch mit dem Telefonieren muß irgendetwas schiefgelaufen sein, denn Bartl kam nach einer Weile zurück und erklärte, mit dem „neumodischen Zuigs“ wolle er nichts mehr zu tun haben. Gleichwohl war er der erste im Dorf, der seinen alten Stall abriß und einen neuen baute. Verdenken konnte man es ihm nicht. In den alten Ställen ragten die Kühe mit dem Hintern über die Mistrinne hinaus. Aus unerfindlichen Gründen waren sie plötzlich länger als früher, so wie auch die Bauernkinder ihren Eltern über den Kopf wuchsen. Der mit viel Beton gebaute neue Stall erstrahlte in hellem Neonlicht. Wir bildeten uns ein, daß die Milch plötzlich anders schmeckte.

In der Zeit, in der es zwar die Straße schon gab, aber noch keiner aus dem Dorf ein Auto hatte, spielten wir oft und gern Chauffeur — brachten Klara zur Geburt ihres dreizehnten Kindes mit Wehen ins sechzig Kilometer entfernte Zams, transportierten im Kofferraum junge Ferkel aus Umhausen nach oben und meldeten der TIWAG, wenn der Strom ausgefallen war. Es kam jetzt manchmal vor,

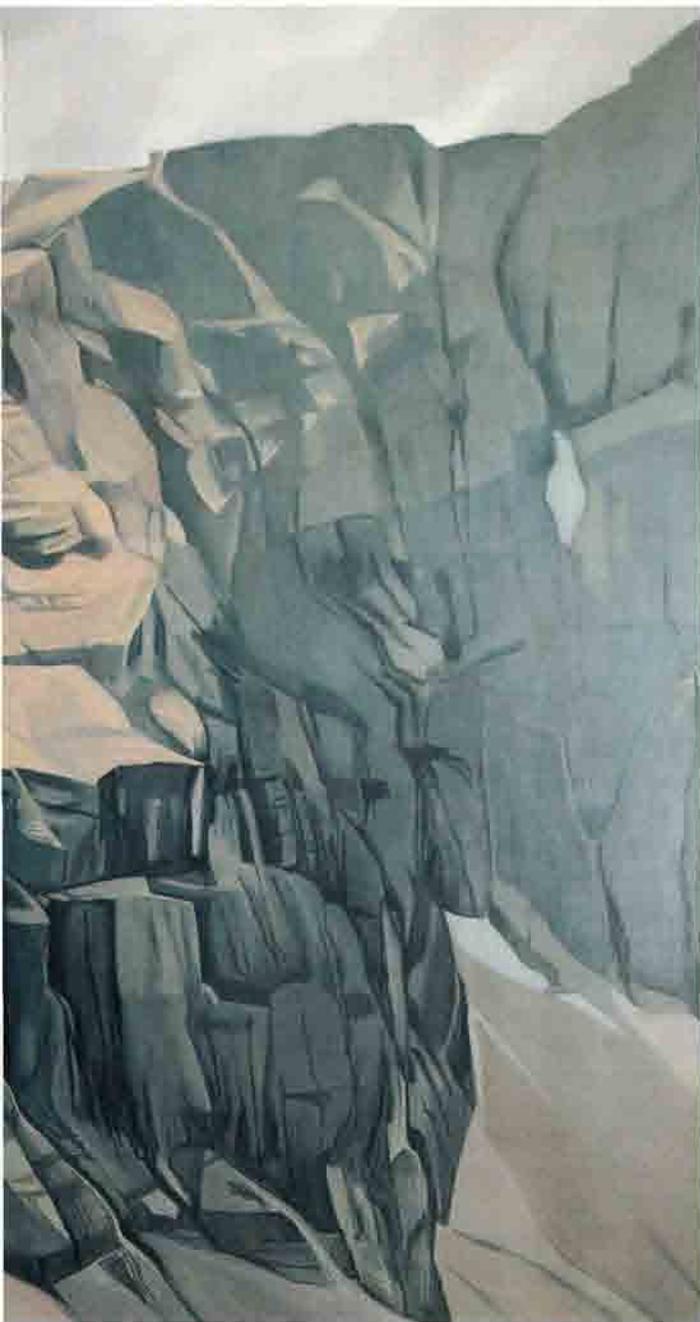


daß ein Touristenauto sich nach R. verirrt. Dann ließ Agnes in ihrer Küche alles liegen und stehen und eilte ans Fenster, um zu sehen, wer vorbeikam. Ignaz und Klara stellten Tische in ihre Stube und hängten an die Vorderfront ihres Hauses ein Schild: Jausenstation Schöpf. Klaras Kinder saßen auf dem Schoß der „Fremden“ und übten sich in Hochdeutsch.

Für die Kinder war das Leben leichter geworden. Ein Schulbus ersparte ihnen einen täglichen zweistündigen Fußmarsch ins Tal und zurück. Es war uns nie ganz klar, ob die Schule eine willkommene Abwechslung zur Arbeit gewesen ist oder umgekehrt. Jedenfalls hat keines der Kinder je studiert. Die Berufswünsche orientierten sich an den örtlichen Gegebenheiten. Kellnerin, Verkäuferin, Zim-

mermädden bei den Mädchen, Skilehrer, Maurer, Liftarbeiter bei den Buben. Am weitesten hat es Sepha verschlagen, die Krankenschwester in Wörgl wurde. Zwei Mädchen heirateten nach Deutschland. Im Mund eines Öztalers klang das damals wie „Übersee“.

Mit dem Beginn der „Neuzeit“ kamen die Maschinen und die ersten Versuche mit Kunstdünger. Motormäher bahnten sich ihren Weg durch langweiliges Grün. Auf den Steilwiesen mähten die Alten noch immer von Hand, trugen das Heu noch immer in Ballen auf dem Kopf. Die ersten Einachser tauchten auf, und in der Folge neue Wege. Die überflüssig gewordenen kleinen Heustadel auf den Feldern verfielen. Alte Ställe wurden durch neue ersetzt.



Nino Malfatti, *Breit auf hohem Niveau (Oberberg)*. 190 x 320 cm, Öl auf Leinwand, 1996.

laden Köll Konkurrenz. Mit den neuen Einkaufsmöglichkeiten hielt auch der Kunststoff Einzug in G. Auch wir kauften im Supermarkt ein. Es soll nicht verschwiegen werden, daß wir, seitdem es die Straße gab, den Müll wie alle anderen über das Geländer der großen Kehre einfach in den Wald warfen.

Ganz allmählich bröckelten die Traditionen ab: das Verfertigen von Schlitten aus Birkenholz, das Spinnen, das Brotbacken, das Herstellen von Katzenfett.

Vermeintlich Wertloses wurde verfeuert — alte Betten, Kästen, Truhen, Stühle. Noch ein paar Jahre vorher hatte uns Bartl geschimpft, weil wir zwei Birkenstämme, die im Holzschuppen des Nunnewieser lagen, verheizt hatten. Er wollte daraus einen Schlitten machen. Jetzt brauchte keiner mehr Schlitten, denn die Einachser fanden ihren Weg auch durch den Schnee.

In der Jausenstation überstieg der Absatz die Produktion der kleinen Landwirtschaft. Brot, Butter, Speck und Eier mußten aus dem Tal dazugekauft werden. Eine Speisekarte lag auf den Tischen: Wiener Schnitzel mit Pommes, Kaiserschmarrn, Brettljausn. Im Holderloch entstand eine zweite Jausenstation, und Klara mußte sich „die Fremden“ mit Germana teilen — wobei sie nur mit denen rechnen konnte, die der Hunger auf halbem Weg zur Einkehr zwang. Wenn die Leute weiterzogen, ließen sie nicht selten *Bild* und ähnliches zurück. Die Kinder von Klara buchstabierten mit einer Mischung aus Neugier, Bewunderung und Grausen die reißerischen Schlagzeilen und konnten sich keinen Reim darauf machen.

Einige Fremdenzimmer wurden ausgebaut, und bescheidener Wohlstand breitete sich im Dorf aus. Tiefkühltruhen lösten das Problem der Vorratshaltung, Küchenzeilen aus Resopal verstellten die schiefen Wände der alten Küchen. Das Tempo bestimmten jetzt die Jungen, von denen jeder sich beeilte, den Führerschein zu machen. Ein Auto war etwas, was jeder brauchte und jeder sich leistete. Agnes kam vor lauter Neugier, wer da aller an ihrem Fenster vorbeifuhr, kaum mehr zum Kochen. Die Mädchen schnitten ihre Zöpfe ab und kauften sich Mini-röcke. Eines Tages sagte Agnes, wir bräuchten ihr nun keine getragene Kleidung für die Kinder mehr mitzubringen. Auch als Chauffeure waren wir nicht mehr gefragt. Unsere Autos waren inzwischen unansehnlicher als das, was die Leute aus G. fuhren.

Allmählich starben die Alten weg. Keiner starb im Spital, das Spital war zu weit weg. Der Tod griff unvermittelt zu. Den Martin holte er beim Mähen auf der Alm, das Loisle, als es auf dem Nachhauseweg vom Wirtshaus betrunken in den Abgrund stürzte. Der Nene entschlief friedlich in seinem Lehnstuhl nach dem Abendgebet. Die Jungen heirateten weg, machten sich selbständig, bekamen wieder Kinder, deren Namen wir uns, inzwischen selbst älter geworden, nicht mehr merken konnten. Muren gingen

Wenn die Kinder mittags mit dem Schulbus zurückkamen, so brachten sie Brot aus der Bäckerei mit. Exotische Gerichte, wie Spaghetti mit Tomatensauce oder oder Risotto hielten Einzug in die Küchen von R., und bei der Marende stand schon auch mal ein Glas Aprikosenmarmelade und eine Schinkenwurst vom Metzger im Tal neben dem hausgemachten Speck.

So langsam die Veränderungen in R. vor sich gingen, so schnell erfaßten sie das Dorf im Tal. Die wenigen Bauern, die dort noch ihre Höfe bewirtschaftet hatten, bauten ihre Ställe und Scheunen zu Ferienwohnungen aus. Wegen der sicheren Schneeverhältnisse im Winter erlebte der Ort einen Touristikboom. Hotels schossen empor, neue Selbstbedienungsläden machten dem alten Kramer-

nieder, Steinlawinen donnerten ins Tal, und im Gletscher wurde, kaum vorstellbar, ein Vorfahr gefunden, der sein Gewand mit Heu ausgestopft hatte.

Die Jahre vergingen. Zur Alm wurde ein Fahrweg gebaut. Ein gefällter Baum riß den Heustadel unterhalb des Nunnewiesers nieder. Die Jungen bauten Häuser aus Stein mit klobigen Holzbalkonen und Inschriften „S Hoamatl“, „Bairlasruah“, „Bei Claudio“ als Ausdruck ihres ganz persönlichen Heimatgefühls. Sechzehn Häuser sind es nun, auf relativ engem Raum.

Eine Frau aus dem Tal hat für zehn Jahre die Schöpf-alm in 2000 Meter Höhe gepachtet und ausgebaut, mit Solarenergie und allem Komfort, sagt man. Die Baumaterialien sind per Hubschrauber angefliegen worden.

Wie muß es den Leuten von R. zumute gewesen sein, als sie aus der Ferne zugeschaut haben, mit welcher spielerischen Leichtigkeit so ein Hubschrauber Lasten dorthin transportiert, wo sie über Generationen die Hühnerkäfige, das Salz, das Brot, die kleinen Kinder, das ganze „Zuigs“, das man für einen Sommer braucht, auf dem Rücken hinauf — und jeden Abend die Milch heruntergeschleppt haben?

Waren sie voller Bewunderung für die neue Art, ein solches Problem zu lösen, oder sind sie sich nicht doch ein bißchen verschaukelt vorgekommen?

Unsere Ferien in R. gehören der Vergangenheit an. Unsere Kinder sind groß und gehen ihre eigenen Wege. Der vor 35 Jahren per Handschlag besiegelte Pachtvertrag für den Nunnewieser war nicht mehr zu halten gewesen. Die junge Erbin aus dem Tal hat zwei Prozesse mit Mietern anderer Immobilien hinter sich. Das Zeitalter des Mißtrauens und der schriftlichen Verträge hat das Tal längst erfaßt. Und trotz seiner Abgeschiedenheit wurde auch der Nunnewieser datenmäßig erfaßt und mit einer „pauschalen Aufenthaltsabgabe für Ferienwohnungen“ in Höhe von 2160 Schilling pro Jahr belegt. Die Besitzerin möchte den Nunnewieser lieber leer stehen lassen, als noch einmal eine „schlechte Erfahrung“ machen.

Aus alter Anhänglichkeit fahren wir noch immer einmal im Jahr nach R. Ebenso zur Tradition gehört es, daß wir bei dieser Gelegenheit bei Leo ein Schaf kaufen, eines aus der Herde, die den ganzen Sommer auf über 2000 Meter Höhe in der Nähe des Grollen-Sees geweidet hat. Heuer war die Straße wegen der Kanalisation aufgerissen. Ein breiter Graben zog sich über die Wiesen und verlief sich im Wald — die neue Wasserleitung.

Der Blick, auf der Suche nach Altbekanntem, schweift in die Höhe, findet die Berggipfel, den Wasserfall, die wie Fackeln lodern den herbstlichen Lärchen. Wenigstens das hat sich nicht geändert.

Leo hat sein Haus neben den elterlichen Hof gebaut. Fast alles hat er selbst gemacht. Ein Komforthaus, schuldenfrei. Einige Jahre hat es leergestanden, bevor er die richtige Frau fand. Höchstens der Stubenofen erinnert

noch an die alte Ötztaler Wohnkultur. Aber er hat nicht mehr die alte Faßform mit den grünen Napfkacheln. Die alten Stubenöfen hat man von der Küche aus geheizt, hat auf einer hölzernen Schaufel ein kleines Feuer gemacht und dieses weit in den Ofen hineingeschoben. Leo heizt seinen Ofen von der Terrasse aus, das macht weniger Dreck. Die Küche ist eine Einbauküche aus dem Katalog, die Bäder gekachelte, mit blitzenden Armaturen. Leo ist stolz darauf und möchte nicht mit früher tauschen. Im Winter ist er arbeitslos und hat nur seine Schafe zu versorgen. Langweilig ist ihm, und er freut sich schon wieder auf die Maurerei.

So wie früher im Hintergrund Radiomusik spielte, so läuft jetzt der Fernseher. Hat die Straße den Anschluß ans Tal hergestellt, so hat das Fernsehen die Welt ins Haus geholt — eine schrille Welt voll verlockender Absonderlichkeiten. Leo bleibt oft in der Nacht auf, um sich das Catchen anzusehen. Die Kinder wachsen fröhlich und anscheinend unbeeindruckt unter dieser Berieselung auf, aber Leo klagt darüber, daß die Kinder zu viel vor dem Fernseher säßen.

Leo ist der Sohn vom alten Bartl, der schon lange tot ist. Den kleinen Hof bewirtschaftet jetzt sein älterer Bruder German. Die beiden Schwestern haben ins Tal geheiratet. German und seine Frau Donata versorgen die über achtzigjährige blinde Mutter, die ihren Mann Bartl nun bereits mehr als zehn Jahre überlebt hat. German muß, um seine sechsköpfige Familie zu ernähren, zusätzlich am Lift arbeiten. Zur Zeit ist er krankgeschrieben, weil er sich den Fuß gebrochen hat. Aber mit diesem eingegipften Fuß fährt er in einer Schubkarre den Mist, humpelnd und über sich selbst lachend, auf die Felder.

German hätte sicher das Zeug dazu gehabt, eine höhere Schule zu besuchen. Intelligent genug ist er, und nicht von ungefähr hat er eine Lehrerin geheiratet. Aber wer hätte sich in früheren Zeiten schon die Mühe gemacht, in diesen abgelegenen Tälern nach besonderen Begabungen zu forschen? Und was hätte der Bartl dazu gesagt, wenn sein ältester Sohn statt in den Stall aufs Gymnasium in Innsbruck gegangen wäre? Immerhin besucht German's Töchterchen ein Internat in Imst, um dort die Mittlere Reife zu machen. Franz, der Älteste, möchte später einmal den Hof übernehmen.

Donata hat ihren Beruf als Lehrerin aufgegeben, um mit ihrem Mann German in R. zu leben. Ein bißchen haftet ihr das Image einer „Aussteigerin“ an. Auf jeden Fall antwortet sie auf die Frage, ob ihr das Leben in R. gefalle: „Es hat seine Reize“. German fand es früher „romantischer“ und weniger mühsam, weil die Leute nicht zusätzlich arbeiten mußten. Aber tauschen möchte er trotzdem nicht mit früher. Sein Hof ist der einzige, auf dem hin und wieder auf die alte Weise Brot gebacken wird. Donata ist eine von den drei Bäuerinnen, die noch Hühner halten. (Die übrigen finden das Hühnerhalten wegen des Scharrens und des Drecks lästig und kaufen die Eier lieber

im Supermarkt.) Im Gegensatz zu ihrem Schwager Leo, der nicht daran glauben kann, daß nach der Fünf-Jahres-Verpflichtung durch die EU noch irgendeiner in R. mit der Landwirtschaft weitermachen wird, ist sie davon überzeugt, daß keiner der Bauern in R. die Landwirtschaft aufgibt.

„Wer weiß, wie es mit der Arbeit weitergehen wird? Wer weiß, was aus dem Fremdenverkehr noch einmal wird? Die Landwirtschaft ist doch etwas, was einem bleibt“, sagt Donata.

Noch behalten sie ihre alten Menschen bei sich, die Bauern von R., obwohl im Tal inzwischen ein Altersheim entstanden ist. In jedem der kleinen Höfe gibt es ein, zwei Zimmer, in denen die Alten ihren Lebensabend verbringen können — denn für Austragshäuser ist zu wenig Platz. Die alte Leni sitzt auf der Hausbank und blinzelt mit ihren blinden Augen in die Herbstsonne. Die Enkel tollern um sie herum. So kann sie wenigstens mit den Ohren teilhaben am Leben, denn ihr Gehör ist noch intakt, und sie erkennt auch uns sofort an der Stimme und streckt uns ihre schmale, blasse, geäderte Hand entgegen. Mit alten Menschen kann man sich am besten über vergangene Zeiten unterhalten. Da funktioniert das Gedächtnis noch zuverlässig.

„Weißt noch, Leni, wie mir dem Bartl seine Birken verheizt ham?“ fragen wir.

„Söll woß I woll“, antwortet die Leni und nickt. In ihrer kleinen Welt ist Platz geblieben für solche Erinnerungen. Ein paar Häuser weiter sitzt die alte Agnes allein, sehr allein, in ihrer dunklen kleinen Kuchl im ersten Stock des Neubaus, den ihr Sohn vor einigen Jahren anstelle des alten Hauses gebaut hat. Es ist so dunkel, weil direkt vor dem Fenster die Wand des Köfels aufragt. Ein bißchen erinnert diese Kuchl noch an die von früher. Gemütlich ist sie, diese Küche, auf jeden Fall gemütlicher als eine Einbauküche. Die alte hellgrüne Anrichte steht wieder da, der Tisch mit dem Wachstuch drüber und der Holzherd, auf dem vor vielen Jahren der Heublumensud fürs Schwein vor sich hinköchelte. Die Glasscheiben der Anrichte sind voller Totenbildchen — Agnes' kleiner Altar.

„Im Wechsel“, so erzählt man im Dorf, sei Agnes menschenscheu geworden, habe sich auf dem Weg zur Kirche hinter Felsen und Bäumen versteckt, wenn jemand entgegenkam. Aber vielleicht kam es auch daher, daß ihr ältester Sohn, der Hoferbe, bei einem Autounfall ums Leben kam. Jetzt ist Agnes alt, ein bißchen älter als wir, und lebt ihr Leben zuende.

Die Enkel kämen ab und zu ihr in den ersten Stock um ein Tuchtele, sagt Agnes auf unsere Frage, ob sie denn immer so allein sei. Sie schenkt uns Bluna ein, und einen Moment lang trauern wir dem alten Grantensaft nach, den es bei Agnes immer gegeben hat.

Ignaz und Klara sind in den neuen Hof gezogen, den ihr Sohn Franz in der Nähe des alten gebaut hat. Denn der

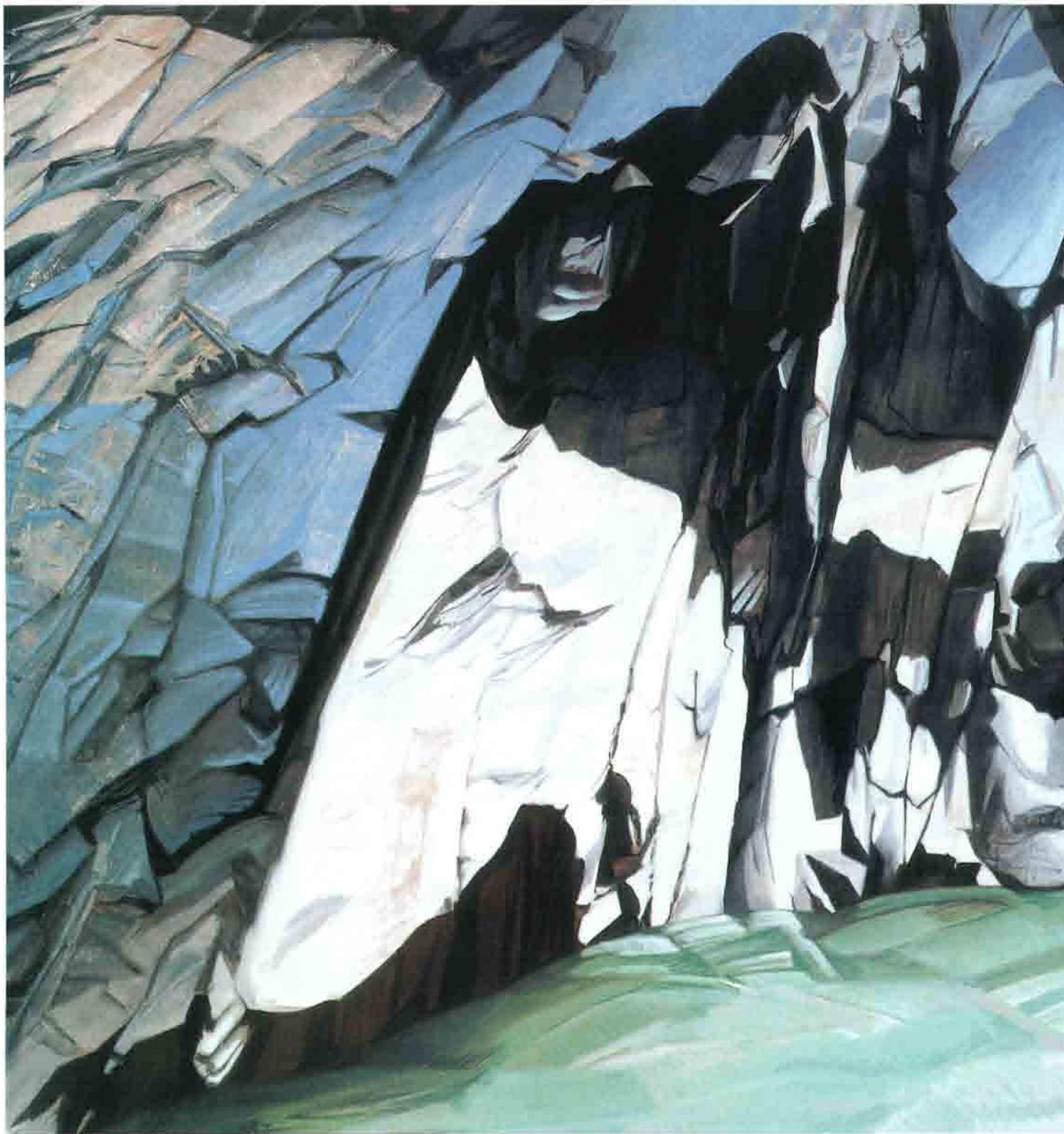
alte wurde abgerissen. An seiner Stelle steht jetzt die neue Jausenstation Schöpf. So haben immerhin drei Söhne von Ignaz und Klara in R. bleiben können: Franz mit der Landwirtschaft, Norbert mit der Jausenstation und Hubert, der demnächst dort ein Sechsfamilienhaus bauen will. Hubert hat es als Parteifunktionär in der FPÖ (alle erzählen es ein wenig verlegen) anscheinend am weitesten gebracht, zumindest in finanzieller Hinsicht. Wohin soll das Haus? Es gibt kaum mehr Platz in R. Und gleich ein Sechsfamilienhaus? Ignaz und Klara haben kein Verständnis für solche Fragen? Ein Sechsfamilienhaus, das bedeutet mehr Leute, mehr Autos, mehr Leben. Vielleicht haben sie recht.

Norbert ist der einzige, der unumwunden sagt, daß es früher schöner gewesen sei, früher, als er noch ein kleiner Bub war und barfuß herumgelaufen ist. Für die neue Jausenstation hat er sich hoch verschulden müssen. Dafür ist sie sehr schön geworden, mit getäfelter Stube, einer modernen Küche und einigen Fremdenzimmern. Aber seine erste Ehe ist schon wieder auseinander, und mit der Auslastung der Zimmer steht es nicht zum besten. Ohnehin kommen ins schattige R. nur Gäste, die sich mehr nicht leisten können. Eigene Skimöglichkeiten gibt es nicht, und die Straße ins Tal hinunter muß im Winter manchmal gesperrt werden. R. hat praktisch nichts zu bieten, und die Leute, die diese Art von Einsamkeit suchen, geben meistens auch nicht viel Geld aus.

Der einzige, der mit seiner Frau ins Altersheim gehen wird, ist Heinz, der Sohn von Anna. Und dieser Entschluß hat bereits jetzt zu einem kleinen Drama auf dem Gasserhof geführt. Denn die alte Anna hat die „Hoamat“ ihrem Enkel Thomas vermacht, und dieser hat das Erbe angetreten, angeblich ohne zu wissen, daß er seinem Vater das Geld fürs Altersheim auszahlen muß. Darüber ist großer Unfrieden entstanden. Heinz hat heimlich die Melkmaschine verkauft und das Geld eingesteckt. Thomas sieht sich vor Schulden nicht mehr aus und läßt seinen Zorn auch an Anna aus. Diese hat Stallverbot bekommen. Sie darf den Stall, der ihr ganzes Leben war, nicht mehr betreten. Sie darf sich in dem Haus, das noch vor kurzem ihr gehörte, nur noch im Erdgeschoß aufhalten, und auch da nur bis zur Treppe. Oben wohnt Thomas mit Familie, und die junge Frau läßt angeblich keine Gelegenheit aus, Anna zu schikanieren.

Anna sitzt in ihrer alten Küche und versteht die Welt nicht mehr. Sogar die Butter muß sie kaufen, obwohl sie ihr notariell zusteht. Und wenn ein Schwein geschlachtet wird, so bekommt sie nicht einmal einen Knochen davon. Die werfen sie lieber dem Hund hin als ihr. Sagt Anna. Und die Nachbarn sagen wieder was ganz anderes: Sie haben Mitleid mit Thomas und meinen: Wenn einmal einer seinen Hof verkaufen muß, weil er sich vor Schulden nicht mehr aussieht, dann ist es Thomas.

Was den Vätern noch gelang, nämlich die Mündler zu



stopfen mit dem, was der Hof abwarf, ist den Söhnen nicht mehr möglich, obwohl die Familien kleiner geworden sind. Telefon ist zu zahlen, Fernsehen, Auto, Heizöl und jetzt auch noch die Kanalisation. Und auf alles 20% Mehrwertsteuer. Mit den Lebenshaltungskosten steigen die Bedürfnisse. Leo läßt sich die Milch vom Bäcker aus dem Tal mitbringen, weil sie ihm besser schmeckt und

länger hält. Die Bauern von R. bleiben auf der Milch sitzen und verfüttern sie an die Schweine. Zwar wird auf jedem Hof noch gebuttert, aber als Abnehmer kommen höchstens Gäste infrage. Der Speck hat Konkurrenz aus Holland bekommen. Das einzige, was die Bauern noch loswerden, sind ihre Kälber. Viele dürften es nicht sein bei durchschnittlich vier Kühen im Stall. Aber der Metzger

Nino Malfatti, Märchenschloßtor.  
143 x 173 cm, Öl auf Leinwand,  
1995.



kauft sie gerne, denn die Bauern sind zur biologischen Landwirtschaft zurückgekehrt. Die Zeiten des Kunstdüngers sind vorbei, es gilt wieder das, was man von den Vätern erlernt hat — das Sammeln des Mistes und das Ausbreiten, zuerst in kleinen Haufen, dann breitflächig über die Wiesen gestreut. Die staatlichen Zuschüsse von 3—4000 Schilling pro Hektar und Jahr (je weniger Kühe, je steiler die Hänge, desto höher der Zuschuß) haben Alibi-Charakter, einerseits für die EU, die sich damit beweist, daß sie auch in diesen marginalen Bereichen etwas tut, andererseits für die Bauern, die dazu ermutigt werden, vorerst weiterzuwursteln.

Es gibt keinen im Dorf, der *nur* Landwirtschaft betreibt. Jeder der Bauern hat noch einen Job im Tal. Das bedeutet „Stallgehen“ vor und nach der Arbeit. Das bedeutet: sich im Winter einen Weg zu den Ställen bahnen, denn diese sind nicht, wie etwa in Oberbayern, vom Hausflur aus zu begehen. Und es bedeutet schließlich Heuarbeit statt Urlaub.

Was wird aus dem „Hoamatl“, wenn das Mähen, das Melken, das Holzfällen nur noch als lästiges Anhängsel an den Job empfunden wird?

Alles in allem geht es den Bauern heutzutage materiell besser, aber sie gelten weniger. Vierzig Jahre, nachdem der Bartl sich aufmachte, um ein freier, stolzer Bauer zu werden, geht es seiner Familie besser denn je. Aber der Stolz ist dahin und die Freiheit auch.

Bleibt mir noch, ein bißchen über den Nunnewieser zu erzählen.

Über seinen langsamen Verfall, seine Wald- und Wiesen-Einsamkeit und das unmerkliche, aber stetige Wachsen

der gigantischen Fichte an der Stallseite. Noch dürfte sie von der fetten Nachbarschaft dieses Stalles zehren. In unseren ersten Jahren standen sommers dort Kühe — kleines, genügsames Grauvieh, das vom Stallknecht (damals gab es noch Knechte) zweimal am Tag gefüttert und gemolken wurde. Die Milch brachte dieser kleine, alte Mann dann gegen Abend in einer Blechkanne ins Tal hinunter. Seither steht der Stall leer, ebenso wie die Scheune darüber, durch deren Balkenritzen immer ein leiser Wind weht, der den noch leiseren Duft nach Heu am Leben hält. Durch diese Ritzen sieht man auf der gegenüberliegenden Hangseite, sehr fern und sehr klein, die Pichler-Alm, die längst aufgegeben wurde, so wie auch die diesseitigen Almen nur noch zum Teil bewirtschaftet werden, bewirtschaftet in dem Sinn, daß einer mit Sack und Pack einen Sommer lang hinaufzieht.

Das gute, alte, von Kälte, Wind und Sonne gegerbte Holz des Nunnewiesers wird vermutlich noch einige Zeit dem Verfall trotzen, wenn auch das von der Hangseite hereindrückende Erdreich bereits Teile der Stubenvertäfelung angegriffen hat. Viel mehr zu befürchten ist, daß das Haus, wie viele andere, „zu Tode renoviert“ wird. Denn es dürfte nicht mehr viele solcher Häuser dort geben — Häuser, an deren Außenseite man noch die winzigen Fensterluken sieht, mit denen die Menschen sich ein bißchen Tageslicht ins Haus holten, damals, als Wärme noch kostbarer war als Licht. Häuser mit einem winzigen, dunklen Lawinenkeller unter einer Falltüre und einer Wärmeluke zwischen Stube und Stubenkammer. Häuser, in denen es im Winter passieren kann, daß der Schnee durch die Außenbalken ins Innere dringt und damit an den Spruch einer alten Störschneiderin erinnert: Die gesündesten Kinder waren da, wo der Schnee in der Schlafkammer am höchsten lag.

Was für seltsame Wesen sind wir Menschen doch! Trauern immer der Vergangenheit nach, fischen immer im goldenen See der Erinnerung. Wollen wir wirklich, daß die Kinder unter einer Schicht Schnee schlafen müssen? Nein, das wollen wir natürlich nicht. Aber wir verfallen zwangsläufig der Nostalgie nach dem Entschwundenen, je älter (und weiser?) wir werden.

Und hat nicht jede Generation ihre eigenen Verluste? Was wir vermissen, vermissen die Jungen schon nicht mehr. Was wissen Leos Kinder noch von den Küchenschellen und den Grasnelken, die einst da wuchsen, wo jetzt die Kanaldeckel liegen? Und was wissen sie noch von den Saligen Fräulein, die in Nebelnächten um den Fuchstein tanzten, weit hinten im Tal, dort, wo der ewige Schnee leuchtet?

Sie werden anderen Dingen nachtrauern.



Der gußeiserne Charme der dreißiger Jahre. Luis Trenker als Severin Anderlan und Luise Ullrich in der Rolle der Erika Riederer. Dieses und die folgenden Szenefotos aus Luis Trenkers *Rebell* verwenden wir mit freundlicher Genehmigung der Moviemann Productions, München.

# Luis Trenkers «Rebell»

(1932)

Ein Film mit patriotischem Pathos oder kaum kaschierter Pro-Nazifilm?

Martin Brucke

Der Film *Der Rebell* aus dem Jahr 1932 gilt vielen als das von der Gesamtkomposition her gesehene beste Werk des Allroundtalents Luis Trenker. Vor dem Ersten Weltkrieg als Bergführer durch einige Erstbegehungen in den Dolomiten aufgefallen, arbeitete er in den 20er Jahren als Schauspieler unter der Regie von Arnold Fanck und wurde in den 30er Jahren selbst zum Inbegriff des deutschsprachigen Bergfilms. *Der Rebell* behandelt den Tiroler Volksaufstand von 1809. Am Mythos des Tiroler Freiheitskampfes haben erstaunlich viele Fremde mitgestrickt und Andreas Hofer zur weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannten Symbolfigur stilisiert. Trenker hingegen erzählte aus der Geschichte seiner eigenen Heimat, und erst vor diesem Hintergrund erscheinen viele seiner Filme in anderem Licht. In den 30er Jahren drehte Trenker auch in den USA, was seinen Horizont enorm erweiterte. Der Starregisseur des italienischen Neorealismus Vittorio De Sica etwa bezeichnet die in den USA der Depressionsjahre angesiedelten Szenen von Trenkers Film *Der verlorene Sohn* (1934) als wichtiges Vorbild für das eigene Schaffen und quasi Vorwegnahme des Neorealismus. Am Beginn der Nazi-Diktatur hatte Trenker allzu ungezwungenen Umgang mit Nazi-Größen. Die Horizontenerweiterung in Amerika und die bitteren Erfahrungen in seiner Heimat Südtirol führten aber bald zum Bruch mit den Nazis.

In der Rezeption des Films *Der Rebell* treffen kontroverse Urteile aufeinander. Befragt man das *Lexikon des Internationalen Films*, so wird einem folgendes eröffnet: „Trenker zufolge ginge es, wie er am 12. Januar 1933 in der *Deutschen Filmzeitung* (München) schrieb, 'um die Idee, daß Freiheit sein muß und sein wird, auch wenn sie einem Einzelmenschen oder Volk geraubt wird.' Das patriotische Pathos des — keineswegs chauvinistischen — Filmes war dem Hitler-Staat sehr willkommen.“

Dem entgegen steht die Beurteilung Siegfried Kracauers in seiner „psychologischen Geschichte des deutschen Films“. „Mit Trenker tritt der *Rebell* ins letzte Stadium einer Filmkarriere, die von der Entwicklung des deutschen Films nicht zu trennen ist. Ihm wird eine fixe historische Rolle zugewiesen: er führt oder beteiligt sich am Aufstand

des Volkes gegen einen Feind, der die Nation unterjocht. Dies entlarvt den Rebellen eher als einen Nationalisten denn als Revolutionär. Die Analogie zwischen dem Tiroler Aufstand und der Nazibewegung ist offensichtlich; Trenker zeigt in seinem Film nur, was die Nazis als nationale Erhebung bezeichneten. Napoleon steht für das verhaßte 'System', und der Student trägt alle Züge eines Hitleranhängers.“

Es ist nun zu untersuchen, ob der Film aktiv von der Produktionsseite her chauvinistisches und genuin nationalsozialistisches Gedankengut propagiert (was Kracauers These entspäche) oder ob das auch zeittypische heroische Pathos des Films dem Hitler-Regime lediglich willkommen war und von Partei, Parteispitze und Anhängern der Bewegung in ihrem Sinne rezipiert wurde.

Dazu ist unerlässlich, den Inhalt des Films vorzustellen. Zusammenfassungen in einschlägigen Lexika oder Kracauers Filmgeschichte verkürzen und vereindeutigen den 93 Minuten langen Film in unzulässiger Weise und können ihm nicht gerecht werden.

Produzent war die Deutsche Universal, Regie führten Luis Trenker und Kurt Bernhardt. Drehbuchautoren waren Robert Stemmle und Walter Schmidkunz. Das Originalmanuskript stammt von Trenker und wurde unter demselben Titel als Roman veröffentlicht, Filmfassung und Roman sind allerdings textlich nicht immer identisch. Hauptdarsteller sind Luis Trenker in der Rolle des Tiroler Studenten Severin Anderlan und Luise Ullrich in ihrem Filmdebüt als Erika Riederer. Unter den Kameraleuten war Sepp Allgeier, ein bekannter Vertreter aus Arnold Fancks „Freiburger Schule“, der mit Fanck und Trenker an vielen Bergfilmen gearbeitet hatte und auch später unter Leni Riefenstahls Regie beim Nazi-Parteitagfilm *Triumph des Willens* hinter der Kamera stand. *Der Rebell* wurde am 22.12.1932 in Stuttgart uraufgeführt.

Tirol im Jahr 1809. Über dem friedlichen Land haben sich dunkle Wolken zusammengezogen, doch noch herrschen Ruhe und Ordnung, wie die anschließenden allegorischen Naturbilder zeigen: eine sonnenübergossene Alm im mittäglichen Frieden, Schafhirten, die mit ihrer Herde

über die Wiesen ziehen. Die der Szene unterlegte Musik ist zunächst ebenfalls betont harmonisch und lieblich, gewinnt dann zunehmend an Tempo und variiert ausführlich die Hymne der Französischen Revolution, die Marseillaise. Die gespannte Ruhe im Land ist nur die berüchtigte Ruhe vor dem Sturm.

In der nächsten Einstellung schwenkt die Kamera über das Heimatdorf Severins. Im Film handelt es sich um das Bergeller Dorf Soglio, südlich des Malojapasses gelegen. Soglio liegt damit im italienischsprachigen Teil von Graubünden und gehörte 1809 in keinem Falle zum bayerisch besetzten Tirol, sondern zur Eidgenossenschaft. Auch viele andere Spielszenen des Filmes sind an Schauplätzen im Engadin gedreht. Trenker setzt damit eine Tradition des Bergfilms fort, die auch unter Fanck nicht auf eine realistische regionale Einheit und damit Glaubwürdigkeit der Drehorte setzt, sondern in ihren Augen herausragende Bergkulissen willkürlich aneinanderreihet. Das zeitgenössische Publikum in einer Zeit, in der der Massentourismus erst sehr zögernd von den Alpen Besitz ergriffen hatte, dürfte diese Verfahrensweise nicht weiter irritiert haben. Für den heutigen Beobachter jedoch wirken die als realistisch gepriesenen Naturaufnahmen aus diesem Grund künstlich und uneinheitlich komponiert.

In der nächsten Szene erscheint der Protagonist Severin auf der Bildfläche. Seine Kleidung weist ihn als Studenten aus, wir erfahren, daß er in Jena studiert hat. Der Studienort Jena ist geschickt gewählt, war Jena doch als ein Zentrum der Romantik zugleich Zentrum der deutschen Nationalbewegung. Von dieser Warte aus gesehen erscheint die nationale Einstellung Severins, die ihn später zum Außenseiter im eigenen Lager machen wird, plausibel. In Jena konnte Severin sehr wohl mit nationalromantischem Gedankengut in Berührung gekommen sein, das ihn nun in den Bayern keine Feinde der Tiroler, sondern deutsche Brüder erblicken läßt. Die Verständigung im Kleinen zwischen Tirolern und Bayern nimmt jedenfalls konkrete Formen an, Vater Riederer freundet sich mit dem Tiroler Roten an und Severins Pferd frißt Erika aus der Hand.

Der Kontrast zur nächsten Szene ist stark. Severin ist daheim, findet aber nur noch rauchende Reste seines Dorfes vor. Auch der Hof der Anderlans ist verwüstet. Die Kamera zeigt Severin mit einem verkohlten Kreuzifix in der Hand, das er fassungslos in den Himmel streckt. Drei französische Reiter sprengen ins Dorf, es kommt zu einer Schießerei, in deren Verlauf Severin zwei der Soldaten tötet. Es schließt sich eine Verfolgungsjagd zu Pferde an, wie sie aus zahlreichen Western bekannt ist. Den Vergleich zum amerikanischen Abenteuerfilm und Western zieht auch Kracauer in seiner Besprechung des Films. In seiner Rezension des *Rebell* ist noch jene spontane Begeisterung spürbar, die später in seiner berühmten Studie *Von Caligari zu Hitler* wesentlich anderen Interpretationen Platz gemacht hat. Zunächst jedoch rühmt Kracauer

den Film und vergleicht Trenker mit dem damals weltbekanntesten Hollywood-Darsteller Douglas Fairbanks.

„Der Hauptglanz strahlt natürlich von Trenker selber aus, der sich die Rolle des Rebellen auf den Leib geschrieben hat. Er hat sich noch nie so brillant und vielseitig entfaltet. Als Reiter, Kletterer und Anführer vollbringt er Leistungen, die sich denen von Douglas Fairbanks getrost an die Seite stellen können. Die Freude, die man an ihnen hat, rührt wohl davon her, daß sie nicht einfach Bravourstückchen sind, sondern jeweils aus dem Zwang der Situation hervorgehen und überdies mit körperlichem Charme ausgeführt werden.“

Severin flieht ins Gebirge und entkommt schließlich unter den Klängen der Marseillaise seinen Verfolgern.

Das Marseillaisethema taucht immer wieder auf und wird höchst unterschiedlichen Szenen unterlegt. Einerseits begleitet es in der eben geschilderten Verfolgungsjagd die französischen Soldaten und bringt diese damit mit der französischen Revolution in Verbindung, andererseits ist die Melodie den geheimen Zusammenkünften der Verschwörer und den eindrucksvollen Massenszenen des eigentlichen Volksaufstandes unterlegt und rückt den Tiroler Freiheitskampf von 1809 so in die Nähe zu 1789. Damit reflektiert der Film das Janusgesicht der Französischen Revolution, die, begonnen als Volksaufstand und bürgerliche Revolution, letztlich die absolutistische Expansionspolitik Napoleons hervorgebracht hat. Folgt man Kracauers These, wonach Trenkers Film eine Analogie zwischen dem Tiroler Volksaufstand und der Nazibewegung herstelle, und damit, wie ich eben gezeigt habe, also auch eine Analogie zwischen der Französischen Revolution und 1933, böte sich eine Erklärung für das Schicksal von Trenkers Film *Der Feuerteufel* (1940), durch den er bei den Nazis in Ungnade fiel und im Reich mit Berufsverbot belegt wurde. Im *Feuerteufel*, der im Grunde eine ganz ähnliche Geschichte wie der *Rebell* erzählt, rückt die Negativfigur Napoleon stärker in den Vordergrund, und Parallelen zu Adolf Hitler drängen sich auf. Trenker wäre somit das Opfer seiner naiven historischen Analogieschlüsse, die die Französische Revolution und die Nazibewegung zunächst unkritisch positiv, die weitere Entwicklung zu einem Despoten und Diktator wie Napoleon und Hitler dann aber negativ werten.

Die nächste Großszene verarbeitet die Truppenaushebungen unter den Bayern für die napoleonischen Armeen. Für die Tiroler Bevölkerung war dies die ungeheuerliche Verletzung eines alten Rechts, da ihnen im sogenannten Landlibell von 1511 Kaiser Maximilian I. vertraglich zugesichert hatte, daß sie vom regulären Militärdienst und jeder zwangsweisen Beteiligung an einem Krieg außerhalb ihrer Landesgrenzen befreit seien. Severin und einige Bauern aus der Gegend entziehen sich darum dem Zugriff der Staatsgewalt und halten sich versteckt. Sodann ist der Zuschauer zu Gast bei der geheimen

## Der verfolgte Severin Anderlan kämpft um sein Leben.

Zusammenkunft der Verschwörer in einer Kirche. Beherrscht wird die Szenerie von einem überlebensgroßen Kruzifix als Kulisse und Legitimationsfigur. Dadurch kommen der archaische Charakter dieser Zusammenkunft und die durch und durch katholisch-konservative Grundhaltung der Bauernführer deutlich zur Geltung. Die Stimmung in der Kirche vermittelt einen realistischen Eindruck der tatsächlichen Stimmung des Jahres 1809, wie er zeitgenössischen Quellen zu entnehmen ist. Scharfmacher beherrschen die Szene.

„Von Wien aus können wir nix mehr erwarten. Wir müssen uns selber helfen. Der Kaiser hat uns im Stich gelassen.“ — „Wir lassen uns nicht mehr von den Franzosen kommandieren, grad so wie der Kaiser in Wien sich von Bonaparte kommandieren läßt.“ — „Südkreis heißt jetzt unser Land, nicht mehr Tirol. Und wennst das Wort Tirol sagst, wirst eingesperrt.“

Es kommt zum feierlichen Gelübde, nicht eher zu ruhen, bis die Feinde aus dem Land verjagt seien. Ein anwesender Priester vereidigt die Bauern auf das Kruzifix und gibt dem Schwur seinen religiösen Bezugspunkt. Die Figur des Priesters dürfte dem berühmten Pater Haspinger nachempfunden sein, einem der „Falken“ in Hofers Beraterrunde, der ihn auch in aussichtsloser Lage zum Weiterkämpfen bewegte und dazu, alle Hoffnungen auf Begnadigung oder Flucht auf österreichisches Gebiet in den Wind zu schlagen. Severin ist in der Kirche zwar anwesend, stimmt den Forderungen der Wortführer aber nicht zu und stellt sich damit selbst ins Abseits. Er hält eine flammende nationale Rede, die das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Tirolern und Bayern betont und sich ausschließlich gegen die französische Fremdherrschaft wendet.

„Die Bayern sein Deutsche wie mir, und wenn mir gegen sie gehn, geht Bruder gegen Bruder. Wir Deutsche müssen einmal aufhören uns gegenseitig die Schädel einzuschlagen, wir müssen zusammenhalten. Der wahre Feind heißt Napoleon, nit die Bayern. Mit die Bayern gegen Napoleon! Für die Freiheit aller Deutschen!“

Diese nationale Argumentation und seine Liaison mit Erika bringen Severin den Vorwurf ein, Bayernfreund und Verräter seiner Volksgenossen zu sein. Am Ende des turbulenten Auftritts verläßt Severin mit einer Handvoll



Der Rebell<sup>®</sup>  
(Die Fourer rufen)

Gleichgesinnter die Kirche als Außenseiter. Beim Versuch, ein Flugblatt zu drucken, mit dem er an die nationale Solidarität zwischen Tirolern und Bayern appelliert, wird er entdeckt; es kommt zur zweiten Verfolgungsjagd des Filmes, die allem Anschein nach mit seinem Tod endet. Hier kann Trenker seine sportlichen Fähigkeiten als Alpinist nochmals großartig in Szene setzen.

Erika hat unterdessen eine geheime Nachricht erhalten, wonach ihr Geliebter gerettet sei und sie auf einem Ball in der Innsbrucker Hofburg erwarte. Auf eben jenem Ball ist Severin verkleidet zugegen und spioniert den Aufmarschplan einer anrückenden französischen Armee aus, die die bayerischen Besatzung ablösen soll. Die Ballszene erinnert an den 1931 gedrehten Film *Der Kongreß tanzt*, der die Form der operettenhaften Komödie populär machte. Wir erleben Erika im Ballkleid als „Süßes Mädel“, der schneidige Trenker in bayrischer Husarenuniform und allerlei harmlose Intrigen und höfisches Ambiente. Erika bedrängt den Geliebten, sofort das Land zu verlassen. Dies ist eine der wenigen Stellen im Film, wo die historische Situation ungenau wiedergegeben wird. Denn Severin spricht davon, er wolle später nach Deutschland gehen und Erika solle dann ebenfalls dorthin nachkommen. Was sich hinter jenem „Deutschland“ konkret verbirgt, muß allerdings unklar bleiben. Der Film verwendet hier einen nationalstaatlichen Deutschlandbegriff, der dem Jahre 1809 wenig angemessen ist. Bayern, Württemberg, weite Teile des Rheinlandes und Sachsen waren im Rheinbund unter direkter Vorherrschaft Napoleons zusammengefaßt, kamen also als Fluchtziel nicht in Frage. Lediglich Österreich als naheliegender Zufluchtsort oder Preußen waren staatsrechtlich souverän, wenngleich ebenso im Machtbereich Napoleons verblieben und in kriegerische



Auseinandersetzungen verwickelt. Es bleibt festzuhalten, daß der Film hier mit falschen Begrifflichkeiten operiert und dem Zuschauer ein Nationalstaatskonzept suggeriert, das 1809 weder faktisch noch in größerem Maße ideell vorhanden war. Deutschland existierte 1809 nicht! Mit der Kenntnis des französischen Aufmarschplanes gelangt Severin aus der Hofburg hinaus und alarmiert die Bauernstreitkräfte. Die Szenen dieser Mobilmachung der Landwehr gehören zu den technisch brilliantesten des Filmes. Die Bauern entzünden Leuchtfener auf den Berggipfeln, die Sturmglocken der Kirchen werden geläutet, bewaffnete Horden ziehen unter Trommelwirbel in den Kampf und führen ein überlebensgroßes Kruzifix in vorderster Reihe. Im Zusammenhang mit diesen Szenen und der noch zu erwähnenden Schlußsequenz des Films ist der Name des Tiroler Malers Albin Egger-Lienz von Bedeutung. Drei Gemälde des Künstlers haben meines Erachtens Eingang in Trenkers Film gefunden. Es sind dies „Das Kreuz“ aus dem Jahr 1898, „Haspinger Anno Neun“ aus

dem Jahr 1908/1909 und „Der Totentanz von Anno Neun“, das 1921 entstanden ist. Das Bild „Das Kreuz“ ist Vorlage für die Massenszene, in der die Bauern sich sammeln und mit dem Kreuz voran in den Kampf ziehen. Die Farben des Gemäldes sind dunkel, schwarz ist vorherrschend. Trenker hat diese Kreuzszene in die Nacht verlegt, was den düster sakralen und unheimlichen Charakter der Szene unterstreicht. Gleichwohl hat er den Schwerpunkt von der beinahe irrsinnigen Entschlossenheit und dem Wahnsinn, der im Bild mitschwingt (etwa in dem Sensenmann, der der Bauernhorde voranschreitet und personifizierte Todesdarstellung ist) mehr auf den heroischen Zug verlagert. Alle diese einzelnen Szenen sind durch Überblendetechnik und Mehrfachbelichtung ineinander und übereinander geschnitten. Dazwischen erscheint Severin zu Pferd in gestrecktem Galopp; über allem flattert der Tiroler Adler, und die Musik intoniert wieder einmal die Marseillaise. Trenker hat hier eine pathetische Darstellung des Volks-

Monumentalismus in der Malerei der Jahrhundertwende — Vorbild nicht nur für Luis Trenker.

Albin Egger-Lienz, *Das Kreuz*. Öl auf Leinwand, 312 x 384 cm, 1901. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum.

Folgende Seiten: Albin Egger Lienz, *Totentanz 1809*, 5. Fassung 1921. Öl auf Holz, 129 x 151 cm.

Albin Egger-Lienz, *Haspinger anno neun*. 1908/09. Kasein auf Leinwand, 265 x 456 cm.

Beide: Museum der Stadt Lienz, Schloß Bruck. Foto: Vaverka.

krieges abgeliefert. Die Aufständischen lassen eine wahre Flut von Steinlawinen auf die Eindringlinge niederprasseln und fügen ihnen entsetzliche Verluste zu. Auch Kracauer zeigt sich von der Bildsprache des Films und den realistischen Kampfszenen beeindruckt.

„Man muß schon an die großen russischen Filme zurückdenken, um eine Analogie für den Zug der Aufständischen zu finden. [...] Hat dieser Aufmarsch noch Vorbilder, so ist der Überfall der Bauern auf die französische Armee ein filmisches Ereignis, das, wenn ich mich nicht täusche, alle bisherigen in einer bestimmten Hinsicht hinter sich läßt. Wie realistisch immer die Kampfszenen in manchen früheren Kriegsfilmen gestaltet worden sind, sie haben niemals eine solche Unmittelbarkeit erreicht. Die Wut der Unterdrückten und die Schrecken, die sie dem Feind bereiten, werden in diesem Film Gegenwart.“

Auf der Brücke über den Inn tobt die Entscheidungsschlacht, in deren Verlauf die Masse unter „Sieg Heil“ Rufen mit dem Gegner zusammenstößt. Ein Tiroler im Vordergrund reckt den rechten Arm zum Hitlergruß, Die erwähnte Sequenz ist innerhalb der tosenden Massenszene sehr unscheinbar und dauert höchstens einige Sekunden. Ich habe mir die Szene mehrere Male hintereinander angesehen, da sie mir beim ersten Anschauen nicht aufgefallen war. Deutlich, wenn auch nur für einen Augenblick, ist eine Person von hinten zu sehen, die ihren rechten Arm zum Hitlergruß erhebt, und man hört einige Sieg-Heil-Rufe, die allerdings im Schlachtlärm beinahe untergehen. Die Frage ist, ob es sich bei diesen Bildern um absichtlich in den Film eingebrachte Szenen handelt und diese somit als eindeutiger Beleg für dessen Nähe zum Nationalsozialismus zu werten sind (was für Kracauer feststeht). Vielleicht ist die Szene auch durch einen Fehler im Schneiderraum überhaupt erst in den Film hereingerutscht, der ansonsten von derart direkten aktuellen Stellungnahmen frei ist. Das wiederum wirft die Frage auf, ob etwa die Statisten, die bei den Massenszenen mitgewirkt haben, auf eigene Faust diese Szenen in einer ihnen weltanschaulich oder bloß tagespolitisch aktuell und richtig erscheinenden Weise dargestellt haben, oder ob sie dies auf Anweisung der Regisseure oder anderer Personen taten. Der wahre Sachverhalt ist wohl nicht mehr festzustellen.

Doch alle List und Tapferkeit der Vaterlandsverteidiger ist nutzlos. Letztlich ist der Kampf für die Tiroler und für Severin verloren. Eine Exekutionsszene ist die letzte Szene des Films und in mancherlei Hinsicht bemerkenswert. Breitbeinig und trotzig stehen die drei Rebellen vor dem Erschießungskommando, ein Trommelwirbel, die tödlichen Schüsse fallen und die drei Märtyrer liegen leblos am Boden. Nun aber erhebt sich Severin mühsam, die Seele trennt sich vom Körper, er ergreift die im Staub liegende Fahne, reckt sie kämpferisch in den Himmel und beginnt zu gehen, die beiden anderen folgen ihm. Durch die Doppelbelichtung wird die ganze Auferstehungsszene über-

haupt erst möglich. Man sieht gleichzeitig die am Boden liegenden Leichen und die auferstehenden Seelen der Freiheitskämpfer. Und unsterblich wie die Seelen jener Kämpfer ist auch das Gedankengut, für das sie gestorben sind — so suggeriert der Film. Den drei Vorkämpfern schließt sich eine namenlose Masse an, die sich in einem nicht enden wollenden Zug Severin anschließen. Von rechts unten nach links oben zieht diese endlose Karawane über die Leinwand und schließlich aus dem Bild. Wir sehen Wolkenbilder, die den Rahmen des Films schließen und eine Brücke zurück zum Anfang schlagen.

Diese Schlußszenen sind vieldeutiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag, der sie vielleicht als bloße Apotheose des Heroischen abtut. Viele Traditionsstränge münden in eben jene Art der Bildsprache. Neben der christlichen Ikonographie ist es die der modernen bildenden Kunst, des weiteren gibt es filmische Vorbilder und auch Nachahmer jener Schlußszenen. Sowohl in der bekannten Verfilmung von Erich Maria Remarques Roman *Im Westen nichts Neues* (1929) als auch im Nazi-Propagandafilm *Hitlerjunge Quex* (1933) taucht eine auffallend ähnliche Schlußszenen auf. Meine These ist, daß *Der Rebell* in dieser kleinen Reihe der Auferstehungsszenen und ihrer inhaltlichen Umdeutung vom christlich motivierten, pazifistisch antimilitaristischen Totentanz zum instrumentalisierten heroischen Pathos der nationalsozialistischen Bewegung eine Mittler- und Übergangsrolle spielt.

Ich habe bereits an anderer Stelle auf Egger-Lienz und die Rolle seiner Bilder als Vorlage für Trenkers filmische Realisation hingewiesen. In seinem Bild „Haspinger Anno Neun“ imaginiert Egger-Lienz eine Szene aus dem Tiroler Volksaufstand. Hinter dem voranschreitenden Pater, der mit Degen und hochgerecktem Kreuz die Bauern anführt, folgt eine Reihe enorm kräftiger, auffallend breitbeinig ausschreitender Bauern, mit Äxten, Knüppeln und Gewehren bewaffnet, die sie mit beiden Armen fest gepackt waagrecht vor sich her tragen. Der Bauer rechts (in Draufsicht) hinter Haspinger nun gleicht in Kleidung, Statur und Körpersprache fast vollkommen dem Severin Anderlan aus Trenkers Film. Severin trägt dasselbe grobe, an den Armen bauschende Bauernhemd, dieselbe graue Weste und Hose mit dem schwarzen Gürtel und großer Gürtelschnalle, er schreitet nach der Auferstehung in eben jener Manier betont breitbeinig aus und hält seine Fahne zunächst ebenso waagrecht vor sich hin, wie es die Figur in Egger-Lienz' Bild tut. „Haspinger Anno Neun“ wurde 1909 auf der 33. Frühjahrsausstellung der Wiener Secession zum ersten Mal gezeigt. Der damalige Korrespondent einer russischen Zeitung in Österreich, Leo Trotzki, hat in seiner Ausstellungsbesprechung gerade dieses Bild hervorgehoben.

„Den hervorragendsten Platz nimmt auf der Ausstellung Albin Egger-Lienz ein, merken Sie sich seinen Namen [...] In diesem Jahr hat er ein eben erst vollendetes Kolossalgemälde ausgestellt. [...] Eine furchterregende menschl-



che Woge! Was einen an dem Gemälde sofort packt, ist seine innere Geschlossenheit. Große Gemälde wirken gewöhnlich unruhig, weil sie durch ihre erdrückende Fülle an Details das Auge nicht zur Ruhe kommen lassen und die Aufmerksamkeit verzetteln. Bei Egger gibt es nichts Überflüssiges. Er hält sich keinen Augenblick bei Einzelheiten auf. Die Farben sind ohne Nuancen, die Schatten der Gestalten nur schemenhaft angedeutet. Das ganze Gemälde — Gesichter, Hände, nackte Knie, Kleidung, die Erde unter den Füßen — ist in einer Art Ziegelton gehalten. Die Zeichnung ist sicher, hart, fast grob. Im Endergebnis aber eine vollständige Überwindung der Schwierigkeiten und Widersprüche eines großen Gemäldes: Es ist gesammelt und konzentriert, und die Gestalt des heroischen Mönches zieht als der dramatische und künstlerische Mittelpunkt des ganzen Gemäldes mühelos ungeteilte Aufmerksamkeit auf sich.“

Dieser Lobgesang Trotzki's spricht für sich. Es darf gemutmaßt werden, daß er jene an diesem Bild geschätzten Eigenschaften in der heroischen Darstellung von Masse und Individuum später auch gerne so oder ähnlich auf der Leinwand des revolutionären sowjetischen Kinos gesehen

hat. Wir erinnern uns, daß Kracauer den Film *Der Rebel* unwillkürlich mit den russischen Filmen verglichen hat. Offensichtlich haben der sowjetische revolutionäre Film und das patriotische Epos über den Tiroler Freiheitskampf gemeinsame ästhetische Vorbilder, vor allem was die Darstellung von Massen angeht.

Doch damit nicht genug. Auch im Marsch der toten Kämpfer in den Himmel lassen sich Elemente aus dem Bild „Der Totentanz von Anno Neun“ finden, freilich fallen die Analogien in diesem Fall nicht so stark ins Auge. Das Bild von Egger-Lienz steht in der Tradition des mittelalterlichen Totentanzes. Es verarbeitet dessen Kriegserlebnisse aus dem Ersten Weltkrieg und kann in der Tradition der Historienbilder ein Anti-Kriegsbild genannt werden (so wie der Zug der Gefallenen in *Im Westen nichts Neues* Motiv des Anti-Kriegsfilms ist.) Der Tod führt die vier Bauern an seinem Arm weg, deren Gesichter teils noch Entschlossenheit zum Kampf, teils bereits Resignation ausdrücken. Meines Erachtens baut Trenkers Schlußexodus auf jener Bildlichkeit des Totentanzes auf und modifiziert sie. Der Zug im Film marschiert aufwärts und in die entgegengesetzte Richtung, er ist nicht auf fünf



Personen beschränkt, sondern ins Unendliche angewachsen, dennoch fußt die Darstellung der einzelnen Typen, die Severin folgen, wiederum deutlich auf dem Vorbild von Egger-Lienz' Bild. Damit bleibt Trenker zwar noch der christlichen Tradition des Totentanzes und dessen Vanitasgedanken verhaftet, verlagert aber seinen Schwerpunkt bereits deutlich in die heroische Darstellung und in patriotisches Pathos. Daraus ergibt sich das Paradox, daß die Szene einerseits Anklage gegen Krieg und sinnloses Töten ist, zugleich aber durch das hinzugewonnene heroische Pathos den Weg ebnet zu neuem Krieg und neuem Sterben. In diesem Sinne steht die Schlußszene aus dem Film *Der Rebell* auf halbem Weg zwischen der dem Totentanz verhafteten Darstellung in *Im Westen nichts Neues* und der rein heroisierenden Verwendung des Bildes in *Hitlerjunge Quex*.

Daß *Der Rebell* auch von den Nazis hochgeschätzt wurde, ist unbestritten. Bei seiner Rede am 28.3.1933 vor den versammelten Repräsentanten des deutschen Films (zumindest vor denen, die noch nicht emigriert waren) stellte Reichspropagandaminister Goebbels vier Filme vor, die seiner Ansicht nach eine Vorbildfunktion für das deutsche Filmschaffen unter den Nationalsozialisten einnehmen sollten. Es waren dies: Eisensteins *Panzerkreuzer Potemkin*, *Anna Karenina* mit Greta Garbo, Fritz Langs *Nibelungen* und schließlich Trenkers *Rebell*. Und anlässlich eines persönlichen Besuches von Trenker auf dem Obersalzberg hat Hitler selbst dem Regisseur gegenüber geäußert, er habe seinen Film viermal gesehen und jedesmal große Freude daran gehabt. Der Artikel, der vom Treffen

Hitlers mit Trenker berichtet, erschien am 23.8.1933 im *Film-Kurier* unter dem Titel „Trenkers Besuch beim Führer“. Goebbels hatte für Trenker eine exponierte Position im deutschen Film vorgesehen und wollte ihn mit den Dreharbeiten für die Parteitagsfilme und die Olympischen Spiele in Berlin 1936 beauftragen. Auf Intervention Hitlers jedoch bekam dessen persönlicher Schützling Leni Riefenstahl in beiden Fällen den Zuschlag. Trenker arbeitete anschließend auch in Amerika und entfremdete sich den Nazis zunehmend. *Der Feuerteufel* (1940) führte den endgültigen Bruch herbei. Trenker wurde im Reich mit Berufsverbot belegt und übersiedelte nach Rom, wo er sich als italienischer Staatsbürger einigen Freiraum erhalten konnte.

Daß der Film Patriotismus und die heroische Tat Severins für die Freiheit des eigenen Volkes verherrlicht, steht außer Frage. Nur ist Patriotismus nicht identisch mit Nationalsozialismus und die Massenszenen nicht alleiniger Inhalt des Films. Die Frage ist vielmehr, welchen Bezugspunkt Trenkers Patriotismus hat, der im übrigen keineswegs einfach mit der Figur Severin Anderlan gleichgesetzt werden darf. Kracauer verortet den Bezugspunkt derartiger nationaler Epen in Preußen.

„Die nationalen Filme der präfaschistischen Ära übertrafen die der Stabilisierungsphase an Anzahl und Bedeutung. Wie *Der Rebell* befaßten sich die meisten von ihnen mit der Zeit Napoleons, um dem Gedanken nationaler Erhebung Substanz zu verleihen. Preußen gegen Napoleon war ihr Hauptthema, und Preußen trat unweigerlich als Wortführer der geeinten Nation auf.“



Diese Pauschalisierung ist der Schwachpunkt in der Argumentation Kracauers, denn *Der Rebell* hat eben gerade nicht Preußen als patriotisches Leitbild, sondern Tirol. Natürlich vertritt Severin im Film national-romantische Ansichten, aber ohne das Wort „Preußen“ ein einziges Mal in den Mund zu nehmen. Es einfach stillschweigend hinzuzufügen, ist nicht zulässig. Der Film ist so zunächst einmal Historienfilm, der die Geschichte des Volksaufstandes im wesentlichen tatsachengetreu wiedergibt, von den aufgezeigten Ausnahmen einmal abgesehen. Er arbeitet inhaltlich mit historischen Versatzstücken und macht formal Anleihen bei der bildenden Kunst der Jahrhundertwende sowie bei Bergfilm und Operette. Natürlich transportiert der Film auch eine Botschaft. Er singt das Hohelied der Heimatliebe, und Heimat ist hier in erster Linie Tirol. Die besondere Situation Tirols ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung und bislang noch nicht erwähnt worden. Es wird sich zeigen, daß die historischen Analogieschlüsse Trenkers, von denen die Rede war, nur vor dem Hintergrund der speziellen Situation Tirols verständlich werden.

Nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns im Jahr

1918 verlor das Land Tirol seine territoriale Einheit. Der Norden und Osten des Landes verblieben bei der Republik Österreich, während das Trentino und Südtirol dem Königreich Italien zugeschlagen wurden.

Bei einer Volksabstimmung am 24.4.1921 stimmten 98,8% der (Nord-)Tiroler Stimmbürger für einen Anschluß Tirols an Deutschland. Die Siegermächte verhinderten weitere Volksabstimmungen, in Rest-Österreich und das vom amerikanischen Präsidenten Wilson postulierte Selbstbestimmungsrecht der Völker kam nicht zur Anwendung. Südtirol hingegen wurde einer Italianisierung unterzogen, die sich mit dem Sieg Mussolinis unter faschistischer Herrschaft zunehmend verstärkte und gewaltsame Züge annahm. Die deutsche Sprache wurde unterdrückt, deutschsprachige Eigennamen italianisiert und oftmals grotesk verzerrt, deutschsprachiger Schulunterricht schließlich ganz untersagt. Durch umfangreiche Umsiedlungsmaßnahmen versuchten die Faschisten die italienische Bevölkerungsgruppe zu stärken. Trenker, der aus dem Südtiroler Grödnertal kam, lebte zu der Zeit in Bozen und versuchte, als Architekt Fuß zu fassen, was für ihn als deutschsprachigen Südtiroler nahezu unmöglich war. Zu-

sammenfassend läßt sich sagen, daß die Nordtiroler gegen ihren ausdrücklichen Wunsch bei der ungeliebten Republik Österreich bleiben mußten und sich weiter mit Deutschland identifizierten, während die deutschsprachige Volksgruppe unter den Südtirolern sich in ihrer Identität fundamental bedroht sah und vermutlich ähnliche Träume träumte wie die Tiroler jenseits des Brenners. Dementsprechend groß waren die Hoffnungen auf die neue nationale Bewegung in Deutschland, und dementsprechend gläubig und naiv erhofften sich die Tiroler von Hitler eine Revision der Friedensverträge von 1918 und die Wiedervereinigung ihres Landes. Dabei übersahen sie aber, wes Geistes Kind die Nazis waren und daß Mussolini das große Vorbild Hitlers und das faschistische Italien wichtiger Verbündeter Hitlerdeutschlands war. Natürlich gab es auch in Südtirol eine gläubige Anhängerschaft Hitlers, die sich mit ihm und seinen Zielen identifizierte. Man kann Trenker aber nicht einfach dieser Gruppe zuordnen.

Nordtirol kam mit dem Anschluß Österreichs 1938 zu Deutschland. Zu den Absprachen der Achse Berlin-Rom aber gehörte der Verzicht Hitlers auf Südtirol, dessen Bewohner in der darauffolgenden „Optionszeit“ zwischen ihrem Verbleib auf Südtiroler Gebiet unter italienischer Herrschaft und vollständiger Italienisierung oder ihrer Umsiedelung in neu eroberte Gebiete des Dritten Reichs zu wählen hatten. Trenkers Haltung in der Optionsfrage bleibt ziemlich dunkel. Er lavierte zwischen Deutschland und Italien, ohne eine klare Position zu beziehen. Wegen des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges wurde die bereits begonnene Umsiedelung nicht fortgesetzt, für die sich eine Mehrheit der Südtiroler nolens volens entschieden hatte.

Doch zurück ins Jahr 1932, als Trenker seinen Film inszenierte. Es liegt nahe anzunehmen, daß er damals für sein Land dieselben naiven Träume hegte, die später so bitter enttäuscht werden sollten. Ich meine, daß die patriotisch kämpferischen Töne gegen die bayerisch-französische Fremdherrschaft 1809 in erster Linie auf die Fremdherrschaft des faschistischen Italien in Südtirol abzielen. Die Umbenennung von alten Namen ist nur eine geschichtliche Parallele, auf die der Film anspielt. Und die Hoffnung Severins auf die Einheit aller Deutschen, die ohne konkrete historische Vorbilder für das Jahr 1809 ist (es ist kein Bauernführer von damals bekannt, der explizit für ein „Deutschland“ gekämpft hätte,

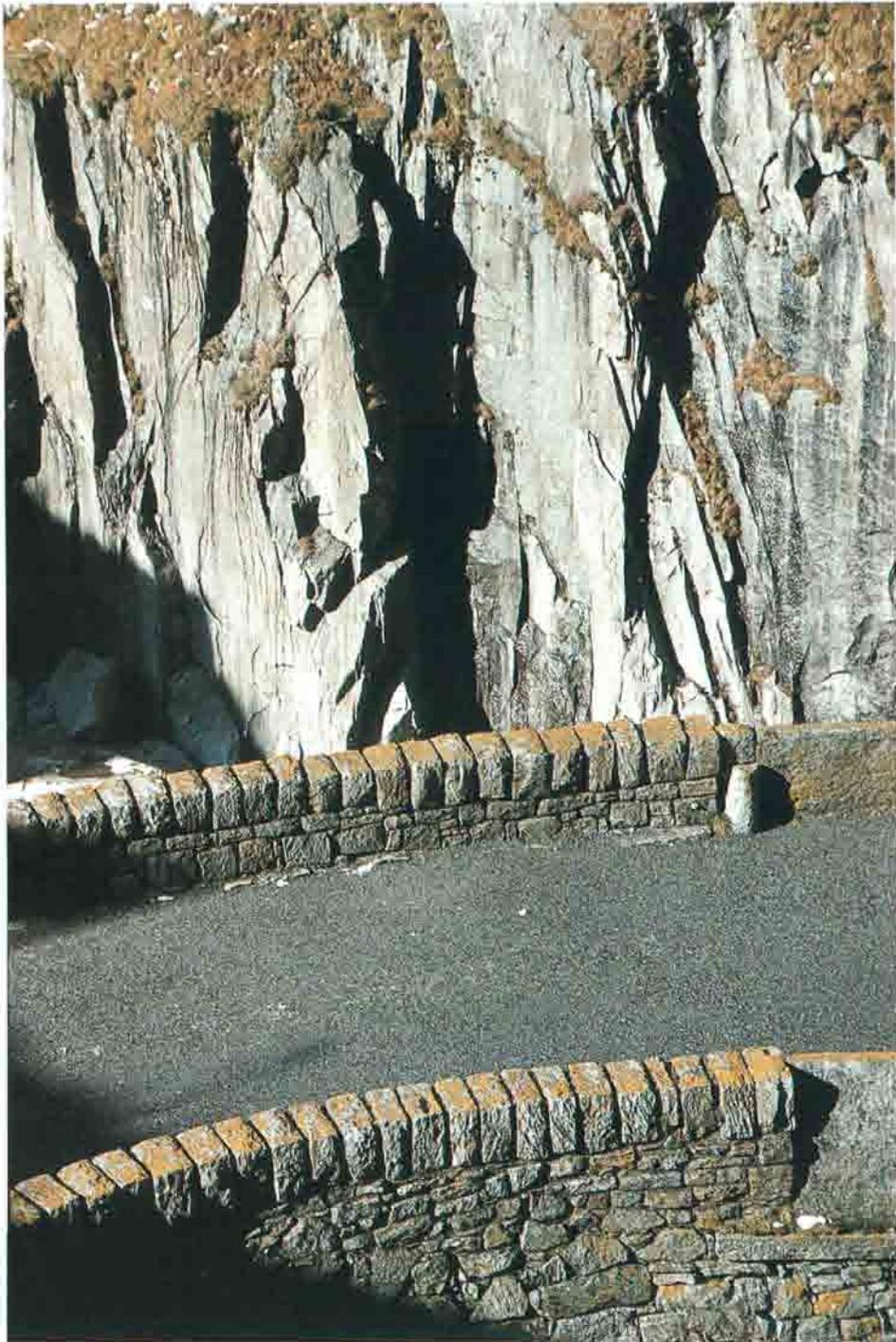
sondern immer nur für Tirol, oder die alte Ordnung ...) entspringt vielmehr der realen Hoffnung auf Deutschland im Jahr 1932, um das Joch faschistischer italienischer Fremdherrschaft abzuwerfen. Natürlich wurde der Film vor dem Hintergrund einer revisionistischen Grundstimmung in Deutschland auch als allgemeine Kampfansage an Versailles rezipiert. Er war darum Wasser auf die Mühlen der Nazis in ihrer Kampfzeit und entsprach ihrem Selbstverständnis als revolutionärer Bewegung. Somit gilt, was Kracauer in seiner ersten Besprechung des Filmes als Kritikpunkt angemerkt hat.

„Das Unbehagen nun, das der Film erzeugt, entsteht offenbar dadurch, daß er ein historisches Geschehen nicht in den historischen Abstand rückt, sondern es, gerade umgekehrt, mit aller Macht dem Heute aufpressen will. Die Nähe, die er den Ereignissen gibt, vergewaltigt unser Bewußtsein, die Anstrengung, die er macht, um sie vollkommen zu vergegenwärtigen, beruht auf einer Voraussetzung, die nicht annehmbar ist.“

Trenker war kein Nazi. Und die Behauptung, *Der Rebell* sei ein kaum kaschierter Pro-Nazi Film, ist nicht zutreffend. Trenker war ein Geschichtenerzähler, der aus der Geschichte Tirols geschöpft hat. Es sind die historischen Analogieschlüsse, die den Film in schlechte Gesellschaft gebracht haben. Das Schicksal des *Feuerteufel* (1940) als die Option stattgefunden und die Südtiroler Bevölkerung gespalten hatte, und die Enttäuschung aller Hoffnungen auf Deutschland und Hitler für jeden sichtbar, unterstreicht diese These. In diesem Film ist Hitler gleichgesetzt mit Napoleon als Verkörperung des grausamen Tyrannen, der die naiven Hoffnungen einer Volksbewegung zerstört hat.

#### Literatur (in Auswahl):

- Gert Ammann und Michael Forcher (1809): Der Tiroler Freiheitskampf. In Bildern von Franz von Defregger und Albin Egger-Lienz. Meran 1984.  
Siegfried Kracauer: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films. Frankfurt 1984.  
Hans-Jürgen Panitz: Arnold Fanck — Luis Trenker — Leni Riefenstahl. Rollen, Karrieren, Verstrickungen. in: Berg '93. Alpenvereinsjahrbuch.  
Wolfgang Pfaundler und Werner Köfler: Der Tiroler Freiheitskampf 1809 unter Andreas Hofer. Zeitgenössische Bilder, Augenzeugenberichte und Dokumente. München, Bozen, Innsbruck 1984.  
Luis Trenker: Der Rebell. Berlin 1935.  
Luis Trenker: Der Feuerteufel. Ein Speckbacherroman. Berlin 1940.  
Paul Werner: Die Skandalchronik des deutschen Films von 1900 bis 1945. Frankfurt 1990.  
Joseph Wulf: Kultur im Dritten Reich. Theater und Film. Frankfurt 1989.  
Piero Zanotto (Hrsg.): Luis Trenker: Die weiße Leinwand. Trient 1982.



**Stein vor Stein.**  
In der Schöllenschlucht bei Andermatt.  
Alle Aufnahmen stammen vom Autor. Die Legenden  
zum „Filmstreifen“ auf den folgenden Seiten finden  
sich am Ende des Textes.

# Sir Bonington ist in Eile

*Die Berge, die Menschen, der Wahn* — Notizen zu einer ungewöhnlichen Filmarbeit

Stefan König

Der Alpine Club zu London, der älteste Bergsteigerverein der Welt, sei nicht allzu telegen, war zu erfahren gewesen. Wenn man, wie ich, gediegenere Clubatmosphäre suche, very british, wäre andernorts mit besserem Erfolg zu rechnen. Warum nicht in den Räumen der Royal Geological Society, Ecke Kensington und Exhibition Road? Backsteingemauert, viktorianisch außen, ein wenig heruntergekommen drinnen — ein Stück London, wie geschaffen für ein Filmgespräch mit Sir Chris Bonington, dem Präsidenten des Alpine Club und wohl renommiertesten Bergsteiger Großbritanniens.

Vielleicht ist Bonington das angelsächsische Gegenstück zum „kontinentalen“ Messner: Außergewöhnlich erfolgreich als Alpinist, nicht minder als Selbstdarsteller, ein ewig von Plänen und Zielen Angetriebener, dem wenige das Wasser reichen können. Außer Messner, „who probably is the most important mountaineer of all times“. Eines freilich hat der mittlerweile 63jährige dem bergauf-, bergabsteigenden und -schreibenden Südtiroler voraus. Er kann auf eine Royal Family verweisen, die ihm, dem Mann der Berge und dabei vorwiegend der Himalayaberge, die Ehre erwiesen, die Hand geschüttelt und ihn zum Sir erhoben hat. Was allzu verwunderlich nicht ist. Bonington hat dem Alpinismus Richtungen gewiesen, hat die Bergsteigerei seit Beginn der sechziger Jahre entscheidend mitgeprägt und lebt zudem in einem Land, wo der Nationalstolz eigene Blüten treibt. Achttausenderbesteiger wie Stephen Venables setzen Schlagzeilen auf Titelseiten, und weil sie, wie in alter Zeit, den British Way of Life bis an die entlegensten Enden dieser Welt zu schleppen bereit sind, erfreuen sie sich von den Highlands bis Dover großer Popularität, und das weit über Bergsteigerkreise hinaus.

Die Zeit mit Sir Chris ist knapp bemessen. Eine, höchstens eineinhalb Stunden vermag er sich freizumachen, um in entsprechender Umgebung über den Alpine Club, den sozialen Status der Gründungsmitglieder und über einige ihrer herausragenden Unternehmungen zu informieren. Nicht im öden Frage-und-Antwort-Spiel beliebiger Fernsehalltaglichkeit, sondern gleichsam aus sich heraus, Geschichte und Bilder kommentierend als einer, der von

diesen Themen nicht nur mehr zu wissen hat als der Rest der Welt, sondern auch nachfühlen kann, was 1857 die Herren Ball, Matthews und Kennedy veranlaßt hat, den Club zu gründen und die Ideen vom alpinistischen Abenteuer in die Welt zu tragen.

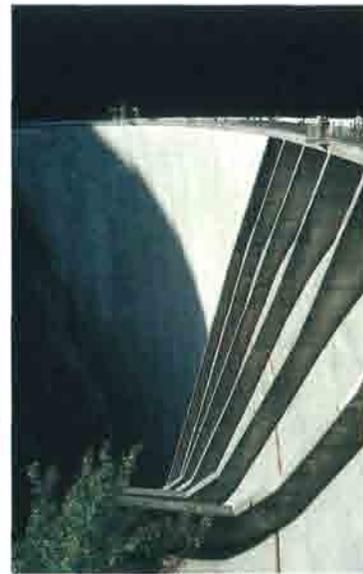
Er kommt, das billigt man dem Sir natürlich zu, mit dreiviertelstündiger Verspätung. Schlimmer ist, daß er nach zehn Minuten wieder gehen will. Sir Bonington ist in Eile. So sehr, daß er weder den Regieanweisungen folgen noch erfahren will, in welchem Zusammenhang sein Auftritt im gesamten, großen, langen Film stehen wird. „I'm sorry, that's your problem, not mine.“

Schließlich scheint er zu spüren, daß er sich Wort für Wort in Unannehmlichkeiten hineinmanövriert. Er rückt die Krawatte zurecht, zeigt sich von seiner smartesten Seite — und agiert vor laufender Kamera so brillant, als würde er jeden Abend Talkshows moderieren, mit Biß, mit Charme, mit Understatement und mit Anflügen augenzwinkernden Humors. Ein Glück, ihn für den Film zu haben. Und ein Glück, ihn wieder loszusein.

\*\*\*

Wer die Fernsehlandschaft kennt und um die Schwierigkeiten von Autoren, Regisseuren und Produzenten weiß, für ihre Ideen Gehör zu finden, wird meine Skepsis verstehen können: Im Frühjahr 1996 rief mich der Münchner Filmproduzent und Filmemacher Hans-Jürgen Panitz an, der zuletzt mit der großangelegten Dokumentation *Die Macht der Bilder: Leni Riefenstahl* (Regie: Ray Müller, Emmy-Award 1993) Aufsehen erregt hatte. Ein Themenabend „Berge“ für den französisch-deutschen Kulturkanal Arte, ob das nicht was wäre. Ich schrieb, begeistert vom Thema, und dennoch skeptisch, ein Konzept für eine Kulturgeschichte des Gebirges.

Die Einladungen nach Mainz und Straßburg waren eine Überraschung. Daß am Konzept, in einem zweistündigen Dokumentarfilm eine Kulturgeschichte des Gebirges in dreißig Szenen zu erzählen, nur geringfügige Änderungen gewünscht waren, erwies sich als doppelt erfreulich. Hans-Jürgen Panitz, seine Moviemann Productions und ich bekamen den Auftrag zu einem Bergfilm, was wir kaum zu hoffen gewagt hatten. Ordentliches Budget, hinrei-



chend Zeit zur Verwirklichung des Vorhabens, eine geradezu unglaubliche Sendelänge und dazu noch sehr viel künstlerische und gestalterische Freiheit. Im August 1996 stand der erste Drehtag zu *Die Berge, die Menschen, der Wahn* auf dem Plan.

Am Anfang freilich war die Geschichte sehr abstrakt. Womit beginnen? Was drehen? Auf was verzichten? Doch mit jedem Drehtag wurde das Projekt konkreter, das Wesentliche schied sich vom Beiläufigen, und manches, was zu Beginn noch ängstlich angedacht worden war, wurde als richtig erkannter Weg bald mit Riesenschritten begangen. Mit Sicherheit auch ein nicht unerhebliches Verdienst des Chefkameramannes Jürgen Martin, der die Welt in gute und schlechte Bilder einteilt und bei letzteren in tiefste Verzweiflung verfallen kann.

\*\*\*

„Meine Zukunft ist die Gegenwart. Die wahre Zukunft ist der Tod.“ Kurt Albert, Weltklassekletterer aus dem Fränkischen, „Erfinder“ der Rotpunktkletterei, hängt, Kopf nach unten, an seiner künstlichen Kletterwand auf einem zugigen Dachboden in Streitberg. Hunderte von kleinen Griffen, viele davon nur aus kleinen Holzleistchen bestehend, alle aber mit Namen versehen, liebevoll fast, und kein Zweifel: hinter der Namensgebung stecken Geheimnisse, private und klettertechnische, beide jedoch für den Film nicht relevant. Kein Kurt-Albert-Porträt, keine Hommage, keine Heldenverehrung, eher Mißbrauch klangvoller Namen und sich dahinter verbergender Kenntnisse. Aufgeteilt in dreißig Szenen soll der Film die Kulturgeschichte des Gebirges und des Bergsteigens, angefangen beim Eismann Ötzi, über die Frühbesiedelung des Berglandes, die technische Erschließung, die Kunst, die Architektur, den Alpinismus in seinen verschiedensten Formen aufzeigen und enden irgendwo in heutiger Zeit, da Bergsteigen Breitensport und Alpinismus Massentourismus ist. Für jedes der dreißig Kapitel wurde jemand gesucht, der in der Lage war, dieses Thema fundiert zu erläutern. Aber was heißt schon fundiert? Teilt man zwei Stunden durch dreißig, also 120:30, so kommen auf jedes Thema vier Minuten, was nicht gerade viel ist, wenn beispielsweise ein Helmuth Zebhauser über deutschsprachige

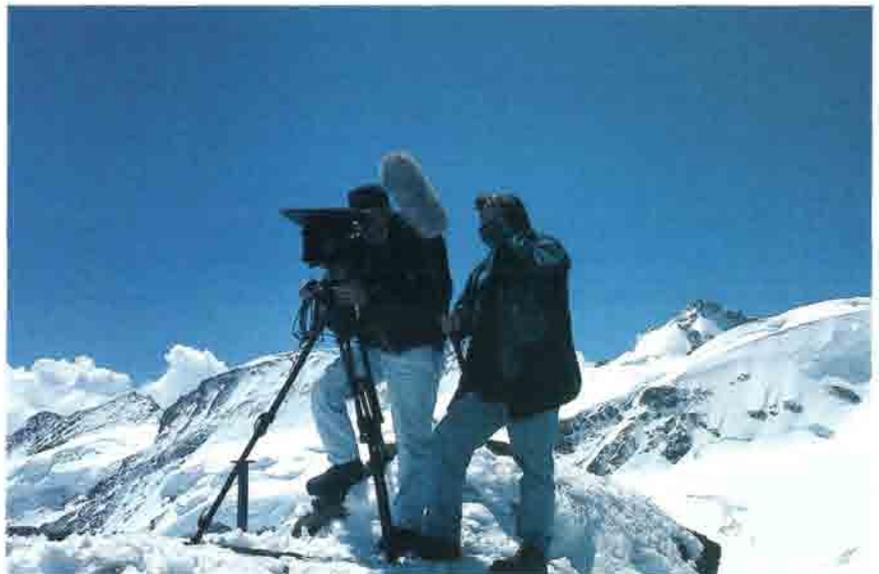
Alpenvereine, das dritte Reich im Allgemeinen und jüdische Bergsteiger im ganz Speziellen zu sprechen hat. Aber vielleicht ist Zebhauser, ehemals Kulturreferent des Deutschen Alpenvereins und zuletzt Vordenker, Organisator und Geldbeschaffer für das Alpine Museum in München, ja auch Paradebeispiel für die im Film zu Worte kommenden Persönlichkeiten: Vielseitig gebildet, durch keine Frage zu überraschen, mit jedem seiner kurzen, prägnanten Sätze dem Ausrufezeichen huldigend, einer, der Statements abgibt und nicht nur Fragen beantwortet, der, ob er nun will oder nicht, „sein“ Kapitel moderiert, souverän auf dem „Vorredner“ aufbaut und geschickt die Brücke zum folgenden Thema spannt. Wie allen anderen wird auch ihm die eine, unvorbereitete, spontane Schlußfrage gestellt, kurz zu beantworten, zwei, drei Sätze vielleicht, die Frage nach der besonderen persönlichen Beziehung zu den Bergen. Und wo Kurt Albert von Gegenwart, Zukunft und Tod albert, grinst Zebhauser mephistogleich und rezitiert ehemals Selbstverfaßtes: „Die Berge sind Verfall. Bildgewordener Verfall. Und vor allem sind sie häßlich!!!“

\*\*\*

*Die Berge, die Menschen, der Wahn*. Der Versuch, ein facettenreiches Bild vom Gebirge zu vermitteln. Keine Kulturgeschichte mit Ausrufezeichen und Schlußpunkten. Es wäre kein Problem, über jedes der Detailthemen einen eigenen Film zu machen. Schon weiß ich, was die Kritik nach der ersten Ausstrahlung Anfang 1998 schreiben wird: Zu sehr an der Oberfläche, die Angelegenheit zu wenig vertieft, immer dann aufgehört, wenn sich beim Zuschauer die nächsten Fragen gestellt hätten. Das ist Chance und Problem des Projekts in einem: Nicht Schulfernsehen sein zu müssen, nicht informativ bis zur Langeweile, stattdessen jedem einzelnen die Möglichkeit einräumend, sich selbst ein Bild zu machen über die Situation des Lebens im Gebirge, des Alpinismus, des Tourismus. Denkanstöße also geben, nicht recht haben wollen um jeden Preis.

\*\*\*

Begegnungen: Hans Haid an einem regnerischen Oktobertag auf seinem uralten Bauernhof im Ventertal. Die



rötlichbraune Färbung der Lärchen im Tal kündigt vom ganz normalen, alljährlichen Sterben in der Natur. Haid wettet an gegen das Unnatürliche, gegen das von Menschen verursachte Leid, gegen die Wunden, die ein sogenannter Fortschritt in die Berge geschlagen hat, immer mehr und immer tiefer. Die Fäuste geballt, die Rhetorik mit verächtlichen Untertönen, das Bild eines Mannes mit einem harten, sturen Öztaler Schädel und einem dicken Fell.

\*\*\*

Mario Bottas Ideenturm steht mitten in Lugano. Das Atelier des weltberühmten Architekten, der, um beim Gebirge zu bleiben, aufsehenerregende Kirchen in der Berglandschaft des Tessins errichtet hat. Tief drinnen im Maggiatal eine Kapelle in schwarz und weiß mit schrägem Glasdach. Umstellt von einigen Häusern und Stadeln aus jahrhundertaltem Holz, ist auf Anhieb nicht zu erkennen, daß es Botta auf Harmonie angekommen wäre. Die alte Kirche wurde von einer Lawine zerstört, die neue, die seine, erscheint unzerstörbar, ein wohldimensionierter Koloß neben alpenländischer Heimeligkeit. Aber jetzt, im Atelier, vor laufender Kamera, bildet er mit seinen erhobenen Unterarmen ein großes V, zeigt dann mit dem Zeigefinger eine geschwungene Brücke an und sagt zum V: Das ist ein Tal, und sagt zum Zeigefinger: Das ist eine Brücke, und sagt zum Schluß: So beginnt die Kultur, so werden Berge für ihn interessant.

\*\*\*

Ein Vortragssaal, ein Relikt aus Zeiten, da der Vortragende die Lichtbilder noch mit der Hand eingelegt hat. In der Länge gereichte Biertische, Aschenbecher und Bierfilzln drauf, an den Wänden Zeichnungen berühmter Alpenerschließler wie Ludwig Purtscheller, Julius Kugy, Hermann von Barth, an der Stirnseite des Saales eine Leinwand, die schon viel über sich hat ergehen lassen müssen. Ganz leer ist der Saal. Niemand scheint gekommen. Nur der Vortragende selbst. Eine Sechzehner-Filmrolle unterm Arm, in der Hand den schweren Projektor, tritt er ein. Lothar Brandler, einst einer der besten Felskletterer der Welt und Bergfilmer mit allergrößtem Namen, erzählt vom Zeitalter der Direttissima. Von Kletterrouten in der direkten Fal-

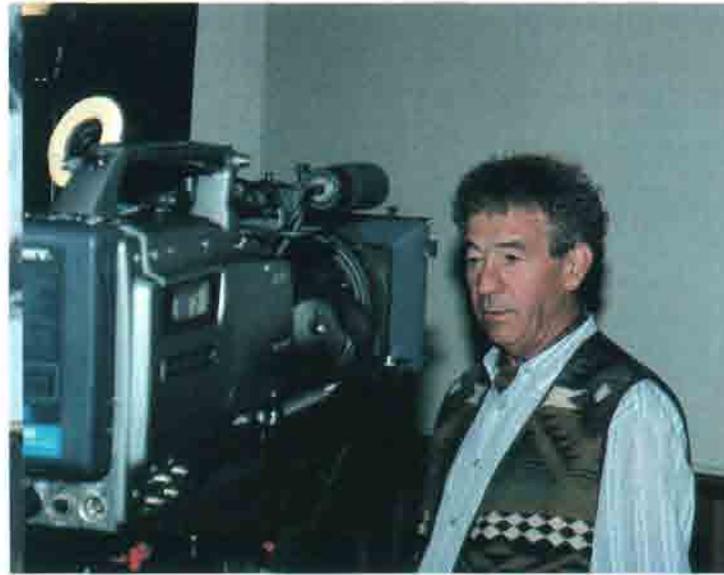
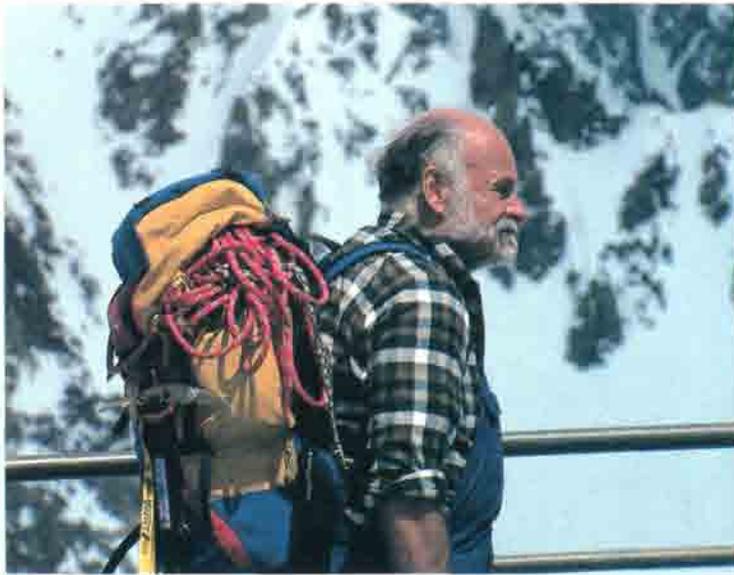
linie markanter Gipfel. Große-Zinne-Nordwand zum Beispiel. 1958 haben Brandler, Hasse und Gefährten die Direkte Nordwand erstbegangen, schwierigste Hakenkletterei, aber auch Seillängen im siebten Grad, als noch niemand sich eine Steigerung von äußerst schwierig (VI+) hat vorstellen können. Routen wie diese wurden später als Sackgassen der Kletterentwicklung bezeichnet, als Hakenleitern verunglimpft, und Leute wie Brandler und Hasse wurden nicht zuletzt auch von Reinhold Messner als Negativhelden geschmäht. Wäre vielleicht auch schwer zu akzeptieren gewesen, daß der *siebte Grad* (auch ein Messnerscher Buchtitel) nicht von ihm, sondern viel früher von anderen eingeführt worden ist ...

Jetzt aber steht dieser Lothar Brandler, sechzigjährig mittlerweile, allein und verloren im Vortragssaal, wo kein Publikum ihn erwartet, steht stellvertretend für eine kurze Epoche des Bergsports, steht stellvertretend auch für die Vergessenen, die nicht mehr Interessanten, und er weiß, auf was er sich der Kamera und dem Film zuliebe einläßt und gibt sich preis, ein kleiner, zierlicher Mann, der noch zehrt vom leider verblässenden Ruhm, den er als Kletterer wie als Filmemacher erlangen konnte.

\*\*\*

Aber der siebte Grad hat eigentlich auch wieder nur sehr bedingt mit ihm zu tun. Bernd Arnold, der Kletterpapst aus dem sächsischen Elbsandsteingebirge, filmt mit uns auf der Bastei, dieser ach so deutschen Aussichtskanzel hoch über der Elbe, wo Fernweh sich mit Heimatgefühl paart, er erzählt von der Faszination des Kletterns in seiner Region, von seiner Befindlichkeit während eines Lebens in der DDR, von unerfüllten Wünschen und zahllosen Plänen, die noch zu realisieren sind. Arnold, der als der eigentliche Elbsandsteinerschließler der Neuzeit gilt und mit zahllosen Routen im neunten, zehnten und elften Grad internationales Aufsehen erregt hat, darf als einer der Wissendsten in der Frage nach exakter Schwierigkeitsbewertung gelten. Umso erstaunlicher sein Satz zum siebten Grad: „Der siebte Grad nach UIAA hatte bereits in den zwanziger Jahren im Elbsandsteingebirge seinen Ursprung.“

\*\*\*



Es ist ein sonderbares Gefühl, über diese Filmarbeit zu schreiben. Im Augenblick, da ich am Computer sitze und Satz für Satz aus Erinnerungen, Eindrücken, Wünschen und Träumen zusammenbastle, sind die Dreharbeiten zu zwei Dritteln durchgeführt. Noch steht jede Menge Arbeit bevor. Noch läßt sich nicht ahnen, ob alles so eintritt, wie es mein Drehbuch vorsieht, wie die Bilder in meinem Kopf längst laufen.

Wenn dieses Jahrbuch aber Ende 1997 erschienen sein wird, dann wird auch dieser Film fertig sein: Gedreht, geschnitten, mit Musik und Geräuschen, ein richtiger Film also. Noch stehe ich mittendrin, ein Gefangener des grandiosen, wuchernden, geliebten und verzehrenden Themas, das an mir nagt und an mir frißt. Noch stehen Reisen bevor, nach Italien, Frankreich, in die Schweiz. Noch sind viele Fragen zu stellen, die im Film nicht zu hören sein werden, noch Antworten zu sammeln, die diesen Film zum Ganzen machen, zum guten Ende führen. Manchmal träume ich von Dreharbeiten, die noch bevorstehen. Manchmal habe ich Angst, daß irgendetwas noch schiefer gehen könnte als die Zusammenarbeit mit Sir Chris. Manchmal liegt mir die Geschichte im Magen, manchmal fühle ich mich so schwer und so kaputt wie nach einer endlos langen alpinen Tour, bei der einem im letzten Drittel ein sich anbahnender Wettersturz auf den kletterbeschuhten Fersen gewesen ist. Meist aber bin ich guter Dinge.

\*\*\*

Es riecht nach Leichen und Desinfektionsmitteln. Herr Müller, seines Zeichens Laborant, schneidet mit Skalpell an einem graubraun verfärbten Rücken herum. Die Örtlichkeit ist der sogenannte Leichenkeller im Anatomischen Institut zu Innsbruck, wo, weltberühmt, auch der Ötzi wieder auf Eis liegt.

Dreharbeiten mit Prof. Platzer, einem der Eismann-Experten, der für den Film zu erzählen hat, wie die Frühbesiedelung gebirgigen Raumes begann, was es mit den Menschen zu jener Zeit und dem Ötzi im Besonderen auf sich hatte, wer letzterer war, woher er kam, woran er starb. Gleich neben dem Seziertisch im Leichenkeller der

Materialaufzug. Alles, was hinaufzuschaffen ist ins Anatomische Museum, und das ist an diesem Tag nicht gerade wenig, muß durch den erdrückenden Geruch, vorbei an Särgen und Leichen, gefahren, geschleppt, transportiert werden.

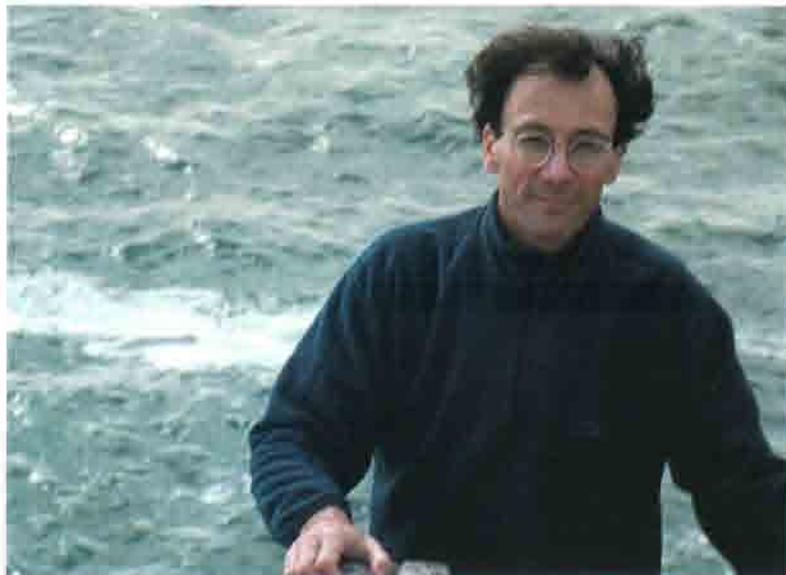
Zur Ausstattung am Set gehört diesmal ein schwenkbarer Kamerakran. Vier Stunden dauert der Aufbau von Schienen, Kranwagen und Licht, dann erst kann begonnen werden, mit dem Professor die Statements zu erarbeiten.

Kameramann Jürgen Martin sitzt erhöht auf dem Kran, in einer sanften Zurückfahrt beginnt diese Szene, die im Film dann ziemlich am Anfang stehen wird, beginnt mit einem erstaunlichen Blick auf Skelette, die hier vor und hinter Glas museal angeordnet sind, dann kommt, während der Kran kaum merklich nach unten schwenkt, Professor Platzer ins Bild und spricht den ersten Satz im langen Film, den wichtigsten vielleicht, und spricht ihn aus sich heraus, wie es sich niemand besser hätte wünschen können: „Eine Kulturgeschichte des Gebirges beginnt natürlich da, wo die Kultur begonnen hat: Bei den Menschen.“

Statt mit Luftaufnahmen grandioser Bergwelt, statt abgedroschenstem Stilmittel, immer und immer wieder verwendet für den zweifelhaften Versuch, optisch zu beschreiben, was unbeschreiblich schien, statt Opulenz zum ersten Eindruck Bilder vom Tod, Skelette, Knochen und ein Mann, für den der Tod und die Toten zum Berufsalltag gehören wie für andere die Kontoauszüge oder die Werkbank oder der Schreibtisch mit brummendem PC. „Schaun S' doch ruhig wieder rein, wenn S' mal nach Innsbruck kommen“, verabschiedet uns Herr Müller nach dem Dreh in seinem Leichenkeller. „Bin eh meistens da.“

\*\*\*

Das schönste Kompliment, ausgesprochen von einem, dem Geduld nicht die vorzüglichste Eigenschaft ist. Ganz im Gegenteil, daß alles schnell, sehr schnell geht, dafür ist er berühmt. Karl Schranz, Ex-Skirennläufer und nunmehr Organisator der Ski-Weltmeisterschaften 2001 in St. Anton am Arlberg, bemißt auch die Zeit für die Drehar-



beit mit ihm knapp. Aber dann, als wir ihn im Abendlicht droben am Gampen warten lassen auf den einen atmosphärisch-richtigen Augenblick, da sagt er ohne Unterton: „Wenn Künstler am Werk sind, dann sollte man auch Geduld haben.“

Schranz gilt als Schwieriger. Ein Tiroler Volksheld, der fünfzehn Jahre lang, von 1957 bis 1972, den Rennsport dominierte, eine internationale Skilegende. Zugleich aber einer, den sie nicht mögen, weil es über Jahrzehnte hinweg gegenseitige Verletzungen gegeben hat, hier der Schranz, dort Tirol und Österreich, hier der Karl und dort das heimatliche „Welt-Dorf“ St. Anton am Arlberg.

Schranz kommentiert uns als illustre Persönlichkeit die wintersportliche Erschließung des Gebirges. Die Anfänge des Skilaufs, die Entwicklung zum Breitensport, die verschiedenen Arten, im verschneiten Gelände unterwegs zu sein. Und als er, nach einem launigen Schlußsatz gleichsam aus dem Bild springt, auf schnellen Ski um die eigene Achse, und kaum langsamer als einst über die nächtlich vereinsamte Piste hinunterjagt, da bleibt das durchaus angenehme Gefühl, er, der Schwierige, habe sich wohl gefühlt bei der Begegnung mit dieser Kamera.

\*\*\*

Insert Coin. Ein Vierteldollarstück einwerfen, und wieder eins und wieder eins. Der einarmige Bandit ist gierig, gefräßig, erbarmungslos. Zehn Dollar aufs Spiel gesetzt, zehn Dollar verloren. Die anderen sagen, wie kann man nur so blöd sein.

Wir sind tagelang durch den Westen Amerikas gefahren. Moab, der Arches National Park, Moses Tower, Monument Valley, Red Rocks. Kurt Albert erzählt uns nicht nur, was Freiklettern bedeutet, er demonstriert es auch auf seine eigene Art und Weise; kraftvoll, dynamisch, spektakulär in vorwiegend überhängendem Gelände. He's great, we love him.

Vor der Abreise, als ich Bilder erst gedacht habe, schrieb ich an Kameramann Jürgen Martin:

„Amerika ist ein Klischee und die zugehörigen Bilder haben uns allesamt die Lungen geteert und die Gehirn-

landschaften verödet.

Westernheimat irgendwo zwischen John Ford und Sergio Leone und dem gnadenlos über uns hereingebrochenen Marlboroman.

Es ist, glaube ich, ganz leicht, gute Bilder zu machen, dort, in Amerikas Westen. Aber es ist, glaube ich, ziemlich schwierig, Bilder zu machen, die das Klischee zitieren, ohne sich der Publikumserwartung in vorauseilendem Gehorsam zu beugen.

Um mich unserem Thema, einer Kulturgeschichte des Gebirges, zu nähern:

Amerika ist für uns ein Fundus außergewöhnlichster gebirgiger Landschaften.

Amerika ist für uns ein Mekka des Klettersports.

Amerika ist ein weites Land, in dieser Weite Freiheit vorgaukelnd.

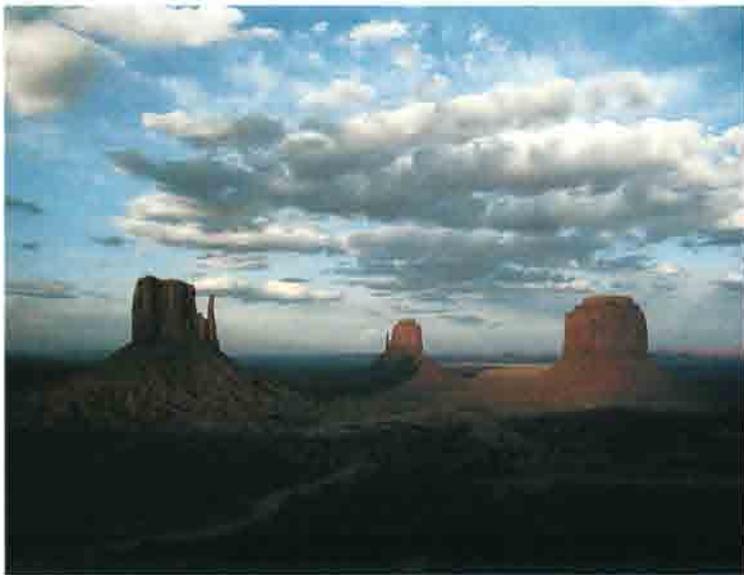
Amerika steht uns für Freeclimbing, Power, Fitneß und ein Grinsen im Gesicht.

Da müssen wir aufpassen: So wie in alpenländischer Grandiosität hinter jedem Bild vom Berg ein hemdsärmliger Luis Trenker lauert, lauert im Monument Valley der kriegsbemalte Rote Mann oder ein wundgerittener Marlboroman ...“

Insert Coin. Tagelang durch die roten Sandsteinlandschaften von Utah und Nevada, immer auf der Suche nach dem richtigen Augenblick, dem glücklichen Moment, dem großen Treffer. Verzweifeld an den eigenen Vorgaben, die hauchdünne Linie begehen zu wollen zwischen Klischee und „separate reality“, jener anderen Wirklichkeit. An jedem Morgen: Insert Coin. Die imaginären Münzen rinnen durch die Finger, wie der rötliche Wüstensand.

\*\*\*

Aber dann ist es wohltuend und entspannend, keine Natur mehr zu sehen, keine Felsnadeln, keine Überhänge. Keine Sonne, kein Wind. Nur das Lichtermeer dieser Kunstwelt Spielsalon, das Gemurmel der tausend Automaten, die Stimmen der Croupiers, das Fallen der Münzen und das Rasseln der Quarters, wenn irgendwer mal



das Glück hat, drei Zitronen nebeneinander zu haben, klackklackklack, klackklackklack.

Kurt schaut mir eine Weile zu. Ein grünes Käppi mit dem Schild nach hinten auf dem strubbeligen Kopf, ein buschiger Seehundsbart unter der Nase — als wäre ein fränkischer Bauer gerade vom Traktor gestiegen. „Du, hast mal a Zigarette da?“ Mit Holzfällerfingern nestelt er eine Marlboro aus der Packung, sieht meine Münzen weniger werden und sagt: „Da kannst die ganze Nacht spielen, da gewinnst nie was ...“

Später, in Lake Tahoe, hynosiere ich einen Automaten, schmeichle ihm, halte ihm die Treue, füttere ihn mit Quarters, bis er mein Buhlen erhört — minutenlang rasseln Münzen aus der Kiste, drei kleine Plastikbecher voll, mehr als dreihundert Dollar.

Spielen, das ist wie das Leben, eigentlich einfach: du schmeißt eine Münze nach der anderen ein, verlierst ständig, und wenn du dann mal einen kleinen Gewinn machst, dann glaubst du, wirklich oben zu sein. Aber, wie schon Reinhard Karl zu sagen wußte: „Wirklich oben ist man nie.“

\*\*\*

Warum war Ertls Nanga-Parbat-Film so faszinierend, warum Ichacs Dokumentation über die Annapurna-Erstbesteigung so spannend, mitreißend, ergreifend? In unserem Film werden die Aussagen der Leute zur Kulturgeschichte des Gebirges nicht nur mit dem eigenen, opulenten Material unterlegt, sondern auch mit Ausschnitten aus (alpin-)historisch bedeutsamen Dokumentationen. Der Produzent Hans-Jürgen Panitz klappert die halbe Welt ab um zu finden, was wir suchen. Schwarzweiße Skizzen des Bergfilmpioniers Arnold Fanck; Messner am Achttausender; des Herzogs von Abruzzen Expedition zum K 2 im Jahr 1909, gedreht von Vittorio Sella; Trenkers Dolomitenkriegs-Drama *Berge in Flammen* und unzählige Filmschnipsel mehr.

Beim Sichten die Selbstzweifel: Was wollen wir eigentlich noch erzählen? Wem wollen wir es erzählen? Der Bergfilm, unter Fanck in den zwanziger Jahren zur Entfaltung gekommen, hat ziemlich alles zum Thema Alpinismus und Gebirge lang und breit dargestellt; die einstige von

diesen Filmen ausgehende Faszination lag nicht zuletzt auch darin, daß sie einem breiten Publikum Weltgegenden zeigten und Abenteuer vorspielten, die fernab normaler Möglichkeiten lagen. Aber: Wer ist heute nicht längst selbst auf oder zumindest unter den Drei Zinnen gestanden (Brandlers „Direttissima“)? Wer hat nicht selbst schon alle Kontinente bereist, den Kailash auf Knien umrundet, aus dem Everest-Basislager Müllsouvenirs mitgebracht, den Machu Picchu erwandert, bolivianische 6000er bestiegen, unter „Midnight Lightning“ campiert, am Eiger biwakiert, im Fränkischen gebouldert, in Sachsen gebooft? Wem oder was wollen wir noch etwas erzählen, das mehr ist, als optisch ansprechendes Material für zwei Stunden Sendezeit?

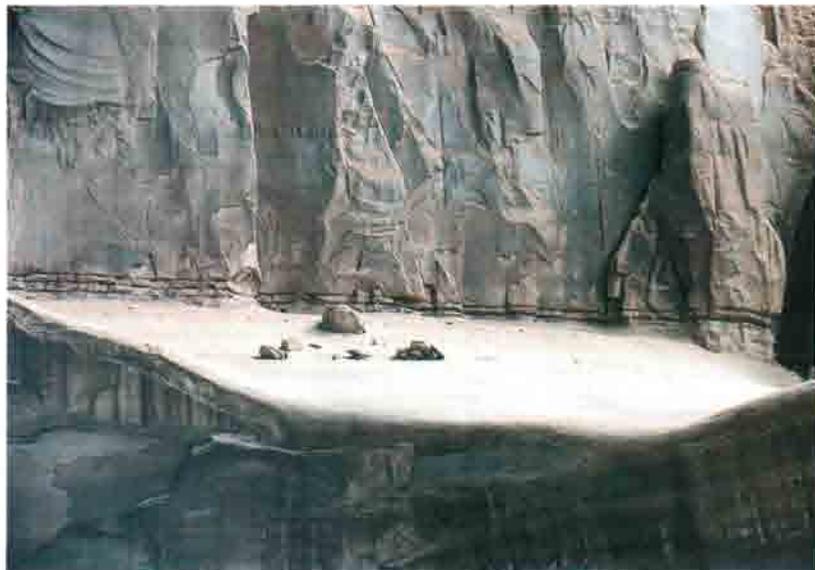
Ein Jahr lang Arbeit an dem Film, da sind Zweifel nicht nur selbstverständlich, da sind, vor allem Selbstzweifel auch notwendig. Vieles läßt sich wegdiskutieren, wegweisen. Manches bleibt. Fest steht: Ohne die Protagonisten im Film, ohne die Leute, die kenntnisreich aus ihrer Sicht Sachverhalte schildern, würde es nicht nur ein anderer, es würde wahrscheinlich gar kein Film werden ...

\*\*\*

Zum Schluß Gefühl. Gefühl und Tränen. Schienen aufgebaut im Probensaal des Coro Trentino S.O.S.A.T. Den Kamerawagen installiert. Die Stereotonaufnahme vorbereitet. Um Filmsekunden gestritten — wie lang hat eine erste Einstellung, eine Eröffnungsszene zu sein? Nach 48 Drehtagen erstmals Auseinandersetzungen, die diese Bezeichnung auch verdienen. Aber keine Zeit, das auszuleben. Nach und nach treffen die Sänger ein. 28 Mitglieder des weltberühmten Chores, dessen weltberühmtes Lied *La Montanara* heißt.

Es hat Zeit und Mühen gekostet, diesen Termin zu arrangieren. Jetzt plötzlich stehen alle da, nach Stimmlagen formiert, stehen da nur für uns und um diesem Film den besten Anfang und den besten Schluß zu geben. Der Chorleiter Franco Benedetti bittet darum, vorab noch einmal proben zu können.

Dann stimmen sie an, leise erst, aber dann in schneller Steigerung. Die Stimmen pressen alle Luft aus dem freskengezierten Saal, Musik, Klang füllt den hintersten Winkel.



„Lassù per le montagne  
tra boschi e valli d'or.“

Jürgen Martin hockt sich auf den Boden, still, klein,  
demütig vor der Fülle des Wohllauts.

„Fra l'aspre rupi echeggia  
un cantico d'amor.“

Der Toningenieur Martin M. Leckert, der eigentlich Led  
Zeppelin bevorzugt, wählt per Handy die Eltern an, damit  
die live mitkriegen, was hier los ist.

„La montanara, ohe  
si sentè cantare  
cantiam la montanara  
e chi non la sa?“

Ich merke, wie ich nasse Augen kriege, denke, hoffentlich  
sieht das keiner. Wische verstohlen im Gesicht herum,  
hantiere mit der Brille, als wär der Bügel irgendwie  
verbogen. Kurzer Seitenblick zu Jürgen Martin: Auch der  
hat ganz glasige Augen. Es ist, als würde der Gesang des  
Chores alle Anspannung von Wochen und Monaten von

uns wegsingen, und es ist, als würden alle, alle merken,  
wie befreiend dieser Augenblick für uns ist.

Der Dreh selbst ist dann Formsache im wahrsten Sinn des  
Wortes: „La Montanara“ am Anfang des Filmes, ein Zitat  
des ewigen Bergverherrlichungs-Klischees. Jedoch auf so  
ungewöhnliche Art und Weise in Szene gesetzt, daß mit  
dem ersten Ton, dem ersten Bild alles gesagt ist, was das  
Wesen dieses zweistündigen Filmes ausmacht:

Ein Bild der Berge aus neuer und ungewöhnlicher Per-  
spektive, einerseits.

Die Unmöglichkeit, sich dem Singen des alpinen Hohe-  
liedes zu entziehen, andererseits.

Im besten Fall eine elegante Gratwanderung mit Ausblik-  
ken nach verschiedenen Seiten.

\*\*\*

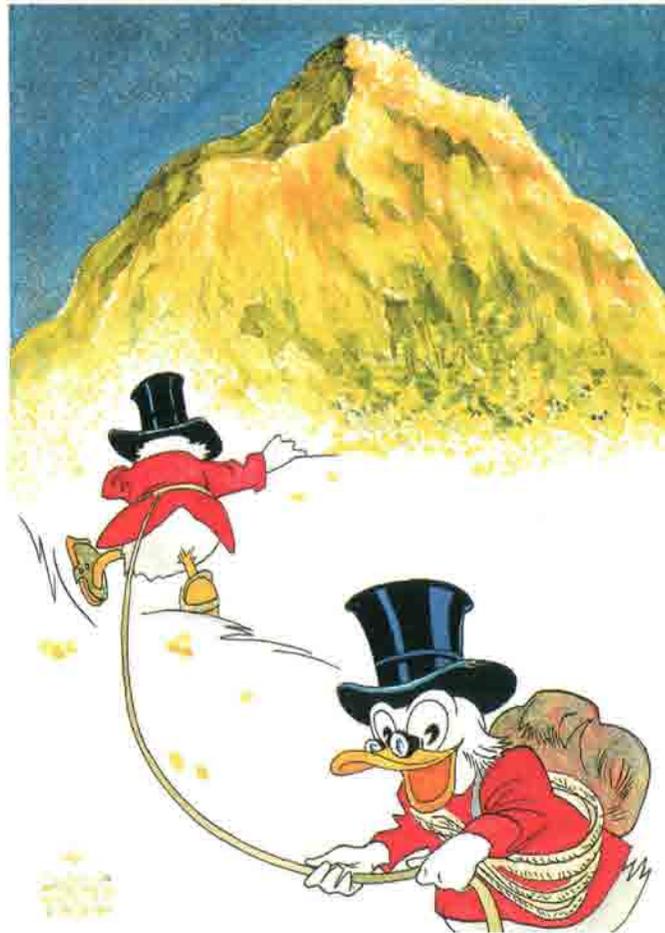
#### Bildlegenden

Strada Alta, Tessin / Staumauer am Eingang des Verzascatal, Tessin / Gotthardimpression / Kameramann Jürgen Martin, Assistent Norbert Platzer / Kurt Diemberger / Lothar Brandler / Bernd Arnold / Bernd Arnold an der Bastei / Stephen Venables (GB), Himalaya-Extremist / Navaho-Nationalpark / Navaho-Nationalpark / Yosemite / Navaho-Nationalpark / Arches Parc, Utah.

# Das zweckfreie Tun muß einen Sinn haben

## Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Alpinismus

*Fritz März  
Helmuth Zebhauser  
Martin Kind  
Hans Peter Eisendle*



Dollarmännchen in den Weltbergen: Einen kritischen Blick wirft der Karikaturist Oliver Schopf hier und auf den folgenden Seiten auf das mitunter krasse Treiben der modernen Hochtouristen.

# Im Schatten des Everest

## Der dritte Pol im Zeitalter des Massentourismus

Fritz März

Der Mount Everest, mit 8.848 m der höchste Berg unserer Erde, wird als auch als Dritter Pol bezeichnet. Dies geht auf Marcel Kurz zurück, den Schweizer Bergsteiger und Schriftsteller. Die Bezeichnung „Ostpol“, die der Schriftsteller Arnolt Bronnen geprägt hat, hat sich nicht eingebürgert. Seit 1852 weiß man, daß hier der höchste Punkt der Erde ist. Er ist der letzte der drei Pole, die unsere Erde nun einmal hat, der von Menschen erreicht wurde. 1909 schon wurde der Nordpol angeblich erreicht, doch die Siegesmeldung von Peary „Sterne und Streifen am Pol heißt“ gibt zu vielen Zweifeln Anlaß. Oder hat ihn im gleichen Jahr Frederick A. Cook betreten? Mehrfach wurde er überflogen und sogar auf einem Unterseeboot erreicht, denn der Nordpol liegt bekanntlich nicht auf dem Festland. Einwandfrei „by fair means“ wurde der Nordpol allerdings erst 1995 erreicht. Zum Südpol gab es einen dramatischen Wettlauf zwischen Amundsen und Scott, der ganz knapp zu Gunsten des ersteren entschieden wurde. Beim Everest liegen die Dinge klar: 1953, Hillary und Tensing, Expeditionsleiter Hunt.

Heute kann man die Pole bequem im Reisebüro buchen, den Südpol per Flugzeug, den Nordpol mit dem russischen Atomeisbrecher Yamal, Kostenpunkt DM 18.000,-. Nur den Everest muß man vorläufig noch zu Fuß ersteigen. Da hilft auch nicht viel, daß er kürzlich um zwei Meter niedriger wurde. Aber nicht die bösen Bergsteiger haben ihn erniedrigt, sondern Laserstrahlen haben ihn haarscharf angepeilt: 8.846,1 m! Dabei trampeln ihm viele aufs Haupt, dem Everest, man kann schon zu Recht von einer Art Massentourismus sprechen. Allerdings bleibt es bei vielen beim Versuch, denn die Luft da oben ist nach wie vor dünn. Allein 398 versuchten es in der Vormonsoonzeit 1996, dazu noch die entsprechende Zahl Sherpas. Auf das Unglück, da sich dabei ereignete, kommen wir noch zurück. Zunächst aber zu der Frage, was die Gründe dafür sind, dieses Risiko in Kauf zu nehmen. Da ist an erster Stelle der Ehrgeiz zu nennen. Nun ist Ehrgeiz an sich positiv zu sehen. Ohne Ehrgeiz könnte man die Welt nicht umtreiben, sähe es im Sport, beim Bergsteigen öde aus. Aber er treibt oft seltsame Blüten.

Da gibt es etwa eine Spezies von Bergsteigern, die „seven

summiters“. Die seven summits sind die höchsten Gipfel aller sieben Kontinente. Fünf waren es zu meiner Schulzeit, jetzt sind noch zwei dazugekommen. Da ist also der Mont Blanc im alten Europa, der Mount Everest im noch älteren Asien und der Kilimandscharo in Afrika. Amerika hat man in zwei Erdteile geteilt, den Norden und den Süden. Im Süden ist bekanntlich der Aconcagua der höchste, im Norden der Mount McKinley. In der Antarktis ist es der Mount Vinson und in dem Erdteil, der aus Australien, Neuseeland und Ozeanien besteht, die Carstensz-Pyramide auf Neu-Guinea. „It's chic now to say you're a seven summiter.“ Wenn man chic sein will, sollte man auch das nötige Können mitbringen, und da hapert es bei manchen. Dann gibt es noch die Steigerung „seven summits in seven months“, die als erster Gary Ball aus Neuseeland erreicht hat. Er erstieg sogar zweimal den Mount Everest, was ihn nicht davor bewahrte, 1994 am Dhaulagiri im Lager III auf 7.350 m den Höhentod zu sterben.

Eine weitere Erscheinung unserer Zeit, nicht nur am Everest und anderen hohen Bergen, sondern in allen Gebirgen der Welt, ist das kommerzielle Bergsteigen. Mancher Bergsteiger von altem Schrot und Korn wird die Nase rümpfen, wenn er den Begriff hört, war doch das führerlose Bergsteigen Ideal ganzer Bergsteigergenerationen. Doch ist das kommerzielle Bergsteigen so alt wie das Bergsteigen überhaupt. Schon Balmat bekam für seine Ersteigung des Mont Blanc eine Geldprämie, und die Alpenvereine förderten von Anfang an das Bergführerwesen und sind zu Recht stolz auf diese Entwicklungsarbeit. Heute ist das kommerzielle Bergsteigen fester und wichtiger Bestandteil des gesamten Bergsteigens. Es ermöglicht vielen Bergsteigern Erlebnisse, die sie sonst nicht hätten, seien es geführte Touren in den Alpen, sei es Trekking in den Bergen der Welt. Und schließlich ist es Grundlage für den ehrsamem Beruf des Bergführers. Wenn Bergführer in der ganzen Welt schwierige Touren führen, warum nicht auch auf den Mount Everest?

Und dann gibt es, als Antriebskraft zu möglichst sensationellen Ersteigungen, politische Absichten, verbunden oft mit wirtschaftlichen. Die Urheber solch finsternen Trei-

bens sind allerdings kaum die Bergsteiger selbst, sondern Politiker. Die Bergsteiger werden vor den Karren gespannt, und sie lassen sich oft ganz gerne spannen, denn man kommt so zu Unternehmungen, die man sich sonst nicht leisten könnte. Kritisch wird die Sache, wenn ein totalitäres Regime auf dem Karren sitzt, aber selbst dann möchte ich keinen Stein auf die beteiligten Bergsteiger werfen.

In der Vormonsunzeit 1996 belagerten eine ganze Anzahl von Expeditionen den Everest. Anfang Mai herrschte Massenauftrieb. Vierzehn Expeditionen strebten von Süden her auf den Gipfel auf der sogenannten „Yak-Route“, wie der Weg der Erstersteiger mittlerweile verniedlichend genannt wird. Darunter waren mindestens zwei kommerzielle Unternehmen, die „Adventure Consultants“ des Neuseeländers Rob Hall und die „Mountain Madness Tours“ des Amerikaners Scott Fisher. Untertags verschlechterte sich plötzlich das Wetter für kurze Zeit dramatisch. Ein eisiger Wind, der sich zum Sturm steigerte, drückte das Thermometer auf  $-40^{\circ}$  Celsius. Die Katastrophe begann. Universitäts-Dozent Dr. Franz Berghold, langjähriger Chef der Medizinkommission der UIAA und Höhenmediziner, schildert das im *alpinmedizinischen rundbrief* Nr. 16 so plastisch, daß ich mit seiner freundlichen Genehmigung seine Darstellung des Unglücks hier zitiere:

„Rob Hall, der selbst sechsmal am Everestgipfel stand und damit als der erfolgreichste summierter aller Zeiten galt, hatte zwischen 1990 und 1994 39 zahlende Gäste (rd. 65.000 US\$ pro Person) auf den höchsten Punkt der Erde gehievt. Das sind dreimal so viel Menschen als in den ersten 20 Jahren seit der Erstbesteigung im Jahre 1953. Halls überzeugtes Credo: 'With enough determination, any bloody idiot can get up this hill.'

1995 hatte er allerdings ziemliches Pech, denn keiner seiner Gäste erreichte den Gipfel. Dadurch stand er 1996 unter einem enormen wirtschaftlichen Erfolgsdruck. Denn hätte die Gruppe von Scott Fisher, der zuvor 'nur' einmal ohne Sauerstoff auf dem Gipfel stand, mit seinen Gästen mehr Erfolg als Hall, wäre Halls Werbeslogan '100% Everest Success' geschäftlich erledigt gewesen.

Aber die Bedingungen schienen diesmal optimal (Hall: 'The route's like a bloody freeway this season'). Am 9. Mai, wenige Minuten vor Mitternacht, verließen 33 Bergsteiger den 7.955 m hohen South Col in Richtung Gipfel: Halls Team bestand aus 8 Gästen, 3 Bergführern und 4 Sherpas, die Gruppe von Fisher aus 6 Gästen, 3 Bergführern und 5 Sherpas. Daneben stolperte ein Taiwanese mit 3 Sherpas durch die Dunkelheit bergauf.

Die nun folgenden Ereignisse sind im grauenhaften Detail so vielgestaltig, daß hier nur einige markante Aspekte des Dramas Erwähnung finden sollen: Fishers Sirdar Lob-sang (bisher zwei sauerstofflose Everestbesteigungen), der zusammen mit Halls Topmann Ang Dorje vorab einzelne Passagen zwischen Südgipfel und Hauptgipfel mit Fixsei-

len versichern hätte sollen, schleppte stattdessen weit hinten, wahrscheinlich gegen ein spezielles Trinkgeld, die völlig überforderte New Yorker Starjournalistin Sandy Pittmann am kurzen Seil höher. Als die ersten nach etwa elf Stunden den Hillary Step erreichten, war dieser also unversichert. Man wußte nicht weiter, und es war außerdem bereits fast Mittag. (Als letzte Umkehrzeit war 13 Uhr vereinbart worden, und die Sauerstoffflaschen reichten nur für insgesamt 18 Stunden, also bis höchstens 16 oder 17 Uhr). Der Sauerstoffmangel führte auch schon zu den ersten von zahlreichen unglaublichen, fatalen Fehlleistungen: Die Flasche von Jon Krakauer war plötzlich leer, weil das Ventil irrtümlich voll geöffnet wurde. Krakauer kollabierte. Der Führer Harris, der die am Südgipfel deponierten Flaschen prüfte, beharrte aber darauf, daß alle leer seien, obwohl die meisten noch voll waren. Das führte fast zu Handgreiflichkeiten.

Schließlich erreichten die ersten um etwa 13 Uhr den Gipfel, während die meisten anderen noch im Aufstieg waren. Um 15 Uhr hüllten Wolken den Gipfel ein, es wurde extrem kalt, und es begann zu schneien. Wenig später — noch immer befand sich der Großteil der beiden Gruppen irgendwo in Gipfelnähe — kam ein orkanartiger Höhensturm mit rund 100 km/h Windgeschwindigkeit und Temperaturen um  $-40^{\circ}$  auf. Die Tragödie nahm ihren Lauf.

Fisher hatte im Aufstieg seinen Konkurrenten Hall überholt und stand um 15.30 Uhr am sturmumtosten Gipfel. Zu diesem Zeitpunkt hatte er aber bereits massive Zeichen eines Höhenhirnödems und schwerer Unterkühlung. Lob-sang geleitete den torkelnden Fisher bis knapp unter den Südgipfel und mußte ihn dort sterbend zurücklassen. Wenig später erreichte Hall mit seinem völlig entkräfteten Gast Doug Hansen den 8.846 m hohen Gipfel.

Um 16.31 Uhr funkte Hall vom Top des Hillary-Step einen ersten Hilferuf: Die Sauerstoffflaschen waren leer. Nur wenige Meter tiefer, auf dem Südgipfel, befanden sich zwar einige volle Flaschen. Aber Harris, mit Zeichen fortschreitenden Hirnödems bereits in Richtung Südcol stolpernd, antwortete per Funk, alle Flaschen am Südgipfel seien leer. Ohne Sauerstoff, am Ende der Kräfte, benötigten Hall und Hansen 12 Stunden bis zum Südgipfel. Dort starb Hansen. Und von dort funkte Hall am Morgen des 11. Mai, daß er dringend Hilfe benötige, da er zwar volle Sauerstoffflaschen vorgefunden hätte, aber keinen Schritt mehr absteigen könne. Zu dieser Zeit wütete der Jet-Stream noch immer mit unverminderter Heftigkeit über das Dach der Welt. Zwei Sherpas, die sich vom Südcol zu Hall hochzukämpfen versuchten, mußten rund 250 Höhenmeter unterhalb des Südgipfels umkehren, um nicht selbst Opfer der Eishölle zu werden.

Am 11. Mai um 18.20 Uhr, nach rund 26 Stunden in Gipfelnähe, fand der berühmte — makabre — letzte Funk-Satellitentelefon-Kontakt zwischen Hall und seiner hochschwangeren Frau in Christchurch/Neuseeland statt: 'Are

you warm, my darling?' 'In the context of the altitude, the setting, I'm reasonably comfortable ... please don't worry too much.' Das waren Rob Halls letzte Worte. Wenig später verstarb er.

Bereits am Morgen dieses Tages fand ein Suchtrupp wenig oberhalb des Südcols die Japanerin Yasuko Namba und den Pathologen Seaborn Weathers aus Texas, beide im Sterben. Der erfahrene Sherpa Lhakpa Chhiri entschied, die beiden zurückzulassen, wobei er den bemerkenswerten Ausspruch getan haben soll: 'Even if they survived long enough to be dragged back to the South Col, they would certainly die before they could be carried down to Base Camp, and attending a rescue would needlessly jeopardize the lives of the others, most of them going to have enough trouble getting themselves down safely.' (Auch wenn sie den Rücktransport zum South Col überlebt hätten, so wären sie sicherlich beim Abtransport zum Base Camp gestorben. Zudem hätte diese Rettungsaktion auch das Leben der anderen gefährdet, da die meisten sehr erschöpft waren.)

Insgesamt verloren in diesen Stunden im Gipfelbereich des Everest acht Menschen ihr Leben. Am 13. Mai wurden schließlich zwei Überlebende vom Lager I (5.822 m) per Helikopter nach Kathmandu transportiert — der vermutlich höchste Hubschrauber-Rettungseinsatz in der Geschichte überhaupt. Die übrigen erreichten mit Unterstützung zu Fuß das Basislager.

In diesem Höhensturm am 10. Mai, dem bisher schwärzesten Tag am dritten Pol, verschollen auch drei Mitglieder einer indischen Militärexpedition, die vom Norden her zum Everest unterwegs war, so daß insgesamt elf Menschen an diesem einen Tag ihr Leben ließen. Übrigens hat das Militär sowohl in Indien wie auch in Pakistan gute bergsteigerische Tradition. Scherzhafterweise wird gesagt, wer in den Alpine Club of Pakistan aufgenommen werden wolle, müsse mindestens Brigadegeneral sein.

Zu einer Groteske geriet die erste südafrikanische Everestexpedition. Sie sollte ein Symbol werden für das Zusammenwachsen der Regenbogennation, wie sich die Südafrikaner wegen ihrer bunten Rassenmischung nennen, und sie ist, wie der *Guardian* schrieb, in viele Löcher gefallen. Schirmherr war hier der Allerhöchste, nämlich Nelson Mandela. „Allein der Versuch wird der Nation Ehre bringen“, gab er den Teilnehmern mit auf den Weg. Leiter war Ean Woodall, ein Mann mit dunkler Vergangenheit. Als Leiter einer Bergsteigerexpedition empfahl er sich besonders dadurch, daß er mit einer Trekkingagentur Pleite gemacht hatte. Bei der Mannschaft mußte der schwarz/weiße Proporz gewahrt werden. So kam eine 25jährige schwarze Lehrerin ohne jede Bergerfahrung dazu, weil sie „vom Everest besessen“ war.

Schon bei der Ankunft in Kathmandu ging alles schief. Ein Teil der Ausrüstung war nicht nachgekommen, man mußte im Stadtteil Tamel, dem Einkaufszentrum für die

Touristen, vieles nachkaufen. Ein Teilnehmer stellte fest, daß man ihm falsche Größen geliefert hatte. Die schwarze Lehrerin stand nicht auf der Peak-fee-Liste, dafür aber Woodalls 69jähriger Vater. Unterwegs zum Basislager starb eine Trägerin an einem Hirnödem. Sie wurde, leider vergeblich, in Periche behandelt. Periche ist eine kleine medizinische Forschungsanstalt und Sanitätsstation für Einheimische und Touristen. Dabei fand man bei ihr ein Medikament, das von der Expeditionsärztin stammte. Diese hatte sie einer anderen Trägerin gegeben, um diese wegen Verbrennungen zu behandeln, die sie sich mit einem lecken Kerosinkanister zugezogen hatte. Die Ärztin wurde prompt entlassen. Daraufhin stiegen drei der besten Bergsteiger der Mannschaft aus dem Abenteuer aus. Ihre Begründung: „The bottom line was that we could not climb in a life and death situation with a man we did not trust.“ (Der Hauptgrund war, daß wir in einer Situation, wo es um Leben und Tod geht, nicht mit einem Mann gehen konnten, dem wir nicht vertrauten.)

Woodall verkaufte daraufhin kurzerhand einen offenen Platz auf der Peak-fee-Liste weiter. Einen Reporter der *Sunday Times*, dem Hauptsponsor, warf er aus dem Lager. Der Reporter und sein Fotograf mußten Unterschlupf bei einer schwedischen Expedition suchen, da man ihnen Zelt und Essen verweigerte. Schließlich bedrohte Woodall den Herausgeber der *Sunday Times*, Ken Owen, und seine Frau, die den Weg zum Basislager als Trekkingtour mitgemacht hatten, mit dem Tod. Trotz allem reihte sich Woodall im Basislager den von dort aufsteigenden Expeditionen, darunter die zwei von Hall und Fisher, an. Schließlich erreichten er und O'Dawd am 25. Mai den Gipfel, und ihnen nachsteigend, erst gegen 17 Uhr auch der Woodall fast sklavisch ergebene Bruce Herrod, der aber nicht mehr die Kraft zum Abstieg hatte und starb. Der wohl ziemlich ahnungslose Mandela sandte ein Glückwunschtelegramm, hoffend, daß der Tod von Herrod die gewaltige Leistung der Bergsteiger nicht beeinträchtige. Der *Guardian* kommentierte die Sache in trockener britischer Art: „Es scheint, daß es viele Wege gibt, einen Regenbogen zu malen.“ Dem ist nichts hinzuzufügen. Doch schon früher trieb der Ehrgeiz seltsame Blüten, die man über den Problemen am Everest nicht vergessen sollte. So brüstete sich mancher alpiner Heroe mit Erstbegehungen, ja Erstersteigungen oder auch nur schwierigen Anstiegen, wo ihn in Wahrheit zwei Bergführer oder ein Bergführer samt Träger, die es damals noch gab, hinaufgeschleift hatten. Ja, auf manchen Dolomitenzacken soll nur der Bergführer droben gewesen sein, der die Karte seines „Herrn“, wie der Gast damals hieß, in einer Champagnerflasche auf dem Gipfel hinterlegte, die man zweckmäßigerweise weiter unten prophylaktisch ausgetrunken hatte.

Nun zu einem weiteren Vorhaben, zu dem angeblich auch die Allerhöchsten ihren Segen dazugegeben haben, auf daß der Höchste erstiegen werde. Die Allerhöchsten



sind in diesem Fall Li Peng, der Regierungschef der Volksrepublik China, und Jacques Chirac, der Regierungschef Frankreichs. Eine französisch-chinesische Expedition sollte den Everest in der Vormonsunzeit des Jahres 1997 ersteigen. Geplant war eine neue Route in der Nordflanke, zwischen dem Couloir Hornbein und dem Großen Couloir, eine Everest-Direttissima sozusagen. Je sieben Franzosen und Chinesen sollten das mit Sauerstoff und Fixseilen schaffen. Eine andere, ebenfalls gemischte Mannschaft sollte den Everest gleichzeitig auf der klassischen Nordostroute machen. Zum Leiter des Ganzen wurde der bekannte französische Bergsteiger Serge Koenig bestellt. In einer Höhe von 7000 m auf dem Nordsattel sollte ein experimentelles Überlebenslager eingerichtet werden, unter anderem mit einem Drucklabor, auf dem man beispielsweise eine Höhe von 3000 m simulieren konnte. Die Leitung sollten der Rettungsarzt von Chamonix, Dr. Emanuel Caudy, und ein chinesischer Arzt übernehmen. Jeder Bergsteiger sollte eine kleine Filmkamera mit sich tragen, das französische und das chinesische Fernsehen etwa hundert Techniker am Berg einsetzen, damit täglich eine Liveübertragung in Frankreich und China gesendet werden könnte. Der TV-Regiewagen sollte beim Kloster Rongbuk stehen. Eine von Aerospatial und einer chinesischen Firma neu entwickelter ultraleichter Hubschrauber sollte bis zum Gipfel fliegen können, um die Expedition zu unterstützen.

Die Sache sollte etwa 25 Millionen Franc kosten, also gut 8 Millionen Mark, die von der französischen Großindustrie aufgebracht werden sollten. Wichtigstes Ziel der Sache sollte die tägliche französisch-chinesische Zusammenarbeit werden, um politische und wirtschaftliche Ziele zu fördern. Sport und Wissenschaft seien eigentlich Nebensache. Von Ökologie und erst recht von Menschenrechten wurde dabei überhaupt nicht gesprochen.

Soweit die Pläne. Das französische Himalayakomitee steckte, auf die Sache angesprochen, den Kopf in den Sand. Es sei nicht Aufgabe des Komitees, die politische Zweckmäßigkeit einer Expedition nach Tibet zu beurteilen. Warum sollten normale Touristen Tibet bereisen können und wir Alpinisten nicht? Im Gegensatz dazu der Club Alpin Français: „Wir sind beunruhigt von der starken Medienorientierung und dem enormen Mitteleinsatz. Wir wollen im rein sportlichen Rahmen bleiben, außerhalb kommerzieller Interessen, und einem immer einfacher werdenden Besteigungsstil im Himalaya treu bleiben.“ Die Bergführer Christophe Profit, der eingeladen war, aber abgelehnt hatte, Claude Jaccoux und Patrick Gabarrou gaben bekannt: „Im Namen einer alpinen Ethik bedauern wir, daß der Everest als Symbol dafür mißbraucht wird, Franzosen und Chinesen auf dem Rücken der Tibeter dort zu vereinen [...] Die alpine Welt muß sich langsam darüber klar werden, was in Tibet wirklich geschieht. Patrick Gabarrou hat eine neue schwere Route durch die Triolet-Südwand 'Freies Tibet' genannt.“ Erhard Loretan, Ersteiger aller

Achttausender, also einer aus jener erlesenen Gruppe, die man immer noch an einer Hand abzählen kann: „Natürlich ist die geplante Route einen Zahn schwerer als unsere. Sie wäre reizvoll für eine Seilschaft, aber mit Fixseilen und Sauerstoff ist das uninteressant.“ Der letzte Jahrgang der ENSA-Schüler, der staatlichen Alpinschule in Chamonix, übergab am Tag seiner Diplomierung seinen Lehrern eine Protestnote des Inhalts, daß der Stil des Unternehmens unzeitgemäß sei und auf dem Rücken eines unterdrückten Landes stattfinde. Die meisten französischen Pyrenäen-Bergführer meinten, daß das Ziel der Expedition, französischen Unternehmen den Zugang zum chinesischen Markt zu eröffnen, im krassen Gegensatz zu der von ihnen gelehrt und praktizierten Einstellung zum Bergsteigen stünde. Wenn das Beispiel Schule mache, würde es in Zukunft sehr schwer sein, der Öffentlichkeit zu erklären, welche Werte in der Eroberung des Unnützen enthalten seien. Die Compagnie des Guides de Chamonix distanzierte sich ebenfalls vom Unternehmen. Auch der Vorstand der UIAA befaßte sich mit dieser Expedition. Der Präsident, Iain McNaught-Davis, schrieb sowohl an das französische Himalaya-Komitee wie auch an die CMA (China Mountaineering Association). Die Antwort der Franzosen war ausweichend. Es wurde, wie es jeder Schlawiner schon in der Volksschule macht, auf andere böse Buben hingewiesen und das Ganze als Mißverständnis dargestellt. Die Sache würde viel kleiner gehalten und alles sei nicht so schlimm. Die CMA äußerte sich zunächst nicht und gab dann nach längerer Zeit etwas kleinlaut bekannt, daß das Unternehmen zumindest für 1997 abgeblasen werde. Es gebe Schwierigkeiten mit der Finanzierung. Offenbar bekamen französische Sponsoren auf Grund der Reaktion in der Öffentlichkeit kalte Füße und traten den Rückzug an. Das scheint die beste aller Lösungen zu sein. Allerdings gibt es schon wieder eine Nachricht über eine Mammutexpedition, diesmal aus Malaysia. Diese soll 3 Millionen Dollar kosten; 120.000 Dollar seien bereits für Gipfelgebühren bezahlt.

Die alpine Welt sollte sich wohl darauf verständigen, welche Art von Bergsteigen im Himalaya an der Schwelle zum 21. Jahrhundert angebracht ist.

Manche englischsprachigen Expeditionsveranstalter geben eine Gipfelgarantie „100% Everest success“. Im Klartext heißt das nicht, daß jeder Teilnehmer den Gipfel erreicht, sehr oft schafft es nur der Expeditionsleiter, wenn schon keiner der Teilnehmer. Das ist sicher eine im juristischen Sinn unkorrekte Zusicherung. Aber auch wenn überhaupt keine Zusicherung eines Erfolges gegeben wurde, ist der Bergführer und/oder der Veranstalter nicht davor gefeit, vor Gericht zitiert zu werden — und das nicht nur bei den prozeßfreudigen Deutschen, die bekanntlich überdurchschnittlich viele Richter pro Einwohner haben, sondern auch international. Allerdings ist aus der Rechtssprechung bisher wenig darüber bekannt ge-



worden, jedenfalls nicht vom Erfolg solcher Klagen. Das Landgericht München I hat eine Klage von Teilnehmern einer Everestexpedition abgewiesen. Im Urteil war unter anderem angeführt, die Teilnehmer seien enttäuscht gewesen, daß die Expedition nicht zur Gipfelbesteigung führte und dadurch gruppendynamische Prozesse ausgelöst wurden mit der Folge, das Scheitern dieser Expedition deren Leiter und damit dem Veranstalter anzulasten. Das Gericht hielt derartige Reaktionen zwar für verständlich, jedoch vermochten sie nach Meinung des Gerichts die Voraussetzungen zur Minderung des Reisepreises nicht zu erfüllen. Zwei Spitzenhöhenbergsteiger, die an dieser Expedition als zahlende Gäste teilgenommen hatten, schlossen sich der Klage allerdings nicht an, weil sie klar erkannten, daß ein solcher Gipfelsieg nicht garantiert werden kann.

Sollen Expeditionsveranstalter ganz auf den Everest verzichten? Man kann das Rad wohl kaum zurückdrehen, aber sicher ist es falsch, eine Gipfelgarantie zu geben. Zumindest bei deutschen Veranstaltern hat ein anderes Prinzip Platz gegriffen: Das Unternehmen organisiert die Besteigung bis ins Basislager. Von da ab muß der Bergsteiger selbständig gehen. Ein begleitender Bergführer hat nur die Aufgabe, die Gruppe zu koordinieren, trägt jedoch keine Verantwortung für den Erfolg. Das Problem ist, dem Kunden klipp und klar zu sagen, was Sache ist. Dabei ist zu bedenken, daß die deutschsprachigen Veranstalter ein anderes Publikum ansprechen als beispielsweise die Amerikaner. Die hiesigen Kunden rekrutieren sich aus Bergsteigerkreisen und müssen in der Regel einen respektablen Tourenbericht vorlegen, der oft noch verifiziert wird. „Seven summits“, die außer ihrem Ehrgeiz nichts vorzuweisen haben, hätten da kaum Chancen.

Es ist üblich, daß für Expeditionen eine juristische Grundlage in Form eines Expeditionsvertrages geschlossen wird, gleich ob es ein kommerzieller Anbieter oder ein Alpenverein ist, der die Expedition veranstaltet oder ob sich eine private Gruppe zusammenschließt. Individualtouristen sind schon wegen der Kosten die Ausnahme. Aus den meisten Expeditionsverträgen ergibt sich klar, daß oberhalb des Basislagers jeder eigenverantwortlich auf sich allein gestellt ist. Dies bedeutet im Zweifel, daß sich der hochmotivierte Gipfelanwärter auch wider besseres Wissen nicht von seiner eigenen Entscheidung, ein höheres Risiko einzugehen, abbringen läßt. Im Prinzip geht jeder für sich allein, auch wenn mehrere miteinander unterwegs sind. Das kameradschaftliche Miteinander ist oft nur die wünschenswerte Ausnahme. So ist zu erklären, warum die eigene Gipfelbesteigung fast immer Priorität hat vor der Versorgung unerwartet schwacher, meist höhenkranker „Konkurrenten“. Dr. Wolfgang Schaffert, als Arzt und Expeditionsteilnehmer gleichfalls erfahrener Höhenmediziner, schreibt dazu in einem Statement für ein Diskussionsforum, das im März des Jahres 1997 unter anderem mit Reinhold Messner, Ralf Dujmovits und

Stefan Glowacz unter dem Titel „Kommerzielles Bergsteigen im Rampenlicht“ veranstaltet wurde, unter der Überschrift *Der Tod in extremer Höhe* folgendes:

„In extremen Höhen ist die Schwelle zum Scheitern rasch überschritten. Bergsteiger müssen aus vermeintlich schicksalhaften Tragödien lernen. Wurden die elf Toten am Nanga Parbat 1934 noch als Helden gewürdigt, so kann man die neun Toten am Everest im Mai 1996 nur mehr als tragische Konsequenz aus den immer wieder nicht beachteten, aber längst bekannten höhentypischen Risiken kommentieren. Das Sterben in der Todeszone bekam aber mit der Kommerzialisierung eine neue, makabre Dimension. Der unerfahrene Texaner Dick Brass, der 1985 auf den Everest hinaufgeschleppt wurde und damit als erster Mensch die 'seven summits' mit zweifelhaftem Weltruhm verbuchen konnte, eröffnete den Reigen des kommerziellen Expeditionstourismus. Seitdem schien klar, daß jeder, der nie etwas Höheres als einen Barhocker erklommen hatte, selbst den Everest 'bezwingen' kann, wenn nur seine Geldbörse groß genug ist. Seitdem sterben weiter krankhaft ambitionierte Laien, weil sie Ehrgeiz über Erfahrung setzen und immer häufiger selbst routinierteste Führer mit in den Tod ziehen.

Die Frage, ob solches Tun die Grenze des Pathologischen überschreitet, mag jeder aus seinem Blickwinkel für sich selbst entscheiden. Manche finden es eben 'todchic', ihre persönliche Selbstdarstellung auf die höchsten Berge der Welt zu verlegen.

Für jeden verantwortungsvollen Expeditionsarzt hingegen bleibt das uneingeschränkte Ziel, Leben zu bewahren. Im Wissen um den schmalen Grenzbereich zwischen Erfolg und Tod gibt es nur eine Entscheidung, eine Verantwortung für das Leben ohne Wenn und Aber. Eine kritische Analyse führt immer wieder zu den selben vier Hs — den Hochrisiken, die maßgeblich für das Sterben in der Höhe sind: Hypoxie — Hypothermie — Hypoglycämie — Hypohydration. Sie sind das Verdienst und die Überlebenserfahrung des großen Bergmediziners Charles Houston.

Hypoxie (Sauerstoffmangel) beeinträchtigt massiv das Beurteilungsvermögen, verlangsamt Reflexe und Reaktionsgeschwindigkeit und trübt das Wirklichkeitsempfinden. Auch mit Sauerstoffausrüstung bleibt der Bergsteiger hypoxisch entsprechend einer Höhe von ca. 7000 m. Dies bringt zwar akut leichte Vorteile. Im Falle eines Versagens des Systems oder des Nachschubs ist der dann weniger Akklimatisierte aber ganz akut in einer fatalen Situation infolge ganz akuter Zunahme der Hypoxie.

Hypothermie (Unterkühlung) beeinträchtigt die zentralnervösen Leistungen ähnlich wie Hypoxie. Ausgekühlte Bergsteiger machen Fehler! Selbst beste Kleidung kann nicht vor Auskühlung schützen, weil selbst bei Muskelarbeit wegen des Sauerstoffmangels weniger Wärme produziert wird als alleine durch die Atemwege verloren geht. Das Einatmen von erheblich gesteigerten Volumina trok-

ken-kalter Luft führt zu großen Verlusten von Wasser und Wärme über die Ausatemluft.

Hypohydration (Verlust von Gesamtkörperwasser) bedingt vor allem eine gefährliche Bluteindickung. Dies bedeutet eine zusätzlich verminderte Sauerstofftransportkapazität zu Gehirn und Muskeln. Höhenbergsteiger benötigen tägliche Trinkmengen von mindestens 4 l, und die bekommen sie sehr oft nicht!

Hypoglykämie (Unterzuckerung) trübt das Bewußtsein und führt zu gefährlichen Schwächezuständen der Muskulatur. Ein frierender und hungernder Bergsteiger in extremer Höhe ist immer in ernster Lebensgefahr.

Diese vier Hauptgefahren, gepaart mit chronischem Schlafmangel, machen das unverständliche Fehlverhalten selbst erfahrener Alpinisten plausibel.

Im kommerziellen Bergsteigen birgt der unvermeidliche Erfolgsdruck zusätzliche erhebliche Risiken. Wer hohe Summen investiert und mehr Ehrgeiz als Fähigkeiten besitzt, will einen Sieg um jeden Preis — dafür hat man schließlich seinen Führer. Doch Hinaufsteigen muß immer noch jeder selbst. Zu langsames Tempo gefährdet aber in extremer Höhe das Leben aller, auch des Führers. Und die vermeintliche Sicherheitsgewährleistung verkommt zur Farce.

Tatsache bleibt, daß sich das Bergsteigen im Achttausenderbereich immer im schmalen und unkalkulierbaren Grenzbereich zwischen Erfolg und Tod abspielen wird. Hohe Berge tolerieren keine Fehler. Und Höhenbergsteiger machen immer Fehler.

Tatsache bleibt, daß auch bei bester Anpassung die extreme Hypoxie in diesen Höhen auch unter optimalen Bedingungen eine stete Bedrohung vor allem zentralnervöser Funktionen darstellt und damit Fehlentscheidungen vorprogrammiert sind. Große Expeditionen bräuchten ähnlich wie in der Raumfahrt eine lenkende 'Bodenstation' mit klarem Kopf.

Tatsache bleibt, daß verantwortungsvolles Führen mit notwendiger Hilfestellung gegenüber Schwächeren oberhalb 7500 m unrealistisch ist. Damit muß aber jedem Expeditionsarzt, der eine solche Unternehmung betreut, unmißverständlich klar sein, daß er Bestandteil eines vermeintlichen 'Sicherheitsnetzes' ist, das es in Wirklichkeit gar nicht geben kann.

Führungstouren auf Achttausender sind daher als unverantwortlich abzulehnen. Wir brauchen gut ausgebildete, gut trainierte und akklimatisierte und langjährig erfahrene Bergsteiger, die von 5000 über 6000 und 7000 m im Lauf von Jahren die Voraussetzungen für selbständiges Bergsteigen unter solchen Extrembedingungen erwerben. Geschieht dies in einem Team von ebenso herangewachsenen, erfahrenen Führern, so ist deren Aufgabe vor allem in zusätzlicher Risikoabsicherung durch vorheriges Anlegen von Fixseilen und Hochlagern und Absichern des Rückzuges zu verstehen. Dies scheitert aber meist an deren eigener Gipfelambition.

So bleibt oftmals das traurige Fazit 'Jeder für sich, keiner für alle'. Die Schwierigkeit, wenn nicht sogar das Scheitern von Hilfeleistung in extremer Höhe darf nicht als Alibi für egoistisches Weitersteigen im Angesicht drohender Gefahr für einen Teamgefährten mißbraucht werden. Rechtzeitige Umkehr kann Leben retten, auch wenn es den Gipfelsieg kostet. Aber was ist das für ein Sieg — um den Preis des nie mehr zurück!"

Eine Rettung oder Bergung im 8000er Bereich ist unmöglich und auch im 7000er Bereich kaum durchführbar. Doch gibt es zu dieser Regel einige ganz wenige Ausnahmen.

Im Mai 1996 etwa wollte ein gut akklimatisiertes 18köpfiges internationales Team, zwei Frauen und 16 Männer, zum Cho Oyu. Vom Basislager steigen sie in losen Gruppen zum Gipfel, den auch bald zwei erreichen. Beim Abstieg bricht sich einer am sogenannten Gelben Band in etwa 7600 m den Knöchel, schleppt sich aber nach Lager IV, dem höchsten Lager. Am Tag darauf erreicht eine Dreiergruppe, eine Norwegerin und zwei Österreicher, das Lager. Sie schreiben: „Da die Gehirnaktivität in dieser Höhe herabgesetzt ist, brauchen wir eine ganze Weile, bis uns klar wird, daß wir uns entscheiden müssen. Entweder wir besteigen den Gipfel, oder wir retten Franz. Beides wäre zu anstrengend. Unsere Gedanken drehen sich eine Stunde lang im Kreis, bis wir uns mit der neuen Situation anfreunden können. Es ist gar nicht so leicht, mit unserer ausgezeichneten körperlichen Verfassung auf den Gipfel zu verzichten.“ Wahrlich eine heroische Entscheidung. Das Magazin *Alpin*, dem diese Schilderung teilweise entnommen ist, spricht zu Recht von einer Heldentat. Der Verletzte, der wohl schon mit seinem Leben abgeschlossen hatte, faßt wieder Mut. Am folgenden Tag beginnen die drei die Rettung. Der jüngere der beiden Österreicher (übrigens Vater und Sohn) ist Bergführer und entsprechend ausgebildet. Der Vater steigt zum Gelben Band auf, um 80 m Fixseil zu kappen. Der Verletzte wird in zwei Schlafsäcke, zwei Matten und zwei Biwacksäcke verpackt. Ein Problem ist, an dieser Verpackung Fixpunkte anzubringen, da Tragegriffe fehlen.

Normalerweise nimmt man dazu Schneeballen her, die von außen abgebunden werden. Aber wie auf 7500 m Höhe Schneeballen formen? Zwei Dosen Leberwurst, halbe Schokoriegel, eine Klopapierrolle und ähnliches muß dazu herhalten. Dann beginnt gegen Mittag der Abtransport. Eine Querung ist das erste Hindernis, ehe es abwärts geht. Das ist eine technisch höchst schwierige Prozedur, die physisch den dreien das Letzte abverlangt. Schlüsselstelle ist eine teilweise senkrechte 60 m hohe Eismauer. Der Verletzte ist aufgehängt wie eine Speckseite, aber er hält tapfer durch und hilft sogar mit seinen freien Händen mit. Ein Gegenanstieg bietet ein weiteres schwieriges Problem. Spät abends wird das Lager I erreicht, nachdem ein Schneesturm zusätzliche Strapazen mit sich gebracht

hat. Jetzt kommen auch Kameraden von unten, die schon auf dem Gipfel waren und trotz der Müdigkeit nochmals aufgestiegen sind. Auch der Weiterweg ins Basislager und der ins Fahrerlager, bei dem nun auch die Träger helfen, ist eine unglaubliche Strapaze für die Retter und eine Tortur für den Verletzten. Es ist kaum vorstellbar, was der Mensch alles aushält! Dem Verletzten werden zehn Tage nach dem Unfall in Innsbruck sein doppelt gebrochenes Wadenbein und der gebrochene Knöchel erfolgreich operiert.

Die drei Retter erreichen am 27. Mai den Gipfel. Sie sagen, in der Rückschau zähle die Rettung weit mehr als der Gipfelsieg. Angesichts dieser Einstellung sollten ihre Namen überliefert werden: Die Tiroler Stefan und Erich Gatt und die Norwegerin Siren Greve.

Ein ähnliches Bravourstück gelang den Bergführern Peter Geyer, derzeit Präsident des Deutschen Bergführerverbandes, und Franz Seebauer, leider zwischenzeitlich verunglückt, 1983 am Manaslu, als sie einen an einem Hirnödem erkrankten Kameraden vom Gipfelplateau in 7500 m Höhe über die Südwestwand ins Schmetterlingstal abseilten. Dort kamen ihnen Freunde entgegen, die den Erkrankten, der allmählich wieder zu sich kam, ins Tal führten. Geyer und Seebauer, beide in hervorragender Kondition, hätten den Gipfel höchstwahrscheinlich erreicht, hätten sie sich für die Methode entschieden: Erst auf den Gipfel, dann den Kameraden mitnehmen. Der wäre inzwischen sicher gestorben. Für sie brauchte es die Mahnung Schafferts nicht: „Wer einen kranken Teamgefährten im Lager zurückläßt, um selber kompromißlos höher zu steigen, wird über kurz oder lang doch vor einem Richter stehen. Warum sollen denn oberhalb 6.000 m andere Gesetze gelten?“ Eine Ausnahme bildet allerdings der Gipfelbereich, wo Hilfe objektiv nur den Retter gefährden würde.

1995 stürzte an der Sisha Pangma bei einer kommerziellen Expedition ein Teilnehmer an die 600 m ab, rutschte ab wäre wahrscheinlich genauer, und überlebte dank einer aus bergrettungserfahrenen Teilnehmern und Bergführern bestehenden Mannschaft. Warum allerdings ausgerechnet der Bergführer, der in 7400 m Höhe die fachgerechte Erstversorgung vornahm, nachher wegen seines Einsatzes herb kritisiert wurde und der Verunfallte die Mär verbreitete, er sei selbst in einem heroischen, übermenschlichen Kraftakt ins Tal gekrochen, bleibt unverständlich.

Die in den Bergen eigentlich selbstverständliche Kameradschaft findet vor allem unter Teilnehmern kommerzieller Unternehmen manchmal ihre Grenzen. Originalton eines Teilnehmers: „Ich hab' doch nicht 13.000 Mark bezahlt, um an einer Rettungsaktion teilzunehmen.“

Als erste Nepalesin wollte Frau Pasang Lhamu 1993 auf dem Gipfel des Everest stehen, obwohl sie die entsprechenden Voraussetzungen nicht besaß. Dies sollte durch eine starke Begleitung möglich gemacht werden. Ihr

Mann, Sonam Tsering Sherpa, der ein renommiertes Trekkingsunternehmen besaß und schon viermal auf dem Everest stand, und vier weitere erfahrene Sherpa aus seinem Unternehmen sollten den Erfolg garantieren. Am 22. April starteten die sechs kurz nach Mitternacht vom Südcol. Für die Gipfeletappe auf dem Normalweg gelten zehn Stunden im Aufstieg und vier im Abstieg als Richtzeit. Jeder der Sherpa trug 26 kg Sauerstoffausrüstung für sich und Frau Pasang Lhamu. Ihr Ehemann, ein erfahrener und starker Bergsteiger, hatte einen schlechten Tag, offenbar war er höhenkrank. Der Aufstieg ging viel zu langsam vonstatten; erst um 15 Uhr erreichte man den Gipfel. Der Rückweg wurde zum Fiasko. Für die sonst einstündige Strecke zum Südgipfel benötigte man deren viereinhalb. Die Frau mußte heruntergeschleift werden. Vier starke, gesunde Sherpa waren nicht in der Lage, sie tiefer als zum Südgipfel zu bringen, wo sie am frühen Morgen des folgenden Tages von ihrem Sherpa sterbend zurückgelassen werden mußte. Die drei anderen versuchten vergeblich, Sauerstoff und Biwakausrüstung vom Lager hochzubringen. Ihr Mann blieb verschollen. Frau Pasang Lhamu wurde am 10. Mai des gleichen Jahres von ihrem treuen Sherpa Pemba Nuru in Kauerstellung, so wie er sie zurückgelassen hatte, aufgefunden.

Der höchst erfahrene Höhenbergführer Ray Genet, der „König des McKinley“, verlor 1978 sein Leben, als er die erste Deutsche, Hannelore Schmatz, zum Gipfel führte. Auch sie starb damals am Everest.

Bis Mitte 1996 erreichten 652 Menschen den Gipfel des Mount Everest, 142 verloren dabei ihr Leben, das sind 22%. Es muß schon ein makabrer Gang sein, wenn am Weg tote Menschen kauern, teilweise mit offenen Augen. Schaffert schlägt Spielregeln vor, auch wenn, wie er meint, sein Leben jeder selbst spielen muß. Doch scheinen sie so wichtig, daß sie hier angeführt werden sollen: — Jeder muß sich selbst verantwortlich bleiben. Nur erfahrene, kletter- und eistechnisch sichere und ausdauerleistungsfähige Bergsteiger haben bei allen Unwägbarkeiten und objektiven Gefahren eine realistische Chance. — Unabdingbare Voraussetzungen zum Höhersteigen sind eine ungestörte Höhenanpassung und gute Leistungsfähigkeit. Deutlicher Leistungseinbruch, vor allem auf der Gipfeletappe, muß zur sofortigen Umkehr führen, auch wenn das Ziel zum Greifen nahe scheint.

— Sauerstoffzusatzatmung, vor allem am Mount Everest, kann niemals Ersatz für fehlende Anpassung oder Leistungsfähigkeit sein.

— Kameradenhilfe im Gipfelbereich ist nicht möglich und gefährdet oft sogar sinnlos das Leben des Retters. Ist ein Bergsteiger nicht zur rechtzeitigen Umkehr zu bewegen, hat er alle auch fatalen Folgen selbst zu tragen. Erkrankt umgekehrt beim Gipfelanstieg im Hochlagerbereich ein Bergsteiger unerwartet an Höhenkrankheit und wird nicht unverzüglich hinabgeleitet, solange vielleicht noch möglich, sondern mit Hoffnung auf Besse-

rung im Lager zurückgelassen — getrieben von eigener Gipfelsehnsucht — so erfüllt das bei heutigem Kenntnisstand die Kriterien der unterlassenen Hilfeleistung. Nur selten schreitet Höhenkrankheit so rapide fort, daß ein rechtzeitiger Abstieg, vor allem beim Lungenödem, nicht möglich wäre. Der fatale Ausgang des Höhenlungenödems wäre fast immer vermeidbar.

— Der Aufenthalt oberhalb 8000 m ist auch für gut höhentaugliche Bergsteiger immer ein Wettlauf mit der Zeit und nur mit einem Sicherheitsspielraum von maximal 36 Stunden ohne Sauerstoff zu rechtfertigen. Gipfel-etappen über 12 Stunden im Anstieg sind kritisch, ein eingepflanztes Biwak im Gipfelbereich oft fatal.

— Warten auf den langsameren Kameraden im Gipfelbereich ist nur in angemessenem Zeitrahmen zu empfehlen. Die Entscheidung zur Umkehr sollte für den schwächeren Partner Pflicht sein, weil sonst beider Leben auf dem Spiel steht. Andernfalls wird er mit seinem Schicksal allein gelassen.

— Keinesfalls darf einer verschollenen Gipfelgruppe durch vorzeitige Aufgabe der Hochlager der Rückzug abgeschnitten werden.

— Ein früherer problemloser Aufenthalt in großen und extremen Höhen ist keine Gewähr für weitere Male.

— Bergsteiger mit Höhenkrankheitsvorgeschichte haben sicher eine erhöhte Anfälligkeit bei erneutem Höhenaufenthalt. Halten sie sich jedoch an die Spielregeln der Anpassung, können sie ebenso problemlos den Gipfel erreichen.

Der Überdrucksack, auch Certeg-bag genannt, den nicht nur jede Expedition, sondern auch jede Trekkinggruppe, die in größere Höhen aufsteigt, mit sich führen sollte, ist kein Ersatz für mangelnde Höhenanpassung, kann aber im Notfall lebensrettend sein, weil durch einen simulierten Abstieg von etwa 2500 Höhenmeter und eine ein- bis sechsstündige Behandlung eine, wenn auch nur vorübergehende Besserung eintritt und damit der einzig lebensrettende Abstieg oder Abtransport durchgeführt werden kann. Das Problem ist allerdings, daß genügend Kräfte zum Pumpen da sein müssen.

Oft ist es nicht nur die mangelnde Höhenanpassung, auch das bergsteigerische Können läßt manchmal zu wünschen übrig. Was soll man von einem Teilnehmer halten, glücklicherweise „nur“ zu einem 6000er unterwegs, bei dem sich am Berg herausstellt, daß er weder in seinem Leben bisher einen Seilknoten gemacht noch Steigeisen an den Füßen gehabt hat? Und dann hat der Dummkopf noch die Stirn, sein Geld zurückzuverlangen, weil er nicht auf den Gipfel kam!

Eine schwerwiegende Behinderung der Sicherheit für Expeditionen und Trekkings in Nepal ist die Tatsache, daß für das Mitführen eines Satellitentelefon eine Gebühr von sage und schreibe 5.000 US\$ zu berappen ist. Dabei kann dieses Telefon lebensrettend sein. Ein Grund

dafür mag sein, daß die Rettungsmannschaft bei dem Unglück am Pisang Peak im Annapurnagebiet 1994 über das Satellitentelefon zwar den DAV Summit Club in München verständigte, nicht aber das hohe (völlig inkompetente) Ministerium in Kathmandu. Der Grund war allein ein Funkschatten zwischen dem Lager und Kathmandu, doch so etwas geht in das Gehirn eines nepalischen Ministerialbeamten nicht hinein. Übrigens gibt es von Satellitentelefonen nicht nur so tragische Geschichten wie die vom letzten Gespräch zwischen Rob Hall und seiner Frau. Als Ralf Dujmowits den Gipfel des K2 bezwungen hatte, wollte er das vom Gipfel seiner Frau zuhause bei Baden-Baden sagen, doch — der Anrufbeantworter war dort am Telefon!

So gibt es am höchsten Berg der Welt nicht nur Tragödien, auch Komödien. Da wollte zum vierzigsten Jahrestag der Erstersteigung am 29. Mai 1993 ein wackerer Brite die erste britische Ersteigung des Everest ohne künstlichen Sauerstoff durchführen. Er gelangte tatsächlich auf den Südsattel, und weil er sicher gehen wollte, auch auf den Gipfel zu kommen, brach er schon abends um 10 Uhr auf, nicht wie üblich, kurz nach Mitternacht. Er erreichte wirklich den Gipfel, doch beim Abstieg baute er ab, verlor erst ein Steigeisen, dann das zweite, stolperte in eine Spalte halb hinein, konnte sich wieder befreien und erreichte so das Zeltlager am Südsattel. Es war der Tag, an dem erstmals ein Massenauftrieb am Everest gemeldet wurde: 36 Menschen erreichten ihn, darunter besagter Engländer. Am Abend hörten Basken in der Nähe ihres Zeltes menschliche Laute, etwas wie ein Stöhnen, und hielten Nachschau. Sie fanden einen Mann, der fix und fertig war und, weil er englisch sprach, brachten sie ihn zu einem benachbarten Zelt, wo vier Engländer hausten. Es war unser sauerstofffreier Jubiläumsbergsteiger in schon recht bedenklichem Zustand. Die vier — drei Herren und eine Dame — beratschlagten, was zu tun sei, und kamen zu dem Schluß, daß der männliche Teil der Gruppe am Morgen den Everest angehen sollten, die Dame sollte den Samariter für den Landsmann machen. Eine wirklich edle Entscheidung. Die Dame wollte ihren Sauerstoff dem Landsmann opfern und legte ihm ihre Sauerstoffmaske um. Da fuhr dieser auf wie von der Tarantel gestochen und riß sich die Sauerstoffmaske vom Gesicht. Man solle ihm doch seine erste britische sauerstofffreie Everestbesteigung nicht vermasseln! Der Mann hat überlebt.

Ein vieldiskutiertes Thema ist der Müll. Neigen manche Menschen schon von Haus aus nicht dazu, ihren Müll vom Berg wieder ins Tal mitzunehmen, ist es in großen Höhen eher verständlich, daß angesichts der Erschöpfung das Fleisch schwach wird und man seinen Dreck inclusive Sauerstoffflaschen droben läßt. Die Müllkaution, *environmental deposit* genannt, hat da einiges bewirkt. 4.000 US\$ sind derzeit in Kathmandu zu hinterlegen. Sie werden zurückerstattet, wenn der Verbindungsoffizier bestätigt,

daß aller Müll sauber wieder mitgenommen wurde. Doch die Sache hat einen, manchmal zwei Haken. Der Verbindungsoffizier ist oft ein eher bequemer Geselle, der lieber im letzten Dorf einigermaßen komfortabel leben will, als sich auch nur ins Basislager, geschweige denn höher hinaufzuwagen. Wie will er also kontrollieren, ob „seine“ Expedition den Müll auch vom Südcoll mitgenommen hat? Die Antwort ist einfach: Bakschisch! Unter Umständen kassiert er noch einen erheblichen Batzen für seine Ausrüstung, die er gar nicht braucht. Das andere Problem ist, daß das Deposit in Kathmandu erst kurz vor der Abreise zurückerstattet wird — in nepalischen Rupien, die keine Bank außerhalb Nepals ankauft. Auch die Korruption gehört zu den Problemen am Everest und an anderen hohen Bergen.

In neuerer Zeit gibt es immer wieder Reinigungs Expeditionen. 1994 hatte eine amerikanische Expedition großen Erfolg, indem sie jedem Sherpa eine Prämie für jede zu Tal gebrachte Sauerstoffflasche (natürlich nicht nur die eigenen) zahlte. Auch sonst räumte sie nach der Gipfelersteigung allerhand Müll vom Weg und brachte so 2,5 t Müll und Hunderte von Sauerstoffflaschen zu Tale, die anschließend nach Kathmandu zum Recycling geflogen wurden. Eine Reinigungs Expedition entsandte auch die Nepal Mountaineering Association (NMA), die allerdings auch kräftig an den Gipfelgebühren beteiligt ist.

Die Situation in den Basislagern hat sich deutlich gebessert. Auf den Wegen in Nepal beginnt sich der Gedanke durchzusetzen, daß die Touristen eine saubere Landschaft wollen. Auch findet man allenthalben an den Touristenwegen mehr und mehr saubere Lodges, sogar welche mit warmen Duschen, die mit Solarstrom betrieben werden. Man sollte überhaupt mit den Gesetzen des Marktes rechnen und den Nepalais vertrauen, daß sie ihr Bergland in Ordnung halten wollen. In Kathmandu sieht es allerdings düster aus. Was etwa der King Mahendra Trust for Nature Conservation mit der Annapurna Conservation Area geschaffen hat, ist erstaunlich.

Gelegentlich wird vorgeschlagen, die Infrastruktur rund um den Everest zu verbessern, etwa durch ein Hotel oder ähnliches. Bei Kennern der Materie trifft dies auf strikte Ablehnung. So etwas hat man in Argentinien am Aconcagua bereits praktiziert. In der Höhe der Plaza de Mulas steht dort ein Hotel — am falschen Platz. Man muß nämlich wieder absteigen, einen Gletscher queren und dann wieder aufsteigen, um zum Anstiegsweg zu kommen. Dann ist die Übernachtung so teuer, daß viele das Zelten vorziehen, und schließlich ist die Entsorgung unzureichend.

Andere Horrorexempel sind die staatlichen Hotels in Tibet auf dem Weg von Lhasa zum Heiligen Berg Kailash. Die sind so verdrückt und verkommen, daß es einem graust, und doch muß der Tourist dort übernachten. Zelten ist verboten. Ein neues Hotel dort hat funktionierende Fernseher in jedem Zimmer, dafür fehlen jegliche

sanitäre Anlagen. Die Gäste müssen die zehn Minuten entfernte liegende Gemeinschaftstoilette des Dorfes benutzen. Eine deutsche Trekkinggruppe baute im Hof ihr Toilettenzelt auf. Nach einiger Zeit meinte der Sirdar, er werde jetzt dafür eine Eintrittsgebühr verlangen. Denn nicht nur alle Hotelgäste, sondern auch die Dorfbewohner benutzten das Zeltchen.

Vielleicht sollte man über eine Idee von Günter Sturm, Chef des DAV Summit Club, nachdenken: Ein Unternehmen, nicht der Staat, errichtet ein festes Basislager mit guten Zelten, einer ordentlichen Küche, einem Messezelt, guten, stets sauberen Sanitäreinrichtungen, einer medizinischen Station mit Arzt und vielleicht einer permanenten Sherpamannschaft, die im Notfall bei Rettungseinsätzen eingreifen kann. Der Gast zahlt eine angemessene Gebühr und kann gleich in seinem Heimatland wie für ein Hotel buchen. Ein Vorschlag, der bedenkenswert scheint.

Ein Ärgernis sind die Gipfelgebühren. Den Bergsteigern stinkt es auf gut bayrisch, daß sie Eintrittsgebühren, und dazu noch saftige, fürs Gebirge zahlen sollen. Die Gebühren in Nepal stellen sich derzeit wie folgt dar:

— Für den Mount Everest über den South Col 70.000 US\$ für eine Partie bis zu sieben Personen, für jede Extraperson (insgesamt 12 pro Partie sind erlaubt) weitere 10.000 US\$.

— Für andere Routen am Mount Everest 50.000 US\$ ebenfalls bis zu sieben Personen und weitere 10.000 US\$ pro Person für Teilnehmer darüber hinaus (bis zu 12).

— Weitere 8000er für die gleiche Personenzahl 10.000 US\$ für die Gruppe und 1.500 US\$ für jede weitere Person.

— Für Gipfel von 7501 — 8000 m jeweils 4.500 US\$. Zwischen 7001 und 7500 m sind 3.000 bzw. weitere 400 US\$ fällig.

— Für Gipfel von 6501 — 7000 m 2.300 US\$, und für Berge unter 6500 m jeweils 1.500 US\$ und 200 US\$ zusätzlich.

— Für das Wechseln von Routen am Everest vom South Col zu anderen Routen sind 20.000 US\$ fällig; von anderen Routen zum South Col 10.000 US\$.

Rabatt wird für Teams gewährt, die selten erstiegene Gipfel anstreben, besonders solche in Westnepal, und für Mannschaften, die außerhalb der beiden Saisonen im Vor- und Nachmonsun gehen wollen.

Die Sehnsucht vieler Bergsteiger bildet somit eine üppige Devisenquelle für Nepal, China sprich Tibet, Pakistan und Indien.

Die Bergsteiger, die so unmittelbar mit dem Land und den Menschen in Berührung kommen wie sonst wohl niemand, Forscher und Entdeckungsreisende ausgenommen, hätten weitaus mehr Verständnis für das Geld, das ihnen abgeknöpft wird, ehe sie das Land ihrer Sehnsucht betreten können, käme es diesem Land, vor allem seinen Bewohnern zugute. Mag die medizinische Versorgung im Everestgebiet durch die Station Periche, vor allem aber

auch durch das von Sir Edmund Hillary initiierte und nach ihm benannte Hospital in Kunde einigermaßen gesichert sein, so gibt es im Annapurnagebiet nichts dergleichen.

Leider verschwindet alles in raffgierigen Händen und füllt bereits prall gefüllte Taschen in Kathmandu noch weiter. Doch gibt es einen Lichtblick. Für die Reise nach Mustang, diesem kleinen früheren Königreich, das kulturell fast schon nach Tibet gehört, hat jeder Trekker 70 US\$ zu bezahlen, mindestens 700 US\$ für die Reise und nochmals eine Gebühr, wenn er von Lo Mantang, der winzigen Hauptstadt, noch weiter nach Norden will. Jetzt kommt wenigstens ein wenig davon den Menschen in diesem gottverlassenen Winkel zugute, in dem im Sommer immerhin an die zehntausend Menschen leben. Seit neuestem gibt es dort eine Sanitätsstation. Ein Arzt wagt sich allerdings nicht hinauf. Die Ärzte bleiben lieber im bequemen Kathmandu. Künftig sollen zwei Drittel der Trekkinggebühren nach Mustang fließen. Hoffentlich stimmt diese Nachricht, denn dies wäre ein hoffnungsvoller Anfang.

Ein Rettungssystem für Trekker, die immerhin eine Menge Geld im Land lassen, existiert nicht einmal in Ansätzen. Die 12.824 Trekker, die 1994 allein auf der Everest-route gezählt wurden, zahlten etwa 300.000 DM für Permits. Die Gipfelgebühren gehen in die Millionen, alles praktisch ohne Gegenleistung. Eine Reinigungsexpedition ist da nur ein Feigenblatt.

1997 sind bis Ende Mai schon wieder neun Menschen am Everest ums Leben gekommen. Bleibt das eine Spirale ohne Ende?

Im Schatten des Everest — eigentlich keine erfreuliche tour d'horizon. Soll man der Meinung des Präsidenten der Expeditionskommission der UIAA, Joss Lynam, folgen, der meint: „Forget the Everest.“ Den Everest vergessen? Noch immer ist der höchste Berg der Erde hohes Ziel vieler echter, guter Bergsteiger. Als Beispiel sei die erste chilenische Everestexpedition unter Leitung von Rodrigo Jordan-Fuchs genannt. Noch immer suchen Bergsteiger nicht den Schatten, sondern die Sonne am höchsten Berg der Erde.

Doch wird ihnen das immer schwerer gemacht. Junge, hervorragende Bergsteiger können die erforderlichen Mit-

tel nicht aufbringen. Sponsoren sind dünn gesät. Für das breite Publikum sind Schauergeschichten aus den Bergen der Welt immer noch am interessantesten. „Bad news are good news“, nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten, das gilt für einen Großteil der Medien und für deren Konsumenten. Gerade diese „bad news“ will der Bergsteiger unter allen Umständen vermeiden. Auch die Bergsteigervereine sind nicht in der Lage, 70.000 oder auch nur 50.000 US\$ dafür hinzulegen, daß eine Expedition überhaupt nur an den Berg darf. Die bergsportliche Entwicklung wird hier in einem hohen Maß durch Geldgier unheilvoll beeinflusst. In allen Himalayaländern gibt es Vereine, die sich Bergsteigervereine nennen und für sich beanspruchen, das Bergsteigen in ihrem Gebiet zu kontrollieren oder sich wenigstens verantwortlich dafür zu fühlen. Vorläufig scheinen sie vor allem für das Abkassieren verantwortlich zu sein. Es wird höchste Zeit, daß sich die Verantwortlichen an einen Tisch setzen, um nach Wegen zu suchen, die den jungen Bergsteigern Luft lassen.

## Quellen

- Alpin 12/96
- Alpin Journal 1995
- Becke-März von der Wiltrud, pers. Mitteilung
- Berghold Dr. Franz, alpinmedizinischer rundbrief 16
- Beulke Dr. Stefan, pers. Mitteilung
- Eckhardt Dr. Claude, pers. Mitteilung
- Gatt Dr. Stefan, pers. Mitteilung
- Geyer Peter, pers. Mitteilung
- Hupfauer Sigi, pers. Mitteilung
- Härter Günter, pers. Mitteilung
- Jordan-Fuchs Rodrigo, Exped.-Report, pers. Mitteilung
- King Mahendra Trust Annapurna Conservation Operational Plan Kathmandu 1986
- Klettern 1997
- Le Monde 6.12.1996
- McConnel Bob, pers. Mitteilung
- Messner Reinhold, Nie zurück, BLV, München, sowie pers. Mitteilung
- Schaffert Dr. Wolfgang, Jahrbuch der Österr. Ges. f. Bergmedizin 1994 und 1996, unveröffentl. Manuskript, pers. Mitteilung
- Schneider Dr. Manuel, pers. Mitteilung
- Stitzinger Volkmar, pers. Mitteilung
- Sturm Günter, pers. Mitteilung
- The Guardian 14.05.1996, 20.05.1996, 29.05.1996
- The Times 15.05.1996
- UIAA Bulletin 155, pers. Mitteilung
- Vorläufer Karl, Tourismus in Entwicklungsländern, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1996

# Alpinismus im Hitlerstaat — Alpenvereine im Sog der Politik

Ein dunkles Kapitel in der Geschichte des Bergsteigens

Helmuth Zebhauser

*Der Alpinismus in der Zeit von 1918 bis 1945 und die Verstrickung der Alpenvereine in den Hitlerstaat sind nicht mit einem kleinen Aufsatz zu erfassen. Nur eine fachgerechte (und seit Jahren laufende und noch Jahre beanspruchende) Forschungsarbeit kann dieses Kapitel der deutschen Geschichte umfassend und aus unserem heutigen Verständnis sauber darstellen. Der vorliegende Beitrag muß also darauf verzichten, Geschichte und Ursachen des Antisemitismus oder die ideologischen Wurzeln des Nationalsozialismus und seine Verflechtung mit der geistigen und politischen Entwicklung des 20. Jahrhunderts auch nur ansatzweise zu beschreiben. Eben-  
sowenig kann es Aufgabe sein, die Parallelen zu den totalitären und diktatorischen Systemen, die zur selben Zeit die anderen europäischen Länder verkehrten und verheerten, herauszuarbeiten. Dazu sind bereits ganze Bibliotheken mit mehr oder weniger erhellender Literatur gefüllt worden.*

*Das Schwergewicht liegt im folgenden auf der Geschichte des Alpinismus und der Alpenvereine Deutschlands und Österreichs zwischen dem Ende des Ersten und dem Ende des*

*Zweiten Weltkriegs; des weiteren wird die Frage der Entnazifizierung und Wiedergründung der Vereine nach 1945 beleuchtet werden.*

*Dies soll ohne pauschale Schuldzuweisungen geschehen, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß die Ereignisse jener Zeit und ihre Protagonisten in einem fast durchwegs düsteren Licht erscheinen. Es wäre ja auch ein Wunder, wenn ausgerechnet dem Alpinismus und seinen Organisationen das gelungen wäre, was auch sonst keiner gesellschaftlichen Gruppierung (außer vielleicht in kurzen historischen Momenten) gelang: eine wirksame oder auch nur sichtbare Distanz zum gesellschaftlichen Kataklysmus unseres Jahrhunderts zu halten.*

*Dieser Aufsatz bemüht sich um eine sachliche Darstellung. Es werden nicht Meinungen vorgetragen, sondern Fakten als Beiträge zu einem wichtigen Stück Ideengeschichte des Alpinismus gesammelt.*

*Die vorliegende Arbeit ist Teil einer viel weiter gefaßten Dokumentation, die der DAV in näherer Zukunft als Buch herausgeben wird.*

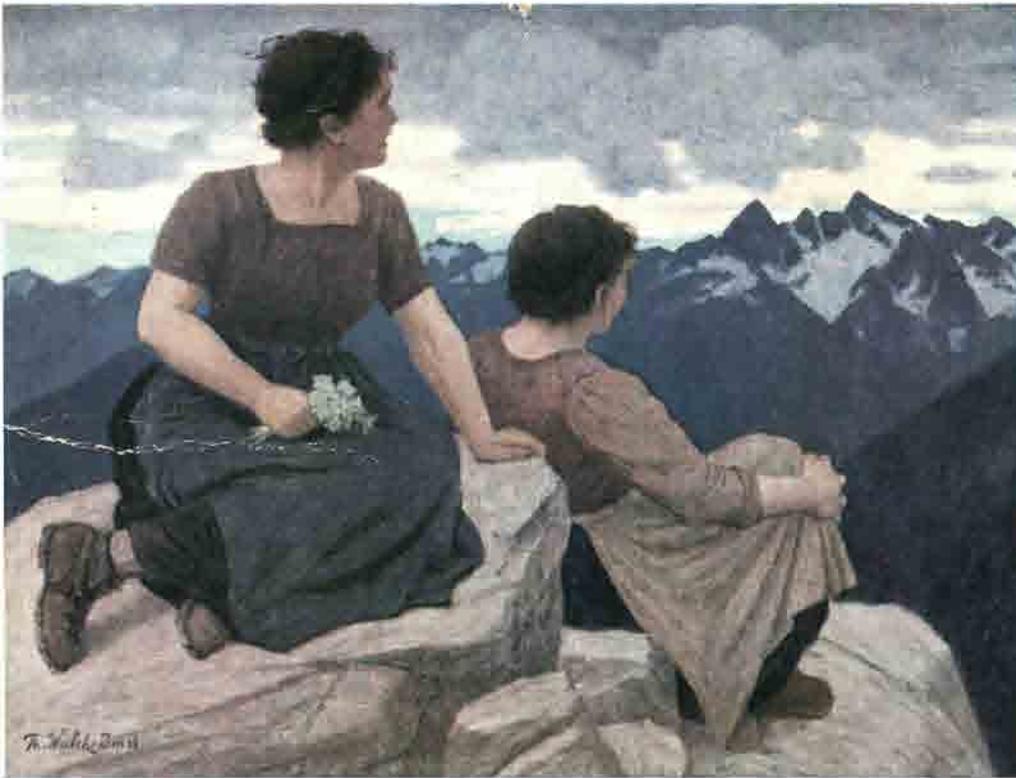
## Alpinisten im Hitlerstaat: widersprüchliche Biographien

Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg war Oberregierungsrat, stellvertretender Polizeipräsident von Berlin, auch Stellvertreter des Reichssportführers; er übernahm 1938 kommissarisch die Leitung des Reichsdeutschen Sektionentages des DuÖAV. Er pries die neue Zeit und sprach begeistert vom „Genie des Führers“, das die Vereinigung der Ostmark mit dem Reich gebracht habe.<sup>1</sup> 1944 wird derselbe Graf von der Schulenburg in Plötzensee nach Verurteilung durch den Volksgerichtshof hingerichtet. Er war 1938 (Septemberverschwörung) und 1944 im aktiven Widerstand gewesen, hatte zum Umkreis von Generaloberst von Beck und Oberst Graf von Stauffenberg gehört und war dem Kreisauer Kreis verbunden.

Die dem Alpenverein über lange Zeit verbundene Bildungsbürger-Sippe der Haushofer hatte mannigfache Beziehungen zum Alpinismus. Die Geopolitik von Karl Haushofer

(1869—1946) war im Hitlerstaat hoch geschätzt und wurde propagandistisch genützt. Haushofer gab sich, als Präsident der Deutschen Akademie, nationalsozialistisch, wurde jedoch von Hitler als „jüdisch versippt“ hingestellt. Er brachte sich 1946 um, weil, wie er meinte, seine Wissenschaft politisch mißbraucht worden sei und seine Haltung nun mißverstanden würde. Sein Sohn, der Geopolitiker Albrecht Haushofer, wurde 1944 in Berlin-Moabit als Mitglied der Widerstandsbewegung hingerichtet.

Diese beiden Beispiele zeigen, daß die Sachverhalte, gerade wenn man sie anhand von Einzelschicksalen erwägt, nicht glasklar und einfach sind, daß über die politische Haltung und Gesinnung auf den ersten Blick nur selten die Wirklichkeit richtig erfaßt werden kann, daß eine Person, eine Sippe und auch Vereinsgruppen verschiedene Gesichter haben können und daß also auch quer durch eine Bewegung wie den Alpinismus und quer durch eine gesellschaftliche Gruppierung wie den Alpenverein Ambivalenzen ziehen.



großer Bergsteiger und Zeitzeuge, praktizierender Christ und wählender Demokrat noch 1996. Den Benimm eines Mannes und nicht seine Taten zu erinnern, erweist sich hier als falsch. Es nützt uns nichts, einen Menschen zu betrachten, ohne sein Amt zu bedenken und seine Verantwortung in Betracht zu ziehen. Arthur Seyß-Inquart war ein in hohen Positionen tätiger Nationalsozialist — da fällt nicht mehr ins Gewicht, daß er „ein fei-

Nur wenig aus dieser Zeit ist geradlinig, das meiste verschlungen. Manch einer bog 1934 in eine Kehre, wie beispielsweise der Philosoph Martin Heidegger. Mancher zog sich erst 1938 zurück, wie der Bergsteiger Paul Bauer. Thomas Mann hat festgestellt, daß man spätestens 1934 hätte erkennen können, wohin der Karren lief. 1934 war es noch möglich, sich von der aktiven Teilnahme am nationalsozialistischen System zu absentieren, ohne persönliche Nachteile zu erleiden. Grundsätzliches ist vielleicht mit lapidaren Sätzen zu benennen, wie „Der ideologisierte und industrialisierte Judenmord war das Äußerste an Entsetzlichkeit, zu dem ein System gelangen konnte.“ Doch die Vielfalt der Einzelprobleme ist so eindeutig nicht zu fassen. Man kann also nicht sagen: „Der DAV war ein Naziverein.“ Genau so falsch wäre die Feststellung: „Der DAV war ein Antinaziverein.“ Der DAV als Gesamtverein war auch damals von verschiedensten Haltungen geprägt. Die Stellungnahmen des Leiters eines gleichgeschalteten Vereins sagen noch nichts über den Gesamtverein und dessen Mitglieder aus. Der Alpenverein war ein bürgerlicher Verein. Er war so vielschichtig und seine Mitglieder waren so unterschiedlich, wie es das Bürgertum im allgemeinen war. Da gab es aktive Nationalsozialisten, Opportunisten, Eskapisten, es gab inneren Widerstand, auch antinationalsozialistisches Bekennterum, ebenso wie aktiven Widerstand. „Wir, die Spätgeborenen, sind für Hitler und seine Helfer nicht verantwortlich zu machen. Doch wir sind verantwortlich für das Erinnern ebenso wie für das Vergessen und Verdrängen — und für das Leugnen. Dabei geht es nicht darum, wie wir erinnern, sondern was wir erinnern. Darauf kommt es an.“ (H.M. Körner) „Aber Seyß-Inquart war ein feiner Herr“, sagte ein

ner Herr“ gewesen sein mag.

## Nationalbewußtsein, Nationalismus

Ab 1860 begannen die bürgerlichen Vereine, vor allem die der Sängler, Turner und Schützen, sich in gesamtdeutschen Dachverbänden zusammenzuschließen. Es gab Massenveranstaltungen bisher nie gekanntes Ausmaßes: 1860 das Sänglerfest in Nürnberg, 1861 das Bundesschießen in Frankfurt, 1863 das Bundestreffen der Turner in Leipzig. Der Deutsche Alpenverein von 1869 stand nicht weit entfernt davon, ebenso die bald festlichen Generalversammlungen der organisierten Bergsteiger.

Nach der Jahrhundertwende kamen die herrschenden Eliten des Reiches in Bedrängnis. Ihre Lebenskultur wurde aus den eigenen Reihen in Frage gestellt: von einem großen innovativen Aufbruch der Künste, von der Jugendbewegung. Dies war ein neuartiger und elementarer Protest der jungen Generation des gebildeten Bürgertums gegen die Erstarrung der wilhelminischen Gesellschaft. Schon drei Jahrzehnte vorher, rund um den großen „Gründerkrach“, die Wirtschaftskrise um 1873, spürten Landwirte, Handwerker und die konservativ orientierte Intelligenz verstärkt die von ihnen als negativ gewerteten Folgen der Modernisierung. Auf der Suche nach deren Ursachen entwickelten sie eine neue Oppositionshaltung. Radikale nationale Schutzvereine entstanden, wie der Verein zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken, gerichtet gegen die sogenannte „Polnische Gefahr“. Die nationale Einigung des gesamten deutschen Volkstums in Mitteleuropa, also die schließliche Herstellung eines Großdeutschland, wurde schon 1894 als politisches Ziel genannt.<sup>2</sup>

1891 wurde der Allgemeine Deutsche Verband, der ab

**Zeitgeist 1919: Junge Frauen trauern um die verlorene Heimat Südtirol.** Postkarte aus der Serie „Verlorene Heimat“, Verlag Bine Walch, Imst, Tirol. Die Abbildungen entstammen, wenn nicht anders angegeben, dem Alpinen Museum des DAV.

1893 der Alldeutsche Verband hieß, gegründet. Er war ein Agitationsorgan des neuen Nationalismus. 1908 entstand der Verein für das Deutschtum im Ausland. Nationale Schutzvereine zur Unterstützung der deutschsprachigen Minderheiten wurden gegründet. Der bekannteste von ihnen war der Deutsche Schulverein, 1880 in Wien und 1881 in Berlin entstanden. Der Geist dieser Vereine reichte weit in den Alpenverein hinein. Exemplarisch ist ihr Einfluß auf die Wiener Bergsteiger Eduard Pichl und Fritz Rigele.

Der neue Nationalismus wurde entwickelt von antimodern eingestellten Gruppen der Intelligenz. Er fand zunehmend Unterstützung in konservativen Besitz- und Herrschaftsschichten.

Seit den 1870er Jahren hatten Publizisten der konservativen Intelligenz, aber auch führende Nationalliberale wie der Historiker Heinrich von Treitschke, mit antisemitischer Agitation begonnen. 1886 wurde die Deutsche Antisemitische Vereinigung gegründet. Sie verstand sich als der Grundstein zu einer künftigen großdeutschen nationalen Partei. Deutsch bedeutete hier nicht-jüdisch.<sup>3</sup>

## Der Nationalismus im Sport

Fritz Rigele, der spätere Leiter des Reichsdeutschen Sektionentages des DuÖAV, schrieb 1920: *Hatte ich schon in der Vorkriegszeit die Sportverbände für eine außerordentlich wichtige und dankbare Quelle volkstümlicher Betätigung betrachtet, so fand ich mich nach dem unglücklichen Kriegsende um so mehr zur Beteiligung an der Führung von Skiverbänden und Alpenvereins-Sektionen veranlaßt; schon deshalb, weil ich gerade in diesen Körperschaften und ihrer Betätigung einen bescheidenen Ersatz für die durch die Friedensverträge unmöglich gemachte allgemeine Wehrpflicht erblickte.*

*Weil aber Menschen der Tat im allgemeinen praktisch denken, so war es eine selbstverständliche Folge, daß sie ihre nationalen Gedanken nicht allein hierzu besonders einberufenen politischen Versammlungen zu verkünden beabsichtigen, denn dorthin ging jeder Voreingenommene als Freund oder Feind. Verbände verschiedener Art, in unserem Falle vor allem Bergsteiger- und Sportverbände, schienen hier, vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet, eine wertvolle Keimzelle für die Ideen des nationalen Wiederaufstieges zu sein.*

*In einer ganzen Anzahl österreichischer Bergsteiger-, Sport- und Turnverbände erwachte die Notwendigkeit der Wahrung nationaler Interessen in erhöhtem Maße.<sup>4</sup>*

## Alpinismus der Tat:

### Jungmann und Bergwart

1919 brachte die Sektion Bayerland in der Ersten Nachkriegshauptversammlung neue Grundsätze ein, die nach dem Tagungsort dann Nürnberger Grundsätze genannt wurden. Die *bergsteigerische Arbeit* wurde als besonders wichtige Aufgabe anerkannt.<sup>5</sup> Referate für Wintertouristik

und Jugendwandern wurden eingerichtet. 1920 gründeten in München die Bayerländer und in Wien die Reichensteiner innerhalb des DuÖAV den Gesinnungsverband „Bergsteigergruppe“.

Bei all dem darf man den bergsteigerischen Aspekt im Vereinsgeschehen nicht vergessen. Eduard Pichl, der antisemitische Vereinspolitiker, war zugleich ein hervorragender Bergsteiger seiner Zeit. Bergsteigerische Schulung, Ansporn zur „Tüchtigkeit“ und Förderung des Gemeinschaftserlebnisses waren ihm ein großes Anliegen: *Als im Februar 1921 im Zweig „Austria“ ein neuer, aus völkisch gesinnten Männern bestehender Ausschuß gewählt und im selben Jahre die Reinigung unseres Zweiges von volksfremden Personen durchgeführt wurde, gab es einen starken Zustrom von Mitgliedern, von denen ein Teil erst durch diese Reinigungsarbeit unserer bergsteigerischen Sache näher gebracht und für sie gewonnen wurde. Die Zahl der Mitglieder wuchs so auf mehr als das Doppelte an. Da lag nun die Gefahr vor, daß der bergsteigerische Gedanke in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt werde.*

*Um seiner Verdorrung vorzubeugen und um dem von allen Mitgliedern betreuten großen ALPENVEREINSGEDANKEN in der „Austria“ auch das nötige BERGSTEIGERISCHE RÜCKGRAT zu schaffen, rief ich Ende 1921 die männliche Jugend zum Zusammenschluß in der „Jungmannschaft“ auf.*

*In bisher vier Lehrgängen, in denen die für den ausübenden Bergsteiger nötige Wissenschaft gelehrt wurde, durch zahlreiche Kletterübungen und durch Schulung in den Bergen, durch die wöchentlichen Zusammenkünfte mit Besprechungen, Vorträgen und Geselligkeit wurde so in vier Jahren ein ausgewählter, gesunder und geschlossener Körper von mehr als 80 deutschen Bergjüngern herangebildet. Von den Tüchtigsten, um die Jungmannschaft Verdienstesten, trägt eine Zahl den Ehrennamen Bergwart.<sup>6</sup>*

## Rassenhygiene und Rassismus

Die soziologische und politische Auswertung von Darwins *Abstammung des Menschen* war schon 1878 im Gespräch; 1895 entwarf Alfred Ploetz die Utopie einer sozialdarwinistischen Rassenhygiene.<sup>7</sup> In einer idealen Zuchtgesellschaft wäre eine rasche Vervollkommnung der Rasse zu erwarten.<sup>8</sup> Ploetz' Rede von „Rasse“ ist nicht antisemitisch gemeint. Er hält die Juden für eine „höchst entwickelte Kulturrasse“.

Das sogenannte „aristokratische“ Ideal des Sozialdarwinismus leitet direkt zur nationalsozialistischen Ideologie über.<sup>9</sup> Rassenideologie wird Kult und Reizthema. „Der nordische Langkopf ist im Durchschnitt intelligenter als der alpine Kurzkopf.“<sup>10</sup> Juden allerdings gelten als unabdingbar anders. Sie können den nordischen Langkopf auch durch Übung nicht erreichen.

Die Geschichte des Antisemitismus ist lange und nicht auf die deutschsprachigen Länder beschränkt; antijüdische Stimmungen gab es in der ganzen europäisch-amerikani-

schen Welt, allerdings ist der Begriff Antisemitismus 1879 in Deutschland entstanden.<sup>11</sup> Seine ideologische Quelle hatte der um sich greifende radikale Antisemitismus in den sozialdarwinistischen Rassentheorien und in den deutschvölkischen Vorstellungen, wie sie sich etwa in den Schriften von Paul de Lagarde, Julius Langbehn oder Houston Stewart Chamberlain niederschlugen.<sup>12</sup> Zu den alten Anwürfen kam neu hinzu, daß man sich nun auf die angeborene Rasse als etwas unabänderlich Gegebenes berief.<sup>13</sup>

Der Antisemitismus wurde nun nicht mehr in erster Linie aus dem religiösen Unterschied begründet, sondern zunehmend auf die zuerst soziale, dann biologische „Kategorie“ der Rasse.<sup>14</sup> Der Antisemitismus wurde in der Folge zu einem Erlösungsglauben hochstilisiert.

Ein interessantes Zitat hiezu stammt von Richard Wagner: *Daß ich die jüdische Rasse für den geborenen Feind der reinen Menschheit und alles Edlen in ihr halte: daß namentlich wir Deutsche daran an ihnen zugrunde gehen werden, ist gewiß.*<sup>15</sup>

Nach dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Doppelmonarchie strömten Tausende Juden, vor allem auch aus Galizien, in die österreichische Metropole. Sie wurden bald angefeindet, und schließlich schlug die Antipathie auch gegen das assimilierte Wiener Judentum aus und drang über die alte Metropole hinaus und wendete den allorts gepflegten Rassismus zum aggressiven Antijudaismus. Im Mai 1919 wurde in der österreichischen Nationalversammlung vorgeschlagen, die Juden in Konzentrationslagern zu internieren.<sup>16</sup>

## Antisemitismus in den Wiener Alpenvereinen

1905 wird die Sektion Wien, die aus dem Turnverein hervorgegangen ist, gegründet. Ihre Satzungen enthalten einen „Arierparagraphen“.

1907 nimmt die Akademische Sektion Wien den Arierparagraphen in die Satzungen auf.

Im April 1920 führt der Österreichische Touristenclub (ÖTK) in Wien den Arierparagraphen ein und ab 1922 im Gesamtbereich des ÖTK, also in allen seinen Sektionen. 1921 führt der Österreichische Gebirgsverein (ÖGV) den Arierparagraphen ein.

1921 wird auch im Österreichischen Alpenklub (ÖAK) kein Jude mehr aufgenommen.

Im April 1921 wird Eduard Pichl Vorsitzender der Sektion Austria des DuÖAV und beginnt, dort den Antisemitismus als Doktrin durchzusetzen.

Im April 1921 gründen die aus der Sektion Austria und dem Wiener ÖTK ausgeschlossenen Juden die DuÖAV-Sektion Donauland. Die Aufnahme der neuen Sektion in den DuÖAV wird gegen die mehrheitlich ablehnende Haltung der Wiener Sektionen vom Hauptausschuß des DuÖAV mit einer Stimme Mehrheit zu Pfingsten 1921

beschlossen.

Im Oktober 1921 wird in der Sektion Austria mit 98% aller abgegebenen Stimmen der Arierparagraph durchgesetzt.

1922 führt übrigens, als erste reichsdeutsche Sektion des DuÖAV, die Akademische Sektion Dresden den Arierparagraphen ein.

## «Die Juden als ein Volk für sich»

Fritz Rigele rechtfertigte seine antijüdische Haltung öffentlich aus seiner Erfahrung in Wien. Da er später für die reichsdeutschen Sektionen tonangebend wurde, muß man seine Meinungsbilder als eine der Quellen des nationalsozialistischen Alpinismus und des Antisemitismus im Alpenverein der dreißiger Jahre bedenken.

*Das deutsche Volk lag am Boden, das feindliche Ausland fühlte sich als Sieger auf allen Linien und zeigte das auch in deutschen Landen, ohne sich Zwang anzutun. Volksfremde Elemente sprossen parasitenhaft aus dem eigenen Volkskörper. Da schieden sich die Geister in Beruf, Kultur, Politik und Sport. Die einen wollten sich knechtsinnig mit dem Bestehenden abfinden und aus der Fremdherrschaft noch so viel wie möglich Nutzen ziehen. Die anderen wurden hart am eigenen Elend und setzten dem Druck der Fremdherrschaft angemessenen Gegendruck entgegen. Solche Männer fanden sich auch im Ö.G.V. [Österreichischen Gebirgsverein] und wußten ihn bald bestimmend zu beeinflussen.*

*War die Völkerfrage in Österreich durch den Ausgang des Weltkrieges liquidiert, so hatte die Judenfrage hierdurch eine Verschärfung erfahren. Die volks- und besonders finanzwirtschaftlich so außerordentlich unsichere Nachkriegszeit war der Boden, auf dem, begünstigt durch eine für deutschen Geist nicht ganz zweckmäßige Gesetzgebung, der Jude viel erfolgreicher arbeiten konnte als der Deutsche.*

*Die Folge davon war: Vermögen groß und klein und von verschiedenster Art gehen aus den Händen von Deutschen (Ariern) in solche von Juden über. Weitere Folge: die Lebenshaltung des Juden steigt wesentlich gegenüber der des Deutschen (Ariers).*

*Weitere Folge: das offensichtliche Aufblühen des Judentums, welches sich nicht wie im allgemeinen früher auf Gelderwerb beschränkt, sondern die furchtbare Geldmacht nun auch auf allen möglichen Gebieten (Wirtschaft, Kunst, Politik, Sport, Presse und Gesundheitspflege) auszunützen bestrebt ist, und der sichtbare Niedergang der eigenen Volksangehörigen (junge Mädchen und Männer verkümmern in untergeordneten Stellungen im Dienste jüdischer Unternehmungen) machen aufmerksam: „videant consules ...!“*

*Österreich war für diese Frage historisch geeigneter Boden. Auf ihm wies zuerst Georg von Schönerer innerhalb der alldeutschen Bewegung auf die Judenfrage hin, schuf den Antisemitismus. [...]*

*Seinerzeit waren Ehen mit Juden, wohl äußerlich aus religiösen Gründen, die aber doch ihre zumindest gefühlrassische Ursache*

che hatten, verboten. Und zu einer Zeit, da von einer Judenfrage noch gar nicht die Rede war, konnten sich manche politisch vollkommen gleichgültige Familien nicht mit dem Gedanken befreunden, einen Menschen jüdischer Herkunft durch Heirat in ihren Kreis aufzunehmen. [...]

Und somit stelle ich fest:

a) Die Juden sind ein Volk für sich.

b) Sie leben aber nicht für sich, sondern unter den anderen Völkern mit diesen vermischt, besonders bemerkbar unter den Deutschen Österreichs. Wien besitzt davon über 20 Prozent seiner Bevölkerung.

c) Die dort bestehende, aus spätromischem Geist geborene Gesetzgebung liegt jüdischer Art, die sie trefflich auszunützen versteht, viel besser als deutscher.

Das ist aber mehr, als das Gastvolk beanspruchen kann. Tatsächlich herrschte in den guten österreichischen Bädern und Gebirgskurorten das Judentum in auffallender Weise vor. 1920 und 1921 buchte z.B. Bad Gastein 60 bis 70 Prozent, Zell am See 90 Prozent Juden als Kurgäste, ein Beweis für die steigende Lebenshaltung dieses Volkes. Das war der Ausdruck für das Wohlbefinden der älteren Leute unter ihnen; die Jugend dieses Gastvolkes aber suchte sich auf Grund des väterlicherseits erworbenen Vermögens, nun ihren Platz in Gesellschaft und Sport zu erringen. Was Wunder, daß im Februar 1921 auf der Hauptversammlung des Ö.G.V. zu St. Johann im Pongau diese Verhältnisse in rein sachlicher Weise zur Sprache gebracht und von der Mehrheit der Versammlung schon damals erklärt wurde, der Ö.G.V. möge seine Tore dem Judentum verschließen.<sup>17</sup>

## Antisemitismus im DuÖAV:

### Die «Affäre» Donauland<sup>18</sup>

Der Antisemitismus im Deutschen und Österreichischen Alpenverein ging neben einigen Aktivitäten in Berlin hauptsächlich von Wien, und da prononciert in erster Linie von der Sektion Austria aus.

Im Grundsatz der Rassereinheit waren es neben den österreichischen Turnvereinen die österreichischen Alpenvereinszweige, die zum ersten Mal überhaupt, schon vor dem Kriege [gemeint ist vor 1914] in der Öffentlichkeit vom Arierparagraphen reden machten und dann in der ersten Nachkriegszeit, unter Führung Eduard Pichls, des Vorsitzenden unserer ältesten und größten Sektion, Austria, den Feldzug geradezu eröffneten.<sup>19</sup>

In der Sektion Austria herrschte schon lange eine völkisch-nationale Strömung vor. Nachdem die Sektion „Donauland“ gegründet worden war, betrieb Pichl deren Ausschluß aus dem Gesamtverein. Zunächst allerdings fand er keine Zustimmung beim Hauptausschuß und wenig Anklang bei den reichsdeutschen Sektionen.

In der Sektion Donauland fanden sich viele bedeutende Köpfe der Wiener Intellektualität. Der Psychologe Viktor Frankl, der Musikschriftsteller Braunstein, der später berühmt gewordene Hollywood-Regisseur Fred Zinnemann sind nur einige Beispiele dafür. Die „Arisierung“ war eine

Teilvernichtung der Intelligenz in der Sektion Austria. Dieser erste Arisierungsschub im DuÖAV wirkt wie ein Vorbote der deutschen Intelligenzausmerzung von 1933 bis 1938, die ihren auffälligsten Ausdruck im Exodus von über 35 Nobelpreisträgern aus Deutschland finden sollte. Zur selben Zeit diktierte Adolf Hitler in Landsberg am Lech in Festungshaft für den ersten Band von *Mein Kampf*: *Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.*

Der Vorsitzende des DuÖAV, Reinhold von Sydow, und mit ihm der Hauptausschuß standen gegen diese Bestrebungen. 1921 wollte die Sektion Austria mit Hilfe einer Satzungsänderung die Neuaufnahme von Personen „nicht-ariischer Abstammung“ verhindern. Der Hauptausschuß lehnte ab. Pichl gewann zwar immer mehr Anhänger, doch seine Agitation fand auch viel Widerspruch von Funktionären im DuÖAV.

1921 wurde der Jude Donabaum Dritter Vorsitzender des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, also des Gesamtvereins. Er kam ursprünglich aus der Austria und war dann Mitglied von Donauland. Reinhold von Sydow, der Erste Vorsitzende, versandte ein Rundschreiben an die Sektionen, worin er die Aufnahme der Sektion Donauland verteidigte. Nach der Aufnahme der Donauland in den DuÖAV 1921 brachten die antisemitisch geführten Sektionen des Alpenvereins unter verschiedensten Begründungen Anträge beim Gesamtverein ein, den Arierparagraphen einzuführen und die Sektion Donauland auszuschließen. Viele österreichische Sektionen, aber auch die bayerischen Sektionen Hochland, Oberland, Alpiner Ski-club München, Bergfried, Traunstein, Frankenthal sowie die norddeutschen Sektionen Rostock, Hohenzollern und Markbrandenburg stellten sich dabei hinter die Austria. Von Sydow wehrte sich gegen diese Majorisierungsversuche durch eine Minderheit. Der Widerstand gegen den Ausschluß der Juden und gegen die Ghettoisierung der Sektion Donauland und die Agitation der Austria bildete Fronten.

Als Juden von den AV-Hütten ferngehalten wurden, schrieb Philipp Reuter aus der Sektion Essen, ein über Jahrzehnte hin aktiver DAV-Funktionär, empört: *Auf den Hütten der Sektionen des deutschvölkischen Bundes findet man Plakate mit der Aufschrift: „Juden und Mitglieder der Sektion Donauland sind hier unerwünscht.“*

*Als wir die Herren zur Rede stellten, was — abgesehen von den strafrechtlichen Folgen im Falle eines Unfalles — dann geschehe, wenn ein Jude im Schneesturm erfriert, ist uns die Antwort erteilt worden: „Auf einen mehr oder weniger kommt es nicht an.“<sup>20</sup>*

Auf der Hauptversammlung des DuÖAV in Bayreuth 1922 brachten die Sektionen Hochland und Oberland einen Ausschlußantrag ein, in dem der Donauland vorgeworfen wurde, die Einheit des DuÖAV zu gefährden. Der Antrag wurde mit 910 gegen 512 Stimmen abgelehnt. Der Dritte

Vorsitzende Donabaum war wiederholt zum Rücktritt aufgefordert worden. Er legte nun sein Mandat nieder. An seine Stelle rückte Raimund von Klebelsberg.

Klebelsberg wird von Rainer Amstädter in dessen jüngst erschienenem Buch *Der Alpinismus — Kultur, Organisation, Politik* als bedeutendster nationalistischer Protagonist im DuÖAV bezeichnet: *Er und Julius Gallian werden die völkische Agitation des DuÖAV bis zum Anschluß 1938 unermüdtlich vorantreiben.*<sup>21</sup>

Zwischen dem Deutschen Völkischen Bund (ein Zusammenschluß von siebzig national-völkisch und antisemitisch eingestellten Sektionen) und dem Hauptausschuß kam unter dem Vorsitz von Sydows ein Kompromißvorschlag zustande: Donauland sollte ausgeschlossen werden, danach sollten aber keine weiteren Anträge in der Arierparagraphen mehr gestellt werden.

Auf der Hauptversammlung des DuÖAV in Tölz im September 1923 ging die Agitation der Antisemiten weiter. In einem Antrag wurde gefordert, eine Sektion sei bereits durch die Stimmenzahl einer Minderheit von Antragstellern auszuschließen, wenn diese Sektion die Einheit des Vereins gefährde.

Jaschek von der Austria beschuldigte die Sektion Donauland, „vom internationalen Judentum darauf angesetzt zu sein, Unruhe und Unfrieden in den Alpenverein zu tragen.“<sup>22</sup>

Der Zweite Vorsitzende des DuÖAV, der Münchner Robert Rehlen, verteidigte die Juden und brandmarkte den Antijudaismus. Philipp Reuter (Essen) trat gegen Jaschek (Austria) im Namen von drei norddeutschen Sektionsverbänden und gegen den Faschismus des Deutschen Völkischen Bundes auf. Er lehnte politische Agitation im DuÖAV ausdrücklich ab. Doch sein entsprechender Antrag erhielt die dafür erforderliche Dreiviertelmehrheit nicht. 844 Stimmen dafür — 677 dagegen. Immerhin sprach sich die große Mehrheit gegen eine derartige Agitation aus. Auf einer Tagung des Deutschen Völkischen Bundes im November 1923 wurde beschlossen, der Sektion Donauland alpines Fehlverhalten zur Last zu legen.

Auf der 50. Hauptversammlung des DuÖAV in Rosenheim 1924 beantragten 98 österreichische und neun reichsdeutsche Sektionen, die Sektion Donauland solle zum Austritt aus dem Gesamtverein aufgefordert werden. Das Blatt begann sich zu wenden. 99 österreichische und 52 deutsche Sektionen sprachen sich gegen Donauland aus. Fünfzig österreichische Sektionen hatten nun den Arierparagraphen in ihren Satzungen. Weitere vierzig handelten antijüdisch gemäß einfachem Beschluß, wenngleich einige Juden noch zu ihren Mitgliedern zählen.<sup>23</sup> Der Deutsche Völkische Bund (DVB) drohte dem DuÖAV-Hauptausschuß mit der Vereinsspaltung, wenn nicht nachgegeben werde. Nun einigten sich bei einer Zusammenkunft im Münchner Rathaus Pichl (Austria), von

Sydow (1. Vorsitzender DuÖAV), Rehlen (2. Vorsitzender DuÖAV), Wessely (Sektion Linz) und Matiss (Sektion Wien) gegen die Stimme von Reuter (Sektion Essen) auf den Ausschluß der Sektion Donauland. Als Gegenleistung verpflichteten sich die österreichischen Sektionen, danach nun acht Jahre lang keinen weiteren Antrag zum Thema Arierparagraphen in den Gesamtverein zu bringen; außerdem solle der Deutsche Völkische Bund sich auflösen.

Von Sydow legte großen Wert auf eine Satzungsänderung, so daß es im § 1 nun hieß: „Der Verein ist unpolitisch; Erörterung und Verfolgung politischer Angelegenheiten liegt außerhalb seiner Zuständigkeit.“ Allerdings wurde auf Druck des Deutschen Völkischen Bundes ein Zusatz vereinbart und dann bei der Verabschiedung der Satzungsänderung auch mit aufgenommen. Dieser lautete: „Durch die neue Satzungsbestimmung, wonach der Verein ein unpolitischer ist, soll der Pflege und Förderung nationaler Gesinnung und vaterländischen Geistes durch die nationalen Sektionen nicht entgegengetreten werden.“

Rainer Amstädter ist der Auffassung, daß die eindeutige Formulierung, wie sie von Sydow gewünscht hatte, durch den genehmigten Zusatzantrag entwertet worden sei. Er könnte dafür einen Zeitzeugen ins Feld führen, Fritz Rigele: *Jede nationale Auffassung ist politisch. Und weil die nationale Auffassung politisch ist, so ist es für den Deutschen selbstverständlich, sein Tun und Trachten, auch wenn es dem Sport gilt, politisch zu beurteilen.*<sup>24</sup>

Der Hauptausschuß stimmte den vorgeschlagenen Änderungen zu.

Auf einer DVB-Tagung im November 1924 legten Pichl und Rigele ihre Taktik für das Ausschlußverfahren vor. Der Sektion Donauland wurde Verstoß gegen die Vereinsatzungen vorgeworfen: „Donauland pflegt Schutzhütten und Arbeitsgebiete in händlerischer Weise an sich zu bringen.“ Zum „Beweis“ wurden einige Bagatellen angeführt. Auch die Gaugemeinschaft der Brandenburgischen Sektionen und zwölf Münchner Sektionen nahmen in einem Rundschreiben an alle deutschen Sektionen Stellung für den Donauland-Ausschluß. In München waren dies die Sektionen Hochland, Oberland, Bayerland, Akademische Sektion, Alpenland, Alpiner Skiclub, Bergfried, Bergland, Edelweiß, Männerturnverein München, Neuland, Turner Alpenkränzchen.

Gegen den Ausschluß erhoben sich nur Stimmen aus den Sektionen Berlin und einer Münchner Sektion mit jüdischen Mitgliedern.

Als am 14. Dezember 1924 der DuÖAV im Deutschen Theater in München zu einer außerordentlichen Hauptversammlung zusammentrat, hatte sich der Wind gedreht: Pichl hatte eine Mehrheit gewonnen. Unter dem Vorsitz von Sydows wurde der mühsam erreichte „Kompromiß“ befürwortet. Die Sektion Donauland wurde mit

1877 Ja-Stimmen gegen 190 Nein-Stimmen aus dem DuÖAV ausgeschlossen, aber: Juden konnten weiterhin in den Einzelsektionen DAV-Mitglieder sein, und Pichl mußte zugestehen, acht Jahre lang das Thema Arierparagraf für den Gesamtverein nicht mehr vorzubringen.

Der Ausschluß der Sektion Donauland wurde keineswegs von allen Sektionen und schon gar nicht von allen DAV-Mitgliedern begrüßt. Auch nach dem Beschluß vom 14. Dezember 1924 gab es offene Stimmen gegen dieses Vorgehen. Namhafte Alpinisten wie E. G. Lammer hielten diese Art Rassismus für verwerflich. Willy Rickmer Rickmers war gegen völkischen Nationalismus und gegen Antisemitismus eingetreten: *An den Bergen müsse sich unsere Sprache ehrlich waschen. Halten wir Abstand von der Sprache, die da vergesellschaftet ist mit Hakenkreuztum, Kriegsgut, Fememeuchelei, Nibelungentreue, Schwarz-Weiß-Rot-Gebriüll, Rassengeschwafel, Germanendünkel, Judenhaß, usw.* Johann Stüdl, das betagte Gründungsmitglied des DuÖAV, äußerte sich tiefbetroffen und nannte den Ausschluß „eine böse Tat“. Neben der lautschreienden Bejahung zeigte sich auch gelähmtes Entsetzen. Noch während der Zeit der Hitler-Herrschaft gab es übrigens, selbst unter den nationalsozialistisch gefärbten Mitgliedern, angesehene Männer (z.B. Scheel, Sektion Rostock), die Juden nicht nur in den Sektionen duldeten, sondern auch deckten.

Oft wird gesagt, die Ereignisse von 1921–1924 seien vorausseilender Gehorsam gewesen, sie seien im Rahmen der allgemeinen Zeitströmung und im Schlepptau der nationalsozialistischen Propaganda geschehen.

Dem kann man auch widersprechen. Die jüdisch-amerikanische Forscherin Sarah Gordon hat sich in ihrem 1984 erschienenen Buch *Hitler, Germans and the Jewish Question* mit dieser Frage beschäftigt. Sie kommt zu dem Schluß, daß der Antisemitismus in der Zeit zwischen 1870 und 1933 beim genaueren Hinsehen im Abnehmen begriffen war. Die Juden waren in der Wirtschaft, der Kultur, zunehmend auch in der Politik integriert. Der Antisemitismus im Kaiserreich war im Vergleich zum virulenten Antisemitismus in anderen europäischen Ländern eher harmlos; antijüdische Parteien fanden keinen nennenswerten Anhang.

In den Jahren zwischen 1918 und 1924 gab es allerdings — und Sarah Gordon betont, daß dies auch Hitler sehr prägte — bei Teilen des Volkes einen virulenten Judenhaß. Er wurde damit „begründet“, daß die Juden — die zudem auch die SPD beeinflusst hätten — für die Niederlage im Ersten Weltkrieg, die schweren Bedingungen des Versailler Vertrages und für die erste Wirtschaftskrise die Verantwortung trügen und deren Nutznießer seien.

Diese unsinnigen Vorstellungen verflüchtigten sich allerdings ziemlich rasch. Hitler begriff schnell, daß der Antisemitismus ihn nicht an die Macht bringen werde. Zwar war sein Judenhaß fanatisch, und er hat ihn nicht ver-

heimlicht, aber doch zu verschleiern gewußt. Sarah Gordon hat die Wahlpropaganda der NSDAP 1928 und vor allem 1930 und 1932 eingehend analysiert. Sie fand heraus, daß die „jüdische Frage“ für die Nazis bei diesen Wahlkämpfen nicht im Vordergrund stand. Eine große Zahl von Deutschen stimmten für Hitler, weil sie glaubten, daß er anstrebe, was auch sie verlangten — eine Revision des Versailler Vertrages, die Wiederherstellung der Bedeutung des Reiches, Heilung der verletzten nationalen Ehre, Lösung der Wirtschaftskrise.<sup>25</sup>

Der aktive und aggressive Antisemitismus, der dem Hitlerstaat vorauselte und gerade im Alpenverein solchen Einfluß gewann, trägt Mitschuld an der „Ausmerzungen der Juden“. Diesem Vorwurf kann man die damaligen Pichl und Rigele und Seyß-Inquart nicht entziehen.

## Der «unpolitische Verein» DuÖAV: Die Reichsratsvorlage Preußens<sup>26</sup>

Als der Alpenverein 1929 gemäß Satzung seinen Sitz von München nach Innsbruck verlegte, verlor der Deutsche und Österreichische Alpenverein aus formal-juristischen Gründen im Deutschen Reich seine Rechtsfähigkeit. Als nunmehr ausländischer Verein mußte die Rechtsfähigkeit durch einen Beschluß des Reichsrates neu angestrebt werden. Der Vertreter Preußens in den Reichsratsausschüssen verfaßte unter dem Datum des 18. Juli 1930 ein Gutachten mit dem Titel *Bemerkungen Preußens zu der Reichsratsvorlage über die Rechtsfähigkeit des D. u. Ö. Alpenvereins*. Darin wurden massive Vorwürfe wegen Antisemitismus erhoben. Der Gutachter geht vor allem auf die Vorgänge im Zusammenhang mit dem Ausschluß der Sektion Donauland ein. Er wirft der Vereinsführung vor, nicht genug gegen antisemitische Strömungen innerhalb des Vereins vorgegangen zu sein.

In der Vorlage heißt es: *Die Ereignisse nach der Hauptversammlung in München [1924] zeigen ebenfalls deutlich, welche Ziele der D.u.Ö.A.V. in politischer Hinsicht verfolgt. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um die Betätigung einzelner Sektionen, sondern die Verantwortung trifft auch die Organe des Vereins, die nicht nur der antisemitischen Strömung keinerlei Hindernis in den Weg legen, sondern vor ihr im Ernstfalle wider bessere Einsicht zurückweichen. Wenn man die Nachrichten der einzelnen Sektionen verfolgt, findet man noch vielfach Aufsätze mit offenen oder versteckten antisemitischen Angriffen. Es ist kein Wunder, daß unter diesen Umständen die Belästigung jüdischer Touristen in den Alpen auch heute noch andauert. Die bereits erwähnte Anerkennung des Hauptausschusses, daß „völkisch“ in Österreich nicht „politisch“ bedeute, kommt fast einer Förderung der antisemitischen Bestrebungen gleich. Denn erst sie hat bewirkt, daß die österreichischen Sektionen sich auf ein formales Recht berufen können. Schon daraus ist zu ersehen, daß der Rosenheimer Beschluß, eine antisemitische Propaganda innerhalb des Vereins zu unterlassen, nur auf dem Papier steht [...]*

*Im Beispiel den österreichischen Sektionen folgend, haben eine Reihe von deutschen Sektionen ebenfalls den Arierparagraphen eingeführt, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Antrag auf Arifizierung des Gesamtvereins alsbald nach Ablauf der Sperrfrist gestellt wird [...] Dem Vernehmen nach, soll ein weiterer entscheidender Schritt zur Verstärkung des antisemitischen Elements dadurch erfolgen, daß der österreichische Touristenclub mit 32.000 Mitgliedern, der nach Kriegsende in fast allen seinen Sektionen den Arierparagraphen eingeführt hat, in den D.u.Ö.A.V. aufgenommen wird [...] Die Verhandlungen über die Aufnahme des österreichischen Gebirgsvereins mit 24.000 Mitgliedern, der seit seiner Gründung antisemitisch ist, sind dem Vernehmen nach bereits weit fortgeschritten. [...] Aus den vorhergehenden Ausführungen ergibt sich klar, daß der D.u.Ö.A.V. antisemitische Tendenzen verfolgt. Diese Bestrebungen stehen im krassen Widerspruch mit dem Geist der Reichsverfassung. Sie durch Verleihen der Rechtsfähigkeit zu ermutigen besteht kein Anlaß.*

Allerdings konnte sich der Gutachter mit seiner Einschätzung in den Reichratsausschüssen nicht durchsetzen. Dem DuÖAV wurde Ende 1930 die Rechtsfähigkeit in Deutschland wieder zuerkannt. Tatsächlich schlossen sich 1930 DuÖAV, ÖTK und ÖGV zusammen und forderten damit den Vorwurf heraus, eine „Antisemitisch-alpine Einheitsfront“ gebildet zu haben.

Nach Ablauf der achtjährigen Sperrfrist Ende 1932 fragte Pichl tatsächlich bei allen DuÖAV-Sektionen wegen der Einführung des Arierparagraphen im Gesamtverband an. Von der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 an hatte er Rückenwind. Zu Ostern 1933 forderte Pichl im Namen der Austria alle Alpenvereinssektionen zur antisemitischen „Endsäuberung“ auf.

Am 14. Mai 1933 empfahl der Hauptausschuß des DuÖAV den Sektionen dringend, den Arierparagraphen in ihre Satzung aufzunehmen. Auf der Hauptversammlung in Vaduz bekannten sich die Delegierten der Alpenvereinssektionen einmütig und freudig zur Regierung des nationalen Wiederaufbaus und zu deren Führer. Paul Bauer hielt eine flammende Rede, die von nationalem Geist erfüllt war. Die Wiedergabe dieser Rede in den amtlichen Mitteilungen des Deutschen Wanderverbandes enthält allerdings kein Wort über einen Arierparagraphen oder gegen Juden.

Mit Erlaß der Nürnberger Gesetze 1935 (Rassenreinheitsgesetz) konnten nur noch „Personen arischer Herkunft“ die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Mitglieder der deutschen Sektionen des DuÖAV und ab 1938 des gesamtdeutschen DAV konnten nur deutsche Staatsangehörige („Reichsbürger“) sein. Somit war der Ausschluß der Juden entschieden, ohne daß der Alpenverein dies noch eigens so formulieren mußte.

1938, nach dem Anschluß Österreichs („Heimkehr der Ostmark“) wurde der DuÖAV in DAV umbenannt und nationalsozialistisch gleichgeschaltet. Es gab in Deutschland damals keine anderen als gleichgeschaltete Vereine

mehr. Der österreichische Nationalsozialist Arthur Seyß-Inquart wurde „Führer“ des DAV. Er erwies sich als glühender Verehrer Hitlers und als überzeugter Antisemit, der — etwa in der vertraulichen Anweisung an eine DAV-Sektion<sup>27</sup> — die „Arier-Definition“ schärfer handhabte, als es selbst die Nürnberger Gesetze vorschrieben.

### «Hier gibt es keine Menschenwürde mehr»

1936 trafen sich zwei Freunde in Berlin: der Schriftsteller Carl Zuckmayer, der 1938 ins Exil fliehen würde, und „des Teufels General“, der hochberühmte Jagd- und Kunstflieger Ernst Udet. Die beiden waren seit seit ihrem Zusammentreffen auf den Schlachtfeldern der Champagne 1917 befreundet. Udet sagte zu Zuckmayer: „Schüttle den Staub dieses Landes von Deinen Schuhen [...] geh' in die Welt und komm nie wieder. Hier gibt es keine Menschenwürde mehr.“ Zu dieser Zeit war Udet Inspekteur der Jagd- und Sturzkampfflieger, also einer der mächtigen Männer im neuen Staat, und engagierte sich in der Wiederaufrüstung. Er war zudem unverbrüchlicher Parteigänger seines „Luftkameraden“ Göring. Das hinderte ihn offenbar nicht daran, sich einem Freund gegenüber so offen zu äußern.

Das Beispiel Udets ist für unsere Betrachtung lehrreich: Udet war kein überzeugter Nazi. Die 1933 eingetretene Konstellation legte es ihm jedoch nahe, die ausgestreckte Hand zu ergreifen. Er stellte seine Fähigkeiten Hitlers Luftwaffe zur Verfügung, wo er sich überdies in Gesellschaft lauter guter alter Freunde befand.<sup>28</sup> In derselben Situation befanden sich auch die Alpinisten, die ihren Alpinismus 1933 in den Dienst der neuen Hoffnung, der neuen Macht, der aufsteigenden Partei und des neuen Staates stellten.

Zuckmayer zog sein Stück *Des Teufels General* 1966 von der Bühne zurück. Er wollte vermeiden, daß es „als Entschuldigung für einen gewissen Mitmachertyp mißverstanden würde.“ Das ist ein gutes Stichwort für unser Thema.

Die Judenvernichtung war ein industrialisierter Vernichtungsfeldzug eines ideologisierten Systems gegen ein erst zu diesem Zweck genau definiertes „Volk“. Ihm liegt dieselbe Menschenverachtung zugrunde, die im Verheizen ganzer Divisionen und Armeen in aussichtslosen Lagen durch manche Generäle und im Falle von Stalingrad durch Hitler selbst ihren verheerenden Niederschlag fand. Gewiß ärgert es manchen standesbewußten Offizier oder Bürger mit Nationalgefühl, wenn man diese beiden grauenhaften Ereignisse in einem Atemzug nennt und damit ihre Vergleichbarkeit betont. Doch es lohnt sich darüber nachzudenken und den Vergleich anzustellen. In beiden Fällen handelt es sich um bewußtes und gesteuertes Menschenvernichten um einer Ideologie willen, und in beiden Fällen ist die Menschenwürde verloren worden.

Der nationalsozialistische Geist durchdrang das ganze Leben. Auch auf den Alpenvereinshöfen wehten oft die Hakenkreuzfahnen.

## Macher und Mitläufer

Ohne Zweifel gab es im DuÖAV begeisterte Nationalsozialisten.

Hier ist gewiß der schon mehrfach erwähnte Eduard Pichl zu nennen. Er hat den Antisemitismus im Alpenverein durchgesetzt. Ohne ihn wäre der Antisemitismus im Alpenverein nicht schon so früh in dieser drastischen Form in die Tat umgesetzt worden.

Paul Bauer formte von 1934 bis 1938 aus der „Fachsäule XI“ des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen den deutschen Bergsteigerverband, der die Aufgabe hatte, den Alpinismus, der hierbei vorrangig als Bergsport verstanden wurde, nationalsozialistisch auszurichten. Bauer war als guter Bergsteiger und erfahrener und international angesehener Expeditionsleiter und als juristisch gebildeter Organisator für dieses Amt prädestiniert. Seine Gesinnung wäre in der Sprache jener Zeit als „tief überzeugt vaterländisch“ zu bezeichnen. 1938 zog sich Bauer aus der Vereins- und Verbandsarbeit zurück. 1939 wurde er zur Wehrmacht eingezogen.

Fritz Rigele wurde 1936 zum Leiter des reichsdeutschen Sektionentages berufen. Rigele war ein beachteter Bergsteiger, der seinerzeit (mit Welzenbach) die Große-Wiesbachhorn-Nordwestwand und die Lyskamm-Nordwand erstbegangen hatte. Er war Schwager von Hermann Göring, überzeugter Antisemit und nationalsozialistischer Ideologe mit starker Einflußnahme im DuÖAV. 1937 verunglückte Rigele im Gebirge.

Arthur Seyß-Inquart war der bekannteste Nationalsozialist des Alpenvereins, ursprünglich Führer der österreichischen Nationalsozialisten, letzter Bundeskanzler Österreichs (im März 1938) und später Reichsstatthalter der Niederlande, auch Präsident der „Deutschen Akademie“. Er wurde 1938 zum „Führer des DAV“ berufen. Seyß-Inquart war ein überzeugter Nationalsozialist und Antisemit; er wurde 1946 beim Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozeß als einer der Hauptschuldigen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Meinhard Schild, aus der namhaften Bergsteiger-Familie von Ficker, der 1938 persönlicher Referent von Seyß-Inquart in Vereinsangelegenheiten wurde, gehört in die Reihe der aktiven Nationalsozialisten. Er fiel im Kriege. Viele, viele andere, die im Alpenverein Bedeutung hatten, können in verschiedenem Maß als Mitläufer charakterisiert werden.

Hier sind zu nennen: Der Sondergerichtsvorsitzende Hermann Cuhorst (Sektion Schwaben in Stuttgart), der SA-Mann Willo Welzenbach (Sektion Bayerland), der „NS-Bergsteigerauführer Südwest“ Adolf Witzemann (Sektio-



on Pforzheim), der „NS-Gebietsführer“ Alfred Fehrmann (Sektion Dresden), der Parteigenosse Hans von Bomhard (Sektion Hochland), der „NS-Gauführer-Obmann“ Adolf Sotier (Sektion Oberland).

Hunderte weitere ließen sich aufzählen. Nicht alle waren Parteigenossen, aber doch Mitmarschierer, wie der Innsbrucker Universitätsprofessor und anerkannte Geologe Raimund von Klebelsberg, sei es aus Überzeugung oder aus Zweckopportunisten, vermeintlich zum Nutzen des Alpenvereins oder des Alpinismus oder nur zum eigenen Schutz.

Viele haben, wie Paul Nuber und Georg Leuchs (beide im Vorstand der Sektion München), 1938 und 1939 große nationalistische Sprüche geklopft. Andere haben der Ideologie des Dritten Reiches gehuldigt, wie der Schriftsteller Walter Flaig, der Eigernordwand-Mitbezwinger Heinrich Harrer oder der Journalist Julius Trumpp (Schriftleiter der Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen). Ohne Sicht auf die jeweiligen Lebenswelten, ohne Erwägung der Zwangslagen und der jeweiligen Absichten der einzelnen Funktionäre entstehen sehr schnell falsche Bilder und unzulässige Verurteilungen oder auch unzulässige Schuldfreistellungen. Tiefgreifende Recherchen sind unerlässlich, Beziehung von Zeitzeugen kann manchmal die tatsächlichen Verhältnisse erhellen, manchmal aber auch verdunkeln. Hierzu sind immer auch die Wogen der Begeisterung für eine Revision des Ausgangs des Ersten Weltkriegs und die pure nationale Begeisterung, aber auch schnöde Nutznießung in Betracht zu ziehen.

Männer wie Seyß-Inquart wiederum haben tatsächlich Parteiideologie verbreitet, Antisemitismus praktisch ausgeübt und Hitler in allem und jedem unverbrüchliche Treue erwiesen.

Ein wieder anderer Fall sind jene überzeugten Nationalsozialisten, die als Bergsteiger dem Alpenverein angehörten, wie etwa der Reichsinnenminister Frick<sup>29</sup> (Sektion München), der mit Sicherheit die Geschicke des Alpenvereins beeinflußt hat, oder die berühmte Flugkapitänin Hanna Reitsch (Sektion Heidelberg), die einfach nur Mitglied im DuÖAV war und den Alpenverein nicht erkennbar beeinflußt hat.



Der „Vereinsführer“ Arthur Seyß-Inquart spricht in SS-Uniform auf der Hauptversammlung des DAV 1939 in Graz.

*Leibesübungen hat er das politisch Neue durchzuführen gesucht, sondern dort, wo es zunächst den Sieg zu erzwingen galt: im Kampf um die politische Macht. Der Kampf der SA konnte nicht auf der Linie zarter psychologischer Rücksicht liegen, allein in der soldatischen Härte lag das Geheimnis des Erfolges. Ich habe diese politischen Kämpfer bewußt als meine Beauftragten draußen eingesetzt, denn sie allein konnten die Gewähr dafür bieten, die politische Umstellung der Leibesübungen im nationalsozialistischen Sinne zu unterstützen.<sup>30</sup>*

## Widerstand

Selbstverständlich gab es im DuÖAV und im späteren DAV nicht nur aktive Nationalsozialisten, „Mitläufer“ und Opportunisten, sondern auch Gegner des Regimes. Viele von ihnen gingen in die innere Emigration. Diese Abstinenz, also der den Alpinisten gemeinsame Eskapismus, der mit heutigem Verständnis von Bürgerpflicht nicht zu vereinbaren ist, stellt nicht schuldfrei. Es gab aber auch entschiedene Gegner des Regimes, von denen viele leisen, aber zähen Widerstand leisteten, und es gab, wie wir wissen, in sehr geringem Maß, aber doch auch aktiven Widerstand.

Als typischer Mitläufer ist der Schriftsteller Fritz Schmitt zu nennen. Er arrangierte sich weitgehend, so daß er sowohl persönlich als auch beruflich überleben konnte. Innerlich verstand er sich als entschiedener Gegner der Nationalsozialisten.

Einen ganz anderen Verlauf nahm etwa die schon eingangs umrissene Biographie des Grafen von der Schulenburg.

In der Reihe der entschiedenen Gegner stehen neben unbekanntem Namen auch so vielgenannte wie der hingeworfene Hans Scholl (Sektion München) von der Weißen Rose.

## Nationalsozialistisches Führertum

Der Reichssportführer von Tschammer und Osten verkündete 1935: *„Eine verschworene Gemeinschaft“ wollen wir sein! Das verpflichtet alle, besonders aber die Führer zu einer bestimmten Haltung, die sich nicht nur im äußeren Auftreten der Öffentlichkeit gegenüber, sondern im Verhalten der deutschen Menschen untereinander auszudrücken hat. Wie aber zeigt sich rechtes Verhalten, vor allem bei denen, die als Führende von mir den Auftrag erhalten haben, diese Gemeinschaft herzustellen?*

*Verschiedene Typen von Männern habe ich in dieser Arbeit feststellen können: Der eine setzt trotz guten Willens und restloser Liebe zur Sache die alte Linie fort [...] Der zweite Typ ist im Kampf gegen diese Welt groß geworden. Nicht in den*

## Kämpfen und Siegen

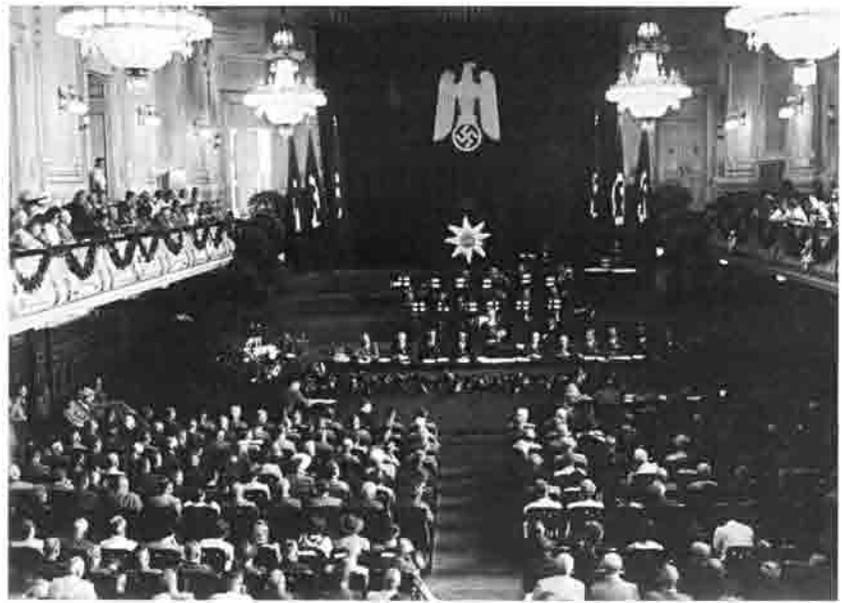
Die Sprache des Militärs dominierte nun die Sprache des Sportes. Der Reichssportführer von Tschammer und Osten verkündete etwa im April 1934 das nationalsozialistische Verständnis des Bergsteigens als Kämpfen: *Im Getriebe des durch die nationalsozialistische Revolution gesteigerten Lebens in den deutschen Leibesübungen stand bisher das deutsche Bergsteigen bescheiden im Hintergrund. Nicht deswegen lag diese Stille über dieser Art der Leibesübungen, weil Bergsteigen eine kleine unbedeutende Gruppe von Alleingängern umfaßt, sondern weil das Bergsteigen als Leibesübung einen bestimmten Typ von Menschen nicht nur erzieht, sondern schon voraussetzt. Die meisten Gruppen des volkstümlichen Sportes begnügen sich häufig mit einem Erziehungsziel, das das Bergsteigen als Voraussetzung für sich in Anspruch nehmen muß. Bergsteigen bedeutet in jedem Fall Kampf mit der Natur; und mit diesem Kampf ist wohl eine Schulung des Leibes und eine Erziehung des Charakters verbunden, aber es muß von vornherein ein kämpferischer Mensch mit geschultem und gewandtem Leib in diesen Kampf mit den Bergen treten, wenn er als Sieger aus diesem Ringen hervorgehen will. Dazu kommt, daß Menschen, die den harten, aufs Ganze gehenden Kampf gewöhnt sind, immer stille und bescheidene Naturen sind, Menschen, die wissen, wie sinnlos es ist, viele und laute Worte um eine Sache zu machen, die nicht das Wort, sondern die Tat erfordert. Bergsteiger sind immer Tatmenschen und nicht Schönredner! Tatmenschen wird es auch immer in den Kampf mit den Bergen ziehen.*

*Ich weiß sehr wohl den Wert der deutschen Bergsteiger in der Gesamtheit der deutschen Menschen des deutschen Sportes zu schätzen und zu würdigen, und ich bin überzeugt, daß gerade Sie im ganzen eine Mannschaft darstellen, auf die ich mich als Führer der deutschen Leibesübungen verlassen kann, denn die Bergsteiger brauche ich nicht das Kämpfen zu lehren, weil Bergsteigen selbst Kämpfen bedeutet.*

## Sport und Leistung

Als für 1936 die Olympischen Spiele nach Deutschland vergeben wurden, forderte der junge Carl Diem seine Landsleute auf: *„Wir müssen auf der ganzen Linie sie-*

Nach der „Heimkehr der Ostmark ins Reich“ wurde der DuÖAV ein großdeutscher Verein. Hauptversammlung des DAV 1939, Graz.



gen“, denn die Größe und Macht des deutschen Vaterlandes erweise sich nicht zuletzt im internationalen sportlichen Wettkampf.<sup>31</sup> Der Sport hatte sich seit den zwanziger Jahren zur „Weltreligion des 20. Jahrhunderts“ (H. Seifert) entwickelt. Sport mobilisierte die Massen. Es gab nun eine riesige Zahl aktiver Freizeitsportler und Massen von begeisterten Zuschauern.

*Die bürgerlichen Parteien und ihre Sportfunktionäre, voran Carl Diem und Theodor Lewald, hatten eher die Regenerierung der Arbeitskraft im Auge — als Ersatz für den weggefallenen Wehrdienst. Nach amerikanischem Vorbild setzten sie sich für Fitnessprogramme ein, bauten Sporthallen und propagierten Wehrsportvereine. Für die nationalistische und rassistisch radikalisierte Rechte war das entschieden zuwenig. Sie sah die Gesellschaft von allen Seiten und in ihrer Totalität bedroht. Sport wurde hier folglich als eine Art Vorschule der Nation verstanden, als Instrument zur „völkischen Gesundung“ und zur „Erneuerung der Wehrkraft“, also als vormilitärische Ausbildung [...].<sup>32</sup> Die Aufwertung des Sports gipfelte im „Primat des Leibes“ (H. J. Gamm) und fand ihren ideologisch verbindlichen Ausdruck in Alfred Bäumlers Lehre von einer „politischen Leibeserziehung“. Die Leibeserziehung war Anfang und Ende nationalsozialistischer Erziehung, ja, sie wurde zur „Lebensfrage des deutschen Volkes“ schlechthin erklärt. Hitler wollte eine „athletische Jugend, die stark und schön“ sein sollte. Schon in Mein Kampf hatte er geschrieben: „Der völkische Staat muß von der Voraussetzung ausgehen, daß ein zwar wissenschaftlich wenig gebildeter, aber körperlich gesunder Mensch mit gutem, festem Charakter, erfüllt von Entschlußfreudigkeit wertvoller ist als ein geistreicher Schwächling.“<sup>33</sup>*

## Die politische Instrumentalisierung des Sports

Mehrere NS-Organisationen machten ihren Anspruch geltend, den Sport zu kontrollieren:

- Die SA, die den Sport auf den Wehrgedanken reduzieren wollte, auf den Schutz von Rasse und Volk.
- Die Hitlerjugend, die Sport als Organisation einer umfassenden Jugendbetreuung verstand. Sie mußte unvermeidlich mit dem Vereins- und Schulsport kollidieren, aber eben auch kooperieren.
- Der Schul- und Hochschulsport, der besonders an das Technikinteresse der Jugend appellierte und so attraktive Sportarten wie Fliegen, Segeln und Skilaufen propagierte.
- Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, die für Arbeitnehmer und für ältere Menschen ein attraktives Angebot im Betriebs- und Freizeitsport entwickeln mußte.
- Der NS-Reichsbund für Leibesübungen (DRFL), dessen Domäne der Vereins- und Wettkampfsport war. Bergstei-

gen wurde als Leistungssport verstanden und daher in die Zuständigkeit des DRFL geordnet.

Paul Bauer, der Leiter des Bergsteiger- und Wanderverbandes, verkündete 1935 den Sinn des Bergsteigens als Dienst am wehrhaften Vaterland.

*Mit dem Gesetz über den Aufbau der Wehrmacht vom 16. März 1935 ist dem Reich wieder die Wehrhoheit geworden, deren Verlust wir seit dem Jahre 1918 schwer — wie eine Preisgabe der Waffenehre des Feldheeres — getragen haben. Versetzen wir uns zurück in die Jahre nach dem großen Ringen. Als wir damals das Gewehr aus der Hand geben mußten, tastete die verwaiste Hand nach dem Pickel. Der letzten Grundlage des Lebens scheinbar für immer beraubt, trieb es uns suchend nach neuem Boden hinaus in die Natur, dorthin, wo sie einsam, wild und unberührt ist. Dort hat uns der Kampf mit den Bergen das stolze Bewußtsein der Ehre und Wehrhaftigkeit wieder gegeben. Dort haben auch die Generationen, die nach uns ins Mannesalter traten, einen Hauch davon verspürt.*

*Der Entschluß des Führers kündet uns nun die Morgenröte einer besseren Zukunft. Die deutschen Bergsteiger stehen als eine geschlossene Einheit zu dieser Maßnahme, da sie sie zutiefst erfassen.*

*Körperliche Tüchtigkeit, Wagemut, Besonnenheit und Bergenerfahrung sind seit jeher die Frucht unserer Fahrten gewesen; diese soldatischen Eigenschaften haben uns schon einmal befähigt, in schwerer Zeit als Bergsteiger wertvolle Hilfe zu leisten. Die Erinnerung daran gibt uns das Recht und die Pflicht, die Pflege dieser Mannestugenden in den Mittelpunkt unseres Tuns zu stellen, um so in jeder frohen Bergfahrt zugleich der Freiheit und Unverletzlichkeit unseres Vaterlandes und seiner Berge zu dienen.*

## Gleichschaltung der Bergsteigervereine

Nicht linientreue Vereine wie etwa die Naturfreunde wurden in Deutschland gleich nach der Machtergreifung von 1933 aufgelöst. Der DuÖAV blieb zunächst wegen seiner in den Augen der Führung des neuen Reiches

## Übersicht zur schrittweisen Anpassung des deutschen Alpinismus respektive des Alpenvereins an nationalsozialistisches Gedankengut und an die «Erfordernisse des neuen Staates»

Juni 1933

Paul Dinkelacker, der zweite Vorsitzende des DuÖAV, wird vom Reichsinnenminister, dem AV-Mitglied Frick, zum Führer der reichsdeutschen Sektionen des DuÖAV ernannt. Der überstaatliche Charakter des DuÖAV bleibt erhalten. Der Verein wird nicht ad hoc gleichgeschaltet.

August 1933

Paul Bauer wird beauftragt, die Fachsäule XI des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen (DRfL) neu zu organisieren und zu leiten. Ein Deutscher Bergsteiger- und Wanderverband wird definiert.

Januar 1934

Bergsteiger-Gauführer werden eingesetzt.

April 1934

Paul Bauer proklamiert einen „Reichsverband Deutsche Bergsteiger“ im Dienst des Staates und trifft auf nachhaltigen Widerstand im DuÖAV.

April 1936

Der „Deutsche Bergsteigerverband“ wird offiziell ein selbständiger Verein im DRfL. Die Gruppe Wandern wird aus dem Deutschen Bergsteiger- und Wanderverband herausgelöst und ein eigener Verband. Damit wird aus der Gruppe Bergsteigen der von Bauer gewünschte selbständige „Verband für das Bergsteigen“.

Juli 1936

Ein Sektionentag der reichsdeutschen Sektionen des DuÖAV wird eingerichtet. Die kommissarische Leitung wird dem Nationalsozialisten Fritz Rigele übertragen.

Juli 1937

Nach dem Tod von Fritz Rigele wird vom Leiter des Fachamtes Bergsteigen des DRfL Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg als kommissarischer Leiter eingesetzt.

Mai 1938

Nach dem Anschluß Österreichs wird aus dem DuÖAV der großdeutsche DAV mit der Unterbezeichnung Deutscher Bergsteigerverband. Dieser DAV wird der zuständige Fachverband im DRfL.

Mai 1938

Arthur Seyß-Inquart wird Führer des DAV; Friedrich Weiß und Paul Bauer werden zu seinen Stellvertretern ernannt. Meinhard Sild wird der persönliche Referent von Seyß-Inquart für Alpenvereinsfragen.

nützlich erscheinenden deutsch-völkischen Komponente und grenzüberschreitenden Funktion erhalten. Seine ungeliebten parlamentarischen Gebräuche wurden vorderhand geduldet. Dem DuÖAV wurde seine „Eigengesetzlichkeit“ zugestanden.

Gleich nach dem Ersten Weltkrieg waren im DuÖAV Gedanken laut geworden, *daß der Verein sich von seiner ursprünglichen, bergsteigerischen Richtung immer mehr entferne und von der bergsteigerischen Erschließung weg vor allem in den Alpenprovinzen vom Fremdenverkehr, wie auch von dem im Bergsteiger stets lebendigen Forschungsinteresse wissenschaftlich ins Abseits geführt werde.*<sup>34</sup>

Um der ursprünglichen Idee wieder mehr Gewicht zu verschaffen, bildete man 1920 im DuÖAV eine „Bergsteigergruppe“ als Gesinnungsverband. Ihre Ziele fanden weiteste Anerkennung. Reuter (Essen), Reichel (Leipzig), Pichl (Wien), Witzenmann (Pforzheim), Obersteiner (Graz) und viele andere wurden tätige Helfer. Münchener Sektionen übernahmen eine führende Rolle in der Bergsteigergruppe. Vorsitzender wurde Eugen Allwein (Sektion Hochland).

1933 wurden sämtliche Sportvereine unter von Tschammer und Osten im Reichssportführerring zusammengefaßt; in seinem Rahmen wurde eine Bergsteiger- und Wandergruppe gebildet.

Paul Bauer schilderte später<sup>35</sup> den Hergang so: *Daraufhin [nach der Machtübernahme] reiste die Führung des Alpenvereins, Sydow, Klebelsberg und Rehlen, zu Tschammer und boten ihm den Alpenverein als Führung dieser Gruppe an. Die Bergsteigergruppe reiste sofort ebenfalls zu Tschammer, um dort die bergsteigerischen Argumente vorzutragen, Allwein an der Spitze.*

*Ich, völlig unbeteiligt, erhielt zu meiner Überraschung einen Anruf von Allwein aus Berlin, ich möge sofort zum Reichssportführer von Tschammer und Osten kommen.*

*Tschammer unterhielt sich mit mir über den D.u.Ö.A.V. und das, was wir Bergsteiger wollen, und was er will. Zu meiner Überraschung forderte er mich dann auf, meine Gedanken, wie der Verein zu führen sei, niederzulegen, stellte mir eine Schreibkraft und drei Stunden Zeit zur Verfügung.*

*Ich arbeitete das dann aus, legte es Tschammer vor und er übertrug mir sofort die Führung der Bergsteiger- und Wandergruppe im Reichssportführerring.*<sup>36</sup>

Zwischen Anfang 1933 und März 1934 wurde der reichsdeutsche Alpinismus in die Organisation des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen eingebunden. Es entstand eine nationalsozialistische Organisation der deutschen Bergsteiger. Im April 1934 konnte der mit dieser Aufgabe beauftragte Paul Bauer die Errichtung eines Reichsverbandes der deutschen Bergsteiger verkünden.

*Im nationalsozialistischen Staat kann es keine Verbände geben außer jenen, die unmittelbar in den Staatsaufbau eingegliedert sind. Jeder der alten Verbände, dem nicht vom Staate selbst seine Aufgabe neu zugewiesen wurde, hat daher*

seine Daseinsberechtigung und sogar seine Existenzmöglichkeit verloren. Beim Umbau unseres Deutschen Vaterlandes mußte jeder der bisherigen Verbände dem Staat seine Aufgaben und seine Arbeit zu Füßen legen und mußte abwarten ob er noch benötigt wird. Wenn so, dann blieb es wieder abzuwarten, ob er sein bisheriges oder ein etwas anders geartetes Arbeitsgebiet in Zukunft zu übernehmen hatte.

Das hat auch die Leitung des Alpenvereins erkannt. Sie begab sich zum Reichssportführer um von ihm zu erfahren, welche Aufgabe dem Alpenverein in Zukunft zukomme und welche Stellung er im Rahmen des Deutschen „Sportes“ einzunehmen habe. — Das Wort „Sport“ ganz ausnahmsweise und mit all den Vorbehalten gebraucht, mit denen der Bergsteiger sein Tun unter diesem nicht ganz zutreffenden Sammelbegriff einordnen läßt.

Das an sich wohl begründete Bewußtsein von der kulturellen und völkischen Bedeutung des Alpenvereins förderte zunächst Vorschläge zu Tage, die, wie sich später herausstellte, etwas zu weitgehend waren, um praktisch in allem durchgeführt werden zu können. Es erwies sich bald als unmöglich, alle Bergsteigervereinigungen Deutschlands im Alpenverein aufgehen zu lassen und diesen so zur alleinigen Bergsteigerorganisation des Deutschen Reiches zu machen. Die außenstehenden Bergsteigervereine sind zwar gering an Zahl der Mitglieder, aber sie haben doch für die bergsteigerische Idee eine große Bedeutung und sowohl die wirtschaftlichen Belange ihrer Mitglieder als auch der wertvolle innere Zusammenhalt dieser Vereine machten es unzulässig, sie in den Alpenverein hineinzuzwingen. Die bergsteigerische Bewegung hätte dadurch nicht gewonnen.

Es war aber auch unmöglich, den Deutschen und Österreichischen Alpenverein als Fachsäule in den staatlichen Aufbau der Leibesübungen im Deutschen Reich einzugliedern, wie man das mit dem Fußballbund und der Turnerschaft gemacht hatte. Es war dies selbst dann unmöglich, wenn man wie dies vorgeschlagen war, für den D.u.Oe.A.V. gewisse Ausnahmen geschaffen hätte, die man in den ersten Vorschlägen mit dem wenig glücklichen Ausdruck Eigengesetzlichkeit schlagwortartig bezeichnete, denn nahezu die Hälfte der Mitglieder des D.u.Oe.A.V. wohnt außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches.

Anfangs hielt man dies nicht für so ausschlaggebend, aber die Tonart, in der die dem nationalsozialistischen Deutschland feindliche Regierungspresse in Oesterreich die Frage der Eingliederung des D.u.Oe.A.V. in den Reichssportführerring behandelte, zeigte bald, daß hier große Gefahren drohen würden. Unserem Reichssportführer waren diese und ähnliche Bedenken gekommen, als er die Vorschläge einmal in Ruhe prüfen konnte. Er wählte deshalb einen anderen Weg, er griff nicht unmittelbar auf den Alpenverein selbst zurück, wählte aber zur endgültigen Regelung jemanden aus, den er in engster Beziehung zum Alpenverein mit ganzem Herzen auf Seite der Bergsteiger wußte. Er beauftragte mich Mitte August 1933 damit, die Fachsäule XI neu zu organisieren und zu leiten. Nach dem Organisationsplan des deutschen Reichsbundes für

Leibesübungen sollte diese Fachsäule den Namen Deutscher Wanderverband führen und Wandern, Alpinistik, Zelten und ähnliches umfassen. Es ist bekannt, daß sie bald in Deutscher Bersteiger- und Wanderverband umbenannt wurde, denn ich hielt die bergsteigerische Bewegung für so wichtig im Rahmen der Deutschen Leibesübungen, daß sie in dem Namen der Fachsäule enthalten sein mußte.

Wie sich der Deutsche Bergsteiger- und Wanderverband in drei Untergruppen gliedert, ist an anderer Stelle [...] zu ersehen. Die Gruppe Bergsteigen übertrug der Reichssportführer wiederum mir.

In Besprechungen mit den altbewährten Führern des Alpenvereins war in der Zwischenzeit schon die Linie herausgearbeitet worden, auf der die Neuregelung stattzufinden hatte: Die reichsdeutschen Sektionen des Alpenvereins gliedern sich vorbehaltlos in die Gruppe II der Fachsäule XI ein und erhalten durch sie ihre Anerkennung als im Sinne des Deutschen Staates tätiger Verein sowie ihre Vertretung im Aufbau des Staates, der Partei und der Sportorganisationen. Sie sind den Regelungen, die vom Reichssportführer oder dem Führer der Gruppe Bergsteigen getroffen werden, unterworfen.

Der D.u.Oe.A.V. hingegen ist ein überstaatliches Gebilde; seine große Sendung als Bindeglied aller deutschen Bergsteiger wird heute mehr denn je anerkannt. Als Gesamtverein lebt er nach seiner Satzung weiter, unabhängig in seinem Verhältnis zu auslandsdeutschen Mitgliedern, abhängig jedoch insofern, als sein reichsdeutscher Teil in Frage kommt. Es war dabei ganz überflüssig, davon zu sprechen, daß die Leitung des Alpenvereins nichts gegen den Deutschen Staat unternehmen darf, denn es ist nach der Tradition des Alpenvereins und nach der persönlichen Zusammensetzung seiner Leitung ganz ausgeschlossen, daß er jemals antideutsch und antinationalsozialistisch handeln würde.

Diese Regelung fand die volle Billigung des Reichssportführers und daraufhin fand die Hauptversammlung in Vaduz statt. Unter Zurückstellung aller ungeklärten Fragen, wurde sie ein erhebendes, begeistertes Bekenntnis zu der großen Deutschen Sendung des Alpenvereins. Seitdem sind viele Einzelfragen im Alpenverein aufgetaucht, die nicht immer einfach waren, die aber alle im allerbesten persönlichen und fachlichen Einvernehmen zwischen dem Vorsitzenden des Alpenvereins oder des Verwaltungsausschusses einerseits und dem Führer der Gruppe Bergsteigen andererseits erledigt wurden.

Kehren wir nun zurück zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung: Die alten großen Organisationen und Verbände wurden geprüft, gewogen und mancher wurde zu leicht befunden. Der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein wurde aber in seiner alten Aufgabe neu bestätigt. Er soll das Band sein, das sich um alle deutschen Bergsteiger schließt. Er soll vor allem die Brücke bleiben, die hinüber führt zum Herzen unserer österreichischen Bergsteigerfreunde.

Die Bergsteiger des Deutschen Reiches — unseres engeren Vaterlandes — hingegen treten künftig zusammen zu einem Reichsverband der Deutschen Bergsteiger. Es ist das kein Verband im alten Sinn. Wir erhalten unsere Aufgabe unmit-

telbar von der höchsten Gewalt unseres Staates, viel klarer und bewußter als dies jemals früher in einem Verein der Fall war, dienen wir dem Staat — dem Volk — seiner Zukunft. Uns wurde die Aufgabe gestellt, die Deutschen Bergsteiger zu sammeln, sie zum Bewußtsein ihrer hohen Sendung zu führen und den Nachwuchs zu hegen, daß er kühn und einsatzbereit lernt, um hohe leuchtende Ziele besonnen, ruhig — und unerschütterlich zu kämpfen.<sup>37</sup>

## Arbeit im Alpenverein — neue Ziele

Die Vaduzer Hauptversammlung von 1934 gestaltete sich zu einer „eindrucksvollen und überzeugenden Kundgebung“. Schon die Vorbesprechung der Vertreter der reichsdeutschen Sektionen — so durften die Mitteilungen des Fachamtes für Bergsteigen berichten — gaben ein Bild erfreulicher Geschlossenheit, ein einheitliches und „offenes Bekenntnis zu den großen Aufgaben des neuen Deutschland“.

Bei dieser Gelegenheit war dem neuernannten Führer des Deutschen Bergsteiger- und Wanderverbandes, Paul Bauer, die Möglichkeit gegeben, erstmals zu den deutschen Bergsteigern zu sprechen. Mit den von Bauer dargelegten Programmpunkten wird ein „Markstein in der Geschichte der Entwicklung des Alpenvereins“ proklamiert:

[...] Der Beauftragte unseres Volkskanzlers Adolf Hitler, der Herr Reichssportführer von Tschammer und Osten, hat mir aufgetragen, Ihnen seine aufrichtigen und herzlichen Grüße zu überbringen. Er bedauert es, daß unsere Tagung weder auf österreichischem noch auf deutschem Boden stattfinden konnte, insbesondere will er Ihnen aber zum Ausdruck gebracht wissen, wie sehr es ihm am Herzen liegt, daß die wertvolle, durch die Tradition zweier Generationen gefestigte Arbeit des D.u.Oe.A.V. in ihrem Bestand erhalten bleibt und mit allen Kräften, die in ihr stecken, in die Zukunft hineingetragen wird. Der Herr Reichssportführer v. Tschammer und Osten hat mir, wie Ihnen bekannt ist, die Neuorganisation und Führung der Gruppe XI des Reichssportführerrings übertragen. Diese Gruppe umfaßt Bergsteigen, Wandern und verwandte Betätigungen, zunächst auch Radfahren, Zelten und Freikörperkultur. Es gehören ihr also insbesondere auch die reichsdeutschen Bergsteigervereinigungen an. [...] Die Aufgabe dieser Organisation ist es auch, die staatlichen Ideen und staatlichen Anregungen in die Verbände zu tragen bzw. ihnen entsprechende Anweisungen zu geben.

Bergsteigerfreunde, Bergkameraden! Der Durchbruch der heroischen Weltanschauung, den unser Führer Adolf Hitler erkämpft hat, rückt unser bergsteigerisches Tun erst in das rechte Licht vor den Augen der Öffentlichkeit. [...]

Volksgenossen! Für uns, die wir in der nationalsozialistischen Gedankenwelt leben, ist es selbstverständlich, daß sich alles zum Staate wendet. Für uns kann es kein Schaffen, keine Tätigkeit, am allerwenigsten in der Öffentlichkeit, geben, die nicht in Beziehung zum Staate steht, die nicht, um es deutlicher zu sagen, an ihrem Platz für den Staat und seine Ziele

arbeitet. [...]

Für uns Reichsdeutsche ist das Heil des Deutschen Staates gleich dem Heil jedes einzelnen Volksgenossen und das Heil Deutschlands ist für uns das Heil der Menschheit.

Aus dieser Grundeinstellung zieht man den organisatorischen Schluß und gibt unserem Sportleben auch eine unmittelbare organisatorische Bindung an den Staat, gliedert es in den Staatsaufbau ein.

## Bergsteiger-Gauführer

Ein weiterer Schritt zur Gleichschaltung war die Einführung von Bergsteiger-Gauführern. Mit Genehmigung des Reichssportführers sind Gauführer der Gruppe II Bergsteigen des DBWV ernannt worden.

Die Bergsteigergauführer sind die einzigen offiziellen Vertreter der deutschen Bergsteigerorganisationen in ihrem Gau. Zwischen dem Führer der Fachsäule XI und den Vereinen stehend, vertreten und führen sie nicht nur die Alpenvereinssektionen, sondern auch die anderen anerkannten deutschen Bergsteigervereine. Sie haben die Aufgabe, die bergsteigerischen und sonstigen Belange der ihnen unterstellten Vereine vor den Behörden des Gaues, vor den Parteiorganisationen und den anderen Verbänden im Gau gegenüber, sowie im Gausportführerring zu vertreten. In allen hier einschlägigen Fragen wenden sich die Sektionen daher zunächst an den zuständigen Bergsteigergauführer. Auch in Dingen, die der Gruppe II zur Entscheidung zugeordnet sind, empfiehlt es sich, den Weg über den Bergsteigergauführer zu wählen, damit dieser die anfallenden Anregungen, Beschwerden, u. dgl. prüfen und weiterleiten kann. Zur vereinfachten und beschleunigten Erledigung bitten wir alle Schriftsätze, die von den Bergsteiger-Gauführern weitergeleitet werden sollen, nach Möglichkeit in doppelter Ausführung einzusenden.

Den Bergsteigergauführern obliegt es auch zu entscheiden, ob die Aufstellung von Bergsteigerbezirks-, Kreis- oder Ortsführern, sei es im Interesse der Bergsteiger oder sei es zur Erleichterung der Zusammenarbeit mit den örtlichen Beauftragten des Reichssportführers nötig ist. Gegebenenfalls machen sie Vorschläge an den Führer der Gruppe II Bergsteigen des DBWV [Paul Bauer], der zur Bestellung zuständig ist.

Die vornehmste Aufgabe der Bergsteigergauführer ist es aber, die vom Reichssportführer oder von dem Führer der Gruppe Bergsteigen des DBWV gegebenen Richtlinien in ihrem Gau verwirklichen zu helfen. Das große Ziel dieser Tätigkeit wird es sein, die Gedanken ihrer Vereine — bei aller Wahrung der gediegenen wirtschaftlichen Grundlage — mehr als bisher auf Höheres zu lenken, als z.B. den gewinnbringenden Betrieb einer Hütte. Die deutschen Bergsteigervereine haben größere Aufgaben. Sie sind wie kein anderer Zweig des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen dazu berufen, ein Geschlecht heranzuziehen, das kühn und einsatzbereit ist und das doch mit ruhiger Besonnenheit auch wägen kann, was es wagen darf.<sup>38</sup>

Das Fachamt für Bergsteigen und Wandern stellte in

diesem Zusammenhang klar, daß die Deutschen Bergsteiger- und Wandervereine in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen gehörten.

*Durch die in Österreich unter ganz anderen Gesichtspunkten geführte Erörterung, ob der D. und Ö. Alpenverein ein Sportverein sei, haben sich Vereinzelte auch in Deutschland unter Verkenntung des Ausgangspunktes der Erörterung dazu verleiten lassen, die Zugehörigkeit von Bergsteiger- und Wandervereinen zum DRBfL. in Frage zu ziehen.*

*Die Entscheidung über die Frage, welche Stelle den Bergsteiger- und Wandervereinen im Rahmen des deutschen Staates zuzuweisen ist, liegt ausschließlich bei den hierfür zuständigen staatlichen Stellen und die Entscheidung dieser Stellen ist von Anfang an — und in neuerer Zeit wiederholt — eindeutig getroffen worden.*

*Der Reichssportführer, als der vom Führer und Reichskanzler mit dieser Aufgabe Beauftragte und das Reichsministerium des Innern haben wiederholt zum Ausdruck gebracht, daß die deutschen Bergsteiger- und Wandervereine in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen gehören.*

*Auch bei den deutschen Bergsteiger- und Wandervereinen bestand darüber von jeher kein Zweifel. Wenn nun Vereinzelte behaupten, die Frage sei noch nicht entschieden, so ist diese Behauptung unrichtig und muß im Interesse des Ganzen als schädigend und verwirrend zurückgewiesen werden.<sup>39</sup>*

In diesen Formulierungen wird spürbar, daß es gegen die Bestrebungen von Bauer Widerstand gab. 1934 bis 1936 gab es ein ständiges Tauziehen um Zuständigkeiten und Streit um Abgrenzungen.

## Die Hauptaufgabe der deutschen Bergsteigervereine

*Das Ziel aller Arbeit des Fachamtes ist die Förderung des Bergsteigens. Im Mittelpunkt stehen daher die Menschen und nicht tote Dinge, nicht die Alpen, nicht die Erschließung und Erforschung dieser oder anderer Gebirge, auch nicht die Vereine oder Verbände.*

*Auch hier wird eine auffallende Differenz zwischen der Ansicht des Sport-Fachamtes und der des Alpenvereins sichtbar.*

*Im großen Deutschen Reichsbund für Leibesübungen geht es darum, den deutschen Menschen körperlich und geistig auszubilden; unsere Aufgabe ist tüchtige Bergsteiger heranzuziehen. Es gilt, junge Deutsche, die Mut und Besonnenheit mitbringen, der bergsteigerischen Bewegung zuzuführen, um sie selbst auf eine höhere Stufe hinaufzuheben und unser Volk dadurch zu bereichern.*

*Also nicht die Vereine sind demnach das Wesentliche, sondern die Bergsteiger in ihnen, aber auch jene Bergsteiger dürfen nicht vergessen werden, die außerhalb stehen. Ein Verein, in dem die Pflege und Förderung des tätigen Bergsteigens nicht den Angelpunkt des ganzen Vereinslebens bildet, ist auf Abwege geraten. Er muß in seinem eigensten Interesse Einkehr und Umkehr halten.*

*Es gibt viele Möglichkeiten, anregend auf Mitglieder und Außenstehende zu wirken und irgendeine derselben ist für jeden, auch den kleinsten Verein gegeben. Es gibt aber auch Vereine, die nichts auf diesem Gebiete unternommen haben und für sie ist es dringend erforderlich, an diese Aufgabe heranzugehen, wenn sie nicht langsam und unaufhaltsam zugrundegehen sollen.<sup>40</sup>*

Zunächst wuchs der hinhaltende Widerstand gegen die fortschreitende Gleichschaltung. Viele Sektionsvorsitzende stemmten sich gegen Einordnung und Bevormundung durch den Deutschen Bergsteigerverband. Selbst in dessen Verlautbarungen wurde dies zugegeben.

*Die deutschen Bergsteigervereine, darunter auch die deutschen Alpenvereinszweige gehören seit 1933 ohne Ausnahme dem Deutschen Bergsteiger- und Wanderverband an und sind über ihm dem Reichssportführerring und nach dessen Umbildung in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen diesem angeschlossen.*

*Von der Leitung des D. und Ö. Alpenvereins wurde zwar mit allen Mitteln versucht, eine Loslösung der Alpenvereinszweige aus der deutschen Sportorganisation zu erreichen, obwohl 1933 die Alpenvereinsleitung zunächst selbst bei der Reichssportführung diese Eingliederung angeregt hatte, was in der denkwürdigen I. Vaduzer Tagung sichtbar nach außen in Erscheinung trat. Diese Absonderungsversuche mußten aber scheitern, und sind gescheitert; sie wurden von den deutschen Alpenvereinszweigen selbst nicht gebilligt oder unterstützt, so daß deren Zugehörigkeit zum DBWV. nie zweifelhaft war.*

*Einem lange gehegten Wunsch des Reichsverbandführers und seiner Mitarbeiter entsprechend hat nun der Reichssportführer den beiden Gruppen des Deutschen Bergsteiger- und Wanderverbandes die Selbständigkeit eines eigenen Verbandes verliehen, wie an anderer Stelle dieses Blattes amtlich verlautbart wird. Die Gruppe Bergsteigen des DBWV steht vom 1. April 1936 ab als selbständiger Verband mit dem Namen Deutscher Bergsteigerverband im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen. Ebenso ist die Gruppe Wandern als Deutscher Wanderverband ein selbständiges Glied des DRfL geworden. Bergsteiger und Wanderer haben sich nun zwar organisatorisch getrennt, aber die durch drei schwierige Jahre hindurch ganz ungetrübte und herzliche Zusammenarbeit bürgt dafür, daß der Deutsche Bergsteigerverband auch in Zukunft mit dem Deutschen Wanderverband und dessen Führer, Ministerpräsident a. D. Professor Dr. Werner, in Kameradschaft, einmütig und eng zusammenarbeiten wird.*

*Nach der Satzung des DRfL ist der Deutsche Bergsteigerverband der alleinige Fachverband für Bergsteiger im Deutschen Reich; alle selbständigen Bergsteigervereine müßten ihm angehören und alle Bergsteigeruntergruppen anderer Sportvereine müssen bei ihm angemeldet sein. Damit hat die Organisation der deutschen Bergsteiger im DRfL. endgültig den Rahmen gefunden, in dem sie klar und zielsicher für unsere herrliche bergsteigerische Bewegung arbeiten kann.*

*Das Ziel dieser Arbeit sei hier umrissen:*

*Der Deutsche Bergsteigerverband will das Bergsteigen pflegen*

„Innsbruck, die Stadt der Skiläufer“, hier in winterlicher Pracht und mit nationalsozialistischer Beflaggung, wurde Sitz des gesamtdeutschen Alpenvereins.

Aus dem Buch von Hubert Mumelter *Sonne Ski und Pulverschnee. Das Farbfotobuch vom Wintersport*. Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig 1939. Archiv Klier.

und fördern, die deutschen Bergsteiger im DRFL sammeln, betreuen, und im Geiste des nationalsozialistischen deutschen Staates leiten.

Er betrachtet das Bergsteigen als eine edle Leibesübung, zur Freude und Erholung für freie, kampfesfrohe Menschen, die den Lohn für ihre Leistungen in sich tragen und keine äußere Anerkennung dafür erwarten.

Den tieferen Sinn seiner Tätigkeit sieht er darin, daß durch das Bergsteigen der einzelne höher entwickelt und für sein Leben bereichert werden soll, um dadurch zu einem wertvolleren Mitglied der deutschen Volksgemeinschaft zu werden.

Paul Bauer, Leiter des Deutschen Bergsteigerverbandes [...]

## Fachverbände Wandern und Bergsteigen: Bekanntgabe des Reichssportführers

Den beiden Gruppen des Deutschen Bergsteiger- und Wanderverbandes im DRFL wird mit Wirkung vom 1. April 1936 die Selbständigkeit eines eigenen Verbandes erteilt.

Die Gruppe I (Wandern) wird in Zukunft als Reichsverband der Deutschen Gebirgs- und Wandervereine, die Gruppe II (Bergsteigen) als Deutscher Bergsteigerverband im DRFL wirken.

Der Deutsche Wanderverband umfaßt wie bisher sämtliche deutschen Gebirgs- und Wandervereine.

Der Deutsche Bergsteigerverband umfaßt wie bisher alle deutschen Bergsteigervereine, darunter auch die reichsdeutschen Sektionen des D. und Ö. Alpenvereins.

28. April 1936 J. B.: gez. Breitmeyer [...]

## Ein Reichssportamt errichtet

Durch Erlaß des Führers und Reichskanzlers vom 23. April 1936 ist zur Bearbeitung aller Sportfragen im Geschäftsbereich des Reichsministers des Innern ein Reichssportamt errichtet worden. Der Leiter dieser Behörde führt die Bezeichnung Reichssportführer. Mit der Durchführung des Erlasses, besonders der Abgrenzung der Zuständigkeit des Reichssportamtes, ist der Reichsminister des Innern beauftragt worden. [...]

Eine schon existierende Funktion (die des Reichssportführers) wurde nun wegen der Olympischen Spiele nachträglich staatlich legalisiert.

## Der reichsdeutsche Sektionentag im Deutschen Bergsteigerverband

Auf Grund der Verfügung des Reichssportamtes vom 17. Juli 1936 ist im Deutschen Bergsteigerverband ein Sektionentag für die reichsdeutschen Sektionen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins errichtet worden.<sup>41</sup>

Der reichsdeutsche Sektionentag hat die Aufgabe, die Interessen der reichsdeutschen Alpenvereinssektionen im Gesamtverein zu vertreten und die Verbindung zwischen ihnen und dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein in allgemeinen Angelegenheiten, die nicht die laufende Geschäftsführung

in Einzelfällen berühren, zu vermitteln.

Der reichsdeutsche Sektionentag wird nach einer besonderen Geschäftsordnung arbeiten und ist ein Teil des Deutschen Bergsteigerverbandes. Sein Leiter wird vom Reichssportführer bestellt.

Mit der kommissarischen Leitung des reichsdeutschen Sektionentages ist Herr Notar Fritz Rigele, Berlin, betraut worden. [...]<sup>42</sup>

Der Reichsdeutsche Sektionenverband unter Dinkelacker genügte als Gleichschaltungsinstrument nicht mehr: Ein überzeugter Nationalsozialist mußte eingebracht werden. Der Reichsdeutsche Sektionentag wurde nun dem Sektionenverband übergeordnet.

## Der Deutsche Bergsteigerverband (DBV) als eingetragener Verein

Bericht des Fachamtes Bergsteigen: Es erschien daher jetzt an der Zeit, ihm [dem DBV] auch äußerlich eine klar umrissene Gestalt zu verleihen, und ihn mit eigener Satzung ausgestattet in das Vereinsregister einzutragen. Zu diesem Zweck waren für den 4. Juni 1936 die Vorstände der Münchner und einiger benachbarter Bergsteigervereine zu einer Versammlung geladen worden.

[...] Die anwesenden Vereinsführer beschließen, daß der bisher nicht eingetragene Verein „Deutscher Bergsteigerverband im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen“ als eingetragener Verein gegründet wird und genehmigen die vorgelegte wörtlich bekanntgegebene Satzung.

Anschließend daran wurden als Kassenprüfer Leuchs (Zweig München) und Schmidt (Zweig Bergland) vorgeschlagen und gewählt. Als Führer des Deutschen Bergsteigerverbandes e.V. soll gemäß § 6 der Satzung dem Reichssportführer Herr Notar Bauer vorgeschlagen werden. [...]<sup>43</sup>

## Die «Heimkehr der Ostmark»: Deutscher Alpenverein — Deutscher Bergsteigerverband

Österreich wurde 1938 an das Deutsche Reich angeschlossen und hörte auf, als eigener Staat zu bestehen. Ein Wunsch und Grundanliegen von Adolf Hitler war damit in Erfüllung gegangen. Der österreichische Bundeskanzler Seyß-Inquart rief euphorisch zu den Tausenden, die sich in Wien begeistert versammelt hatte, um die „Heimkehr der Ostmark“ ins Reich zu feiern:

Mein Führer, als oberstes Organ des Bundesstaates Österreich melde ich dem Führer und Reichskanzler den Vollzug des gesetzmäßigen Beschlusses, nach dem Willen des deutschen Volkes und seines Führers: Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches. (Applaus)

Dem deutschen Volk und der ganzen Welt verkünde ich, daß Adolf Hitler als Führer und Reichskanzler zur Stunde in die Burg der alten Reichshauptstadt, der Hüterin der Krone des Reiches, eingezogen ist. (Applaus)

Wonach Jahrhunderte deutscher Geschichte geringen haben, wofür ungezählte Millionen der besten Deutschen geblutet haben und gestorben sind; was im heißen Ringen letztes Ziel, was in bitterster Stunde letzter Trost war, heute ist vollendet: Die Ostmark ist heimgekehrt. (Applaus) — (Masse: Wir danken unserem Führer.) Das Reich ist wiedererstanden. Das volksdeutsche Reich ist geschaffen.

Mein Führer, die Kräfte aller Generationen des deutschen Volkes sind in Ihrem Willen zusammengeballt und Sie, mein Führer, schufen das Werk für alle Generationen der deutschen Zukunft. Heute grüßen alle Deutschen aus der Ewigkeit den Führer als den Vollendenden. Heute grüßt der Führer das neue ewige Deutschland. Mein Führer, wir kennen nur eines: Wir danken dem Führer, wir sagen Dank, wir sagen Dank, wir sagen Dank, den Dank, der restlose Liebe und bedingungslose Treue ist.

Mein Führer, wie immer der Weg führt, wir folgen nach.

Heil mein Führer!<sup>44</sup>

Am 12. April 1938 veranstalteten die Wiener Alpenvereinssektionen im Großen Konzertsaal einen Weiheabend unter dem Titel „Daheim im Reich“. Das Fest sollte der Freude über die Angliederung Österreichs an das Deutsche Reich und dem Dank an den Führer Adolf Hitler Ausdruck geben. Hofrat Pichl gedachte des großen Alldeutschen Georg Ritter von Schönerer und schloß mit den Worten „Wir Deutsche Bergsteiger glauben an Adolf Hitlers lichte Heldengestalt. Sein Wille wird immer unser Wille sein.“ Seyß-Inquart (Reichsstatthalter), v. Klebelsberg (1. Vorsitzender des DuÖAV) und Dinkelacker (2. Vorsitzender des DuÖAV) nahmen an dem Weiheabend teil.<sup>45</sup>

Das Fachamt für Bergsteigen schreibt:

Im Banne dieser weltgeschichtlichen Ereignisse, die in Deutsch-österreich der Not und Unterdrückung mit einem Schlag ein Ende bereiteten und den Weg zum Aufstieg wie im Reich von fünf Jahren freimachten, fand der Deutsche Alpenverein seinen wahren Namen, nachdem er über die Staatsgrenzen hinweg im Laufe von bald sieben Jahrzehnten sich als Pfleger der völkischen Verbundenheit erwiesen hatte. [...]

Die Bergsteiger im Altreich fanden schon unmittelbar nach der Machtergreifung des Jahres 1933 den Anschluß an den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen über den Deutschen Bergsteigerverband, denn sie wollten nicht „unpolitisch“ beiseite stehen. Es war damals unmöglich, diesen Auftrag dem damaligen Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein zu übertragen. Er erstreckte sich über zwei Staaten, von denen der eine nichts weniger als nationalsozialistisch regiert wurde und ihm konnten deshalb nicht die Forderungen gestellt und Auflagen



gemacht werden, die für reichsdeutsche Vereine und Verbände schon damals selbstverständliches Bekenntnis waren. So kam es im Altreich zur Schaffung eines Fachamtes Bergsteigen und später zur Gründung des Deutschen Bergsteigerverbandes. Ihm oblag die Betreuung der Deutschen Bergsteiger im Sinne der Reichssportführung und der nationalsozialistischen Staatsführung. [...]

Der Deutsche Bergsteigerverband im DRfl. (DBV), über welchen bis dahin noch die Bergsteigervereine und Alpenvereinszweige im Altreich an den Reichsbund angeschlossen sind, erblickt in dieser Neugestaltung die endliche und glückliche Verwirklichung der Ziele seiner eigenen Bestrebungen und der in den verfloßenen Jahren geleisteten Aufbauarbeit, wie sie der Verbandsführer, Notar Paul Bauer, der zur Zeit als Führer der Deutschen Nanga-Parbat-Kundfahrt im Himalaja weilt, oft umrissen hat. In diesem Aufbau haben nun alle Bergsteiger in einem geeinten Großdeutschland glücklichen Anteil.

Wenn an die Stelle des bisherigen Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und des bisherigen DBV nach Wegfall aller politischen Hemmnisse und Rücksichten demnächst der Deutsche Alpenverein als größte Bergsteigervereinigung der Welt tritt, wird in feierlichem Rahmen das Gelöbnis der Treue

„Der schönste Lohn“. Das Reich brauchte Helden, und da kam die Erstbegehung der Eiger-Nordwand durch zwei „Ostmärker“ und zwei „Reichsdeutsche“ gerade recht. Heckmair, Harrer, Kasperek und Vörg (von links) werden von Hitler, Reichssportführer von Tschammer und Osten und Innenminister Frick 1938 beim Deutschen Turn- und Sportfest in Beslau empfangen. Aus dem Band *Um die Eiger-Nordwand*, 1938 erschienen im Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München. Archiv Klier.

*zum geeinten nationalsozialistischen Großdeutschland laut erklängen.*

*Dr. ing. Lutz Pistor, Stellvertr. Führer des Deutschen Bergsteigerverbandes im DRFL.*

Die Hauptversammlung des Alpenvereins im Juni 1938 in Friedrichshafen stand ganz im Zeichen des Anschlusses Österreichs und veränderte den Verein im Sinn des gesamtdeutschen und nationalsozialistischen Geistes. Der Erste Vorsitzende Raimund von Klebelsberg würdigte die bisherige Arbeit der Vereinsleitung und hob wichtige Funktionäre hervor, wie etwa Cuhorst (lebhafter Beifall), Jennewein (lebhafter Beifall), Dinkelacker (stürmischer Beifall), Eugen Allwein (lebhafter Beifall), von Schmidt-Wellenberg und Erhardt (lebhafter Beifall).

Klebelsberg gab sein Amt und die Ämter der bisherigen Vereinsleitung ab und stellte sie dem Reichssportführer zur Verfügung. Pistor erklärte die Aufgabe des Deutschen Bergsteigerverbandes als erledigt und legte dessen Ämter ebenfalls in die Hände des Reichssportführers. Dieser dankte den um die Entwicklung verdienten Männern, von Sydow (stürmischer Beifall), von Klebelsberg (anhaltender brausender Beifall), Dinkelacker (lebhafter Beifall), Pichl (lebhafter Beifall) und seinem „treuen Gefolgsmann und Freund Paul Bauer“ (kein Beifall vermerkt).

Er bestellte die neue Vereinsführung. Der Verein erhalte nun als Führer einen Mann, *der sich in großer geschichtlicher Stunde als politischer Führer von Format erwiesen hat.*<sup>46</sup> Weiters „bestimmte“ von Tschammer und Osten Innsbruck zum Sitz des Alpenvereins.

Weiß, Bauer (in Abwesenheit) und Pistor erhielten ehrenvolle Ernennungen im neuen DAV.

Lebhafter Beifall bei dem verstorbenen Rigele; von der Schulenburg wurde schon nicht mehr erwähnt. Er galt in Berlin bereits als politisch unzuverlässig.

Von Sydow, Rehlen, von Klebelsberg, Dinkelacker und Pichl wurden von Seyß-Inquart als dessen erste Amtshandlung zu Ehrenmitgliedern ernannt.

„Nationalsozialismus heißt Eingliederung“, erklärte von Tschammer und Osten den Delegierten. Eine neue Satzung, ausgearbeitet von Cuhorst, die durch und durch den nationalsozialistischen Geist atmet, wurde verabschiedet.

Jetzt — und erst jetzt — war die Gleichschaltung des Alpenvereins vollständig vollzogen. Der DAV stand unter staatlicher Verfügung.<sup>47</sup>

Bauer wollte nun alle Vereinsämter niederlegen. Seyß-Inquart überredete ihn zur Form einer Beurlaubung. 1939 wurden Bauer und Weiß zur Wehrmacht eingezogen. Der Bergsteiger-Gauwart Knöpfler wurde mit der Vertretung des Vereinsführers beauftragt.

Am 24. August 1938 schrieb der international hochangesehene Bergsteiger G. O. Dyhrenfurth aus Zürich an die Geschäftsstelle des Zweiges Schwaben des Deutschen Alpenvereins:

*Seit 34 Jahren habe ich dem Deutschen & Österreichischen Alpenverein angehört (Sekt. Breslau, Bayerland, Salzburg, Schwaben). Nummehr scheidet sich aus Ihren Reihen. Ich erkläre also hiermit meinen Austritt.*

*Im DEUTSCHEN ALPENVEREIN ist die weltanschauliche Bindung so stark geworden, daß man nach meiner Überzeugung dem DAV nur noch angehören sollte, wenn man Deutscher und Nationalsozialist ist. Als Schweizer und Demokrat stehe ich dem Deutschen Nationalsozialismus fern. Ich passe in den Schweizer Alpenklub, Alpine Club und Himalayan Club, deren langjähriges Mitglied ich bin, aber ich halte es für ein Gebot der Ehrlichkeit, den DAV zu verlassen.*

*Ich will nicht etwa protestieren und polemisieren; aber im Hinblick auf meine lange Zugehörigkeit zum Alpenverein schien es mir richtig, den Grund meines Austrittes kurz zu erklären.*

*Hochachtungsvoll gez. G. O. Dyhrenfurth.*

Der Vorsitzende der Sektion Schwaben, Cuhorst, antwortete kurz und sandte das Schreiben mitsamt seiner Antwort an den Verwaltungsausschuß nach Innsbruck, mit folgender Anmerkung: *Wir legen beifolgenden Briefwechsel vor. Herr Professor Dyhrenfurth scheint sich hiernach dem internationalen Judentum verschrieben zu haben. Und er fügt handschriftlich an: So weit kann ein Deutscher mit einer Jüdin kommen.*

Knöpfler, der nunmehrige Sachwalter für Vereinsrecht, teilt die Kenntnisnahme mit und fügt an: *Für Prof. Dyhrenfurth wäre ohnehin kein längeres Bleiben im DAV möglich gewesen.*<sup>48</sup>

## 1945, 1946: Belastung und Verbot

Nach der bedingungslosen Kapitulation im Mai 1945 dachte niemand daran, den nationalsozialistisch geführten DAV in alter Form fortzuführen. Andererseits bestanden die inneren Zusammenhänge in den Sektionen, es gab die Hütten, und die alte Sehnsucht nach dem Gebirg war ungebrochen, ja hatte sogar zusätzliche Antriebe: die unversehrte Bergheimat, die reine Natur, das pure Tun um seiner selbst willen. Der Gedanke, einen neuen und sozusagen geläuterten Alpenverein ins Leben zu rufen, lag auf der Hand. Man wollte die klassische Vereinsarbeit, die von 1869 bis in die dreißiger Jahre herangewachsen war, fortsetzen.

Die beiden größten Münchner Sektionen, München und Oberland, hatten bereits am 1. August 1945 beim bayerischen Arbeitsminister Roßhaupter eine Eingabe gemacht, die Genehmigung zur Gründung eines Alpenvereins bei der amerikanischen Militärregierung zu vermitteln. Bei der persönlichen Überreichung dieser Eingabe sagte der Minister seine fördernde Unterstützung zu und erklärte auf Anfrage, ob und inwieweit diese Sektionen ihre Tätigkeit wieder aufnehmen dürften, es bestünden keine Bedenken, daß die Sektionen weiter arbeiteten, solange nicht

ein ausdrückliches Verbot an sie ergehe; doch müßten allgemeine Verbote beachtet werden und öffentliche Veranstaltungen wie Zusammenkünfte, Vorträge, Mitgliederversammlungen und gemeinschaftliche Wanderungen unterbleiben. Am 2. Oktober 1945 erhielten die beiden antragstellenden Sektionen auf ein Gesuch des Rechtsanwaltes Maron vom Public Safety Service die Erlaubnis, zu Besprechungen von Alpenvereinsangelegenheiten zwecks Organisation des Alpenvereins zusammenzutreten.

Von dieser Erlaubnis wurde erstmals am 22. Oktober Gebrauch gemacht. Es waren dreizehn Münchner Alpenvereinssektionen vertreten, die in dieser Sitzung die Gründung eines „Alpenvereins“ mit dem Sitz in München beschlossen. Als Zweck wurde die Schaffung einer Dachorganisation für die in der amerikanischen Besatzungszone befindlichen alpinen Sektionen und sonstigen alpinen Vereine erklärt. Zugleich wurde ein vorbereiteter Satzungsentwurf besprochen und auf Grund der Besprechung einstimmig angenommen. (Eine ausführliche Darstellung müßte den unterschiedlichen Gegebenheiten in den vier Besatzungszonen nachgehen. Hier werden nur die Aktivitäten in München beispielhaft herausgegriffen, obgleich in Stuttgart ebenso intensive Anstrengungen zur Wiedergründung und in Innsbruck zur Fortführung des Alpenvereins unternommen wurden.)

Mit Eingabe vom 20. November 1945 war an die örtliche Militärregierung in München der Antrag gestellt worden, die Gründung des Alpenvereins in München als Dachorganisation für die reichsdeutschen Sektionen zu genehmigen. Die Militärregierung gab diesen Antrag an den Landesbeauftragten für das Sportwesen in Bayern, Ulrich, zur Instruktion weiter.

Während die Verhandlungen liefen, erschien die Kontrollratsverordnung Nr. 23, die die Vereine auf das Gebiet der Land- und Stadtkreise ihres Sitzes beschränkte und die Münchner Sektionen zwang, den Gedanken einer größeren Dachorganisation zunächst aufzugeben und den Zusammenschluß der Sektionen auf den Stadtkreis München einzuschränken.

Am 23. November 1945 bat Adolf Sotier das Staatsministerium des Innern, als oberste Politische Behörde nach § 61 BGB zu einem Antrag Stellung zu nehmen, den er an die amerikanische Militärregierung auf Genehmigung der



Gründung eines Alpenvereins gestellt hatte. In der hierauf ergangenen Entschließung vom 12. Dezember 1945 Nr. 2015 bb 8 befürwortete das Staatsministerium des Innern die Neugründung des Alpenvereins mit Rücksicht auf das öffentliche Interesse, insbesondere vom Standpunkt der Volksgesundheit und der Heimatpflege aus. Bald aber sollte der Alpenverein anders bewertet werden. Die Münchner und die übrigen bayerischen Alpenvereinssektionen wurden im Dezember 1945 unter Hinweis auf den bayerischen Landessportverband aufgefordert, bei der örtlichen Sportbehörde vorschriftsmäßig ihre Genehmigung zu beantragen; zugleich wurden sie von der Gründung des „Alpenvereins“ verständigt, mit der ausdrücklichen Feststellung, daß es sich hierbei um einen neuen Verein handle. Die meisten Sektionen unternahmen die erforderlichen Schritte und erhielten zum Teil auch bereits ihre Genehmigung. Das Verhältnis zum Touristenverein „Die Naturfreunde“ wurde in diesem Stadium der Entwicklung behandelt und zunächst auch auf eine neue und freundliche Basis gestellt. So wurde bei einer Zusammenkunft zwischen Vertretern der beiden Vereine am 7. Dezember 1945 vereinbart, daß Alpenverein und Naturfreunde sich in der Gruppe „Bergsteigen und Wandern“ des Landessportverbandes zusammenfinden und selbständig und gleichberechtigt nebeneinander stehen, sich gegenseitig gleiche Vergünstigungen auf ihren Hütten einräumen und bezüglich der Mitgliedsbeiträge eine untere Grenze festsetzen würden, die von keinem Teil unterschritten werden dürfe.

Seitens des Alpenvereins wurde die Rückgabe jener Hütten, die bei der Auflösung des Vereins der Naturfreunde im Jahre 1933 an Sektionen des Alpenvereins übergegangen<sup>49</sup> waren, zugesagt.

Ab dem 18. Mai 1946 versuchte Sotier nun, die Zulassung des Alpenvereins über das Polizei-Präsidium München zu

erreichen, das auch bereit war, den Antrag entgegenzunehmen (Referat K7). Er legte auch einen Satzungsentwurf vor.

Sotier schreibt in einer Eingabe vom 11.6.1946: *In dieser Satzung wurde unter Ausscheidung der Bestimmungen, die dem „Deutschen Alpenverein“ unter der Herrschaft des Nationalsozialismus aufoktroiert waren, der frühere unpolitische Charakter des Vereins wieder hergestellt, das Führerprinzip und der Arierparagraph ausgemerzt [sic!] und der Aufbau des Vereins auf demokratische Grundlage festgelegt.*

Georg Meier, der bei der Zusammenkunft am 7.12.1945 als Landessportbeauftragter für München mitgewirkt hatte, hatte inzwischen recherchiert bzw. recherchieren lassen, inwieweit der DAV politisch belastet war. Das Ergebnis war verheerend. Das Polizeipräsidium München, die Kriminaluntersuchungsabteilung, fertigte mit Datum 27.5.1946 einen Bericht an, der am 4. Juli 1946 an das Staatsministerium des Innern ging. Er meldet die nazistische und militärische Aktivität des früheren „Deutschen Alpenvereins“. Die Hauptaussage lautete wie folgt: *Entsprechend den Richtlinien der US Besatzungstreitkräfte vom 1.4.1946 O.M.G. Germany US APO 742 Section B 8—711 dürfen keine Jugendorganisationen, die im Sinne der Hitlerjugend arbeiteten oder sich der militärischen Ausbildung ganz oder teilweise gewidmet haben, genehmigt werden. Ebenso verbietet Directive Nr. 23 vom 17.12.1945 des Alliierten Kontrollrates eine Lizenzierung irgend einer Sport-, militärischen oder teilmilitärischen Organisation, die in Deutschland vor der Kapitulation tätig war.*

Der Alpenverein fiel unter dieses Verbot. Wichtigste Punkte der Belastung des „Deutschen Alpenvereines“ (DAV) im Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen waren:

1) *Der DAV war vom Jahre 1933 bis zur Kapitulation die einzige Organisation des NRSL [DRIL], die mit der Durchführung der bergsportlichen Aufgaben betreut wurde. Er hatte während des ganzen Naziregimes das Monopol des Alpinismus an sich gerissen.*<sup>50</sup>

2) *Aus diesem Grunde war der DAV Rechtsnachfolger aller vom Nationalsozialismus verbotenen und verfolgten Sportvereine des alpinen und touristischen Sportzweiges. Er übernahm z.B. die Hütten des Touristenvereines „Die Naturfreunde“ und ernannte den stellvertretenden Vereinsführer des DAV, Herrn Notar Bauer zum „Reichstreuhänder des Vereines Die Naturfreunde“. [...] Mobilien und Immobilien der vom Nationalsozialismus verbotenen Vereine wurden nicht gegen Entschädigung diesen Vereinen entnommen, sondern durch Beschlagnahme.*<sup>51</sup>

3) *Mitglieder dieser Vereine wurden vom DAV angefeindet, auch sind Unterlagen vorhanden für Denunziationen gegenüber ehem. Naturfreunden, um denselben ihre Hütten zu entreißen. Die Gestapo erhielt von dieser Seite mehrere Unterlagen. (Beweis in Händen des Stadtamtes für Leibesübungen in München.)*

4) [...]

5) *Schon vor 1933 verfolgte der DAV antisemitische Grundsätze.*

6) *In den Geschäftsstellen wurde rege Propaganda unter der Jugend und den erwachsenen Bergsteigern für freiwilligen Eintritt in die Waffen-SS durch Anschläge, Plakate und Artikel gemacht.*

7) *Führer des DAV war in den letzten 7 Jahren der Hauptkriegsverbrecher Dr. Seyß-Inquart.*

8) *Seit Beginn des Krieges widmete sich der DAV im wesentlichen der vormilitärischen Ausbildung der deutschen Jugend.*

9) *Enge Zusammenarbeit zwischen Wehrmacht, SS, HJ. und NSDAP. seitens des DAV.*

10) *Publikationen zugunsten des Wehrgedankens, der Kriegsberichterstatte der Wehrmacht und der SS.*

11) *Sehr schleppende Denazifizierung. usw.*

Nachfolgend wurde schlagwortartig das wichtigste Beweismaterial für die nazistische und militärische Tätigkeit des DAV auf Grund seiner eigenen Veröffentlichungen aufgeführt, geordnet nach folgenden Themen:

1) Zusammenarbeit mit der SS, Werbung für die SS-Verbände.

2) Militärische und vormilitärische Ausbildung der Jugend, Zusammenarbeit mit der Hitlerjugend.

3) Zusammenarbeit mit der Wehrmacht. Stärkung militärischer Ideologien.

4) Zusammenarbeit mit der NSDAP.

5) DAV im Dienste der Außenpolitik und der Besatzungspolitik.

Sotier richtete am 11.6.1946 eine erneute Eingabe um Genehmigung eines Alpenvereins an das Staatsministerium des Innern in München. Er kannte inzwischen die von Meier erhobenen Vorwürfe. Er unterzeichnete diese Eingabe mit „einstweiliger Vorsitzender“. Sotier nahm auf die alte Satzung Bezug, der zufolge der Verein *unpolitisch* gewesen sei und die Erörterung und Verfolgung politischer Angelegenheiten außerhalb seiner Zuständigkeit gelegen habe. Sotier schrieb: „Erst in der Hauptversammlung 1938 mussten der Gesamtverein und seine Sektionen unter Druck des nationalsozialistischen Regimes ihre bisherige unpolitische Einstellung aufgeben und die Einheitssatzung des 3. Reiches annehmen.“

So reagierte er mit wissentlich unwahren Darstellungen auf die Vorwürfe des Polizeipräsidiums und versuchte, die nationalsozialistische Vergangenheit des DAV zu beschönigen: *Es ist nicht richtig, daß der Deutsche Alpenverein sich dem Deutschen Reichsbund für Leibesübungen aus freien Stücken anschloss, sondern er wurde gegen seine Bestrebungen, als Kulturverein ausserhalb der Sportorganisation zu bleiben, in den Reichsbund als sog. B-Mitglied eingegliedert.*

*[...] Die uns vorgeworfene Werbetätigkeit für die Gebirgstruppen der Waffen-SS ging unmittelbar von der SS aus und die Werbeplakate wurden von dieser selbst, nicht von unseren Geschäftsstellen angeschlagen. Ebenso wurden die sog. Wehr-*

ertüchtigungslager für die Gebirgstruppen nicht vom Alpenverein, sondern von der Reichsjugendführung eingerichtet. Bis hier entspricht die Darstellung weitgehend den Tatsachen, dann aber fährt Sotier fort: *Antisemitistische Rassengrundsätze vor 1933 wurden nur in einigen österreichischen Sektionen vertreten; in den reichsdeutschen Sektionen mussten sie erst mit der Einheitssatzung übernommen werden.* Jedenfalls im letzten Punkt sagt der ehemalige NS-Bergsteiger-Gauführer-Obmann Sotier nicht die Wahrheit.

Interessant sind die Überzeichnungen, derer sich beide Seiten befleißigen. Sotier und die Münchner Sektionen verschweigen oder beschönigen das Verhalten des Alpenvereins im Hitlerstaat; Meier stellt die belastende Vergangenheit des Alpenvereins an mehreren Punkten ungenau dar, wenn es seiner Intention dienlich ist. Meier wirft auch Tatsachen und Termine durcheinander. Man sieht hier, wie wenig wörtliche Zitate, aus dem Kontext gerissen, der Wahrheitsfindung dienen.

Solche wechselseitigen Überzeichnungen sind für die sich wiedereinrichtende Gesellschaft in den ersten Jahren nach dem Krieg charakteristisch. 1948 steigerte sich dies noch. Sorge um eine Zweiteilung, ja eine „bürgerkriegsähnliche“<sup>52</sup> Spaltung der Gesellschaft in Schuldige und Nichtschuldige, in Beteiligte und Nichtbeteiligte wurde geäußert. So kam es letztendlich zum Abschluß beziehungsweise der Aufhebung der Entnazifizierung.

1949 erfolgte eine Generalamnestie, die schließlich auch Nazistraftaten der unteren Entnazifizierungskategorien einschloß. Weiter wurde nach heftiger parlamentarischer Debatte in Bonn verfügt, die zunächst aus dem Staatsdienst Ausgeschlossenen wieder einzustellen (auf Grund von Art. 131 der Verfassung). Als dann der Alpenverein überregional wiedergegründet werden konnte, durften „Mitläufer“ auch im Vereinsleben wieder aktiv werden. Nur so ist zu verstehen, daß mancher der „betroffenen“ Männer, wie Sotier, Nuber, von Bomhard, Weiß, Jennewein, Erhardt oder Grassler in Deutschland wieder zu Amt und Wirkung kommen konnte. In Österreich gab es weder die Entnazifizierung noch die darauf bezogene Amnestie. Warum keineswegs Unbescholtene wie von Klebelsberg oder von Schmidt-Wellenburg in Österreich wieder zu Amt und Einfluß im und auf den Alpenverein gelangten, beruht auf anderen Entwicklungsgängen.

## Ein neuer Deutscher Alpenverein wird gegründet

*Im Juni 1948 wurde auf dem Herzogstandhaus eine „Landesarbeitsgemeinschaft“ der bayerischen Sektionen gegründet, zunächst ohne Satzung und vereinsrechtliche Formgebung. Vom 16. bis zum 19. Juni 1949 kam auf der Rappenseehütte eine Tagung der zögerlich organisierten bayerischen Sektionen zustande, um das Wiedereingangssetzen eines größeren Zusammenschlusses zu besprechen.<sup>53</sup>*

In Stuttgart wurde indes eine „Beratungsstelle“ eingerichtet. Zwischen Stuttgart und München herrschte bald heftiger Streit. Ein von München unternommener Versuch, die bundesweite Gründung eines alle Sektionen umfassenden Vereins mit einem in Hamburg zustande gekommenen Nordwestdeutschen Sektionenverband unter dem schlichten Namen „Alpenverein e.V.“ mit dem Sitz in München vorzunehmen, führte auf einer in Coburg veranstalteten Tagung im Herbst 1949 nur zu einem halben Erfolg. *Die Stuttgarter mit ihrer „Beratungsstelle“ (das heißt die Landesarbeitsgemeinschaften Baden/Württemberg, Hessen, Nordrhein-Westfalen) versagten den Anschluß an diesen Versuch, die Wogen des Streites gingen immer höher, die Hauptmatadoren waren schließlich derart persönlich in den Streit verstrickt, daß beschlossen wurde, durch zwölf in diesem Streit unbelastete Persönlichkeiten aus dem ganzen Bundesgebiet einen neuen Einigungsversuch zu unternehmen. Das waren die „12 Apostel“, die unter diesem Namen eine gewisse Alpenvereinsberühmtheit erlangten. Sie kamen Mitte Juli 1950 [tatsächlich 29. und 30. Juli] in Würzburg an einem Wochenende zusammen. Man hatte nur wenig Zeit, man fuhr mit dem Zug am Samstag mittag hin und mußte Sonntag mittag mit dem Eilzug wieder zurückfahren.<sup>54</sup>*

Die „Apostel“ waren hinsichtlich des Nationalsozialismus unbescholtene bzw. gegebenenfalls entnazifizierte Männer von entschieden demokratischer Haltung: Raab (Rechtsanwalt), München, später Rechtsreferent im Verwaltungsausschuß (VA); Schmitt, München, später Schriftleiter der *Mitteilungen*; Bichele (Apotheker), Eichstätt; Faber (OLGR), Stuttgart, später 3., dann 2. Vorsitzender des DAV und Vorsitzender des VA, Matzeck, Mannheim, später HA-Mitglied; Witzenmann, Pforzheim; Von Bomhard (Notar), Murnau-München, später 2. Vors. des DAV und Vorsitzender des VA; Müller-Bühren (AGR), Hameln, mehrfach HA-Mitglied; Buntrock, Aachen, mehrfach HA-Mitglied; Streich (Baurat), Bielefeld, mehrfach HA-Mitglied; Heuer (Apotheker), Osnabrück; Domeier, Minden. Als Berater wirkten mit: Ackermann (AGR), München, später langjähriger Schatzmeister des DAV; Jennewein, Stuttgart, später 1. Vorsitzender des DAV. Faber, von Bomhard und Buntrock setzten sich als Satzungskommission noch nachts zusammen, um die Satzung „zusammenzubosseln“.<sup>55</sup> Sie wurde dann fast unverändert der im Herbst 1950 folgenden Gründung des Deutschen Alpenvereins zugrunde gelegt und blieb dann viele Jahre grundsätzlich unverändert.

## Verdrängung

Erschrecken, Bewußtsein, Betroffenheit (und dann auch Trauer) waren gleich nach der Kapitulation von 1945 im deutschen Volk zu bemerken. Die Kollektivschuldfrage schuf Ratlosigkeit. Sie war ungeschickt propagiert und behinderte mehr, als daß sie die innere Bewältigung

gefördert hätte. Selbst wenn man davon ausgeht, daß 30% der Deutschen über die Nazi-Verbrechen Bescheid wußten (was weithin angezweifelt wird), dann blieben immer noch 70% der Bevölkerung, die meinen konnten, die Annahme einer Kollektivschuld sei eine ungerechte Pauschalverurteilung der Gesamtbevölkerung, die in ihrer Mehrheit nicht nur nichts gewußt, sondern insbesondere an den Greueln der soeben vorübergegangenen Zeit nicht teilgenommen habe.

Die Entnazifizierung und Umerziehung waren zunächst von den Besatzungsmächten in Angriff genommen worden und stießen auf wenig Gegenliebe. Sie wurden bald eingestellt. Dennoch muß an dieser Stelle angemerkt werden, daß hier die entscheidenden Impulse zur demokratischen Organisation der Nachkriegsgesellschaft gegeben wurden; und zwar lediglich im Bereich der westlichen drei Besatzungszonen. Der Wiederaufbau von Wirtschaft, Staat, Vereinsleben und später Bundeswehr wurde von Erfahrungsträgern vollzogen. Das waren Gegner des Hitlerstaates, Eskapisten, aber auch „Mitläufer“, willige Helfer, ja selbst aktiv gewesene Nationalsozialisten.

Als der Alpenverein zuerst in Kleinvereinen, welche die Sektionen fortsetzten, dann aber auf dem Umweg über Landesarbeitsgemeinschaften, schließlich seit der denkwürdigen Tagung im Juli 1950 in Würzburg auch zentral wieder in Gang kam, knüpfte er an Traditionen an, die älter waren als die Antisemitismuswelle und der Hitlerstaat. Auch im DAV waren die Erfahrungsträger am Werk. Die „Stuttgarter Gruppe“ um Jennewein war deutlich anders angesiedelt als die „Münchner Gruppe“ um Schmitt, Ackermann, Hübel, Heizer. Die Persönlichkeiten der Münchner Gruppe distanzieren sich deutlicher von den Nazis. Sotier, der sich während des Nationalsozialismus gut zu arrangieren verstanden hatte, half zwar in München mit, übernahm aber kein Amt im Hauptverein. Daß bei der Übereinkunft der beiden Interessengruppen die Münchner, um den Sitz des Alpenvereins nach München zu bekommen, eine „Kröte“ — Erhardt als Kanzleileiter und Jennewein als leitenden Vorsitzenden — schlucken mußten (zeitgenössisches Zitat), schien zunächst tragbar. Erhardt hatte als zweiter Sekretär hinter von Schmidt-Wellenburg im nationalsozialistischen Verein eine prominente Stellung innegehabt, und beide hatten seinerzeit laut ins Horn geblasen, als es darum ging, den Alpenverein dem Staat und dem Krieg dienstbar zu machen. Aber wie von Schmidt-Wellenburg für den OeAV, so war Erhardt für den DAV ein nützlicher Erfahrungsträger.

Der erste Satzungsentwurf, den von Bomhard, Faber und Buntrock 1950 in Würzburg verfaßten, baut auf den überkommenen Vorstellungen, auf den tradierten Eigenheiten der Deutschen und Österreichischen Bergsteigervereine, speziell des DuÖAV der Zeit vor 1933, auf:

*Der Zweck des Vereins ist, die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten, das Bergsteigen und Wandern in*

*den Alpen, insbesondere für die Jugend, zu fördern, die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten und dadurch die Liebe zur deutschen Heimat zu pflegen und zu stärken, ferner die aus diesen Aufgaben sich ergebende Tätigkeit der Sektionen zusammenzufassen und gemeinsame Aufgaben zu leiten und zu fördern. [...] Der Verein ist unpolitisch; die Erörterung und Verfolgung politischer Angelegenheiten liegt ausserhalb seiner Zuständigkeit. Er lehnt Bestrebungen und Bindungen klassen- und rassentrennender sowie militärischer Art ab.*

Auch wurde eine Satzung für die Jungmannschaften der Sektionen entworfen. Darin heißt es: *Die Jungmänner sollen im Sinne der Satzungen des Alpenvereins das gute, alte Bergsteigertum pflegen und 'auf dem Boden des Heimat- und Vaterlandgedankens' stehen. Sie sollen gute Bergsteiger werden; sie sollen aber ihre Weiterbildung nicht nur als Einzelpersonlichkeit, sondern auch weiterhin in einem möglichst engen Gemeinsamkeitsverband im Sinne der richtigen bergsteigerischen Entwicklung und Vertiefung erfahren, je nach Neigung, Veranlagung und Können zu den höchsten Zielen des tätigen Alpinismus, zur Hochtouristik heranreifen. Über diese persönliche Ausbildung hinaus sollen sie die Kameradschaft bis zur unbedingten Treue gegen den Gefährten pflegen. Sie sollen Sinn für die Reinhaltung der Alpenwelt und des Alpinismus erhalten und bewahren.* Die Sprache in diesem Entwurf erinnert noch stark an die das Völkische und die „Kameradschaft“ betonende Sprache des DuÖAV.

Während der Wiedergeburt des Hauptvereins als Klammer für den Gesamtverein DAV entwickelte sich das Leben in den Sektionen sehr unterschiedlich. In vielen Fällen wurden die nationalsozialistischen Zweigführer weggefegt, manchmal auch nur leise zur Seite geschoben (Bergkameradschaft vermag persönliche Eigenheiten und Gesinnungsunterschiede zu überdecken). In wenigen Fällen machten sich auch wieder ehemalige Nationalsozialisten breit.

Die meisten von ihnen hielten sich allerdings mit nationaler und völkischer Propaganda zurück; manche hatten wohl auch ihre Ansichten geläutert.

Bauer zeigte sich nur noch als der alte erfahrene Bergsteiger (etwa im AAVM). Sein Einfluß auf eine Schar junger Bergsteiger entbehrte jeder politischen Färbung und war frei von nationalsozialistischem Gedankengut.<sup>56</sup> Er übernahm kein Amt im Verein. Leuchs war tot, Nuber war politisch kleinlaut geworden. Trumpp machte einen Versuch, auf den Alpinismus einzuwirken. Da stoppte ihn Schmitt mit Hilfe eines jungen Bergsteigers sofort.

Der Verein betonte nun wieder die Devise, unpolitisch sein zu wollen — diesmal allerdings ohne Einschränkung. Ein politisch neutraler Deutscher Alpenverein entstand, unübersehbar auf Traditionen bauend, aber im Grundkonsens zweifelsfrei demokratisch. (Wenn hier nicht auf den Österreichischen Alpenverein der Nachkriegszeit eingegangen wird, dann nur, weil der Verfasser sich ausdrücklich auf die reichsdeutschen Verhältnisse von einst und

auf den DAV der Bundesrepublik Deutschland beschränken will. Die Darstellung der österreichischen Verhältnisse obliegt unserem freundschaftlich verbundenen Schwerverein ÖAV.)

Der DAV bewältigte seinen Wiederaufbau rasch; es gab ja auch eine Fülle von Aufgaben zu bewältigen. Das Verhältnis zum ÖAV mußte geregelt werden. Hütten und Wege waren heruntergekommen und mußten repariert und modernisiert werden. Das im Krieg zerstörte Alpenvereinshaus auf der Praterinsel war aufzubauen. Die Bibliothek wurde wieder eingerichtet. Die Jugendarbeit mußte auf ganz neuer Basis in Gang gebracht werden. Das Bergsteigen begann sich noch einmal gründlich zu wandeln. Die Ausbildung der Bergsteiger lief in neue Bahnen.

Hier waren alte erfahrene Leute wie Erhardt tatsächlich von Nutzen. Im Alpenverein tauchten allerorten fleißige und tüchtige Männer auf (und niemand fragte nach der politischen Farbe) und halfen mit, wie etwa Franz Grassler, der die Alpenvereinsführer aus der Taufe hob, zehn Jahre als Beauftragter für die Alpenvereinsbücherei im DAV fungierte und deren Wiederaufbau betrieb und verantwortete. Niemand kümmerte sich um seine politische Vergangenheit oder dachte daran. Daß derselbe Grassler zeitweilig vom Militär abgestellt und dienstverpflichtet als 2. Jurist in der Dienststelle „Kommissar für den jüdischen Wohnbezirk in Warschau“ war, wird dem Verein dann schmähend vorgehalten, wenn er den Mann zum Beispiel zu einem runden Geburtstag für seine Verdienste für den Alpenverein freundlich lobte, ohne auf dessen Vergangenheit hinzuweisen. Grassler hat, als ihm seinerzeit bekannt wurde, daß die Aussiedlung der Juden in ein Vernichtungslager führte, sich zum Frontdienst zurückgemeldet. Wer, wie Grassler entnazifiziert und gar wieder im Staatsdienst war, galt als unbelastet (Grassler war als Mitläufer eingestuft worden) und damit präsentabel.<sup>57</sup> Der Verein ging mit seiner eigenen Vergangenheit naiv und verdrängend um und war dementsprechend sorglos auch hinsichtlich der Vergangenheit seiner entnazifizierten Funktionäre.

Daß selbst der Status „Mitläufer“ Personen kennzeichnete, die ein gerüttelt Maß Teilnahme und oft auch Schuld hatten (und die auch Sühnegeld zu zahlen gehabt hatten), ging in der Aufbruchstimmung, in der Arbeit des Wiederaufbaus und den darauffolgenden zwei Jahrzehnten der neuen deutschen Hochstimmung der Wirtschaftswunderzeit unter. Es war jene Zeit, in der der einstige Parteigenosse Herberger Fußballbundestrainer wurde, in der Rüstungsindustrielle des Dritten Reiches wichtige Industriebetriebe wieder aufbauten und Generäle und Obristen, die mit Hitler um den Kartentisch gestanden hatten, die Bundeswehr aufbauten.

Die historiographische Aufarbeitung der Hitlerzeit war im Alpenverein, wie auch sonst in unserem Land, kein Anliegen. Das Schweigen über die Vergangenheit verhinderte so einen durchgreifenden geistigen Neuanfang.

Dieses Schweigen deckte die neuen Karrieren der alten „Mitläufer“ und die Kontinuität alter Denk- und Vorstellungsweisen. Als 1968 die Jugend aufbegehrte, erschrakten viele Alte. Dennoch wollten sie selbst 1980, als Alfred Müller mit seiner Dissertation auf nationalsozialistische Ideologien, Führertum, Antisemitismus und Mitwirkung an der Kriegsvorbereitung hinwies, von der Aufarbeitung der Vergangenheit noch nichts wissen. Die Verdrängung dauerte insgesamt vierzig Jahre fort. Erst in den neunziger Jahren ist mit einer neuen Sensibilität das Interesse an der jüngsten Vergangenheit und an bewußter Aufarbeitung erwacht.

Weil „Erfahrungsträger“ geholfen haben, den Verein wieder in Gang zu bringen, dem deutschen Alpinismus seine Formierung zurückzugeben — belastete wie unbelastete —, wurden sicher auch da und dort alte Grundvorstellungen und gewachsene Werte tradiert. Louis Oberwalder, ehemaliger Erster Vorsitzender des ÖAV, sagte in Arbeitsgesprächen zu diesem Thema: „Wir alle kommen von gestern.“ In der Hauptversammlung des DAV 1993 in Kaiserslautern wurde im Zusammenhang mit der Wiedererrichtung des Alpinen Museums gesagt: „Wer nicht zurückschaut, weiß nicht woher er kommt.“ Die beiden Sätzen können zusammengefügt werden. Und so ist es notwendig, auch die jüngste Vergangenheit, also die Zeit von 1945 bis heute, gleichwie die schreckliche Zeit von 1933 bis 1945, nicht auszusparen, sondern offenzulegen und ehrlich zu bedenken — sine ira et studio.

## Aufarbeitung

Man kann dem Alpenverein zu Recht vorwerfen, er habe verdrängt und auch verschwiegen. Auch hier gilt, daß solches Verhalten aus der Zeit heraus zu erklären ist. Wenn die gesamte Gesellschaft verdrängt, dann tut es auch eine Gruppe innerhalb derselben. Seit etwa 1980 hat allerdings ein Umdenken begonnen. Der verdiente Alpenvereinsfunktionär Hans von Bomhard (wirkungsvoller VA-Vorsitzender nach dem Krieg, UIAA-Vizepräsident), hat seine berufsbedingte Einbindung in das Dritte Reich und in die Partei in einer Autobiographie 1984 öffentlich dargestellt und zu erklären versucht. Er hat auch seine Entnazifizierung mit dem Urteil „Mitläufer“ nebst der Höhe der Sühnezahlung ungeniert genannt. Sein Verständnis der Zeit spricht er offen aus, und ebenso, daß er die Schuld an der ganzen Katastrophe nicht ausschließlich den Deutschen gibt. Hier steht nicht zur Frage, ob man seine Meinung teilt und seine Haltung für richtig hält; seine Bereitschaft zur Offenheit und zur Öffentlichkeit ist als beispielhaft zu bezeichnen. Wir brauchen solche Einzeldarstellungen, und ebenso brauchen wir auch Übersichten und Zusammenfassungen, geschrieben mit kühlem Kopf. Zornige und aggressive Darstellungen schaffen Fronten. Diese dienen der Sache nicht. Wir brauchen zwar bewegte Herzen, aber einen

nüchternen Geist und eine gemessene Sprache.

Der Jugendreferent des DAV hat 1996 in einer VA-Sitzung die Forderung gestellt, die Verstrickung des Alpinismus und des Vereins in den Nationalsozialismus offen darzustellen; das seien wir der Jugend schuldig. Die drei Vorsitzenden des DAV, gleichwie der Verwaltungsausschuß, sind einhellig der Meinung, die Aufarbeitung dieser Vergangenheit sei unerlässlich, und sie unterstützen uneingeschränkt das laufende Unterfangen, in welches sowohl das Alpine Museum des DAV wie dieser Jahrbuchbeitrag Einblicke geben.

Aufarbeitung bedarf zunächst der historiographischen Forschungsarbeit unter Nutzung auch der DAV-eigenen Quellen. Als Grundlage des besinnenden Erinnerns muß zunächst größtmögliche Klarheit über den Ablauf der Geschehnisse geschaffen werden. Die Dissertation von Müller von 1979/80 war der erste wichtige Schritt zur Darstellung der jüngeren Alpenvereinsgeschichte, wenn dieser auch vom Alpenverein damals wenig geliebt und mißachtet wurde. Aus heutiger Sicht erweist sich Müllers Arbeit als wesentlich, auch wenn sie das Zusammenwirken und Gegeneinander von Deutschem Bergsteigerverband und DuÖAV nicht richtig erkennt und für manche Aussagen nicht gründlich genug recherchiert war. Sie ist (im Gegensatz zu Amstädters Buch von 1996) frei von gehässigen Tiraden und weiß sehr wohl die Menge der bergsteigenden Mitglieder von den Führern zu unterscheiden. Müller erkennt, wie sehr einerseits oktroyiert und andererseits mitgelaufen wurde und ebenso, daß die Flucht in das Bergsteigen und in die Natur von einer großen Menge als bequemer Ausweg benutzt wurde. Der DAV versäumte damals, diese Arbeit entsprechend zu fördern und trotz ihrer Mängel zu veröffentlichen. Ebenso wenig war zu dieser Zeit irgend ein Verlag bereit, die Publikation von Müllers Arbeit zu wagen.

Verschweigen war damals im Verein gang und gäbe. Peter Grimm hat, als er 1969 über die Geschichte des DAV in den DAV-Mitteilungen schrieb, die Vorgänge um die Sektion Donauland ausgespart. 1987, als er erneut berichtete — nun bekleidete er ein Amt im DAV — äußerte er sich ausführlich darüber. Doch bis heute erscheint der Antisemitismus des Alpenvereins weithin nur als eine Affäre. Er war jedoch weit mehr. Der Alpenverein nahm von Anfang an eine deutsch-völkische Haltung ein, und dieser war der Antisemitismus stets immanent. Die organisierte „alldutsche“ Haltung, die vor allem von den Wiener Bergsteigervereinen vertreten wurde, brachte in der Folge einen aggressiven Tatantisemitismus hervor.

Daß der großdeutsche DAV ab 1938 ein nationalsozialistisch geführter Verein war, wurde zumindest nach 1980 nicht mehr angezweifelt, aber dennoch ziemlich systematisch verschwiegen. Dies führte zu dem Erstaunen jüngerer Bergsteiger von heute und zu der berechtigten Neugier der Jugend: „Was war denn wirklich?“

Von älteren Menschen wird zuweilen die Frage gestellt:

Warum das alles immer wieder aufrühren?

Der Zeitgenosse des letzten Krieges, also auch des Vernichtungskrieges gegen die Juden, hat die Greuel selbst erlebt oder war zumindest gleich bei Kriegsende mit ihnen konfrontiert worden. Er bedurfte in den Jahren danach nicht unbedingt einer erneuten Darstellung, um sich besinnen oder auch informieren zu können. Heute, fünfzig Jahre später, ist das anders. Nun ist für jene, die damals nicht gelebt haben, eine Darstellung unerlässlich, um sich auf die Schrecken dieses Jahrhunderts besinnen zu können.

Viele unbeantwortete Fragen tauchen auf. Schuld und Verantwortung. Verantwortung ohne Schuld. Oder auch Schuld, wo keine Verantwortung zugemessen war.

Dazu mögen einige Beispiele genügen: Hat von Klebelsberg seine devoten und schmeichelnden Grußadressen an Hitler, Frick oder von Tschammer und Osten<sup>58</sup> nur um des Vereins willen oder auch aus innerer Überzeugung geschrieben? Die Jubelschreie von Leuchs und Nuber zum Sieg über das „freche Polen“ waren da eindeutig, die nationalistische Begeisterung zweifellos persönlich gefärbt — Windfahnenbegeisterung vielleicht. Die überlegten Ideologieförmulierungen von Bauer hingegen waren stets von persönlicher Überzeugung getragen: Vaterland, Nation, Gemeinschaft, Kameradschaft verbanden sich bei ihm eng mit dem Alpinismus — ernst, entschieden und dauerhaft. Er hat sich 1938 distanziert, wie zwar auf andere Weise auch von der Schulenburg. Wie aber war es bei den Worthelden wie Walther Flaig, der in der Schweiz für das Nazi-Regime spionierte und gleichzeitig alpinistisches Pathos zu einem Kult des Bergerlebens knäuelte und nach dem Krieg für lange Zeit aus demselben Ungeist weiterschrieb? Fragen über Fragen.

Da macht es uns der ehemalige Vorsitzende des DAV, von Bomhard, vergleichsweise leicht. In seiner schon erwähnten Selbstdarstellung versäumt er nicht darauf hinzuweisen, daß er seinerzeit die Verurteilung der Aktivisten der Weißen Rose (rechtsstaatlich gesehen) öffentlich gerechtfertigt hat. Hier wird das Gewirk von Ansicht, Einsicht und auch mangelnder Einsicht in einem Menschen transparent. Solches fehlt bei von Klebelsberg, Sotier, Weiß, Trumpp, Cuhorst und vielen anderen.

Aufarbeitung hat viele Gesichter. Die Publikation der historiographisch erarbeiteten Erkenntnisse ist eines. Der Geschäftsführer des DAV sagte 1996: „Aber ein Buch kann doch nicht alles sein, da ist mehr nötig.“ Ausstellungen, Aufsätze, Vorträge. Aber selbst das kann es noch nicht sein. Umkehr ist nötig. Korrekturen und Bereinigungen sind gefordert.

Als Beispiel seien die Namen von Hütten, Steigen und Kletterführern genannt. Sie produzieren alltäglich Tradition. Sie beleben die Erinnerung und halten sie wach. Eine Pichl-Hütte gibt es nach wie vor, eine Donabaum-Hütte nicht. Nun mag der unbeleckte Bergsteiger fragen: „Wer

war Donabaum?<sup>24</sup> — quod erat demonstrandum. Die Ehrenzimmer auf unseren Berghütten tragen Namen. Wäre es nicht an der Zeit, manche davon neu zu bedenken?

Ein anderes Beispiel: Die sichtbare Sühneleistung. Eine deutsche Sektion hat den Arierparagrafen ohne Zwang und lange vor 1933 eingeführt. Die heutigen Bergsteiger dieser Sektion bedauern dies öffentlich und geben eine Spende für den Wiederaufbau einer Synagoge.

Vielleicht geht Aufarbeitung so. Oder ähnlich. Oder in vielen solchen Handlungen. Wir stehen vor einer Aufgabe, zu der unsere Tradition keine Anleitung liefert. Wir stehen vor einem noch unbestiegenen Berg.

<sup>1</sup>DAV Mitteilungen 1938/39, Heft 9, und Jahrbuch des DAV, 1939.

<sup>2</sup>Dann, Otto; Nation und Nationalismus in Deutschland 1770—1990; München 1993.

<sup>3</sup>Zu den Zusammenhängen zwischen den Ursprüngen des Antisemitismus und dem epochenlangen Kampf gegen Universalismus und Kapitalismus vgl. Walter Klier, Die Entsorgung Hitlers, in: Gegenwart 31, Oktober 1996, und die dort zitierte Literatur, insbesondere die Arbeiten von Gunnar Heinsohn. Der bis heute (nun auf Seiten der Linken) mit dem Antikapitalismus verquickte Antisemitismus ist etwa im Zitat von Rigele ausdrücklich formuliert; das „Deutsche“ wird als partikulär und dem „jüdischen“ Universalismus wesensfremd konstruiert; man beachte auch die Formulierung „Gesetzgebung aus spätrömischer Zeit“.

<sup>4</sup>Rigele, Fritz; 50 Jahre Bergsteiger — Erlebnisse und Gedanken; Berlin-Wilmersdorf 1935.

<sup>5</sup>Grimm, Peter; Mitteilungen DAV 39. Jg.; 1987.

<sup>6</sup>Sektionsschrift der Sektion Austria; Wien 1925.

<sup>7</sup>Conrad Martius, Hedwig; Utopien der Menschenzüchtung; München 1955.

<sup>8</sup>Conrad Martius, H.; ebenda und Berg 97, Idylle oder Tummelplatz.

<sup>9</sup>Conrad Martius, H.; ebenda.

<sup>10</sup>Raup, Ignatz; Süddeutsches Germanentum und Leibesucht der Jugend; München 1925; siehe auch Katalog des Alpinen Museums; München 1996.

<sup>11</sup>Nipperdey, Thomas; Deutsche Geschichte Bd. 2; München 1992.

<sup>12</sup>Longerich, Peter; Die Ermordung der Europäischen Juden; München 1989.

<sup>13</sup>Adler, H. G.; Die Juden in Deutschland.

<sup>14</sup>Nipperdey, Th.; Deutsche Geschichte Bd. 2; München 1992.

<sup>15</sup>Richard Wagner, 1881, zitiert nach H. G. Adler und E. G. Reichmann „Flucht in den Haß“; 1956.

<sup>16</sup>Adler, H. G.

<sup>17</sup>Rigele, Fritz; 50 Jahre Bergsteiger ...

<sup>18</sup>Älteren Alpenvereinsmitgliedern ist dieser Vorgang bekannt. Peter Grimm hat 1987 in den Mitteilungen des DAV darüber berichtet. Aber weite Kreise des Vereins wissen heute nichts oder wenig davon.

<sup>19</sup>von Klebelsberg, W., in: Mitteilungen des DuÖAV 64 (1938).

<sup>20</sup>Amstädter, Rainer; Der Alpinismus — Kultur, Organisation, Politik; Wien 1996.

<sup>21</sup>Amstädter, Rainer; Der Alpinismus ...

<sup>22</sup>Amstädter, Rainer; Der Alpinismus ...

<sup>23</sup>Amstädter, Rainer; Der Alpinismus ...

<sup>24</sup>Rigele, Fritz; 50 Jahre Bergsteiger ...

<sup>25</sup>Orland, Nachum; in: „Wichtige Denkanstöße“, FAZ 1996.

Gordon, Sarah; Hitler, Germans and the Jewish Question, Princeton University Press; New Jersey 1984.

<sup>26</sup>Erstmals hat Adolf Müller in seiner Dissertation 1979/80 darauf hingewiesen.

<sup>27</sup>Zentrales Archiv des DAV.

<sup>28</sup>Wagner, Karlheinz; FAZ 14.12.1996, Nr. 292, Bilder und Zeiten.

<sup>29</sup>Frick war einer der mächtigsten Männer des Dritten Reiches. Seinem Bereich unterstand der Reichssportführer von Tschammer und Osten und also auch der deutsche Bergsteigerführer Paul Bauer.

<sup>30</sup>Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen, München; April 1935.

<sup>31</sup>Reichel; Der schöne Schein des Dritten Reiches; Frankfurt am Main 1993.

<sup>32</sup>Reichel; ebenda.

<sup>33</sup>Reichel; ebenda.

<sup>34</sup>Notiz von Paul Bauer vom 25.5.81 im Zentralarchiv des DAV.

<sup>35</sup>ebenda

<sup>36</sup>ebenda

<sup>37</sup>Mitteilungen des Fachamtes für Bergsteigen, Nabburg; April 1934.

<sup>38</sup>Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen; München, April/Mai 1935, Nummer 8.

<sup>39</sup>ebenda

<sup>40</sup>Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen; München, April 1935.

<sup>41</sup>Reichsminister des Innern ist der Bergsteiger Friedrich Frick (Sektion München).

<sup>42</sup>Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen Juli/August, 2.Jg.

<sup>43</sup>Mitteilungen des Fachamtes Bergsteigen im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen Juli/August, 2.Jg.

<sup>44</sup>Abschrift (DAV) eines Tonprotokolls des Instituts für Zeitgeschichte, München.

<sup>45</sup>Mitteilungen des DuÖAV, 1938, Folge 5.

<sup>46</sup>Protokoll der Rede des Reichssportführers, veröffentlicht in der „Verhandlungsschrift der 64. ordentlichen Hauptversammlung des DAV am 16. und 17. Juni 1938“; Mitteilungen des DAV, 1938, Folge 8.

<sup>47</sup>Die Zusammenarbeit zwischen DAV und Hitlerjugend und wie der DAV in den Dienst der Wehrmacht und Waffen-SS genommen wurde, kann hier nicht dargelegt werden. Die sehr komplizierten Recherchen laufen noch. Es kann jedoch schon gesagt werden, daß die Verhältnisse sich anders darstellen, als sie bei Müller und Amstädter geschildert werden.

<sup>48</sup>Zentrales Archiv des DAV.

<sup>49</sup>Siehe Fußnote 51.

<sup>50</sup>Hier irrt der Bericht. Er hält DuÖAV, DBV und DAV nicht auseinander.

<sup>51</sup>Auch hier irrt der Bericht. Anmerkung Peter Grimm 1997:

Zu 2) Der DAV hat die Hütten des aufgelösten „Touristenvereins die Naturfreunde“ eindeutig nicht „übernommen“, sondern einzelne „konkurrierende“ Objekte aus dem vom Staat beschlagnahmten TVN-Besitz durch Kauf seinem Bestand eingefügt. Auch die Ernennung von Paul Bauer zum „Reichstreuhänder“ konnte allein schon rechtlich nicht durch den DAV erfolgen, sondern nur vom Reichsinnenministerium.

Zu 3) Der DAV hat den Beitritt von TVN-Mitgliedern durch Anweisung der Hauptverwaltung erleichtert. Persönliche Achtung bergsteigerisch aktiver TVN-ler für DAV-Bergsteiger hat in der ersten Nachkriegszeit zu den Verhandlungen, ja zum Gedanken nach einem gemeinsamen Verein geführt. März, Grimm und Zehhauser erinnern sich noch der fast freundschaftlichen Beziehungen zum langjährigen Sprecher des bayerischen TVN, der das Verhalten des DAV während der Nazizeit hoch geachtet hat.

<sup>52</sup>Frei, Norbert; Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit; München 1996.

<sup>53</sup>Fast im Wortlaut von Hans von Bomhard aus dessen Rückblick von 1984.

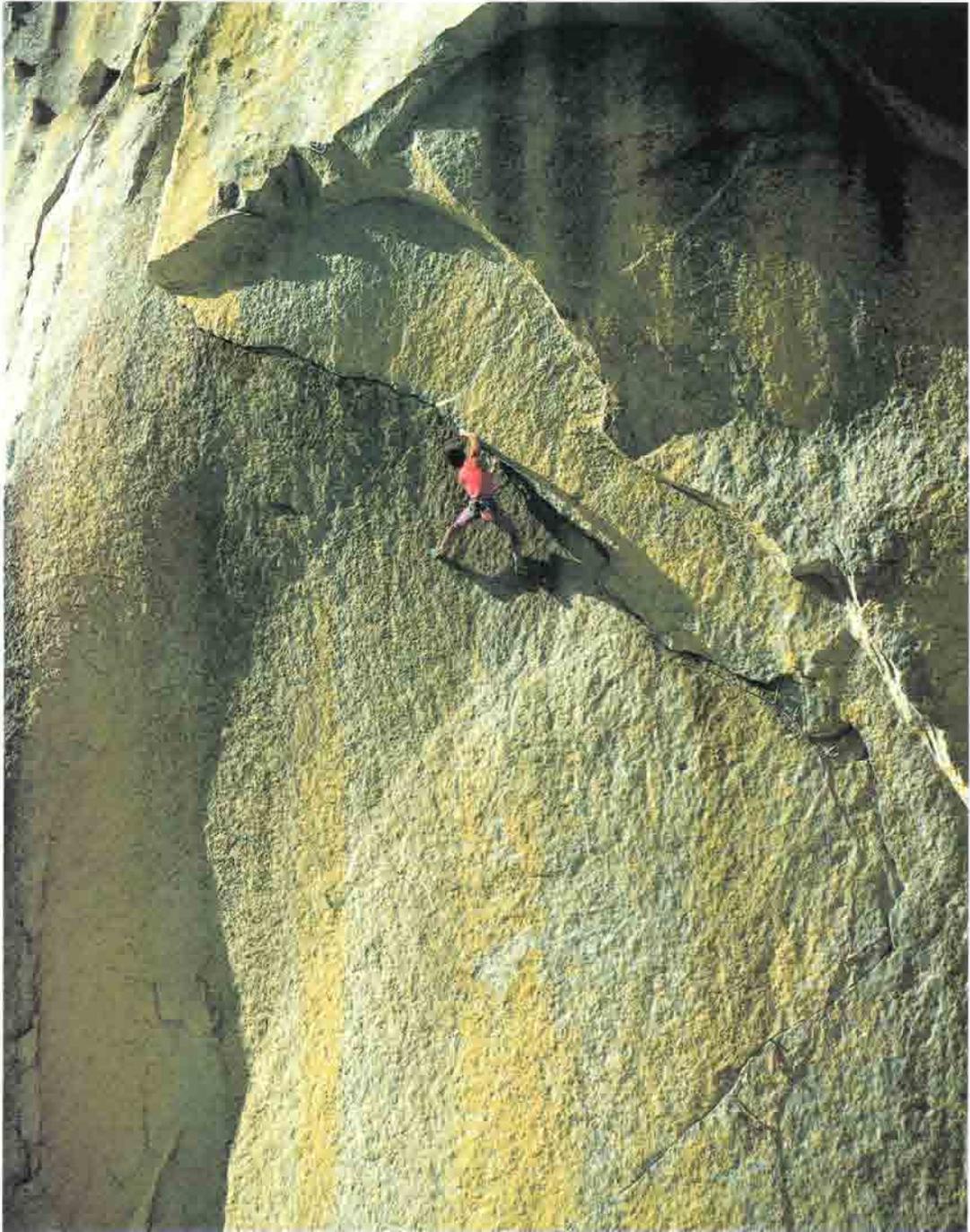
<sup>54</sup>von Bomhard, Hans; Lebensstufen, 1984.

<sup>55</sup>Ein Wort des beteiligten Notars Hans von Bomhard.

<sup>56</sup>März, Klamert, Zehhauser gehörten als junge Bergsteiger zu dem bergsteigerisch hochaktiven Freundeskreis, der sich 1947 um Paul Bauer, Ernst von Siemens, Heinz Mollner, Eugen Allwein und Heinz Tillmann, also einen Kreis ehemaliger Nationalsozialisten gleichwie typischer Nichtnationalsozialisten, scharte.

<sup>57</sup>Grassler gab allerdings in der 1. Amtszeit des Vorsitzenden März sein Amt vorzeitig zurück.

<sup>58</sup>Mitteilungen des DAV, 1938, Folge 8.



Die folgenden zwei Beiträge illustrieren wir mit einem fotografischen Tour d'horizon von Heinz Zak, der als Kletterer und Fotograf das moderne Sportklettern seit Jahren aus nächster Nähe verfolgt. Hier: Tony Yaniro in Pyromania, 5.13b, Needles.

# Alpinismus ad absurdum?

Über die Entwicklung des Freikletterns

Martin Kind

*Als ich vor achtzehn Jahren mit dem Klettern begann, stand die allgemeine Suche nach neuen Wegen und Grenzbereichen in den Bergen am Anfang einer Entwicklung, die zu einem großen Anwachsen des Durchschnittskönnens wie der Spitzenleistungen im Fels führte.*

*Jene Ideologie der Industriegesellschaft, die sinnfreie Spirale der zum Fetisch gewordenen Leistung, hatte Ende der siebziger Jahre im Klettern eine Disziplin entdeckt, deren sportive Grundidee alternative Entwicklungsmöglichkeiten versprach. Die bestimmende Grundregel des sogenannten Freikletterns, nämlich die Fortbewegung an natürlichen Felsstrukturen durch eigene Kraft, ohne künstliche Hilfsmittel (außer Magnesia und Kletterschuhen) — Haken, Schlingen, Klemmkeile, Seil etc. dienen nur zur Sicherung —, beinhaltete von Anfang an eine Eigendynamik, die dem Streben im Sinne von „schneller, höher und stärker“ entsprach. Hand in Hand mit der sich seither ständig vorwärts katapultierenden (absoluten) Leistungsgrenze im Freiklettern entwickelten sich als Maßstäbe in dieser Leistungsspirale aus Kreativität und Erfolg für die Grenze*

*zwischen Möglichem und Unmöglichem immer höhere Schwierigkeitsgrade. Die ursprünglich sechsgradige Schwierigkeitskala ist längst einer nach oben offenen gewichen (deren derzeitiges Maximum XI lautet). Daß angesichts dieses rasanten Fortschritts naheliegende Grundsatzüberlegungen und anfallende Probleme erst einmal bedenkenlos zurückgeschoben oder gar nicht erkannt wurden, ist durchaus verständlich. Was vorläufig zählte, war das Erreichen der nächsten Leistungsstufe und die Suche nach neuen Grenzbereichen.*

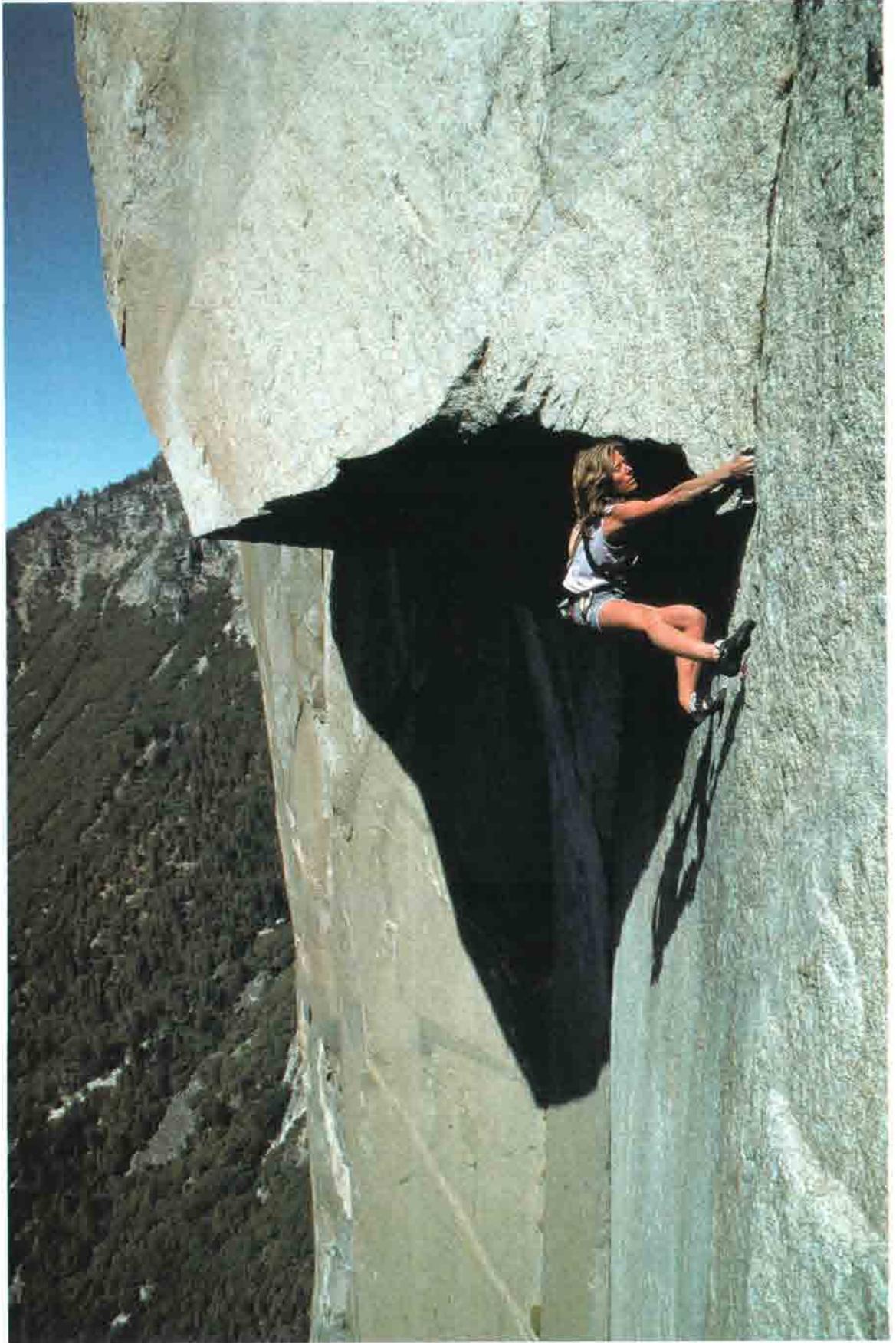
*Heute mögen zwar nach wie vor die Schwierigkeiten erhöht werden, doch die Grenzen bestehen und damit der zunehmende Drang nach Neuorientierung. Denn das mit dem Hinausschieben von Grenzen verknüpfte Annähern an Schranken indiziert Sättigung. Diesen Ist-Zustand in der Kletterwelt versucht der vorliegende Beitrag zu durchleuchten und provoziert dadurch die Frage nach der Qualität des nächsten Schrittes. Mit dem Leistungsprinzip auf dem Prüfstand macht sich allerdings auch eine gewisse Ratlosigkeit breit: In welche Richtung soll es gehen?*

## Freiklettern ad definitionem

Vorweg möchte ich das Phänomen Freiklettern transparenter machen, da diese Materie einem großen Leserkreis weitgehend fremd ist. Die „Entdeckung“ dieser neuen Spielform des Bergsteigens bestand anfangs darin, daß sich im Klettersport nach Jahrzehnten der Stagnation der Trend durchzusetzen begann, alles aus eigener Kraft zu meistern. Sieht man davon ab, daß letztlich die Freude an der Sache das Allesentscheidende ist und das Wie an und für sich jedem zu überlassen sei, galt für dieses Spiel mit der Schwerkraft das Überwinden zunehmend schwieriger Felspassagen ohne (Bohr-)Haken als Fortbewegung, sondern lediglich zur Sicherung. Der Begriff, in dem sich die Kletterethik ausdrückte, hieß „Rotpunkt“. Diese Grundregel bildet seither die anerkannte Grundlage beim Klettern, um Leistungen erfassen und vergleichen zu können. Die neue Klettereinstellung bewirkte ein völlig neues Klettererlebnis. Es tauchten Tritte und Griffe im Felsen

auf, die vorher nie wahrgenommen worden waren. Dazu gesellte sich ein Hauch der Zwanglosigkeit und Ungebundenheit (philosophischer Schotter, der alsbald zu bröckeln begann).

Was ist nun das schwierige Freiklettern faktisch? Zunächst sei noch einmal klargestellt: Freiklettern ist nicht Klettern ohne Seil, ist also nicht Soloklettern, sondern ein durch Seil und Haken abgesichertes „Sich-Messen“ am Fels, indem ausschließlich der eigene Körper zur Fortbewegung dient. Für die folgenden Überlegungen beschränke ich mich auf das Freiklettern im eigentlichen Sinn; auf das „Sportklettern“. Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, was dieser Trapezakt mit Netz in und jenseits der Vertikalen ist, möchte ich mich dabei dem Klettern in den höchsten Schwierigkeitsbereichen widmen. Hier bewege ich mich als Kletterer physisch an der Leistungsgrenze. Die Felspassagen, durchschnittlich zwischen zehn und dreißig Meter hoch — sind einstudiert, die Bewegungsabläufe automatisiert und werden im erfolgreichen Versuch



Frei, freier, am freiesten.

Lynn Hill bei der ersten Rotpunkt-Begehung der Nase (5.13b) am El Capitan, 1994, erster Tag.

aneinandergereiht (eben „Rotpunkt“ geklettert). Äußerste Konzentration, höchste Athletik, Ausdauer und Beweglichkeit sind notwendig; die Schwierigkeit liegt stets im richtigen Erfühlen des Druckpunktes, in der exakten Steuerung der Dynamik, der Treffsicherheit bei Fingerlöchern, der richtigen Atemtechnik. Unter Umständen ist es hilfreich, sich in den Zustand leichter Aggression, dosierter Erregung zu versetzen, der aber nicht zu stark werden darf, da sonst die hervorgerufene Unruhe eine „Bewegungsunschärfe“ mit sich bringt. Dazu kommt die mentale Stärke, die beim Sportklettern in den Klettergärten eine zwar ungleich geringere als in den hohen Wänden der Alpen oder des Karakorum, aber doch nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

### Alternative Leistungsorientierung aus innerem Notstand?

Wie stark die Idee des „freeclimbing“ im Laufe weniger Jahre das Verständnis über das extreme Bergsteigen verändert hat, läßt sich daran erkennen, wie sehr das Ungeöhnliche und Außergewöhnliche von gestern heute überholt und fast allgemein geworden ist. Wie im Höhenbergsteigen haben sich auch im extremen Klettern die Perspektiven verschoben. Wie die Achttausender des Himalaya von ihrer Erstbesteigung in den fünfziger Jahren bis in die siebziger Jahre Inbegriff des Nonplusultra waren und danach mehr und mehr an elitärem Anspruch durch Käuflichkeit ihrer Normalanstiege via Expeditions- und Trekkingtourismus verloren, so änderten sich auch in der Kletterwelt die (Rahmen-)Bedingungen.

Um die stürmische Entwicklung des zeitgenössischen Extremkletterns besser nachvollziehen zu können, bedarf es hierfür zunächst eines Blicks auf das materielle und gesellschaftliche Umfeld. Eingebettet in ein demokratisiertes, privatkapitalistisches System folgte im Westen nach einer Phase des Aufschwungs zum Wirtschaftswunder Anfang der 70er Jahre ein hemmungsloser Konsumrausch. Bergsteigen in all seinen Ausformungen ist eine Form des Freizeitverhaltens in der Industriegesellschaft geworden. Zusammen mit der den Tourismus zu einer Spitzenwirtschaft forcierenden Mobilität wuchs die zur Verfügung stehende (Frei-)Zeit im Wohlstand beständig an. Ebenso kamen seit den 70er Jahren effizientere Kletterausrüstungen und Sicherungstechniken auf dem Markt; und ihre Verfügbarkeit verführte, zumal ein erst neu erwachter Glaube an nahezu unbegrenzte Machbarkeit der Realisierung harrete.

Kurzum förderte der industrielle Überfluß ab 1970 das Privileg „Bergsteigen“. Ohne in die Tiefen unserer täglich im Berufsleben verschütteten Sehnsüchte, Träume und Gefühle eingehen zu wollen, ohne mich mit der verkümmerten Lebendigkeit im Alltag auseinanderzusetzen, kann ich dazu aus eigener Erkenntnis feststellen: Je technisierter, klimatisierter, rationalisierter unsere Realität wird,

desto stärker wächst der instinktive Drang nach einem originärerem, nicht an Effizienz und Produktivität orientierten Ausgleich. Das Leben und Überleben in der modernen Zivilisation besteht aus abstrakten Ritualen, aus subtilen Rivalitäten. Sie kosten Nervenkraft, erfordern schlaues Taktieren und Abwägen, ein zermürbendes Sich-Verbergen und Sich-Verstellen und sind Teil der Pathologie dieser Menschheitsepoche — mit körperlichem Einsatz haben sie meist wenig zu tun.

### Vom Elbsandstein über das Yosemite zum Frankenjura

Was allgemein ein Zug der Zeit ist, daß sich aktuelle Entwicklungen schnell überschlagen und kurzlebig sind, gilt auch für das Klettern. Eine Chronik des Kletterns, an den Meilensteinen der Lösung „allerletzter Probleme“ abgelesen, ist aber nicht nur durch ihre permanent überholte Aktualität, sondern auch wegen ihres Umfangs schwer zu erstellen. Und doch können im extremen Freiklettern Punkte festgehalten werden, wo Grenzen überschritten wurden und Horizonte zurückwichen. So kann historisch vom Elbsandstein (in der ehemaligen DDR) um die Jahrhundertwende ausgegangen werden. Von dort griff der faszinierende Gedanke des Freikletterns (damals noch mit Hanfseilen) in den dreißiger Jahren auf die Klettergebiete Englands und Amerikas über und kehrte schließlich wieder in den siebziger Jahren nach Europa zurück. Heute umfaßt dieser Sport alle Kontinente.

Die USA galten bis in die Mitte der achtziger Jahre als das Mekka des Freikletterns. Schon 1964 wurde hier der erste „Achter“, 1974 der untere IX. Grad und 1979 die erste X-Route geklettert. Danach wendete sich das Blatt. Die „Szene“ bestimmten nun Kletterer aus Frankreich, aber auch aus England, Italien, Deutschland, der Schweiz, Spanien und Österreich. 1991 wurde die Schallmauer des XI. Schwierigkeitsgrades durchbrochen, und es ist wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit (und des Trainings), bis der XII. Grad greifbar wird. Daß hierbei Frankreich eine führende Rolle in der wettkampforientierten Entwicklung übernommen hat, erklärt sich unter anderem daraus, daß dieses Land neben seinen geographischen und klimatischen Vorzügen (insbesondere in Südfrankreich) frühzeitig die Möglichkeiten in der spitzensportlichen Weiterentwicklung wie auch in der Entwicklung zum Breitensport erkannt hatte. Unterstützt vom staatlichen Umfeld wurde diese Vorrangstellung durch die Errichtung von Kletterwänden in Turnhallen weiter ausgebaut. Daß das Klettern als eine wirksame Schule der Eigenleistung und der aktiven Selbstbewährung zu verstehen und erzieherisch nutzbar ist, beginnt sich auch in Österreich langsam durchzusprechen. Klettern in seiner physischen und psychischen Komplexität ist nämlich ein (Parade-)Beispiel aktiven Lebens. Denn sich selbst formen, sich überwinden, erkennen und weiterentwickeln kann man nur durch

eigene Leistung. „Leistung“ ist dabei im weiteren Sinne des Wortes zu verstehen, sie schließt Selbstentfaltung der Persönlichkeit durch unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten ein. Und hier liegt die pädagogische Bedeutung einer derartigen sportlichen Tätigkeit (und überhaupt jeder kreativen Aktivität) schlechthin: (Jungen) Menschen einen Ausgleich in einer passiv-konsumorientierten, vorfabrizierten Welt zu ermöglichen.

## Klettern als Spitzensport

Wie das Bergsteigen in all seinen Facetten als Massenphänomen aus den veränderten individuellen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen entsprang, so ist auch das Freiklettern, das als künftige Breitenbewegung vorprogrammiert ist, ein ureigenes Kind unserer Industriegesellschaft. Auffallend ist an diesem jüngsten Sproß der Alpinistik lediglich, daß sich spitzen-sportliche Gesichtspunkte nach einer relativ kurzen Anlaufzeit durchzusetzen vermochten. Vermutlich erklärt sich die im Vergleich zu anderen Sportarten (z.B. Leichtathletik) ungewöhnliche Leistungsexplosion im Klettern unter anderem aus dem Aufholbedarf des aus der Betäubung konventioneller Klettereinstellung erst seit wenigen Jahren erwachten Klettersports.

Daß sich im angebrochenen Sportzeitalter der Zeitgeist seines spezifischen Werkzeugs bedient, der Kommerzialisierung des Kletterns via Massenspektakel, liegt auf der Hand. Die zum Spitzensport mutierte Betätigung verlangte von Beginn an einen Aufwand, der längerfristig nur zu erbringen ist, wenn er für den Sportler wie auch für die Wirtschaft zu einer verwertbaren Eliteposition führt. Die Faustregel in diesem Geschäft ist einfach: Für den Athleten heißt die erfolgreiche Teilnahme an Wettkämpfen, finanziell befriedigt auszusteigen. Für die Wirtschaft entscheidet zwar nicht unbedingt Sieg oder Niederlage des gesponserten Profis über Gewinn oder Verlust; doch im Ergebnis kommt es wohl auf dasselbe heraus, wenn ihr Hauptaugenmerk in der Quantifizierung der Leistung über „Zugpferde“ liegt, die in der Lage sind, als Werbeträger Käuferfurchen anzuziehen — denn nimmt dadurch die Zahl der animierten Kletterer zu, so steigt auch das Interesse der Ausrüstungshersteller an diesem Markt weiter.

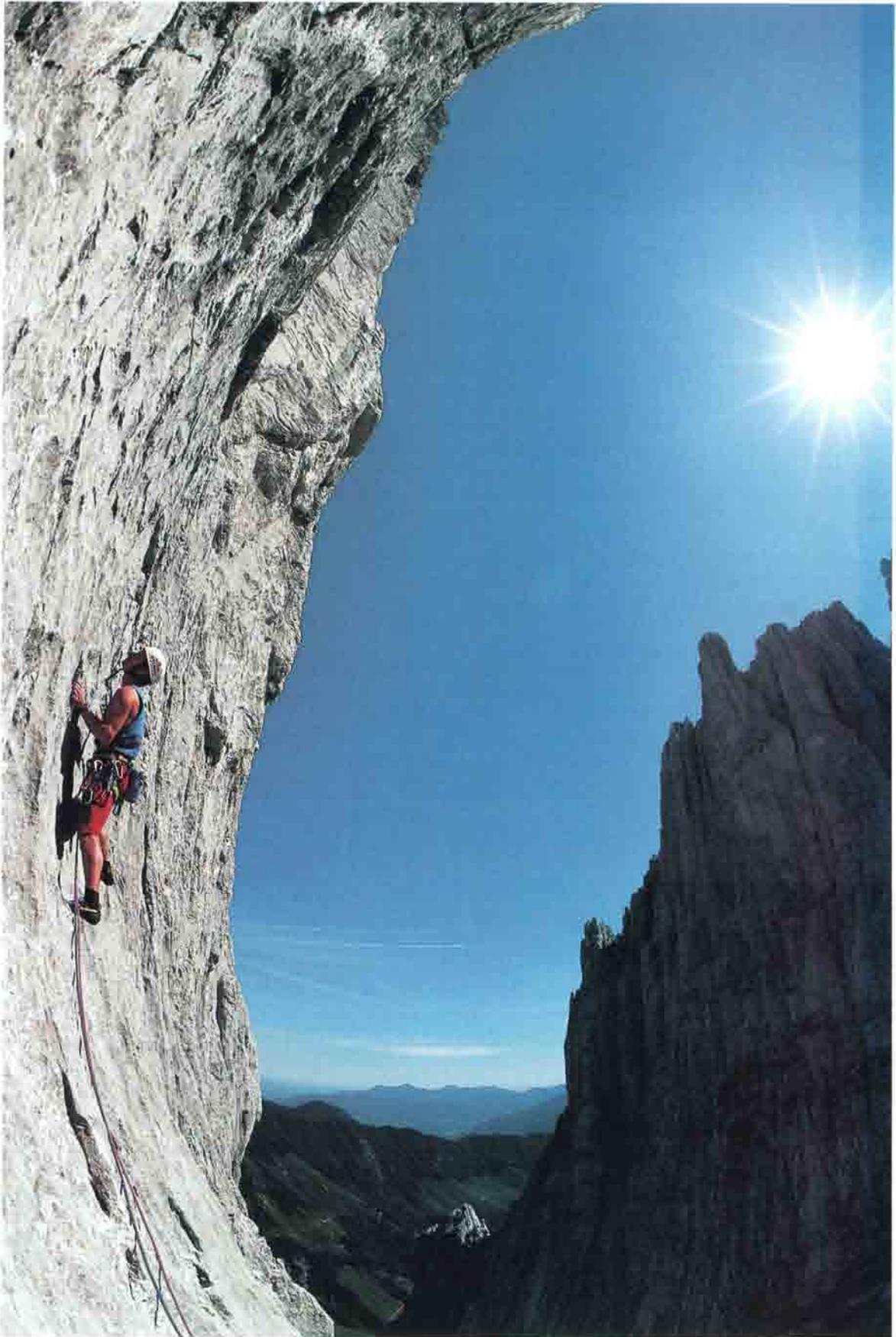
## Profi oder Amateur — die Kletter(wettkampf)szene

Das Klettern, eben erst dank einer neuen Kletterphilosophie („Rotpunkt“) zum Leistungssport aufgestiegen, führte innerhalb weniger Jahre zum disziplingefächerten Spitzensport, der nur bei gleichzeitiger Ausrichtung auf den Wettkampf bestehen konnte. War die Entwicklung zum Wettkampfklettern eine logische Konsequenz, um das Bedürfnis nach einem direkten Leistungsvergleich befrie-

digt zu wissen? Obwohl sich die Prinzipien der Leistung, des unbestechlichen Leistungsvergleichs, der Konkurrenz und der Chancengleichheit im sportlichen Wettkampf noch am ehesten annähern lassen (und auch der Nutzen der den Wettkampfszirkus sponsernden Wirtschaft am ehesten noch über derartige Veranstaltungen bewerten läßt), kann zehn Jahre nach dem ersten offiziellen Sportkletterwettkampf in Italien gesagt werden: Erschien am Anfang das Neue anziehend und nachahmenswert, so verloren in jüngster Zeit die an (Hallen)Kunstwänden ausgetragenen Wettkämpfe an Reiz für die aktiven Sportler wie auch für die Zuschauer. Und auch die Sponsoren, die gemessen an ihren Ressourcen zum Teil beträchtliche Geldbeträge für die Veranstaltung von Kletterwettkämpfen investierten, gaben sich nach der ersten Euphorie eher reserviert.

Eine Ursache der gegenwärtigen Rezession im Wettkampfklettern dürfte die im Vergleich zu traditionellen Wettkampfsportarten ungewöhnliche Entwicklung der Sportkletterwettkämpfe sein. Diese ging — mit Ausnahme von Frankreich, wo es neben vielfältigen natürlichen Klettergebieten und künstlichen Kletteranlagen sehr früh eine Vielzahl von nationalen Kletterwettkämpfen gab, die die anfängliche, bis in die Gegenwart reichende Dominanz französischer Kletterer bei internationalen Wettbewerben erklären — von oben nach unten. Weil es an leistungssportlich orientierten Vereinsstrukturen mangelte, fehlte ein System von unterschiedlichen Wettkampftypen, ausgehend von einer breiten Basis bis hin zu hochkarätigen Spitzensportveranstaltungen. Sicherlich trugen auch die aus verschiedenen (Vereins-)Lagern kommenden Widerstände gegen das wettkampfausgerichtete Bergsteigen das ihre bei. Jedenfalls orientierten sich die Organisatoren von Kletterwettkämpfen an der absoluten Spitze, denn nur Kletterer aus dieser Liga versprachen den notwendigen Zuschauerzustrom. Gemeinsam mit dem Bild der Wettkampfkletterer der gegenwärtigen Generation, die allesamt keine „gewachsenen“ Hochleistungssportler sind, sondern deren Motivation, mit dem Klettern zu beginnen, zunächst aus der Möglichkeit eines ungewöhnlichen Natursports bar von Normen und Konventionen stammte, entstand so eine Kluft zwischen Basis und Spitze, die den Stellenwert des Wettkampfes im Klettern geschwächt hat.

Ein weiterer wesentlicher —, wenngleich schwer faßbarer Grund für diese Entwicklung dürfte meiner Ansicht nach in der Natur der Sache liegen: Eine Natursportart wie das Klettern läßt Hochleistungen an den Grenzen des menschlich Möglichen im Wettkampf gar nicht zu; diese werden vielmehr ohne direkten Konkurrenzdruck vollbracht. Sind also die Gedanken von (individueller) Spitzenleistung und Konkurrenz entgegen dem Augenschein nicht in jedem Fall notwendig aneinandergelockt? Anscheinend ist der Kampf ohne Gegner, die vom konkurrenzorientierten Geist freie Auseinandersetzung mit sich selber, durch-



aus eine alternative Leistungsbelebung. Im Klettern manifestiert sich, daß auch andere Leistungsarten, die Zusammenarbeit und Zusammenspiel betonen, und die vorrangig auf Selbsterleben, Selbstbewährung, Selbsteinsicht, auf sich bezogenes Eigenkönnen und Insichgehen aufbauen, imstande sind, den Menschen in seiner Entwicklung weiterzubringen. Bekräftigt wird dieses Argument durch die in dieser Sportart anzutreffenden Charaktere: Zusammen bilden sie einen bunten Haufen von Individualisten bis Egoisten, denen in irgendeiner Form „Freiheit“ etwas bedeutet.

Aus der Warte der westlichen Industriegesellschaft, mit dem Drang nach berechenbaren Leistungen, mag das damit verbundene Plädoyer für eine positive(re) bzw. humane(re) Leistungskultur nicht auf ungeteilte Zustimmung stoßen. Die Tendenz zur zwanghaften Fortschrittsgläubigkeit verbietet es ihr, den Rekord als das Maß aller Dinge (vor allem im Sport) ernsthaft in Frage zu stellen. Doch — und hier ist eine Rückendeckung durch fernöstliche Ideologien gar nicht nötig — lebendiger Sport wie jegliche kreative Leistungshandlung bedarf nicht unbedingt der Institution des im direkten Wettkampf erfahrbaren Selbstbildes durch Fremdgeltung, um ein durch Schwierigkeit, Risiko und Seltenheit gekennzeichnetes Ziel zu erreichen; zumal wie gesagt im Klettern die schwierigsten Touren, die — was die Perfektion und Optimierung anlangt — einer Kür im Bodenturnen gleichen, nicht an der Kunstwand entstehen, sondern am Felsen gesucht und gefunden werden. Das ermutigt, zeigt sich doch an diesem Beispiel, daß die den Körper bestimmende Haltung des Geistes ausreicht, um aus dem durch den Drang zur ständigen Progression genährten Teufelskreis der Konkurrenzkultur herauszutreten und der Hoffnung auf mögliche Steigerung des Ichs Platz zu machen. Bei dieser kurzen Analyse des Wettkampfkletterns gerate ich allerdings ins Stocken. Zu glauben, daß sich der Wettkampfkirkus im Klettern aufgrund seiner Startschwierigkeiten totläuft, wäre angesichts der Brauchbarkeit dieses knallharten Hochleistungssports für die mediale Berichterstattung vielleicht ein Trugschluß. Da dem Wettkampfklettern relativ einfache und nachvollziehbare Regeln zugrunde liegen und es eine ungemeine Spannung in der Masse der Zuschauer erzeugen *könnte*, ist es nicht auszuschließen, daß die heute kaum von den Medien beachteten Weltcups, Welt- und Europameisterschaften im Klettern über kurz oder lang zu einer Fernsehsportart wie Golf, Tennis und Skifahren avancieren — und das zieht bekanntlich wieder Sponsoren an ...

### «Unmöglich ist's, drum eben glaubenswert»

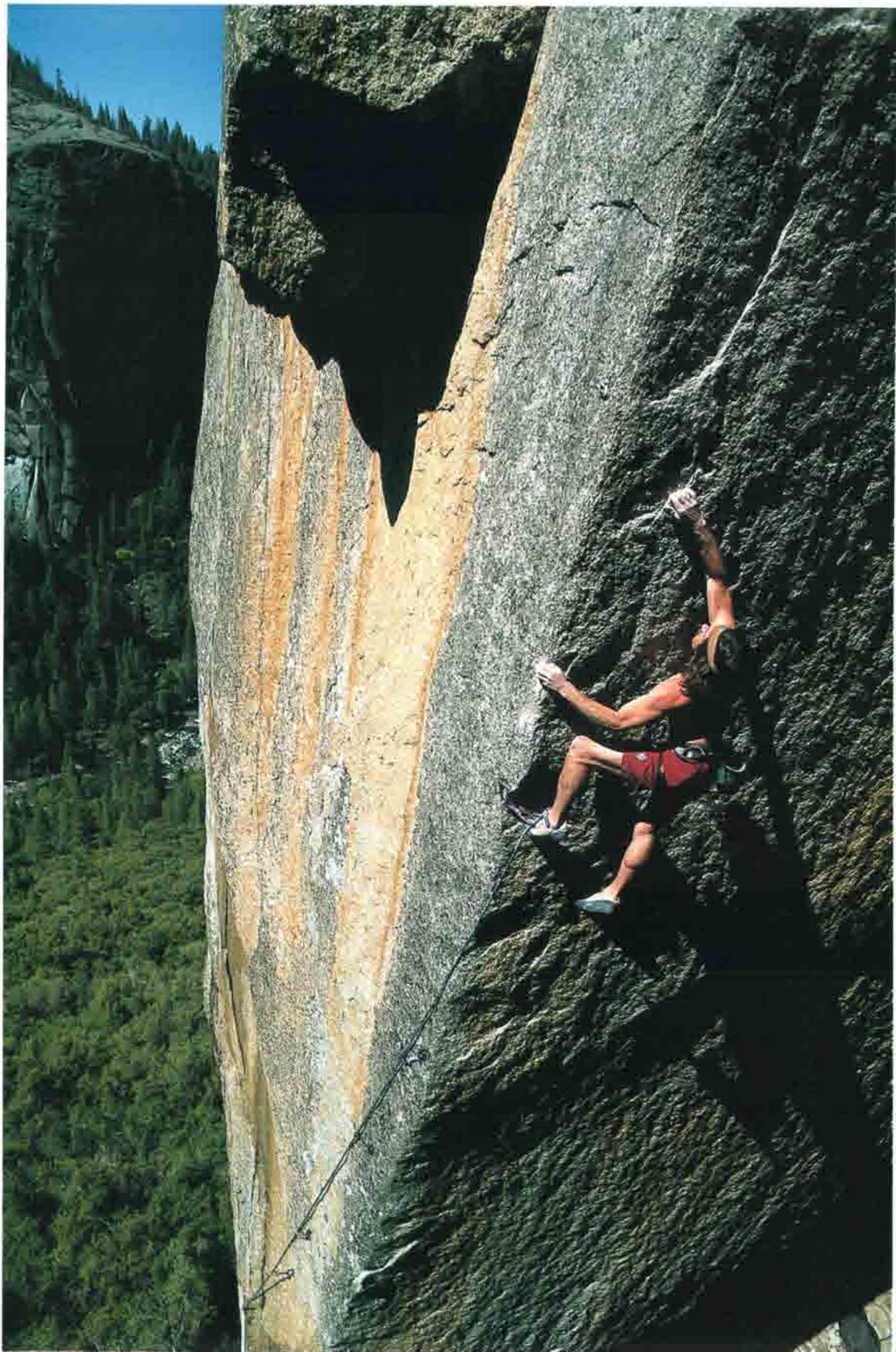
Zu Beginn dieser Zeilen schien es nicht allzu schwierig, die Entwicklungen und Tendenzen einer anfänglich faszinierenden Spielform des Bergsteigens, die nun eine reine

Sportdisziplin geworden ist, zu beschreiben. Und doch ist genau das Gegenteil erreicht. Sicher, es bleibt nach wie vor jedem einzelnen Kletterer überlassen, seinen eigenen Idealen nachzuleben. Aber der heutige Ist-Zustand ist in Frage gestellt, neue *Motivationsgrundlagen* sind gesucht, unserer Zeit entsprechende Wertvorstellungen sind gefragt.

Wie soll es also weitergehen? Im Schwierigkeitsklettern, das nach dem Absoluten strebt, läuft der „Achilles-Komplex“ der abendländischen Kultur („Stets der Beste zu sein und die anderen zu übertreffen“) Gefahr, an anatomischen Grenzen hängen zu bleiben. Diese sind zwar meiner Ansicht nach noch nicht in den nächsten Jahren erreicht, weil — ähnlich wie bei den Mittelstreckenläufern — in nicht allzu ferner Zukunft Kletterathleten aus Asien und Afrika auf den Plan treten werden, die aufgrund ihrer Veranlagungen (vor allem des günstigeren Verhältnisses von Kraft und Gewicht) „westliche Talente“ überflügeln werden; doch Grenzen zwischen möglich und unmöglich existieren. Umgekehrt bedeutet aber der Gedanke „unmöglich“ aus sportlicher Sicht Resignation, bedeutet Sport ohne Phantasie und Faszination. Soll das eine (nämlich der Glaube an noch schwierigere Kletterrouten) fortleben und das andere (Klettern um des Kletterns willen) aufleben, so müssen wir zwar Selbstverständliches preisgeben, doch in diesem Verzicht liegt Zukunft. Denn um was es geht, ist sich einer Aufgabe, einer Herausforderung, einem Problem zu stellen, von dem man nicht weiß, ob es möglich ist — nicht bevor man es tut und auch nicht während man es tut, sondern erst, wenn alles getan ist.

Vergessen wir nicht, daß das, was das Bergsteigen stets weiterentwickelt hat, die Herausforderung gewesen ist, das Unmögliche möglich zu machen. Nicht nur, daß sich das Unmögliche im Alpinismus schon jetzt überlebt hat, sondern daß sich gerade aus den gescheiterten Versuchen, das Unmögliche zu bestimmen, zeigt, was das Unmögliche für eine Chance bietet: den Versuch, einen Punkt ausfindig zu machen, dem wir uns immer weiter annähern können, ohne ihn jemals zu erreichen. Und so gibt das Unmögliche im Klettern die Richtung vor, der aus psychologisch unterschiedlichsten Motiven von den Kletterern gefolgt wird. Gesteht man sich darüber hinaus ein, daß der Ausdruck „unmöglich“ nicht selten als Ausrede für eigenes — psychisches oder physisches Unvermögen steht, so ist eines für mich offensichtlich: Ohne allmächtig zu sein, lohnt es sich auf jeden Fall, die Vision in sich zu tragen, das Unmögliche zu erkennen und möglich zu machen. Denn mit jedem Schritt, mit dem wir uns ihm nähern, nähern wir uns zugleich uns selbst.

Mehr denn je wird daher in Zukunft das anscheinend „Überflüssige“, die im Eigenhandeln und in der Eigenleistung zum Vorschein kommende persönliche Entwicklung und individuelle Freiheit aufgerufen sein, um die wohl unbändige Lust des Menschen, seine Grenzsteine



stets hinauszurücken, zu befriedigen. Auf der Suche nach neuen Zielen, Aufgaben und Wirkungen steht das Klettern vor der Herausforderung, die Förderung der Vielfalt und die Entfaltung des Daseins und der Persönlichkeit so zu akzentuieren, daß zum einen die Menschen daraus Kraft und Lebendigkeit schöpfen, zum anderen die als verbindlich angesehenen Bewertungsmaßstäbe sich solange fortentwickeln, bis brauchbarere Alternativen für unsere Gesellschaft am anthropologischen Horizont auftauchen.

### Quo vadis?

Mag sein, daß der Trend in die Richtung geht, die Fähigkeiten aus dem Sportklettern (und auch aus dem Wasserfallklettern) im alpinen, großzügigen Stil umzusetzen. „Neuland“ dafür ist jedenfalls (noch) keine Mangelware. Jeder, der sich erkoren fühlt, kann im Gebirge eigene Domänen schaffen; Bestmarken im Sinn neuer Schwierigkeitsgrade werden an dieser Front allerdings nicht purzeln. Vergängliche Rekorde wird es allemal geben. Wenn nicht so sehr auf physischer Ebene, dann auf psychischer; etwa hohe klettertechnische Schwierigkeiten auf viele Seillängen verteilt (und eventuell in Höhen, wo der Sauerstoff merklich knapper wird). Dazu erscheint das Klettern an hohen Wänden in den Alpen, in Patagonien, in Nordamerika, im Karakorum und in Grönland genügend Spielraum zu geben. Diese Variante des Extremkletterns, die in der Regel aufgrund anderer Sicherheitsbedingungen, die die Sturzgefahr steigern, eine höhere Eigenverantwortung und besseres Bewegungsvermögen hinsichtlich möglicher Sicherungspunkte und machbarer Bewegungskombinationen verlangt, ist noch lange nicht ausgereizt.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß mittlerweile viele Kletterer (durch das Training in den Sportklettergebieten) ein Niveau im Gebirge erreicht haben, das bis vor kurzem nur einer kleinen Elite vorbehalten war. Zweifelsohne hat hierzu auch der Bohrhaken, dieser „Freund der Psyche“, beigetragen. Mit ihm läßt sich der Lebenshunger, der insbesondere beim exponierten Klettern aus einer überdurchschnittlichen Empfindung der Angst resultieren kann, leichter stillen, denn er gibt Sicherheit. Aber wie steht es mit der Ethik in diesem Grenzbereich? Ist der Bohrhaken im Gebirge (und warum gerade nur dort) ein Produkt zeitgemäßer (Leistungs-) Moral? Darüber läßt sich geteilter Meinung sein; wenn gleich angesichts der Fakten (Bohrhaken werden in Kalkwänden so gut wie überall verwendet) die Diskussion über pro und contra vorläufig überholt sein dürfte.

Unverändert aktuell ist hingegen die Beziehung zwischen Sicherung und körperlicher Höchstleistung im Klettern. Vom Standpunkt des Spitzenkletterers ist dazu feststellbar: Je höher der Schwierigkeitsgrad in der Wand, desto größer das Bedürfnis nach qualitativer Absicherung. Der

Bohrhaken als Garant für kalkulierbares Risiko ist insofern Mittel zum Zweck. Denn je weniger Gedanken der Unsicherheit mein Gehirn martern, je geringer die Gefahr, daß ein Fehler (selbstzerstörende) Konsequenzen hat, desto mehr Energieressourcen und Leistungsreserven sind für die eigentliche Problemstellung verfügbar. Zwar kann auch ein durch psychische Bedrängnis eintretender Streß in mir Kräfte mobilisieren; die Leistungen, die aus einer solchen (Not)Situation hervorgehen, sind aber in hohem Maß dem Zufall überlassen, was bei einer Gefahrensportart wie dem Klettern mitunter tödlich sein kann. Eine andere Frage ist, ob derartige „Taten“ verwertbar sind. Für den in seinem Marktwert vom Publikumsinteresse abhängigen Sportler stellt sich in diesem Fall das Problem, daß seine Leistung, die selbst für den fachkundigen Beobachter kaum mehr nachzuempfinden und abzuschätzen ist, für den Laien unvorstellbar bleibt. Ohne Meter und Sekunden als Maßstäbe wird es halt schwierig! Noch dazu, wenn die Spitze immer breiter wird und die Namen der crème de la crème ständig fluktuieren. Gewaltige Ausdauerleistungen in den Wandfluchten der Dolomiten, des Mont-Blanc-Massivs, der Trango Türme, des Yosemite, des Fitz-Roy-Gebietes sind obendrein vermarktungstechnisch kontraproduktiv. Die Arena Natur mit ihren Wetterlaunen ist kein Stadion.

Ob daher Profit (ein Wort, das in bezug auf das Klettern sowieso hoch gegriffen ist) aus derartigen Unternehmen zu schlagen ist, kann nur im Einzelfall beantwortet werden. Neben ökonomischer Kritik sind zudem ökologische Bedenken anzubringen. Um zu einem Berg/Fels zu gelangen, nehmen wir viel auf uns; wir sind bereit, unzählige Straßenkilometer zurückzulegen — um dann mitten in der Natur unsere Lust auszuleben, uns auszutoben. Gemessen am Aufwand, an der Belastung der Umwelt ist diese exzentrische Form der Eigen-Therapie höchst problematisch.

Skepsis ist aber auch auf einer ganz anderen Ebene angebracht. Nicht nur die Bevölkerung wächst, auch das Volk der (Durchschnitts-)Kletterer vervielfacht sich. Gründe hierfür sind bereits erwähnt worden: Die Faktoren Zeit und Geld sind zweifellos äußere Voraussetzungen dieser Entwicklung im Klettertourismus; die Sinnfrage, die Interpretation von Leistung, die Realitätsbewältigung, der Umgang mit sich selber, mit seinen Leidenschaften, Sehnsüchten, Trieben und Komplexen sind innere Anknüpfungspunkte. Was aber sind nun die Folgen aus der wachsenden Zahl von felssüchtigen Freizeitspezialisten? Als möglicherweise positive (elitäre) Konsequenz ließe sich die Milchmädchenrechnung anstellen, daß die wachsende Nachfrage nach Ausrüstung zugleich auch einen Geldsegen für das Profibergsteigen bedeutet. Das ist in unserem Wirtschaftssystem beinahe unvermeidlich: Denn durch die steigende Zahl von Aktiven ist der Absatzmarkt für Bekleidung, Seile, Gurte, Schuhe und dergleichen so groß geworden, daß die Hersteller weitere prominente

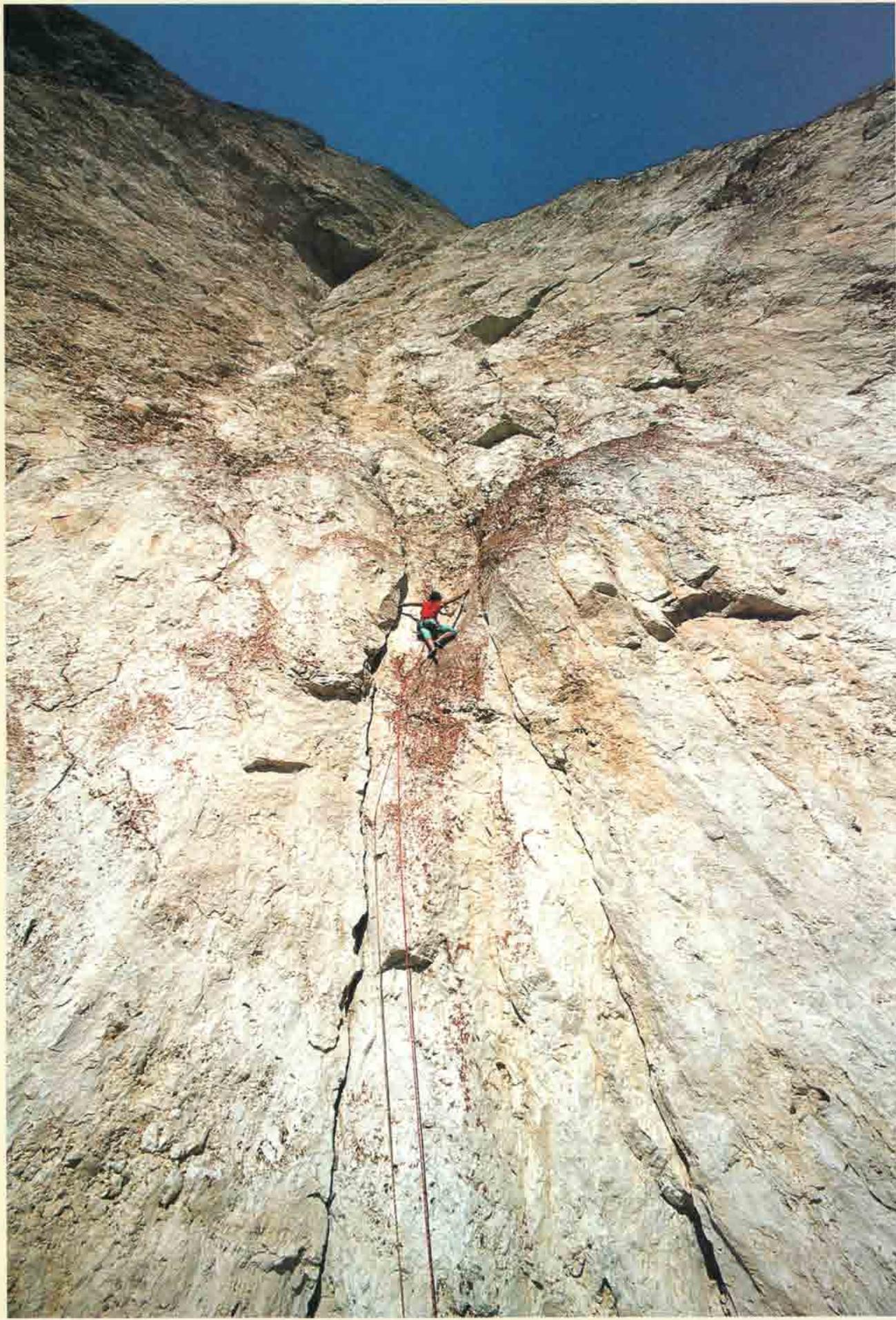
Zugpferde einstellen können, um den Absatz ihrer Produkte neuerlich zu steigern — wobei diese Strategie durch Prognosen über das Konsumentenverhalten der jungen Generation auf den ersten Blick durchaus glaubwürdig erscheint.

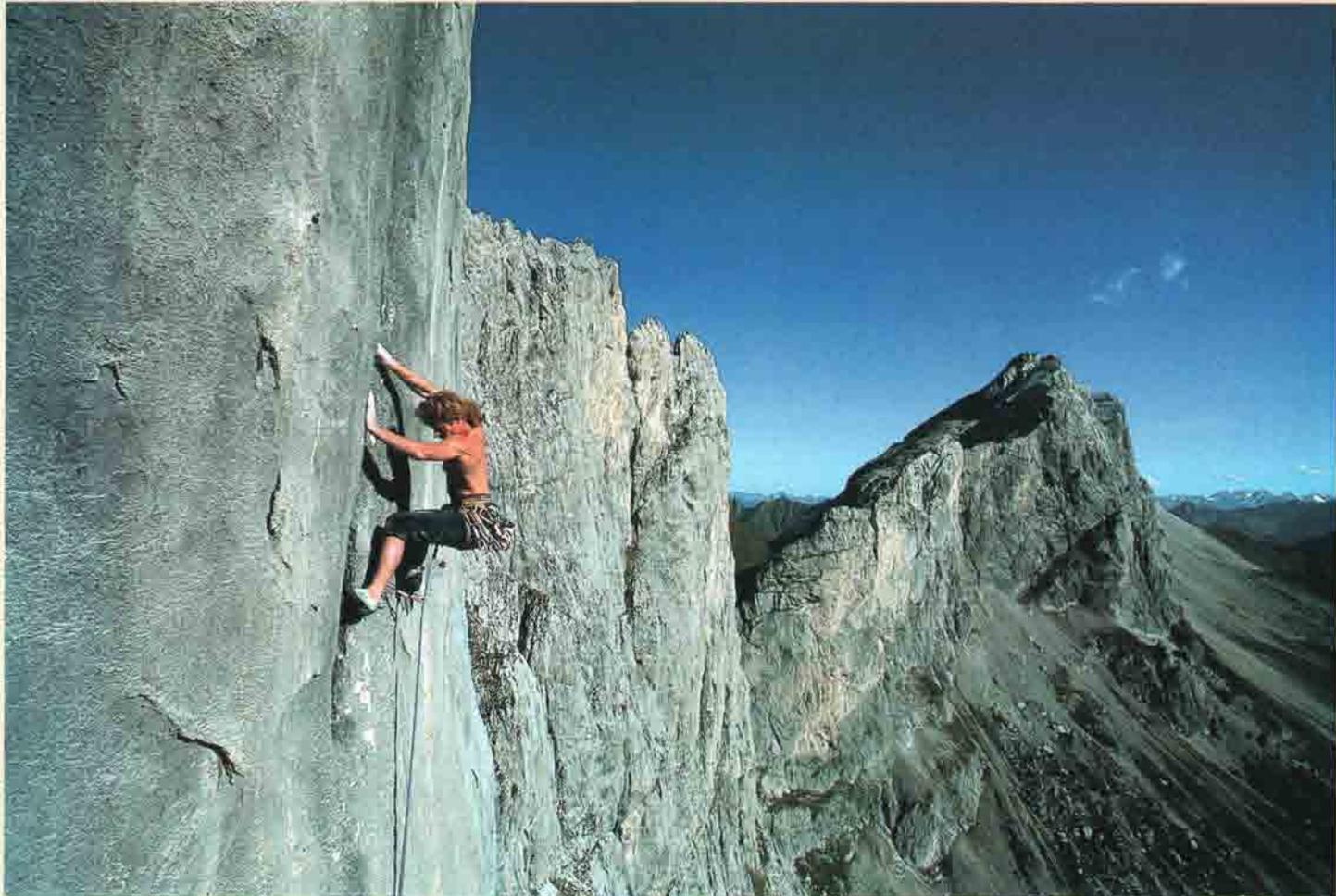
### Plädoyer für einen alternativen Alpinismus

Zurück zum Thema. Längst ist es keine Fiktion mehr, daß wir auch unsere letzten Reservate an Kreativität und Individualität manipulieren. Professionalisieren, spezialisieren, extremisieren sind als Imperative in dieser Welt selbst im Klettersport unabkÖmmlich geworden. Disziplinen geben den Ton an. Hier die Kunstharzgriffe, dort die Felsleiste. Dritte sehen zwar weder in der Halle noch am schweren Fels in zwanzig Meter Höhe ihre Selbstverwirklichung, sondern gebrauchen diese „Turngeräte“ nur, um ihre Eigenwelt im Gebirge besser in ihrer inneren Authentizität aufnehmen zu können. Jeder versucht auf seine Weise, in seiner Sparte gut zu sein. Der Fachidiot im Beruf ist auch im Sport kein Phantom mehr. Dieser Prozeß impliziert aber die Tendenz zur Trägheit. Die Erfahrung aus anderen Lebensbereichen führt uns das nachdrücklich vor Augen. Ein Weiterweg kann daher immer nur bedeuten, sich aus (alt)vertrauter Umgebung zu lösen, auf ideellen Ebenen Barrieren niederzureißen, funktionelle Zusammenhänge zu erkennen, die eingefahrene Automatisierung und Ökonomisierung zu überwinden, sich kri-

tisch mit der Gegenwart auseinanderzusetzen, damit die Sensibilität für das Machbare nicht verloren geht. Ohne Verzicht wird es allerdings dabei nicht gehen. Das klingt zwar ernüchternd, ist aber Realität, denn wer hat schon jemals Bäume bis in den Himmel wachsen gesehen. Besteht aber wegen dieser Entwicklung und deren Auswüchsen und Irrwegen im Klettern, die eigentlich nur unsere gesamtgesellschaftliche Situation im Kleinen spiegeln, wirklich Anlaß zur Resignation? Ja und nein. Pessimismus ist angebracht, sollte es stimmen, daß der Mensch aus der Geschichte nicht lernt, weil sich die menschliche Natur im Laufe der Zeit nicht grundlegend geändert hat. Das hieße auf das Klettern bezogen, daß das Schwierigkeitsklettern auf der Suche nach noch Schwierigerem irgendwann einmal in Langeweile versinken wird. Auf die Evolution des Menschen generell abstellend, beginnt sich allerdings unter dieser Prämisse das Bild der Zukunft vor meinem geistigen Auge einzutrüben und zu verschwimmen.

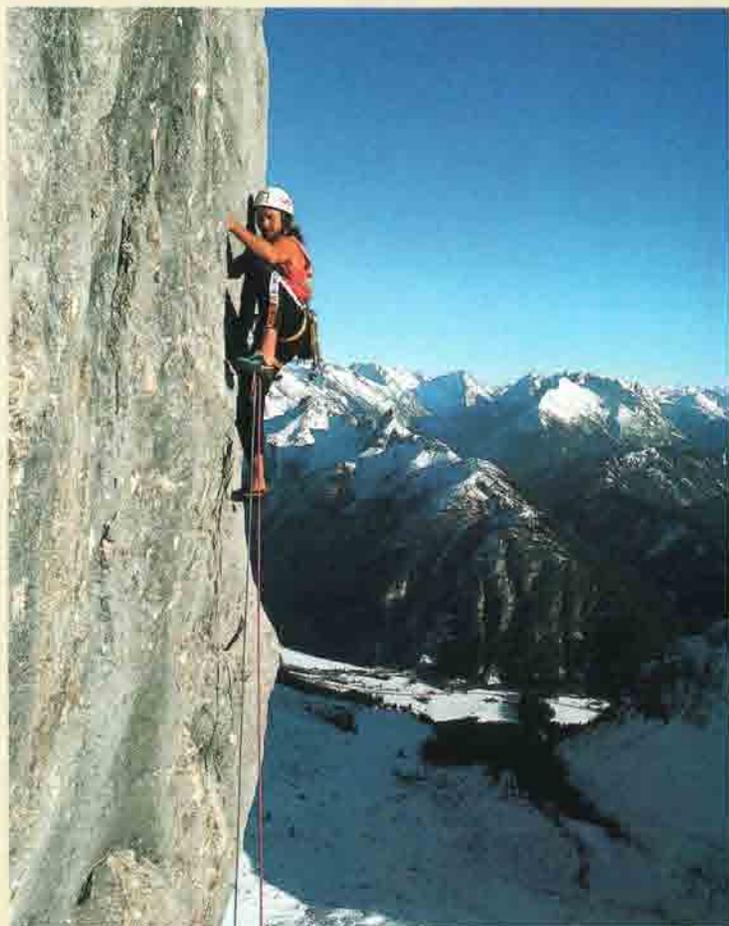
Ist hingegen Optimismus nicht nur eine Illusion, sondern auch verhaltene Hoffnung aus Glauben und Vision, dann stehen auch den heranwachsenden und nachfolgenden Klettergenerationen genügend Herausforderungen und Abenteuer bevor. Und haben sie sich erst einmal eine neue Motivationsgrundlage geschaffen, so werden sie auch in ihrer Betätigung Erfüllung finden und neue Maßstäbe setzen. Zum Beispiel im 10. Grad auf sechstausend Meter ...

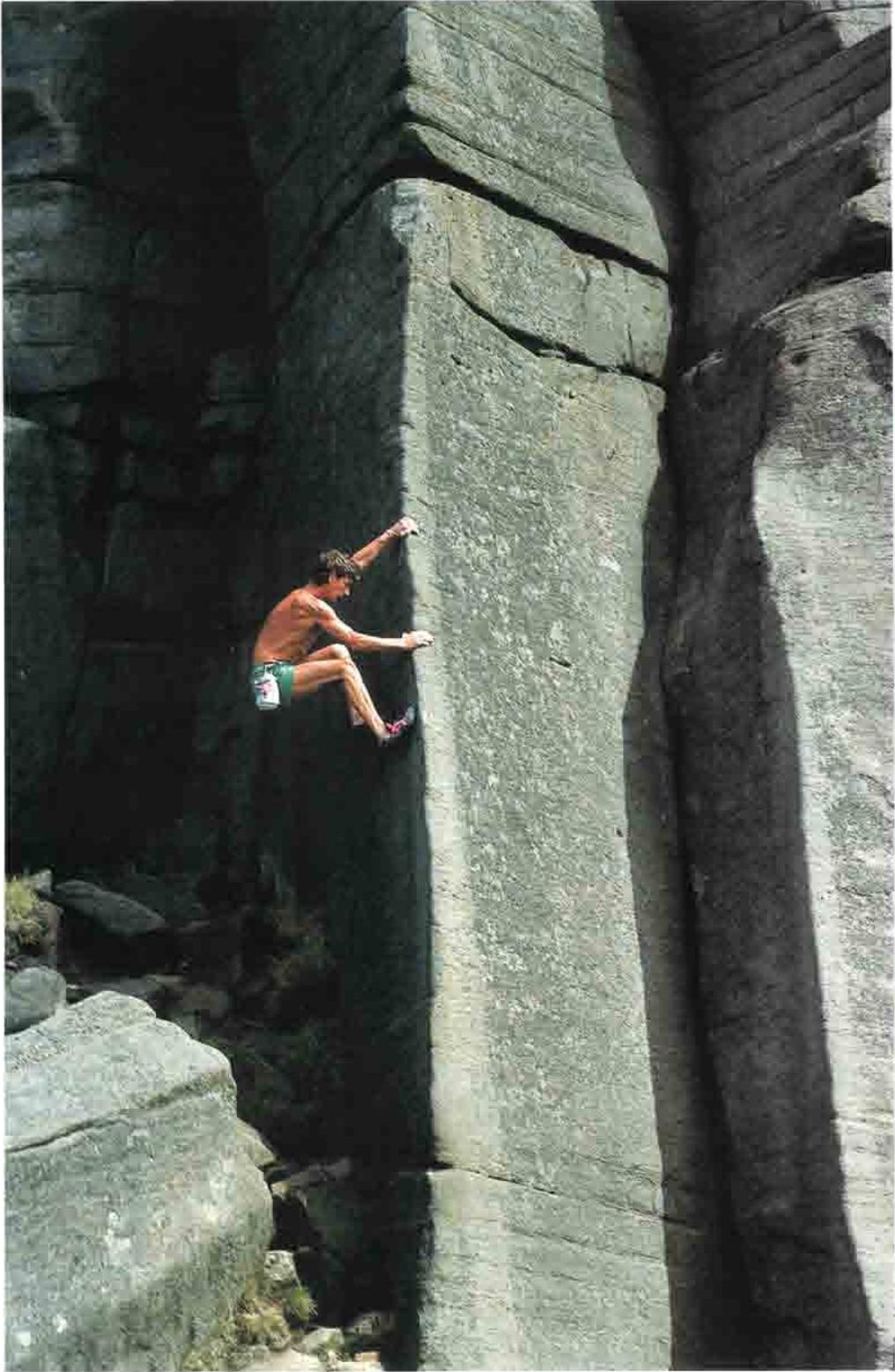




## ***Vertikal ist das mindeste***

Linke Seite: Heinz Mariacher in der  
Maestri-Führe an der Rotwand.  
Rechte Seite oben: Beat Kammerlander in  
der Route Silbergeier (8b+), Rätikon.  
Rechte Seite unten: Heinz Zak in  
Supernova (9/9+), Schüsselkarspitze,  
Wetterstein.





Vertikales Ballett.  
Ron Fawcett solo im Gritstone,  
Stanage, England.

# Was wird aus dem Bergsteigen?

Ein Blick nach vorne, aus der Sicht eines Südtiroler Extremalpinisten

Hans Peter Eisendle

Bergsteigen, quo vadis? Beim derzeitigen Durcheinander von medienwirksamem Sensationsalpinismus und für die meisten kaum mehr begreifbarem Spitzenbergsteigen, ist dies eine Frage, der ich am liebsten ausweichen möchte. Ausweichen und wegschauen bedeutet jedoch auch, den eigenen Weg zu verlieren. Um die Gegenwart des Spitzenbergsteigens zu begreifen und um eine Zukunftsvision zu entwickeln, ist es notwendig, ganz kurz einen Blick zurückzuwerfen.

Wurden am Anfang mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln die wichtigsten Gipfel meist über die leichtesten Wege „erobert“, ging es später darum, dieselben Gipfel über unbestiegene, schwierige Wände und Grate zu erreichen. Der Gipfel war nicht mehr Ziel, sondern Ende des Weges. Dieses Suchen nach Abenteuer in der Schwierigkeitssteigerung endete in immer technischeren Direttissimas, mit abnehmender Kunst im Fuß- und Handwerk des Bergsteigens. Mit dem Verzicht auf möglichst viel Technik und der Steigerung des reinen Klettervermögens begann sich das Rad von neuem zu drehen. Im Laufe der letzten drei Jahrzehnte hat sich dieser sportliche Alpinismus zum absoluten Spitzen- und Breitensport entwickelt. In diese drei Jahrzehnte fällt auch meine eigene Aktivität als Kletterer und Bergsteiger. Ich habe zwischen gut und schlecht zu unterscheiden gelernt in der Entwicklung der Stile, und vor allem habe ich gesehen, daß sich Alpinismus wie alle menschlichen Aktivitäten überwiegend in im Bereich zwischen schwarz und weiß, zwischen gut und schlecht bewegt. Aus dieser Erkenntnis heraus erlaube ich mir hier die folgenden Betrachtungen.

Der Leistungsstand an der Spitze ist dermaßen hoch, daß die Spezialisierung logische Konsequenz ist. Grob gesagt gibt es heute vier Richtungen zu unterscheiden.

Als erste sehe ich das Sportklettern, das sich einerseits in der Maschinerie internationaler Wettkämpfe an künstlichen Wänden ausdrückt, andererseits aber auch seinem Ursprung, dem Suchen nach der höchsten kletterbaren Schwierigkeit (worked out und on sight) an natürlichen Felsen, treu geblieben ist. Diese Art des Kletterns hat sich vom Abenteuer Bergsteigen am weitesten entfernt und ist neben einer Trainingsmöglichkeit für Bergsteiger zum

eigenständigen Hochleistungssport geworden.

Als zweite Richtung sehe ich das reine Felsklettern an Wänden mit alpinem Charakter. Das bedeutet, moderne Schwierigkeitsgrade mit natürlichen Sicherungspunkten in möglichst freier Kletterei. In dieser Disziplin herrscht ein großes Durcheinander von Stilen, Meinungen und Resultaten. Dabei gäbe es eine uralte Regel, die das Bergsteigen seit seinem Beginn begleitet: Je höher das Abenteuer, — das Risiko, desto höher die Qualität des gekletterten Schwierigkeitsgrades. Als Beispiel für diese Verwirrung möchte ich jene drei Felsrouten nennen, die in der Fachpresse als die schwierigsten alpinen Klettereien der letzten Jahre aufscheinen: Stefan Glowacz's *Kaisers neue Kleider*, Thomas Hubers *End of silence* und Beat Kammerlanders *Silbergeier*, alle drei im oberen 10. Schwierigkeitsgrad. Diese Presseaussage kann für Beat Kammerlanders Routen durch sein kühnes Vorgehen bei der Errichtung der „Infrastruktur“ für die spätere kletter-sportliche Höchstleistung noch stimmen. Aber bei allem Respekt vor der enormen Leistung, so wurde in allen drei Fällen nicht das Sportklettern ins Gebirge übertragen, sondern der Klettergarten mit extremen Bedingungen. Eine Bohrhakenlinie zeigt den Weg für Wiederholer. Diese müssen in einem Höchstmaß Sportler sein und in einem viel kleineren Maß Abenteuerer.

Im Gegensatz dazu stehen zum Beispiel Routen der Südtiroler Adam Holzknicht aus St. Ulrich, Roland Mittersteiner aus Lana, Christof Hainz aus Gais und Helmuth Gargitter aus Feldthurns. Sie erreichen zwar „nur“ maximal den 9. Schwierigkeitsgrad, aber ihr weitgehender bis absoluter Verzicht auf „Cliffs“ und Bohrhaken garantiert für alpine Abenteuer der Sonderklasse.

Daß auch dieser „saubere Stil“ nicht immer eindeutig als solcher definiert werden kann, bewiesen die Nordtiroler Kletterer Ingo Knapp und Luggi Rieser mit ihrer „Erstbegehung“ an der Marmolada-Südwand. Oberflächlich betrachtet wurde hier erstmals ohne Bohrhaken der Schwierigkeitsgrad 8a (9+/10-) erreicht. Bei genauerem Hinschauen fällt jedoch auf, daß beide Kletterer für denselben Schwierigkeitsgrad im Klettergarten mit Bohrhaken viele Versuche mit vielen Stürzen, verteilt auf viele Tage brau-

chen. Daraus schließe ich auf einen ähnlichen Stil auch bei der Erstbegehung. Das bedeutet also Klettern von Sicherungspunkt zu Sicherungspunkt mit vielen Stürzen und oftmaligem Hängen. Auch wenn die Seillängen bestenfalls nach auswendig gelernten Bewegungsabfolgen und eingerichteten Sicherungspunkten vielleicht bei einer 3., 4. oder 10. Begehung „rotpunkt“ geklettert wurden, so müßte die Bewertung der „Erst-Begehung“ korrekterweise um einiges tiefer liegen. Wenn dann noch der benachbarte *Weg durch den Fisch*, der schon vierzehn Jahre früher ein Meilenstein alpiner Klettereien war, verbal zur „mickrigen Dosenmakrele“ degradiert wird, dann zeugt das mehr von Arroganz als von Überlegenheit.

So ist die Verwirrung groß, und nur mehr wenige Insider können zwischen gut und besser unterscheiden. In unmittelbarer Zukunft sehe ich einerseits Bohrhakenlinien aus Nirostastahl durch sonnige Wände in allen Schwierigkeitsgraden ziehen. So wie Klettersteige schon lange zur touristischen Infrastruktur von Berggebieten zählen, so sind diese Art von Routen eine sportliche Entsprechung dazu. Andererseits sehe ich auch eine lineare Weiterentwicklung der alpinen Geschichte in Routen einiger weniger Spitzenkletterer, die weiterhin nur Kletterkönnen und Schwierigkeitsgrad steigern, — sonst nichts. Und es wird vor allem eine unüberschaubare Anzahl von Mischformen der Stile geben.

Das gleiche gilt für die dritte Disziplin, das Fels- und Eisklettern an großen Alpenwänden oder in Grönland, Patagonien, Pakistan, Alaska oder Baffin Island, in großer Abgeschiedenheit und mit gleichen oder ähnlichen Spielregeln wie in den Dolomiten. Alle Spitzenvertreter dieser Disziplin sind hervorragende Sportkletterer mit einem Gespür für die Gesetze der Wildnis.

Zwischen dieser Disziplin und der vierten, dem Höhenbergsteigen, liegt meines Erachtens die größte Chance für die Zukunft des Abenteuers Bergsteigen. Dazwischen deswegen, weil das sogenannte Achttausenderbergsteigen fast zur Gänze verbraucht ist. Fast alle Grate und Wände wurden teilweise mehrmals bestiegen, ohne künstlichen Sauerstoff, im Alpinstil und im Alleingang. An die wenigen verbliebenen Probleme traut sich zur Zeit nicht einmal die Spitze der Höhenbergsteiger heran, weil sie fast hundertprozentig scheitern würden. Ich denke dabei an die direkte Linie durch die Makalu-Westwand mit extrem schwierigen Felspassagen an der 8000er-Grenze oder an eine Lhotse-Everest-Überschreitung mit sauberen Mitteln. Die leichteren Wege auf Achttausender haben inzwischen mehrere Reiseveranstalter auf ihrem Programm, wie die Fidschiinseln oder Mallorca. Überfüllte Basecamps, zu Trampelpfaden und Klettersteigen degradierte Normalwege und die ab und zu daraus resultierenden menschlichen Tragödien an den höchsten Bergen der Welt zeichnen den Übergang vom Spitzenbergsteigen zur Neckermannreise.

Somit gehört die Zukunft den kühnen Routen auf unzählige und großteils unbekannte Weltberge unter der 8000er-Grenze.

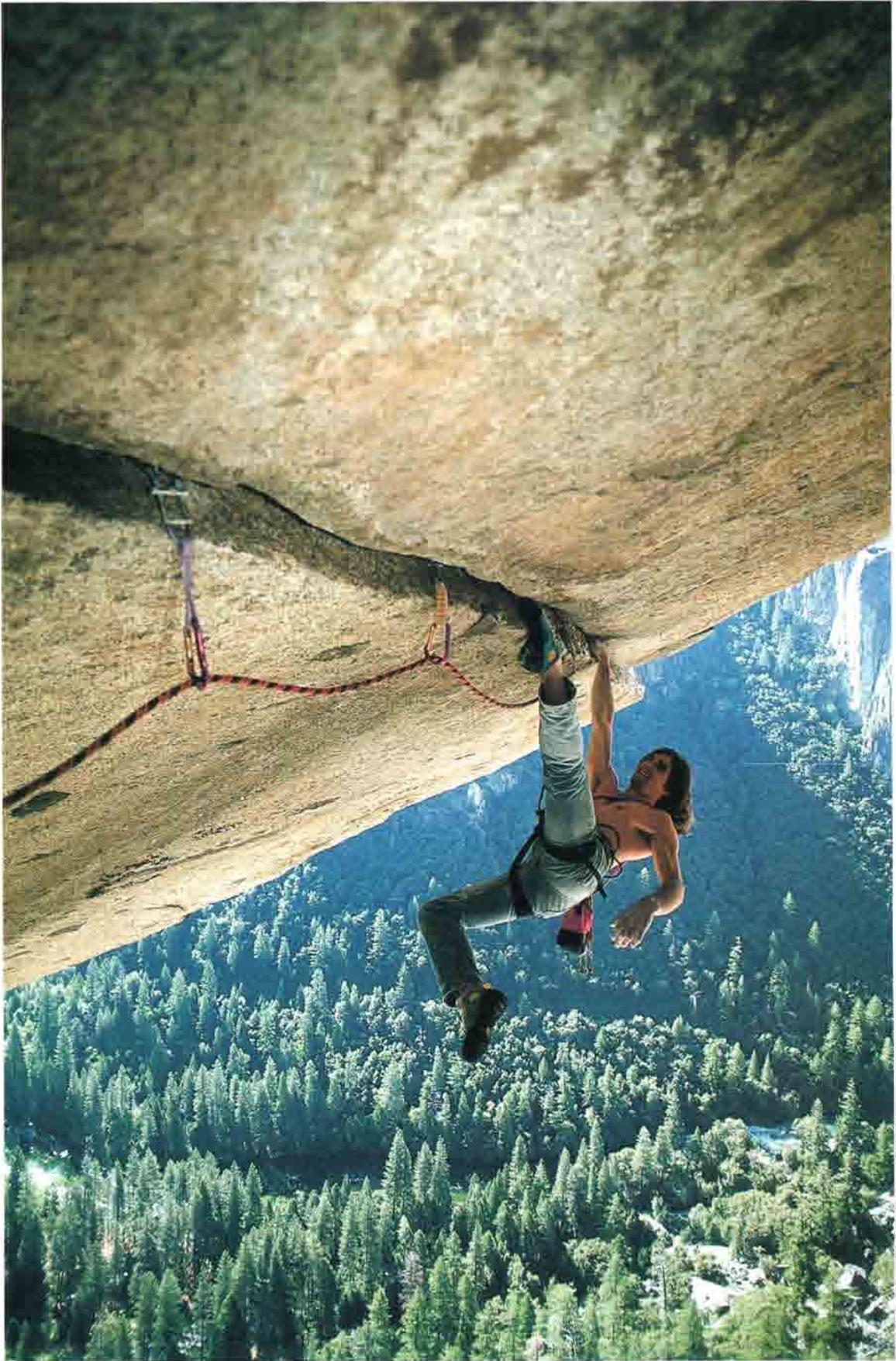
Alle vier hier aufgezählten Disziplinen verlangen von ihren Spitzenvertretern und solchen, die es werden wollen, neben Talent auch die fast ausschließliche Hingabe. Wer also nicht das große Rubbellos gezogen hat, keinen reichen Onkel oder Vater als Mäzen hat, muß sich mit der Frage der Finanzierbarkeit auseinandersetzen.

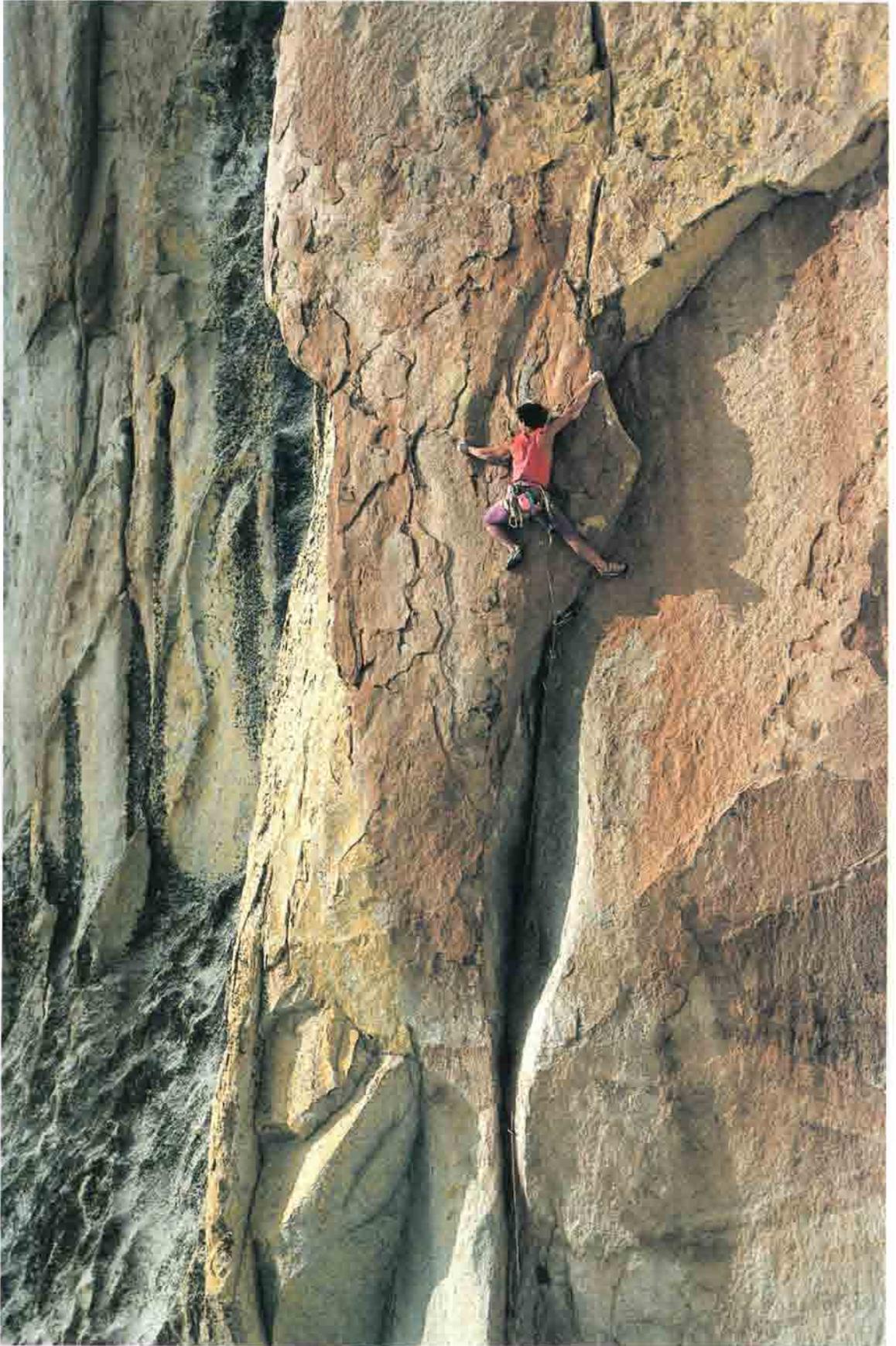
Im großen und ganzen gibt es drei oft miteinander verquickte Möglichkeiten, sich bergsteigend den Lebensunterhalt zu verdienen: Das Sponsoring; das kreative Wiederaufbereiten von Erlebtem in Büchern, Lichtbildvorträgen, Filmvorführungen oder Fotodokumentationen, — und schließlich den Bergführerberuf.

Dieser ist zwar eine hervorragende Möglichkeit, täglich das Gespür für die Gesetze der Natur zu Instinkten reifen zu lassen, nimmt aber enorm viel Zeit und Energie in Anspruch, die für das wirkliche Spitzenbergsteigen fehlen könnten. Der Bergführerberuf ist, professionell in allen Bereichen ausgeübt, schon zu einer eigenen Spezialdisziplin geworden.

Das Sponsoring hingegen setzt schon einen gewissen Ruf, einen Marktwert voraus, — und vor allem Erfahrung und Gespür im Umgang mit der Schlitzohrigkeit aller Geschäftemacher. Ich kenne die Taschengelder beziehungsweise die Nulltarife, für die viele junge Kletterer und Bergsteiger wie lebende Litfaßsäulen herumlaufen, und ich schäme mich für sie und ihre Sponsoren. Auch in Südtirol machen sich viel zu viele für viel zu wenig Geld zu Statisten am Rande des Marktes. Und spätestens hier stößt man auf das Phänomen Reinhold Messner. Er hat vorgemacht, wie es gehen könnte, und er hat für sich und für alle neben und nach ihm die Latte hoch gelegt. Er hat sich mit außergewöhnlichen Leistungen Weltruf und Marktwert erklettert, erstiegen und ergangen. Aber es sind vor allem seine Ideen und deren Ausführung, die ihn als Bergsteiger zum Vorreiter werden ließen. Eine Idee finanziert die nächste! Mit diesem Bausteinprinzip konnte sich auch Hans Kammerlander außergewöhnliche Erfolge finanzieren. Es genügt nicht, — überspitzt formuliert, der einarmige Klimmzug an einer 5mm-Leiste. Nicht der xte Grad zählt und auch nicht ein Platz auf irgendeiner Rangliste. Es sind nur Ideen, die den wirklichen Spitzenalpinismus ins nächste Jahrtausend tragen können.

Natürlich ist es bei fortschreitender Spezialisierung schwieriger geworden, neue Ideen so zu vermitteln, daß Sponsor, Medien und Publikum Verständnis und Begeisterung dafür aufbringen. Aber gerade in dieser Beziehung kommt der dritten und meiner Ansicht nach besten Möglichkeit der Selbstfinanzierung große Bedeutung zu, — der des schreibenden, erzählenden, fotografierenden und filmenden Spitzenbergsteigers. Er hat die Chance, seine Leidenschaft zu dokumentieren, sich kreativ mit seinem Tun auseinanderzusetzen und die Vermittlerrolle zwischen





dem Fachchinesisch der Insider und dem Interesse der großen Anzahl von Freizeitbergsteigern zu übernehmen. Nur er kann begreiflich machen, daß Bergsteigen mehr ist als die Aneinanderreihung von Höhenmetern, Schwierigkeitsgraden und Rekordzeiten.

Abschließend möchte ich noch kurz auf die Rolle des Alpenvereins in der ständig sich wandelnden Welt des Bergsteigens eingehen. Neben seiner überaus wichtigen naturschützenden, erzieherischen und ausbildenden Funktion, sehe ich Förderungsmaßnahmen von Talenten als würdige Aufgabe. Ich meine damit nicht die direkte finanzielle Unterstützung von vielversprechenden Jungstars, nicht den Alpenverein als Sponsor. Das wäre geradezu eine Behinderung auf dem Weg zur marktwirtschaftlichen Selbständigkeit. Vielmehr stelle ich mir eine begleitende und beratende Funktion von geschäftserfahrenen Exponenten des Vereins vor. Die große Erfahrung der jungen, leistungsstarken Bergsteiger in alpinen Bereichen ist oft gepaart mit großer Unerfahrenheit bei marktwirtschaftlichen Überlegungen. Hier könnte der Alpenverein mit einer positiven Einstellung dem — provokant ausgedrückt — „für Geld Bergsteigenden“ gegenüber eine große Hilfestellung sein. Ich denke dabei beispielsweise an eine Art Beratungsring für angehende Alpinprofis.

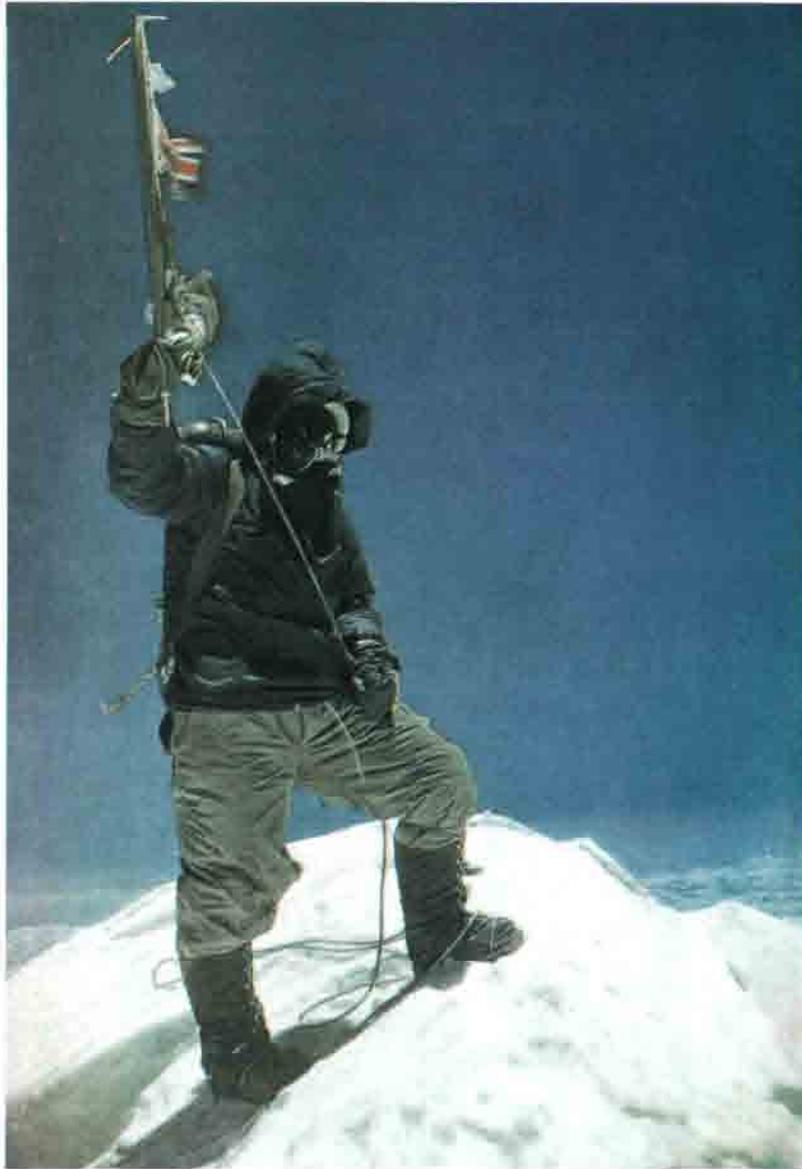
Was die Förderung der Kreativität betrifft, so hat der AVS in seiner Jugendarbeit Bemerkenswertes schon geleistet.

Als Ergänzung zu diesbezüglichen Aktivitäten würde ich kleine Fotografie- und Videofilmkurse sehen, Diavortragsmöglichkeiten schaffen (10—15 Dias verpackt mit einer originellen Geschichte), oder sehr viel Anregung zur schriftlichen Erlebnisverarbeitung (Geschichtenwettbewerb mit schönen Preisen für alle). Auch Geschichten erfinden und erzählen kann man erlernen. Alles kann man lernen, wenn man von irgendwoher den richtigen Kick bekommt. Nur wer seine Leidenschaften in irgendeiner Form mitteilen, — mit anderen teilen kann — wird sie am Leben erhalten und, wer weiß, später auch von ihnen leben können.

Bleibt noch die Betrachtung des professionellen Verhältnisses zwischen Bergführern und dem Alpenverein. Da fast alle Exponenten dieser Berufsgruppe aus den alpinen Vereinen kommen, könnte man meinen, ihnen sei an Förderung genug zugekommen. Für ihren Weg hin zum Profibergsteigen war sicherlich auch die vereinsinterne Betreuung von entscheidender Bedeutung. Gerade deswegen wäre es ein konsequenter Schritt von seitens des AVS als Arbeitsgeber für junge Bergführer, deren hochwertige Tätigkeit mit einer dementsprechenden Entlohnung zu honorieren. Auszahlung von Mindesttarifen und sogar darunter entspricht nicht der sonst durchwegs großzügigen Haltung des Alpenvereins gegenüber allen Bereichen der Alpinismusförderung.

# In die Fremde — aus der Ferne Ausland / Expeditionen

Michael Thompson  
Till Gottbrath  
Michael Vogeley  
Rainer Bauch und Edgar Nönnig  
Jörg Wilz  
Friedrich Smola  
Ulrich Blasczyk  
Andreas Dick



Als die Berg-Welt noch in Ordnung war — so  
möchten wir es zumindest gerne sehen.  
*Tenzing on the Summit of Everest, 29th May, 1953*  
ist das Frontispiz von Sir John Hunts  
Expeditionsbericht *The Ascent of Everest* betitelt, der  
schon im November 1953 als Buch herauskam.

# Sahibs und Sherpas

Nepal: Einheimische und Fremde entwickeln sich gemeinsam weiter

Michael Thompson

*Unter den Gipfeln dieser Hügel fand sich eine perfekte Republik von Schäfern und Landwirten...*

William Wordsworth, Ein Führer durch den Lake District

Vor einiger Zeit, während ich mir eine Sendung von Chris Bonington ansah („Jenseits eines weiteren Horizonts“), begann ich, über seine bisherigen Himalaya-Expeditionen Bilanz zu ziehen: Annapurna II, Nuptse, Annapurna Südwand, Everest 1972, Brammah, Changabang, Everest 1975, der Ogre... K2: eine beeindruckende Liste, die durch ihre hohe Erfolgsrate nur noch beeindruckender wird. Die einzigen Mißerfolge waren Everest 1972 und K2. Historiker, so nehme ich an, würden darin übereinstimmen, daß diese Bilanz eine der brillantesten bergsteigerischen Leistungen im Himalaya darstellt — vielleicht sogar die brillianteste. Und doch, trotz aller Übereinstimmung, würden sich diese Historiker irren. Indem sie sich auf geschriebene Aufzeichnungen verließen, hätten sie übersehen, daß es — neben Deutschen, Polen, Franzosen, Schweizern, Österreichern, Italienern, Amerikanern, Japanern und Briten — auch ein paar nepalesische Bergsteiger gibt. Ich weiß nicht, welcher Sherpa sich als der bedeutendste herausstellen würde, aber ich weiß, daß jeder, der lediglich neun Expeditionen vorweisen könnte, nicht einmal erwähnenswert wäre. [Inzwischen gibt es Sherpas, die siebenmal ohne künstlichen Sauerstoff auf dem Everest gestanden sind (Sundare) oder gar zehnmal (Ang Rita).

An einem Abend, vor einigen Jahren, saß ich am Feuer im Haus von Pemba Tarkay, in der Ortschaft Phortse, etwa einen Tagesmarsch entfernt vom Everest-Basislager. Seine älteren Kinder sind nun erwachsen und leben nicht mehr zu Hause, und so bestand die Gesellschaft nur aus Pemba Tarkay, seiner Frau, seinem jüngsten Sohn, der erst drei Jahre alt ist, aus Ginger Warburton, einem britischen Bergsteiger und Kameramann, sowie mir selbst. Da sich Pemba Tarkay zur Ruhe gesetzt hat, drehte sich das Gespräch bald nicht mehr um die Gesundheit seiner Yaks im Untergeschoß, sondern um seine Erinnerungen aus aktiven Zeiten. Als ich versuchte herauszufinden, an

wievielen Expeditionen er teilgenommen hatte, lachten er und seine Frau; erst vor ein paar Tagen, so sagten sie, hatten sie zufällig selbst nachgerechnet. Sie waren sich nicht ganz sicher, aber die Zahl mußte sich so um die 24 bewegen; und was für 24! Die Liste enthält: Makalu, Taweche, Ama Dablam, Kangtega, Everest, Tamserku, nochmals Everest, Annapurna-Südwand, wiederum Everest, Glacier Dome... und ein weiteres Mal Everest.

Am nächsten Morgen, als wir eben das Dorf verließen, sahen wir einen riesigen Heuhaufen, der sich — scheinbar von selbst — von den höher gelegenen Wiesen herunterbewegte. Als er näherkam, löste sich das Rätsel: er schwebte keineswegs, sondern wurde von einem weiteren Großvater des Bergsteigens getragen, nämlich von Mingma Tsering, den ich seit der Annapurna-Südwand vor acht Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ein paar Minuten später saßen wir um das Feuer in seinem Haus, Teller mit heißen Kartoffeln vor uns und Tassen mit Chang in unseren Händen. Weder er noch seine Frau hatten eine klare Vorstellung davon, an wievielen Expeditionen er teilgenommen hatte, aber eines wußten sie gewiß: in ein paar Tagen würde er auf eine weitere gehen. Vor ein oder zwei Wochen war eine Botschaft eingetroffen: Colonel Jimmy Roberts von Mountain Travel bat ihn, nach Katmandu zu kommen und sich der amerikanischen Frauenexpedition zum Annapurna I anzuschließen. Zumindest glaubte das Mingma. Wie sich später herausstellte, hatte er sich geirrt. Es handelte sich vielmehr um eine deutsche Expedition zum Dhaulagiri — die amerikanische Frauenexpedition kam erst nach dem Monsun —, und wir malten uns genüßlich seine Verwirrung aus: warum sich der Annapurna so verändert hatte, seit er das letzte Mal oben gewesen war; wie behaart amerikanische Frauen sind, und was für tiefe Stimmen sie haben. (Tatsächlich nahm er dann an beiden Expeditionen teil und erreichte den Gipfel des Annapurna ohne Sauerstoff.)

Die Nachrichtenverbindung zwischen Katmandu und Phortse ist nicht sehr schnell. Briefe werden mit dem Flugzeug nach Lukla gesandt und dann nach Namche getragen, wo sie im Geschäft von Pasang Kami bleiben. Jeden Sonntag ist Markt in Namche, und wenn jemand

aus Phortse dorthin kommt, dann holt er die Briefe ab und bringt sie am nächsten Tag mit. Häufig handelt es sich um mündliche Nachrichten, und als Pembay Tarkay bekanntgab, daß er sich zur Ruhe setzen würde, amüsierte er sich königlich, indem er folgende Antwort übermitteln ließ: „Sag Jimmy Roberts, er muß herkommen und meine Frau fragen, ob ich auf den Dhaulagiri gehen kann oder nicht.“

Wenn ich diese Geschichten erzähle, so ist es nicht meine Absicht, Boningtons Leistungen schlecht zu machen; es sollen lediglich jene Schwierigkeiten verdeutlicht werden, denen wir gegenüberstehen, wenn wir versuchen, alpinistische Leistungen über kulturelle Grenzen hinweg zu vergleichen. Indem ich mich mit diesen Schwierigkeiten befaße, gelingt es mir vielleicht, das herkömmliche Bild ein wenig zu korrigieren — und zwar zugunsten der Sherpas.

Man kann das Bergsteigen der Sherpas unter anderem auch als neue Form des Handels betrachten. Die Sherpas aus dem Khumbu haben immer Handel betrieben; tatsächlich sind sie seinerzeit sogar eben deswegen in ihre entlegene Heimat gezogen, um jene Handelsbeziehungen zu nützen, die sich dort boten. Als sie sich in ihrem Hochtal niedergelassen hatten, konnten sie eine Verbindung herstellen: zwischen der Region der Mittleren Ketten mit ihrem Getreideanbau, ungefähr eine Woche weiter unten am Dudh Kosi, und dem Plateau von Tibet, wo Wolle produziert wurde, auf der anderen Seite eines 5700 m hohen Passes — der Nangpa La. Als dieser Handel einmal organisiert war, konnte das reichhaltige, anspruchsvolle Angebot aus Indien im Süden und aus China und der Mongolei im Norden ebenfalls genutzt werden. All das fand vor ein paar hundert Jahren statt und endete — vorläufig —, als die Chinesen in den fünfziger Jahren Tibet besetzten.

Der Handel über den Himalaya hinweg ist ein gefährliches Geschäft, sowohl körperlich als auch finanziell, und die Sherpas übten ihn auf eher unbekümmerte, individualistische Art und Weise aus. Manche Familien, besonders jene im günstig gelegenen Dorf Namche, wurden sehr reich, andere blieben hingegen arm. Wenn das finanzielle Risiko zu groß wurde oder die physische Gefahr zu dramatisch, dann konnte ein Sherpa aus Khumba seine Aktivitäten jederzeit reduzieren, oder er konnte sich aus dem Handel für eine Weile zurückziehen und von seinen Kartoffeln und seinen Yaks leben. So gesehen, war der Handel eigentlich der geschäftliche Schaum auf dem lebenswichtigen Chang der Sherpas. Der Mensch, so waren sie schon immer überzeugt, lebt nicht vom Brot allein; und der individualistische, unbekümmerte, risikofreudige Handel, die Fähigkeit, dessen Früchte zu genießen — all das bildete die Grundlage für jene fröhliche, gesellige, unbeschwerte, offenherzige und gastfreundliche Lebensart, die Generationen von westlichen Bergsteigern an den Sherpas so geschätzt haben.

Sherpas sind äußerst anpassungsfähig, und als sich das Bergsteigen im Himalaya entwickelte, bewegten sie sich in diesem neuen Metier wie der sprichwörtliche Fisch im Wasser. Die Dauer einer Expedition entspricht ungefähr jener einer Handelsreise, die Risiken sind vergleichbar (allerdings eher physischer als finanzieller Natur); es gibt die Gelegenheit für Abenteuer (einschließlich amouröser), die Aussicht auf die Gesellschaft Gleichgesinnter, und dazu locken gute Bezahlung und, noch wichtiger, äußerst wertvolle Beute.

Anders ausgedrückt: Was Sherpas an Expeditionen gefällt, das ist so ziemlich dasselbe, was westlichen Bergsteigern gefällt. Zugegeben, im Westen macht sich der materielle Nutzen nur auf Umwegen und eher zufällig bemerkbar, während die Rupien direkt in schwitzende Hände ausbezahlt werden. Dafür kann der westliche Bergsteiger auf weniger handfesten Lohn in mannigfacher Gestalt hoffen: Ruhm, Prestige, eine Autobiographie, womöglich sogar Aufnahme in ein Komitee der britischen Bergsteigervereinigung. Wenn es hingegen um Beute geht, dann sind die Leute aus dem Westen nicht von Sherpas zu unterscheiden. In den vergangenen Jahren haben Sherpas Mini-Expeditionen in den Western Cwm unternommen, um all die zurückgelassene Ausrüstung zu holen, die sie am Ende der eigentlichen Expedition bedauerlicherweise nicht hatten mitnehmen können. Ich kann mich gut erinnern, wie Mick Burke — der Schlußmann beim Abstieg von der Südwand der Annapurna — klingelnd im Basislager eintraf, wie ein später Kreuzritter ohne Pferd, rundherum gepanzert mit Leichtmetall-Karabinern.

Soll man solche Ähnlichkeiten zwischen Sherpas und den Besuchern aus dem Westen betonen, oder soll man die unbestreitbaren Unterschiede in den Vordergrund stellen? Immerhin: obwohl sie ihre Risikobereitschaft und ihre Leidenschaft für Beute gemeinsam haben, gibt es doch gewaltige kulturelle Unterschiede. Der eine ist das Produkt der westlichen Industriegesellschaft, der andere der Erbe einer ländlichen und technisch zurückgebliebenen Gesellschaft, die sich seit dem Mittelalter nur wenig verändert hat. Der eine ist ein nachlässiges, fast heidnisches Produkt des verweltlichten Christentums, der andere ein frommer und überzeugter Anhänger buddhistischer Lebensart. Der eine spricht einen englischen Dialekt, der andere einen tibetischen.

Da ich von Beruf Anthropologe bin, war ich ursprünglich geneigt, die Unterschiede zu betonen, und lange Zeit ging ich von der Annahme aus, daß die Ähnlichkeiten, die ich zwischen Sherpas und der Elite der westlichen Bergsteiger beobachtete, lediglich auf ihrer gemeinsamen Vorliebe für heißen, süßen Tee beruhten, für Gauloise-Zigaretten und für Chips. Nach und nach lichtete sich jedoch der Nebel der kulturellen Unterschiede, und ich konnte mich nicht länger der Einsicht verschließen, daß es da noch mehr gab: daß ihr Verhalten, ihre Einstellungen, ihre Bereitwilligkeit, ungeheure Gefahren auf sich zu nehmen

gleich sind, weil die Stellung in ihrer jeweiligen Gesellschaft gleich ist, obwohl diese Gesellschaften so weit auseinanderliegen: 6000 Meilen quer über Land und See, und tausende Jahre an Geschichte. Als ich mich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, mußte ich zunehmend an der Nützlichkeit meines Berufs zweifeln, wenn es darum ging, Vergleiche zwischen Sahibs und Sherpas anzustellen.

Die Anthropologie, und besonders die populäre Anthropologie, verfällt allzu leicht dem Streichelzoo-Syndrom: „Mein Gott! Ist es nicht schrecklich, wie die wunderbaren Traditionen und die Lebensweise dieser herrlichen, einfachen Menschen durch den Kontakt mit der westlichen Zivilisation zerstört werden?“ Im Falle der Sherpas ist diese Standard-Reaktion indes mehr als herablassend, und außerdem geht sie völlig an der Wirklichkeit vorbei, denn es ist nicht anzunehmen, daß die tausende Touristen umgeleitet werden könnten, die jedes Jahr zum Everest-Basislager trekken (und manchmal dort sterben); und selbst wenn der Everest-Nationalpark (das ist jetzt der offizielle Status von Khumbu) zu einem Sherpa-Reservat würde, dann wäre es immer noch höchst unwahrscheinlich, daß sie brav drinnen blieben und fortan zufrieden ihre Yaks züchteten, ihre Gebetsmühlen drehten und Prozessionen rund um ihre Chorten veranstalteten. Tatsache ist nämlich, daß die Sherpas stets Kosmopoliten waren, ungeachtet ihrer entlegenen, romantischen Heimat.

Als wir 1975 auf unserem zweiwöchigen Fußmarsch zum Everest-Basislager waren (in der Monsunzeit gibt es keine Flüge nach Lukla), trafen wir ungefähr auf der Hälfte des Weges einen Lama und sein Gefolge von fünfzehn Trägern. Er war der Rimpoche (Abt, wörtlich: der „Wertvolle“) des Takshindu-Klosters und auf der Reise nach Kalifornien, um für sechs Monate eine Gastprofessur in Berkeley anzutreten. Dieses Hin und Her ist im Himalaya so alt wie die Zivilisation der Sherpas. Die moderne Technik dient lediglich dazu, Kalifornien und Lhasa enger zu verbinden, als das früher der Fall war. Deshalb sollten wir nicht ein Paradies betrauern, das die Sherpas niemals hatten, sondern wir sollten versuchen, jene Veränderungen zu verstehen, die stattgefunden haben und noch immer stattfinden: jenen glücklichen Zufall, der westliche (und japanische) Touristen ins Land führte, unmittelbar nachdem die Chinesen den Handel mit Tibet unterbrochen hatten. Allerdings übersieht der Vergleich zwischen dem Handel der Sherpas und ihrer Rolle beim Bergsteigen — so nützlich er ansonsten sein mag — doch einen wesentlichen Unterschied: Wolle und Getreide stellen unbelebte Materie dar, Touristen sind hingegen (normalerweise) lebendig. Der Handel, der über Khumbu abgewickelt wurde, unterlag weitgehend der Kontrolle der Sherpas. Wenn eine größere Anzahl von ihnen sehr viel Handel betreiben wollte, dann wuchs das Handelsaufkommen, und wenn sie, aus welchen Gründen auch immer, ihre

Aktivitäten reduzierten, dann schrumpfte es. Getreide und Wolle wurden nur transportiert, wenn das die Sherpas selbst wollten; doch die Touristen kommen, ob das den Sherpas gefällt oder nicht — und innerhalb weniger Jahre ist der Touristenstrom von einem mageren Rinnsal zu einem reißenden Wildbach angeschwollen. Als die Sherpas noch als Händler mit der Welt da draußen in Verbindung traten, da konnten sie selbst bestimmen, in welcher Form sie kosmopolitisch sein wollten. Pemba Tarkay und Mingma Tsering repräsentieren diesen Typus von kosmopolitischen Sherpas: Die meiste Zeit leben sie zufrieden im Kreis ihrer Familien, zwischen ihren Feldern und Tieren, nur hie und da gehen sie weg, um an einem profitablen Bergabenteuer teilzunehmen (Sherpa-Frauen ist es übrigens genauso gestattet, Geschäftsreisen zu unternehmen, und viele tun das auch). Grundsätzlich autark und in der Lage, über ihren Kontakt mit anderen selbst zu entscheiden, befinden sie sich in einer beneidenswerten Situation — sehr „ganzheitlich“. Doch während der Touristenstrom anschwillt, wird es immer schwerer, dieses Leben „ganz“ zu haben und zu erhalten.

Der Weg von Lukla zum Basislager am Everest ist ein Teil der Standardroute für Weltreisende und wird daher von seltsamen Individuen bevölkert, und zwar in einer Vielfalt, die selbst der alpinen Flora Konkurrenz macht. Manche von ihnen sind religiöse Fanatiker von einer derart intensiven Ich-Besessenheit, daß sie jeden Yak zu Tode langweilen würden, sollte er unvorsichtigerweise ihren egomanischen Pfad kreuzen. Anderen bleibt keine Zeit, Land und Leute wahrzunehmen, weil sie so mit ihren Sorgen beschäftigt sind: wie man Hepatitis vermeidet; wie man am Schwarzmarkt in Pakistan den besten Preis für afghanische Teppiche erzielt; wie man sich vor Betrügereien schützt; und wie man das günstigste Ticket für den Flug von Katmandu nach Bangkok ergattert. Sie hätten ebenso gut in einer Greyhound-Station in Milwaukee bleiben können. Wieder andere sind hingegen kluge, einfühlsame, bescheidene, unterhaltsame Reisende, und ihre zufällige Bekanntschaft zu machen ist das reinste Vergnügen. Einem von ihnen, einem Weltenbummler aus Alaska mit großen, hellwachen Augen, begegneten wir mehrfach; er war ganz offensichtlich fest entschlossen, von allem überwältigt zu sein. Seine Reaktion auf die alltäglichste Information — zum Beispiel daß Ginger Blasen an den Füßen hatte — war ein atemloses „WOW!“. Das machte uns neugierig, was wohl geschehen würde, wenn wir ihm etwas vermitteln würden, das eine Spur bedeutsamer wäre.

Die Gelegenheit ergab sich, als wir ihn gegen Ende unserer Reise in der Buddha Lodge in Lukla ausmachten, durch dichte Rauchschwaden von Marihuana und den Dampf von heißem Chang hindurch. Ich entwickelte meine Theorie, wonach die „Große Tour“, auf die er sich voll Eifer begeben hatte, genau so klischeehaft und banal geworden ist wie jene, die kulturbeflissene Engländer im

18. Jahrhundert durch Europa zu unternehmen pflegten; sie konnte keinerlei neue Erkenntnisse oder Erlebnisse mehr hervorrufen, sodaß ihr einziger Zweck letztlich darin bestand, die Augen zu öffnen für die Schönheit und Vielfalt des eigenen Landes, die bis dahin so gering geschätzt worden waren. Für diese Theorie wurde ich mit einer Reihe von WOWs in zunehmender Intensität belohnt. „Ja“, sagte Ginger schließlich, „nichts verengt den Horizont so sehr wie das Reisen.“ Gespannt beobachteten wir unseren Freund aus Alaska. Würde er jetzt in die Luft gehen, oder würde er ein WOW ausstoßen, das nur noch für Fledermäuse hörbar war? Keines von beiden — er war sprachlos —, und während des so entstandenen Schweigens dachte ich darüber nach, was Gingers spektakulärer Erfolg eigentlich bedeutete: Wenn das alles ist, was unser Getrappel durch die Heimat der Sherpas bewirkt — was bewirkt es dann für sie?

Es ist schade, daß die meisten Besucher des Khumbu jetzt direkt von Katmandu nach Lukla fliegen. Abgesehen von dem unübersehbaren Vorteil, daß die meisten von ihnen gar nicht hinkämen, wenn sie marschieren müßten, entgeht ihnen die wichtigste Erfahrung dieser Reise: der enorme Unterschied zwischen den buddhistischen Sherpas und ihren hinduistischen Nachbarn. Es handelt sich um einen jener seltenen und höchst anschaulichen Unterschiede, die durch den Magen gehen:

Jeder, der im ländlichen Nepal unterwegs war, kennt den Unterschied zwischen buddhistischen und hinduistischen Dörfern. In ersteren ist es leicht, Zugang zu Häusern zu finden, und normalerweise gibt es viele gastfreundliche Einladungen; in Hindu-Dörfern hingegen wird kein Fremder freundlich aufgenommen, und selbst der Versuch, Lebensmittel zu kaufen, stößt auf Schwierigkeiten.

Erreicht man das Land der Sherpas zu Fuß, dann bekommt man eine Vorstellung davon, was es für die Israeliten bedeutete, das Gelobte Land zu erreichen. Obwohl im Khumbu nicht gerade Milch und Honig fließen, ergießt sich doch ein ständiger Strom von Chang, Chips, Chagpa, Tee und Tsampa aus jeder Hütte am Weg zwischen Tragdobug und Gorak Shep.

Während die Zahl der Touristen wächst und Trekking-Veranstalter aus dem Boden schießen, sehen sich immer mehr Sherpas genötigt, aus dem Khumbu wegzuziehen und immer mehr Zeit in Katmandu zu verbringen, um ihr Stück vom Kuchen zu ergattern: denn Katmandu ist der Ort, wo die Touristen ankommen und wo die einschlägigen Firmen gegründet werden. Indem die Sherpas ihre Heimat verlassen, tauschen sie jedoch deren freizügige, lockere Atmosphäre gegen die Welt der Hindus, die von Gruppenzwängen beherrscht wird: das Land wird von Großfamilien kontrolliert, die Beziehung zwischen zwei Menschen wird unweigerlich bestimmt durch die Position, die der Clan, dem sie angehören, in der Kasten-Hierarchie einnimmt. Alles ist geordnet, normiert und reguliert, und zwar nicht mit dem Zweck, dem einzelnen

ein Maximum an wirtschaftlichem Vorteil zu garantieren, sondern um die Grenzen und die Reinheit der sozialen Gruppierungen aufrechtzuerhalten.

Der Sherpa, der nach Katmandu kommt, um sein Glück zu machen, muß entdecken, daß er in dieser sozialen Ordnung ziemlich weit unten angesiedelt ist. Seine freizügigen Eßgewohnheiten und sein unbekümmerter Egalitarismus mögen ihm bei seinen Handels- oder Kletterexpeditionen genützt haben; nun sorgen sie jedoch dafür, daß er sich als verachteter, schmutziger Fleischesser auf der untersten Stufe der Hierarchie wiederfindet. Drei Möglichkeiten stehen ihm offen: Er kann seine neue Umgebung ignorieren und heiter-gelassen darüber hinauswachsen; er kann sich anpassen; oder er kann zu dem Schluß kommen, daß das alles zu bedrückend ist, und zu seinen Kartoffeln und Yaks im Khumbu zurückkehren. In zunehmendem Maße reduziert sich die Entscheidung jedoch auf ein Entweder-Oder: Um „ganz“ zu bleiben, muß er zurück nach Khumbu gehen, aber damit gibt er jede Hoffnung auf, ein nennenswertes Stück vom Tourismus-Kuchen zu ergattern. Früher — zum Beispiel für Pemba Tarkay oder Mingma Tsering — war es noch möglich, beides unter einen Hut zu bringen: das Stück vom Kuchen abzuschneiden und es daheim im Khumbu zu genießen. Heute ist dieser Weg weitgehend verbaut. Die neuen Sherpa-Unternehmer, die durch Bergsteigen und Tourismus zu Wohlstand gelangt sind, kommen oft aus den weniger angesehenen Familien. Da sich das Geschäft mit dem Bergsteigen bereits ziemlich gut entwickelt hatte, bevor der Handel mit Tibet plötzlich unterbrochen wurde, hatten die wichtigen Familien dieses Geschäft bis zu einem gewissen Grade versäumt. Die anderen hatten wenig zu verlieren und waren daher bereit, ein höheres Risiko einzugehen; und das sind jene, die nun — sofern sie noch am Leben sind — Hotels bauen, in den Buckingham Palace eingeladen werden, ihre Kinder auf Privatschulen in Darjeeling schicken und in großen Landrovern durch Katmandu fahren. Pemba Tarkay und Mingma Tsering machen sich gerne lustig über diese untriebigen Geschäftsleute: wie sie zwischen ihren Hotels und Geschäften in Namche und ihren Trekking-Büros in Katmandu hin und her düsen. Vielleicht illustriert die Art und Weise, wie ein moderner Sherpa seine Zeit und seine Reisen organisiert, am eindrucksvollsten die drei Möglichkeiten, die ihm offenstehen.

Den „ganzheitlichen“ Sherpa trifft man am ehesten im Khumbu. Obwohl seine Zeit zweifellos auch wertvoll ist, teilt er sie ohne großes Getue ein und kann daher als entgegenkommender und aufmerksamer Gastgeber auftreten. Bei seinen gelegentlichen Besuchen in Katmandu kann ein privater Telefonanruf oder eine zufällige Begegnung auf der Straße zu einem angenehmen Abend in einem tibetischen Restaurant führen: dem Om, dem Utse oder dem An An; keine Rede von Streß, von Formalitäten, vom Geschäft — lediglich ein entspannter Abend mit



interessantem Tratsch und ein paar versteckten Spitzen gegen Pasang Kami (der Sirdar bei der Annapurna-Südwand war und seither in Namche und Katmandu zu Geld gekommen ist) und gegen Kelvin Kent (Manager im Basislager bei den Expeditionen zur Annapurna-Südwand und zum Everest 1972 und heute wohlhabend in Colorado). Sherpas, die sich für eine der anderen Möglichkeiten entschieden haben, erkennt man auf den ersten Blick: die einen kann man nie erreichen, die anderen kann man nie loswerden. Die zweite Sorte lungert gerne vor den Büros der Trekking-Veranstalter herum, in der vagen Hoffnung, irgendeine Arbeit zu ergattern, oder sie bieten auf eigene Faust ihre Dienste an, damit sich die Touristen ihnen gegenüber verpflichtet fühlen. Der erste Typ hat hingegen so viele verschiedene Eisen in so vielen, oft weit voneinander entfernten Feuern, daß er stets unter Zeitdruck steht. Ich hatte zum Beispiel gehofft, Per Temba im Haus seiner Eltern in Khumjung zu treffen, doch es sollte nicht sein. Per Temba war Sirdar bei der Everest-Expedition von 1975 und ist jetzt, unter anderem, Bergführer bei Mountain Travel. Ich brauchte siebzehn Tage, um Khumbu zu besuchen und zurück nach Katmandu zu marschieren; während dieser Zeit war er selbst einmal kurz dort gewesen, ebenso in Pokara, und außerdem noch in Delhi und Bombay.

Gerade im Gegensatz und in der Spannung zwischen diesen beiden Optionen scheint mir die große Ähnlichkeit zwischen Sherpas und Sahibs zu liegen: zwischen dem hektischen Unternehmertum auf der einen Seite und dem gelassenen, „ganzheitlichen“ Leben auf der anderen. Was den Unternehmer-Pol betrifft, so gibt es keinen typischeren Sahib als Chris Bonington. Zu der Zeit, als die Begehung der Südwestflanke des Everest plötzlich möglich erschien, arbeitete er bereits an den ersten Plänen für eine Live-Sendung vom Eiger. Trotz des ungeheuren Termindrucks hielt er sich beide Möglichkeiten offen und sah sich so schließlich einem fürchterlichen Dilemma gegenüber: Da beides zur gleichen Zeit stattfinden sollte, konnte er unmöglich an beidem teilnehmen. Der Everest war eindeutig wichtiger, doch der Erfolg erschien unsicher, und vor allem würde die Sendung vom Eiger auch ohne ihn stattfinden — ganz im Unterschied zur Everest-Expedition. Die Aussicht, daß ein anderer über die Fernsehschirme Europas flimmern würde, wenn er zum Everest ging, war fast nicht zu ertragen, und erst als er vergeblich versucht hatte, die Eiger-Sendung zu verschieben, mußte er notgedrungen zur Kenntnis nehmen, daß nicht einmal er an zwei Orten zugleich sein kann.

Pemba Tarkay würde diese leicht gehässige „Bonington-Geschichte“ gefallen. Tatsächlich ähnelt sie jenen, die er selbst über „all die Geschäftsleute in Namche“ erzählt. Natürlich gibt es auch unter britischen Bergsteigern solche Pemba Tarkays — kleine schlitzäugige Typen aus Manchester, die ihr Leben beim Fischen oder im Gasthaus zu verbringen scheinen, die es aber doch irgendwie

schaffen, stets zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. Ein westlicher Bergsteiger, der Nepal besucht, wird den Großteil seiner Zeit wahrscheinlich mit Sherpas verbringen, die sich für einen dieser beiden Wege entschieden haben, und so mag es ihm erspart bleiben, jene zur Kenntnis zu nehmen, die den dritten eingeschlagen haben — oder die dazu gezwungen waren. Letztes Jahr gerieten ein paar Sherpas (bei einem „sicheren“ Touristen-Trek, nicht bei einer „gefährlichen“ Expedition) auf dem Thorong La in einen Sturm — also auf jenem Paß, der Manang mit Muktinath verbindet. Die gut ausgerüsteten Kunden und die ebenso gut ausgerüsteten Sherpas überlebten, aber etliche der ortsansässigen Träger (keine Sherpas) kamen ums Leben: sie hatten keine Baumwollbekleidung und trugen schwere Lasten. Zufällig überquerten zur gleichen Zeit ein paar Amerikaner den Paß. Sie taten, was sie konnten, und versuchten die Sherpas dazu zu bewegen, den erschöpften Trägern zu helfen. Einer der Träger war zusammengebrochen und einfach im Schnee liegen geblieben, und sie wollten die Sherpas überreden, zurückzugehen und ihm zu helfen. Doch die Sherpas lehnten ab: „Er ist nicht mit von der Partie“, sagten sie. Das ist die „kollektive Überlebens-Reaktion“: Man errichtet einen Schutzwall um „die Sherpas“ oder „die Partie“, und jeder, der draußen bleibt, kann zum Teufel gehen. Diese Reaktion ist typisch für den dritten Weg. Immer mehr Sherpas schlagen ihn ein. Warum? Wie bei den Kasten der Hindus scheint sich im stetig expandierenden Trekking-Geschäft eine gewisse Hierarchie herauszubilden. Ganz unten sind die zweifelhaften Händler von Pokhara angesiedelt, die die Organisation eines Treks anbieten, um eine Anzahlung für Ausrüstung und Verpflegung bitten und dann einfach verschwinden. An der Spitze der Pyramide findet man Mountain Travel, dicht gefolgt von Annapurna Trekking, Trans-Himalayan und der Sherpa-Kooperative. Diese Firmen teilen sich etwa 70 Prozent des Marktes.

In Großbritannien werden üblicherweise die großen Unternehmen mit altherwürdiger Tradition träge und konventionell, während Unternehmerteil und Innovation bei den ehrgeizigen Neulingen zu finden sind. In Nepal ist es genau umgekehrt. Obwohl die Veranstalter an der Spitze der Hierarchie das meiste Geld mit dem großzügig ausgestatteten, personalintensiven Standard-Trek für Touristen machen, waren es doch sie, die die wesentlich vielfältigeren, hochspezialisierten und anspruchsvollen Bedürfnisse von Fernsichtteams, Ornithologen, Raftern, Botanikern, Wildwasserpaddlern, Drachenfliegern und vor allem Bergsteigern befriedigten. Der durchschnittliche Reisende aus dem Westen wird wahrscheinlich im Schoß einer dieser besseren Veranstalter landen, und dort, in diesem zukunftsorientierten, konkurrenzbetonten, dynamischen Milieu der gehobenen Preisklasse mit guter Bezahlung und hübschen Zusatzhonoraren für prominente Sherpas braucht er nicht wahr-

zunehmen, was in der alltäglichen Welt der Hindus so vor sich geht. Allerdings nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, daß er woanders landet, besonders, wenn er ohne viel Geld in Katmandu ankommt.

Bei den billigeren Veranstaltern werden die Kosten pauschaliert. Ein Sirdar bekommt eine bestimmte Summe für die gesamte Organisation eines Treks — unter dem stillschweigenden Einverständnis, daß er die Differenz einstecken darf, wenn er es kostengünstiger macht. Damit beginnt ein ganzes System von fragwürdigen Transaktionen. Wenn der Trekking-Veranstalter einmal seine unausgesprochene Zustimmung zum „berechtigten Nebenverdienst“ des Sirdar gegeben hat, setzt sich das fort bis ins letzte Glied: der Koch (als Stellvertreter) gibt dem Sirdar ein bißchen Schwarzgeld, gleichzeitig kassiert er etwas von den Küchengehilfen, und außerdem betreibt er einen lukrativen Handel mit den kleinen Dorfgeschäften, die ihm falsche Rechnungen ausstellen. Als Dank dafür, daß sie angeheuert werden, müssen die Träger einen Teil ihres Lohns an den Sirdar abführen (1978 soll der übliche Satz zwei Rupien pro Mann und Tag gewesen sein — ein Achtel des Trägerlohns). Das Ergebnis ist eine Scheinwelt, in der freundlich lächelnde Sherpas dem Kunden jegliche Verantwortung abnehmen, und ein unglaublich umständlicher, aufgeblähter Apparat mit dem (angeblich) einzigen Ziel, jeden Wunsch des Sahibs zu erfüllen und für sein Wohlbefinden zu sorgen. Die Wirklichkeit ist anders. Der ganze Apparat existiert ausschließlich für seine eigenen Ziele, die allerdings verheimlicht werden müssen — schließlich handelt es sich um zwielichtige Geschäfte. Der Direktor einer Trekking-Agentur sagte mir einmal: „Solange unsere Kunden gutes Essen bekommen und mit dem Trek zufrieden sind, und solange wir Gewinn machen, ist alles in Ordnung.“ Unter solchen Umständen erscheint Innovation praktisch unmöglich. Hinter einer Fassade beflissener Freundlichkeit funktioniert das System nur auf der Basis einer Rangordnung: den unterschiedlichen Ansprüchen auf Schwarzgeld. Jede geringfügige Änderung, so sehr sie der Effizienz oder der Wirtschaftlichkeit dienen mag, führt unweigerlich dazu, daß irgendwo irgendjemandes „berechtigter Nebenverdienst“ zu groß oder zu klein wird.

Jene Sherpas, mit denen die Elite der westlichen Bergsteiger Bekanntschaft macht, sind aus demselben Holz geschnitten wie sie selbst — Leute mit klingenden Namen oder vielversprechende junge Aufsteiger, die von einer der hochspezialisierten Agenturen beschäftigt werden.

Das sind jene Sherpas, die den Weg des hohen Risikos und der hohen Belohnung gehen konnten und sich so über das restriktive Milieu in Katmandu erhoben haben. Der Naturliebhaber, der Bergwanderer, der Abenteuer-tourist oder der Alpenvereins-Kletterer, der jahrelang gespart hat, um endlich an einem organisierten Trek zum Everest teilnehmen zu können — sie alle werden eher auf jene Sherpas treffen, die sich für das System der Nebenverdienste entschieden haben. „Lassen Sie sich von der legendären Gastfreundschaft und Tüchtigkeit der Sherpas verwöhnen, während Sie durch die mächtigsten Berge der Welt wandern“, heißt es in der Broschüre eines Trekking-Veranstalters. Wenn das Essen gut ist und das Wetter schön, wenn die Landschaft den Erwartungen entspricht und die Anstrengungen des Treks nicht zu groß werden, und wenn die Sherpas immerfort freundlich lächeln, dann mag der durchschnittliche Tourist Nepal tatsächlich zufrieden verlassen. Nur wenn er zufällig auf einem hohen Paß in einen Sturm gerät, wirft er vielleicht einen Blick hinter die werbewirksamen Kulissen. In solchen — eher seltenen — Fällen kann sich der Traum seines Lebens leicht in einen Alptraum verwandeln.

Indem sie lebendige Touristen gegen unbelebte Handels-güter eintauschten, haben sich die Sherpas einem vielfältigen, schleichenden Kulturimperialismus ausgesetzt. Die Zunahme des Tourismus findet klarerweise vor allem im unteren Sektor statt: bei den organisierten Reisen. Gleichzeitig geht der Anteil der echten Bergsteiger zurück; und sie waren immerhin bereit, auf die Sherpas zuzugehen, was auch immer sie ihnen sonst angetan haben mögen. Abgesehen davon, neigen diese Bergsteiger neuerdings dazu, auf die Dienste der Sherpas zu verzichten: Das gebietet nicht nur das Budget, sondern auch die Mode. So offenbart sich der Widerspruch im Massentourismus: je mehr wir wollen, daß ein Land und seine Bewohner gleich bleiben, desto mehr verändern wir sie. Jenes Khumbu, wie es Shipton oder Hillary kannten, existiert heute — wie seinerzeit der Lake District eines William Wordsworth — nicht mehr als Ort, sondern nur noch als Vorstellung.

Doch Sahibs und Sherpas haben sich von jeher nicht so sehr im geographischen als vielmehr im geistigen Khumbu getroffen — deshalb sind sie einander so ähnlich: Denn der Geist ist, wie der Dichter Andrew Marvell einmal schrieb, ein Ozean, in dem jede Spezies sofort ihr eigenes Spiegelbild findet...

*Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Payr*



So ruhig und schön war es selten, Sonnenuntergang über dem Glacial Europa.

Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.

# Hölle aus Sturm, Eis und Schnee

350 km auf dem Südlichen Patagonischen Inlandeis

Till Gottbrath

*Die Antarktis und Grönland wurden bereits mehrfach und auf verschiedenen Routen durchquert. Jetzt beginnt der Wettlauf auf schwierigeren, längeren Routen, allein oder „unsupported“. Noch hat niemand eine Nord-Süd- Traverse des „nur“ etwa 400 km Luftlinie messenden Patagonischen Inlandeises geschafft. Im Südsommer 95/96 versuchten sich als Teil der Expedition Sea, Ice & Mountains Arved Fuchs, Roger Schmitt und Till Gottbrath an dieser Aufgabe. Auch sie wurden von den Winden und Stürmen Patagoniens gebeutelt und schafften es nicht. Aber sie setzten eine neue Marke. Noch mehr aber wiegt für sie heute die Erinnerung an die bizarre Schönheit dieser ebenso unerschlossenen wie abweisenden Landschaft.*

„Macht's gut“, Sigga, die Isländerin in unserer Crew, drückt Arved, Roger und mich nochmal. „Haltet die Ohren steif“, wünscht uns Thomas, der Koch an Bord des Expeditionssegelschiffes „Dagmar Aaen“. Dann drehen sich die beiden um und stapfen durch den knietiefen Neuschnee hinab ins Tal, genauer gesagt zum Pazifik, der sich in langen Fjorden und Kanälen weit in das chilenische Patagonien erstreckt. Auf einer kleinen Kuppe drehen sie sich nochmal um und winken. Zwei bunte Punkte, die im Grün der dichten Vegetation fast verlorengehen. Ab jetzt werden wir ihre Stimmen und die der anderen Freunde, die von hier mit dem alten Segelschiff weiter nach Süden fahren, nur noch per Funk hören — so es denn klappen sollte wie geplant. Das ganze Team hat geholfen, die Berge von Ausrüstung und die sperrigen Pulkas, unsere Zugschlitten, bis hier herauf zu schleppen. Heute nacht hat es geschneit. Ab sofort können wir mit Skiern weitergehen und unsere Lasten ziehen.

Wir sind jetzt auf uns allein gestellt. Daß das irgendwann so sein würde, war mir seit Monaten bewußt. Trotzdem empfinde ich es als seltsam, plötzlich in einer Dreiergruppe unterwegs zu sein. Über ein halbes Jahr ist unsere Expedition jetzt schon unterwegs. Wir segelten von Victoria in Kanada über San Francisco und Hawaii in die Südsee, erlebten dort Inseln, von denen jeder träumt, demonstrierten vor Mururoa gegen die Atomtests der Franzosen, besuchten auf der Insel Pitcairn die Nachfahren der Meuterer von der „Bounty“, verspürten — obwohl keineswegs zu Esoterik neigend — auf der Osterinsel

tatsächlich eine Art Magie und erreichten schließlich in Chile den südamerikanischen Kontinent. Eine einzigartige Reise. Und immer bestand die Mannschaft an Bord aus acht bis zehn Leuten. Mag das manchem als Enge ohne Raum für Privatsphäre erscheinen — unsere Kojen sind kleiner als die meisten Säрге —, ich habe mich so gut daran gewöhnt und die Situation als Normalzustand empfunden, daß mir jetzt die räumliche Enge und die Gegenwart der anderen um mich herum fehlt. Aber das wird sich legen.

## Das schlechteste Wetter der Welt

Was jetzt kommt, ist der Höhepunkt der Expedition: wir wollen die erste vollständige Durchquerung des Südlichen Patagonischen Inlandeises schaffen. Alle bisherigen Expeditionen sind gescheitert. Und es lag nicht an den Leuten, die sich daran versuchten. Allesamt Profis, erfahrene Bergsteiger und Arktisreisende. Denn es gibt wohl keinen Fleck auf der Welt, der so unbekannt, unzugänglich und unerforscht ist wie das Hielo Patagónico Sur. Vor allem herrscht hier das „schlechteste Wetter der Welt“. Hier kann an einem Tag soviel Niederschlag fallen wie in Frankfurt in einem Jahr, und der Wind weht fast täglich mit Orkanstärke. Die Wegstrecke von gut 400 km Luftlinie mag nicht sehr lang erscheinen, wenn man aber weiß, daß vor einigen Jahren eine japanische Gruppe in 70 Tagen gerade mal 90 km weit kam, relativiert sich das wieder.

Lange haben wir über der richtigen Taktik gebrütet, haben Bücher gewälzt, die kärglichen Informationen in uns aufgesogen und sind zu folgendem Schluß gekommen: Unsere Mannschaft wird sich in drei Gruppen aufteilen. Die eine bleibt als Besatzung auf dem Schiff, das eine Art schwimmendes Basislager darstellt. Die zweite Gruppe, bestehend aus Arved Fuchs, Roger Schmitt aus Alaska und mir, versucht die Durchquerung der Eiskappe in Nord-Süd-Richtung und wird dabei auf alle lockenden Gipfel am Wegesrand verzichten, um nicht zuviel Zeit zu verlieren. Ein drittes Team, das sich aus der Isländerin Sigga Ragna Sværriðóttir und Pablo Besser aus Chile

zusammensetzt, wird die Schlüsselstelle der Expedition erkunden, die Falla de Reichert. Diese geologische Senke stellt das größte Hindernis auf dem Weg nach Süden dar, ein Inferno aus Felswänden, Gletscherspalten und Eisbrüchen, das nach den uns vorliegenden Informationen noch nie von eines Menschen Fuß betreten wurde. Spätestens vor diesem Höllenloch mußten bisher alle aufgeben; eine Gruppe „schaffte“ sie kurzerhand per Hubschrauber.

Aber bis dahin ist es noch weit. Im Augenblick befinden wir uns auf etwa 450 m auf einem Bergrücken neben dem Glaciar Jorge Montt. Dieser nach einem chilenischen Nationalhelden benannte Gletscher fließt hier in den Pazifik und kalbt permanent Eisberge in allen Größen und Formen. Er markiert das Nordende des Hielo Patagónico Sur. Zusammen mit der einige Meilen entfernten Nördlichen Patagonischen Eiskappe sind dies die beiden einzigen geschlossenen Eisflächen außerhalb der Polarregionen. Rund 18.000 km<sup>2</sup> messen sie gemeinsam und entstehen durch das „ungemütliche“ Klima hier unten. Die Westwinddrift rund um die Antarktis bringt Kälte, Wind und Feuchtigkeit. All das bleibt auf der Westseite der Südan den, die sich hier kaum mehr 4000 Meter hoch aufschwingen, hängen.

## Glück im Labyrinth der Gletscherspalten

Den unteren und mittleren Teil des Glaciar Montt überziehen viele und zum Teil riesige Gletscherspalten. In

### Das Südliche Patagonische Inlandeis

Insgesamt 18.000 km<sup>2</sup> der Patagonischen Anden sind von zwei zusammenhängenden Kontinentaleisfeldern bedeckt, dem Hielo Patagónico Norte (HPN) und Sur (HPS). Etwa drei Viertel dieser Fläche (ca. 13.500 km<sup>2</sup>) umfaßt das Südliche Inlandeis. Auf Kontinentaleisfeldern verbinden sich wegen hoher Niederschlagsmengen — in Patagonien zwischen 8.000 und 12.000 mm pro Jahr — und niedriger Temperaturen einzelne Gletscher zu durchgehenden Eisflächen. An ihren Rändern wälzen sich wie aus einem überlaufenden Kochtopf ausgedehnte Gletscher ins Tal bzw. ins Meer. Derartige Gebiete gibt es sonst nur in der Antarktis und Grönland. Die durchschnittliche Höhe des HPS beträgt etwa 1450 m. Es erstreckt sich über rund 400 km Luftlinie vom Jorge-Montt-Gletscher bis zum Balmaceda-Gletscher, nur wenig nördlich von Puerto Natales. Bisher wurde das Gebiet noch nie vollständig in Nord-Süd-Richtung durchquert.

Das HPS gilt als eine der unzugänglichsten und unwirtlichsten Regionen der Welt. Man kann es als einen der letzten „Weißen Flecken auf der Landkarte“ bezeichnen, denn noch immer ist das Gebiet nicht vollständig kartographisch erfaßt. Dadurch liegt auch die Grenzfürung zwischen Chile und Argentinien an einigen Stellen nicht endgültig fest. Derzeit erwägt die Chilenische Luftwaffe in Zusammenarbeit mit der Universidad de Chile die Einrichtung einer festen Station auf dem HPS. Diese Station soll einige Kilometer nordwestlich des Fitzroy liegen und wissenschaftlichen wie auch militärischen Zwecken dienen.

manchen davon könnte man Hochhäuser versenken. Wir haben Glück mit dem Wetter und kommen in den Genuß einer der in Patagonien so seltenen Schönwetterphasen: bei guter Sicht finden wir den Weg durch das Labyrinth. Außer einem kurzen Einbrechen in eine Schneebrücke ohne echten Spaltensturz beim Erkunden des besten Weges — d.h. vor allem ohne Pulka — kommen wir ungeschoren durch. Ich male mir aus, wie es sein muß, wenn man sich hier bei schlechter Sicht durchquälen muß. Oder die Horrorvision eines heftigen Spaltensturzes, wenn einem 100 kg Pulka ins Kreuz schießen ...

Zwar haben wir uns ein System mit einer Seilfixierung des Pulkas an seinem hinterem Ende ausgedacht — aber würde es wirklich so halten, wie wir uns das wünschen? So sehr wir uns über das schöne Wetter freuen, es hat auch eine höchst unangenehme Seite: die UV-Strahlung. Zwar schmieren wir uns mit einer dicken Schicht Sunblocker ein, bedecken jedes Fleckchen Haut, so gut es geht, aber schon die kurzen Pausen zum Essen und Trinken reichen aus, um sich nicht nur einen Sonnenbrand, sondern satte Verbrennungen zu holen. Wir fühlen uns wie Hähnchen in der Fritteuse, und man kann förmlich zusehen, wie die Haut brutzelt und Blasen wirft. An einem Morgen erwa che ich mit einer blutigen Kruste im Bart und auf dem Kopfkissenfleece: meine Lippen waren in der Nacht geplatzt. Noch nie, weder Arved am Süd- oder Nordpol, noch ich auf über 7000 m, hat jemand von uns eine derartige Sonneneinstrahlung erlebt. Später lese ich in einer chilenischen Tageszeitung, daß die Hautkrebshäufigkeit im Süden des Landes um das 90fache höher liegt als im Weltdurchschnitt.

Der Aufstieg auf den Altiplano, die erste Hochebene der Eiskappe auf etwa 1250 m, strengt fürchterlich an. Der etwas steilere Aufschwung mißt zwar nur etwa 400 Höhenmeter, aber jedes Kilo Gepäck in den Schlitten scheint sein Gewicht zu verdoppeln, wenn es nur ein klein wenig bergauf geht. Es ist so steil, daß wir die Pulkas gerade so noch allein ziehen können. Ich staune, wie gut die Ski halten. Ich muß an Kai Meibaum denken, unseren Bootsbauer. Er hatte an Bord der Dagmar mit der Fräse die Lauffläche der Dynastar Altiplume Tourenskier aufgefrazt und mit Epoxy 60 Zentimeter lange Steigfellestreifen eingeklebt: „Die schönen Skier, so wunderbar leicht und nagelneu, und ich soll sie jetzt kaputt machen?! Und meint ihr wirklich, daß diese kurzen Fellstreifen genug Halt bieten?“ Jetzt wissen wir es: sie halten. Arveds Antarktiserfahrung bewährte sich auch hier.

### Wendekreis wie Sattelschlepper

In den steileren Passagen gehen wir in Kehren. Und die haben es in sich! Denn jeder von uns dreien hat einen Wendekreis wie ein Sattelschlepper. Die Einheit Ski, Mensch, Zuggestänge und Pulka mißt runde fünf Meter Länge, und sie verfügt über kein richtiges Gelenk. Eine



einfache Kehre an einem mäßig steilen Hang artet deshalb in eine gemeine Plackerei aus. Wir kämpfen, stürzen, fluchen und schimpfen.

Dann sind wir plötzlich oben. Zuerst will ich es nicht richtig glauben, will mich nicht zu früh freuen, weil die Sicht so diffus ist. Nebelbänke und graue Wolkenfetzen verwehren uns die Fernsicht. Aber nach einigem Herumräteln sind wir uns sicher: vor uns erstreckt sich der Altiplano. Wörtlich bedeutet das „der hohe Flache“, ein Name, der Hoffnung auf gleichmäßiges Vorwärtkommen macht.

Man sollte sich jedoch keineswegs dem Irrglauben hingeben, das Inlandeis sei platt wie ein Backblech. Eher stelle man sich eine Aneinanderreihung großer, eisiger Becken vor. Sie sind die Einzugsgebiete der Gletscher, die entweder im Westen auf der chilenischen Seite in den Pazifik fließen oder auf der Ostseite der Anden in die argentinischen Seen. Wenn man also von einem Becken zum nächsten geht, überquert man immer eine Art Paß. Mal höher, mal niedriger, mal fürchterlich anstrengend, mal kaum spürbar.

Nach kurzer Zeit entwickelt sich die tägliche Routine. Wenn es das Wetter zuläßt, herrscht immer der gleiche Rhythmus: aufstehen — Kocher anwerfen — Schnee schmelzen — Frühstück — packen — aufbrechen — gehen (mit Pausen) — Lager aufschlagen — Kocher anwerfen — Schnee schmelzen — essen und trinken — in einen erschöpften Tiefschlaf fallen. Das mag sich stupide anhören, ist es jedoch in keiner Minute. Bei gutem Wetter genießen wir die Landschaft, bei schlechtem Wetter oder

eingeschränkter Sicht läßt man die Seele baumeln und geht mit den Gedanken irgendwo sonst spazieren.

Einige wenige Male erleben wir Windstille. Ich höre, wie ich gehe. Das gleichmäßige, tiefe Atmen. Ein leises Rascheln der Gore-Tex-Klamotten. Leise quietscht das Zuggestänge des Pulkas. Der Schnee knirscht dumpf unter dem Gewicht der Schlitten. Ein dumpfes Tschock ertönt, wenn die Skistöcke in den Schnee eindringen. Dem Tschock folgt ein metallisches Klacken, wenn die Platte der Bindung wieder die Skioberfläche berührt. Und leise surren die Haare der Steigfelle im Schnee, wenn wir die Skier auf möglichst ökonomische Art und Weise vorwärtsschieben. Wir gehen eine Stunde, dann machen wir 15 Minuten Pause. Mittags erlauben wir uns einen längeren Halt von 45 Minuten. „Nur nicht zu früh das Pulver verschießen“, heißt das Motto.

### Gehen im «White Out»

Oft genug macht uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Wind und vor allem die schlechte Sicht sind eher die Regel als die Ausnahme. Das anstrengende Gehen im „White Out“ wird immer mehr zur Normalität. White Out nennen die Polarreisenden den Zustand, wenn das Weiß des Himmels und des Schnees auf dem Boden ineinander übergehen, nahtlos und ohne für das menschliche Auge sichtbare Grenze. Dadurch gerät der Gleichgewichtssinn durcheinander, kann oben und unten, Steigung, Gefälle und Ebene nicht mehr richtig zuordnen. Als ich bei unserem ersten White Out Arved vor mir



spuren sehe, wundere ich mich in Gedanken über ihn: jetzt schau dir doch den Fuchs an?! Wandert zu Fuß zum Nordpol und zum Südpol, aber kann bei schlechter Sicht nicht mal zehn Meter geradeausgehen ... Wie ein Betrunkener schlingert er vor mir her, stochert mit seinen Skistöcken scheinbar planlos Löcher in die weiße Luft. Dann soll ich vorangehen: an einem Spezialgestell schnalle ich mir den Kugelkompaß vor die Brust (den Kurs legen wir morgens und mittags mit Hilfe des GPS, einem Satellitennavigationsgerät, fest). Frohgemut stemme ich mich ins Gurtzeug — und bemerke schon nach wenigen Metern, daß auch ich nicht im geringsten geradeausgehen kann. Das Gehirn ist wie blockiert von dem endlosen Weiß. Ich fühle mich, als würde ich durch Watte taumeln.

Die Navigation ist eine spannende Angelegenheit. Fast täglich erleben wir unterhaltsame Überraschungen, nie wird es langweilig. Natürlich, wir haben GPS dabei, zwei Stück sogar, einen Silva und einen Magellan. Sicherheit geht in diesem Fall vor Zusatzgewicht. Beide geben uns auch zuverlässig die Position — aber was nützt einem die Position, wenn es als Karte nur eine grobe Handzeichnung gibt. Wenn es plötzlich in völligem White Out steil bergauf geht, die Karte aber keinen Berg, keinen Gipfel, kein Nichts verzeichnet. Um die Verhältnisse nochmals auf Europa zu übertragen: man stelle sich vor, daß die Karte für die Strecke zwischen Freiburg und Koblenz aus zwei handgezeichneten Blättern besteht, die nicht einmal DIN A3-Format und mittendrin große, weiße Flecken haben!

## Zwischen Genuß und Gefahr

Wann immer es Wind und Sicht erlauben, setzen wir unsere Parawings ein. Diese an kleine Gleitschirme erinnernden Zugsegel hat sich der schwäbische Tüftler Wolf Beringer ausgedacht. Dank einer zentralen Stange, an der alle Leinen zusammenlaufen, kann man sie mit relativ wenig Kraftaufwand gut dirigieren, während die eigentliche Zugkraft auf den Sitzgurt übertragen wird. Arved und Reinhold Messner benutzten sie bei ihrer Durchquerung der Antarktis, wo sie sich bestens bewährten. Auch hier sind die Parawing-Tage echte Highlights: erstens für die Stimmung, weil das Vorwärtskommen sich von einer großen Anstrengung zu einem großen Vergnügen wandelt, und zweitens, weil die zurückgelegten Distanzen sehr viel größer sind.

Doch ist die Segelei nicht ganz ungefährlich. Permanent addieren sich Faktoren, die uns an die Grenze zum Leichtsinn führen: der böige Wind, das Wissen, daß wir möglichst schnell vorwärtskommen müssen, und eben das Vergnügen am Segeln. Bis es dann passiert ...

Immer schneller geht es dahin, schneller und schneller. Es ist unglaublich, welche Kraft der Wind in dem zehn Quadratmeter großen Flügel entwickelt, wie er uns und die schweren Zugschlitten vorwärtspeitscht. Jetzt auch noch bergab! Die Sicht ist mittlerweile katastrophal. Eigentlich sollten wir nicht mehr unter Segeln fahren, aber wir müssen doch vorwärtskommen, wenn wir unser Ziel erreichen wollen ... Da passiert es. Eine kräftige Bö fährt in meinen Parawing, läßt mich mitsamt des mit 100 kg

**Unbeschwert und trickreich, und  
nicht ohne Gefahren.  
Unterwegs mit dem Parawing.**

Gepäck beladenen Pulka für einen Augenblick den Bodenkontakt verlieren. Genauso plötzlich wie sie kam, läßt sie plötzlich wieder nach. Ich knalle unkontrolliert auf eine eisige Platte, der Pulka schießt mir mit seiner schweren Last ins Kreuz, der Parawing reißt mich jedoch sofort wieder hoch und schleift mich weiter übers Eis. Ich fühle mich, als müsse alles bersten, Parawing, Pulka und auch Till. Erstaunlicherweise überstehen jedoch alle Beteiligten den Crash weitgehend unbeschadet. Aber wo sind Arved und Roger? Haben sie meinen Sturz bemerkt? Sind sie weitergefahren? Bin ich verloren?

### Verloren im Schneesturm?

Nein, verloren bin ich sicher nicht, auch wenn das Wetter für Tage schlecht bleiben sollte. Wir haben den Fall, daß einer verloren geht, in der Vorbereitung und unterwegs mehrmals durchgesprochen. Ich bin darauf vorbereitet, weiß, was ich zu tun habe und was nicht. Vor allem nicht planlos irgendwo hinlaufen. Ich wühle mir eine kleine Mulde in den Schnee, in der ich etwas Schutz vor dem beißenden Wind finde, und blase heftig in meine Signalleuchte. Zwar klingeln mir anschließend die Ohren, aber Schnee und Sturm schlucken den Schall einfach. Das Ortovox! Ich schalte mein Ortovox auf „Senden“ und warte. Eigentlich sind diese Geräte dafür bestimmt, Verschüttete in einer Lawine zu orten. Zu diesem Zweck haben wir sie auch dabei. Aber mit einer Reichweite — so der Prospekt — von 80 Metern, werden diese Sender-Empfänger vielleicht jetzt noch eine andere Aufgabe erfüllen. Ich rede mir ein, daß die anderen gar nicht so weit entfernt sind. Denn alle wissen wir, daß wir sofort anhalten müssen, wenn wir uns aus den Augen verloren haben. Tatsächlich dauert es nur wenige Minuten, bis ich aus dem Toben des Windes ein markantes Piepsen höre: das Empfangssignal eines anderen Ortovox. Sekunden später taucht Arved aus dem Weiß auf.

Gefährlich wird es auch, wenn plötzlich Gletscherspalten vor uns auftauchen. Anders als auf dem Grönländischen Inlandeis, wo man nur bei Auf- und Abstieg mit Spalten rechnen muß, sollte man in Patagonien immer damit rechnen. Auch, wenn es völlig flach ist. Gerade mit dem Parawing hilft dann oft nur die Notbremse auf dem Hosenboden. Denn der Bremsweg bei einer kontrollierten Bremsung ist sehr lang. Manchmal fast zu lang ... Auf der anderen Seite müssen wir die Notbremsungen unbedingt vermeiden. Sie sind nicht nur schmerzhaft, sondern bergen ein echtes Verletzungsrisiko. Und eine ernsthafte Verletzung würde unweigerlich das vorzeitige Ende bedeuten. Außerdem gehen die Notbremsungen auf Material: die Zuggestänge unserer Pulkas brechen nur gar zu gerne, wenn der Mann vorne bereits im Schnee liegt und von hinten die 100 kg Gepäck schieben ...

Doch es gibt auch Augenblicke unbeschreiblichen Genusses: wenn die Sonne wieder einmal herauskommt und

sich diese unberührte Landschaft in ihrer ganzen herrlichen Pracht zeigt. Wenn sich die Gletscherspalten nicht als hinterhältige Gefahr präsentieren, sondern als ein Ozean gefrorener Wellen von bizarrer Schönheit. Wenn diese abweisende Welt aus Fels und Eis uns das seltene Privileg gewährt, sich überhaupt zu zeigen. Wenn wir, wie am besten Segeltag, wie in einer anderen Wirklichkeit hinter den Parawings an Cerro Torre und Fitzroy vorbeirauschen und uns das GPS am Abend eine zurückgelegte Strecke von 45 km anzeigt!

### Verbindung zum Rest der Welt

Ein anderes, ganz kleines Highlight, auf das wir uns alltäglich freuen, ist die „Radio-Time“. Um 19 Uhr ist Funkzeit. Wir haben zur Sicherheit ein Kurzwellenfunkgerät dabei. Es stammt von Spilsbury, einer kanadischen Firma, und Arved meint, dieses Modell habe sich auf vielen Arktis-Expeditionen bewährt. Die Kiste sieht aus, als stamme sie aus der telekommunikativen Steinzeit, groß wie ein Schuhkarton, aus dickem Blech und leuchtend orange lackiert. Unter dem Deckel verstecken sich neben dem Ein-Ausschalter drei Knöpfe; einer für die Lautstärke, einer, mit dem man zwischen den beiden bequartzten Kanälen umschaltet und ein Drehknopf mit Beschriftung „Clarify“. Letzterer zeichnet sich durch gänzliche Wirkungslosigkeit aus.

Zwar verfügt dieses Fred-Feuerstein-Radio über eine Ausgangsleistung von nur 10 Watt, aber dank seiner simplen und deshalb zuverlässigen Innereien und der 30 m langen Wurfantenne funktioniert es verblüffend gut. Allabendlich hören wir die Stimme von Martin Friedrichs, der Arved in seiner Abwesenheit von der „Dagmar Aaen“ als Skipper vertritt. Es ist ein beruhigendes Gefühl, die Stimme von Freunden zu hören. Es gibt nicht nur Sicherheit, für den Fall, daß uns etwas passieren sollte, es ist auch schön zu hören, daß man nicht allein auf der Welt ist, mal andere Stimmen als die von Roger und Arved zu vernehmen. Noch dazu versorgt uns das „schwimmende Basislager“ mit wertvollen Wetterinformationen.

Dieses Basislager — „Dagmar“, wie wir sie alle nennen, ist ein altes Segelschiff. Es wurde 1931 im dänischen Esbjerg als Fischkutter gebaut, unternahm nach dem ersten Umbau in den Achtzigern Jugendfahrten auf der Ostsee und wurde ab 1988 zum eistauglichen Expeditionssegler umgebaut. 1991 verließ das 18 m lange Holzschiff Hamburg. Im Rahmen der Expedition „Icesail“ versuchten wir die erste Umrundung des Nordpols in den Circumpolarregionen. Um ein Haar hätten wir es geschafft, aber nördlich von Sibirien geriet „Dagmar“ in einen fürchterlichen Eissturm und wäre um ein Haar zerquetscht worden. Nur 1500 Seemeilen fehlten. Arved beschloß, seine Rolle als Expeditions-Don-Quijote im ebenso viel Nerven wie Geld kostenden Kampf mit der russischen Bürokratie nicht nochmals zu spielen. Wir segelten südwärts, nach Victoria

# Weiß, weißer, am weißesten: durch die Schneewüste Patagoniens



Linke Seite oben: Lager am Fuß des  
Cerro Don Bosco.  
Unten: Endlich schönes Wetter.  
Die Ausrüstung kann trocknen.  
Ganz unten: Das Zelt im Schneesturm.  
Arved Fuchs nützt die Sicht, um eine  
Kompaßpeilung zu machen.  
Rechts: Arved Fuchs im Aufstieg zum  
Plateau vor der Falla de Reichert.



Rechte Seite oben:  
Auf der ebenen  
Fläche des  
patagonischen  
Inlandeises. Die  
Schrecken des  
Sturmes stehen uns  
noch bevor.  
Unten: Pause beim  
Abstieg durch den  
Gletscherbruch.



in Canada, und es entstand der Plan zu „Sea, Ice & Mountains“, jener Expedition, die hier auf dem Patagonischen Inlandeis ihren Höhepunkt finden sollte.

## Auf den Spuren der Pioniere

Über Funk hören wir, daß es das Schiff mittlerweile geschafft hat, in den Fiordo Peel einzudringen. Hier war 1955 der Engländer Harold William Tilman mit seinem Schiff „Mischief“, ein Kutter, der unserer „Dagmar Aaen“ sehr ähnelte, in der Mischief-Enge auf Grund gelaufen. Auch heute noch zeichnen sich die Seekarten durch fehlende Tiefenangaben aus. Tilman und zwei Kameraden gelang bei ihrer Expedition dennoch die erste vollständige West-Ost-Durchquerung der Eiskappe: vom Fiordo Calvo querten sie hinüber zum Lago Argentino, wo Tilman ein eiskaltes Bad nahm, und gingen dieselbe Route wieder zurück. 41 Tage benötigten sie damals für die 40 km (einfach) messende Strecke.

Am Ende des Fiordo Peel fließt der García-Gletscher aus der Falla de Reichert, jener ominösen Schlüsselstelle der Nord-Süd-Traverse, in den Pazifik. Von hier steigen Pablo und Sigga in einer Schleife hinauf auf die Eiskappe. Über Funk erfahren wir, wie sehr sie sich aufwärts mühen.

Nur wer den Patagonischen Urwald kennt, kann ermes- sen, wie mühsam das ist. Kein tropischer Regenwald kann sich in Sachen Undurchdringlichkeit mit dieser amorphen grünen Vegetationsmasse vergleichen. Durch die Feuchtigkeit vermodern alle Pflanzen, und man findet beim Gehen oftmals keinen Grund mehr. Immer wieder sinkt man bis an die Brust ein. Das ganze dann noch steil bergauf und mit einem Riesenberg Gepäck auf dem Buckel, das von den sperrigen Skiern gekrönt wird. „Es ist so richtig beschissen“, meldet Sigga über Funk, „manchmal ziehen wir im Wald sogar die Steigeisen an. Aber bald sind wir oben.“

„Oben“ heißt auf dem Eis, und zwar unmittelbar oberhalb der geheimnisvollen Falla de Reichert. Arved, Roger und mich beflügelt es, wenn wir hören, wie es bei den beiden Freunden aufwärtsgeht. Sie richten am verabredeten Treffpunkt ihr Lager ein. Von dort aus gelangen ihnen insgesamt sieben Erstbesteigungen teils unbenannter Berge, die sie benennen und für das Militäargeographische Institut Chiles vermessen. Überdies suchen sie nach einem gangbaren Weg durch die Falla de Reichert — und meinen einen solchen entdeckt zu haben ...

28 Tage, nachdem wir das Schiff verlassen haben — ein Drittel davon waren Zwangsruhetage wegen schlechten Wetters treffen wir die beiden auf einem kleinen Plateau auf etwa 2200 m. Die Sonne lacht und spiegelt die Gefühle in unseren Herzen wider. Es herrscht gute Laune, denn die Wetter- und Schneeverhältnisse sind gut, wir liegen einigermaßen in unserem Zeitplan, wir könnten es schaffen.

## Im Schneesturm gefangen

Aber schon tags darauf gibt es keinen Grund mehr zur Euphorie. Das Wetter ist so, wie es sich für Patagonien gehört: Sturm und Schneefall. Zwar haben wir schon einige Stürme in unserem Zelt überstanden, haben bereits mehrfach geglaubt, daß das fragile Gebilde aus Alustangen und Ripstop-Nylon eigentlich seinen Geist aufgeben müßte, aber es hat gehalten. Doch was jetzt auf unser Camp niedergeht, übertrifft alles Gewesene. Der Wind faucht, schreit, zerrt an den Zeltleinen und dem plötzlich unendlich dünn erscheinenden Tuch. Wir müssen uns im Zelt anbrüllen, sonst können wir uns nicht verständigen. Und wird es einmal etwas stiller, verschnauft der Sturm nur ein wenig, um sich danach gleich wieder auf uns zu stürzen.

Pablo und Sigga haben aus Gewichtsgründen nicht das Expeditionszelt mitgeschleppt, das wir mit unserem Sponsor Jack Wolfskin gemeinsam entwickelt haben. Das war ein Fehler: ihr Leichtzelt wird von den Gewalten des Sturmes förmlich pulverisiert. Am Abend des zweiten Sturmtages liegen Sigga und Pablo bei uns im Zelt und die Fragmente ihrer Ex-Behausung als Haufen zerissenen Polyesterstuches und geborstener Alusplitter flach unter dem Schnee. Davon gibt es mittlerweile wahrhaftig reichlich. Unser Zelt haben wir ursprünglich in der Ebene aufgebaut und eine Schutzmauer gegen den Sturm errichtet. Jetzt steht es bereits in einem eineinhalb Meter tiefen Loch. Und es schneit immer weiter. Noch gestern dachte ich, es könne kaum schlimmer werden.

## Wieviel sind acht bis zwölf Meter Niederschlag?

Den meteorologischen Angaben zufolge fallen auf das Südliche Patagonische Inlandeis acht bis zwölf Meter Niederschlag pro Jahr. Wenn man so darüber nachdenkt, ist es einfach „ganz schön viel“. Jetzt wird dieses Maß real. Es bedeutet, daß wir in Zweistundenschichten rund um die Uhr schaufeln. Trotzdem drückt es unser Zelt immer stärker zusammen. Zur Sicherheit entscheiden wir uns, nebenan eine Schneehöhle zu graben. Man kann nie wissen ...

Im Zelt ist es unerträglich feucht. Zwar versuchen wir, es möglichst trocken zu halten, befreien uns mit einer Toilettenbürste mühsam von Schnee und Eis, bevor wir ins Innzelt kriechen, aber eigentlich könnten wir uns mittlerweile diese Mühe fast sparen: die Feuchtigkeit ist überall. In der Kleidung, in den Schuhen und in den Schlafsäcken. Zum Glück haben wir uns nicht für Daunenschlafsäcke, sondern für solche mit Kunstfaserfüllung entschieden. Vor einigen Wochen dachte ich noch, fünf Lagen Liteloft in Kombination mit einer Dryloft-Hülle seien totaler Ausrüstungs-Overkill und fluchte heimlich über den Umfang und das hohe Gewicht. Jetzt, auch

wenn es innen mittlerweile wie in einem schweißigen Skischuh stinkt — ist der dicke Brummer genau richtig, hält mich trotz der Nässe mollig warm.

Wie die Sardinen liegen wir zu fünft in unserer eisigen Dose. Die körperliche Aktivität reduziert sich auf das Schaufeln und den „Ruf der Wildnis“. Mit Ausnahme von Sigga, die lautstark über ihre Benachteiligung als Frau beschwert, erledigen wir die kleinen Geschäfte in unsere Weithalsflaschen. Fürs Big Business führt der Weg jedoch unweigerlich nach draußen. Es ist ausgesprochen ungemütlich, bei 100 km/h Windgeschwindigkeit oder mehr und -5°C oder weniger das Hinterteil zu exponieren. Wir erledigen die Toilettengänge in rekordverdächtigen Zeiten. Diese Schnellgeschäfte haben auch noch einen anderen Vorteil: die Wahrscheinlichkeit, bei schlechter Sicht das Zelt nicht mehr wiederzufinden, sinkt. Das könnte schnell zu einer lebensbedrohlichen Situation führen.

## Diät statt Vorwärtskommen

Nur die Mahlzeiten stellen eine Abwechslung im dumpfen Einerlei des engen Zeltalltages dar. Wegen des anhaltend lausigen Wetters nehmen unsere Vorräte kontinuierlich ab, ohne daß wir vorwärtskommen. Als wir noch genug Verpflegung hatten, gab es morgens Müsli, während des Gehens Powerbars, Haselmarkschnitten und BP-5 Riegel, eine hochkalorische Seenotverpflegung. Zum Abendessen gab es „Schultheiss mit Pemmikan“. Dahinter versteckt sich unser Freund Folker Schultheiss, der spezielle Expeditions- und Trekkingmahlzeiten herstellt. Sie sind dehydriert, wiegen daher sehr wenig, und vorgegart. Man kippt kochendes Wasser drauf und läßt es einen Augenblick ziehen, fertig. Pemmikan ist ein kalorienreiches Nahrungskonzentrat. Es stammt von den Indianern und Eskimos Nordamerikas. In unserer modernen Version erinnert der Geschmack an eine würzige Leberwurst. Das waren noch Zeiten ... Jetzt gönnen wir uns von den einst 4500 Kalorien pro Tag nurmehr 800 bis 1000.

Endlich, nach neun langen, nervenzermürenden Tagen in unserer Sardinenbüchse, läßt der Sturm ein wenig nach. Auch die Sicht reicht deutlich weiter als nur bis zur Skispitze. Wir beschließen, schnellstmöglich abzusteigen, wollen raus aus diesem naßkalten Gefängnis. Zwar herrschte — entgegen dem, was man allgemein erwarten würde — während der neun Tage zu fünft im Dreimannzelt erstaunlich gute Stimmung, aber trotzdem ist es jetzt wunderbar, endlich wieder etwas zu tun. Frohgemut beginnen wir zu packen. Es dauert Stunden, bis wir das Zelt, die Ski und die sonstige Ausrüstung aus dem mittlerweile zwei Meter tiefen Trichter gegraben haben.

Der Abstieg zerrt noch mehr an den Nerven. Über fast 1000 Höhenmeter in steilem Gelände müssen wir die schweren Zugschlitten durch einen Gletscherbruch abseilen. Pulka sichern, Stand bauen, abseilen, zwei Mann

führen den Schlitten, Pulka sichern, nächsten Stand bauen, derweil führen wieder zwei Mann den nächsten Pulka, wieder aufsteigen, um den dritten Pulka zu holen etc. Wir sind langsam, unendlich langsam. Und das bei dieser Gefahr: Alle objektiven Gefahren drohen überreichlich. Viele hundert Tonnen Neuschnee warten nur darauf, sich in Lawinen zu verwandeln. Der große Hängegletscher auf dem Cerro Inmaculado scheint sich auf uns herabstürzen zu wollen. Stein- und Eisschlag rumpeln beim geringsten Sonnenschein durch die steile Südwestwand desselben Berges. Und unser Weg führt genau unterhalb dieser Wand entlang, weil der ganze Schutt so schön die vielen Gletscherspalten füllt. Auf der einen Seite brauchen wir gute Sicht, um den Weg durch den riesigen Gletscherbruch zu finden, auf der anderen Seite beten wir fast, daß die Sonne nicht richtig rauskommt. Ein paar wärmende Strahlen würden genügen, und der ganze Berg fiel uns auf den Kopf. Und Spaltensturzgefahr herrscht natürlich auch noch.

## Spaltensturz im Gletscherbruch

Zu allem Unglück weht uns der Wind einen der Pulkas in eine Gletscherspalte. Arved sieht noch, wie sich der Schlitten wie von Geisterhand gehoben plötzlich in Bewegung setzt. „Roger, der Pulka“, brüllt er über eine Spalte hinweg nach drüben, und Roger hechtet wie ein Fußballtormann nach der Schüssel aus Kevlar-Kohlefasermatten. Aber keine Chance: sie verschwindet in einer riesigen und völlig uneinsehbaren Spalte. Darin befinden sich mein gesamtes Gepäck, ein Teil von Siggas und Pablos Sachen, dazu sämtliche Filme und meine Fotoausrüstung. Es war mein Fehler: ich hätte mich nicht in Sicherheit wiegen dürfen, bloß weil der Schlitten auf einem ebenen Stückchen Eis stand.

Wir werfen die Mischung aus Ärger und Frust ebenfalls in die Gletscherspalte und bereiten eine Rettungsaktion für das Gepäck vor — sofern es überhaupt noch etwas zu retten gibt ...

Pablo seilt sich in die Spalte ab. Es scheint ewig zu dauern, bis er endlich wieder mit seinen Steigklemmen nach oben kommt. Aber dann gibt er mit dem Daumen das OK-Zeichen: „55 oder 60 Meter tief ist das Ding gefallen, in zwei Etappen. Der Spaltengrund ist völlig eben, und es sieht so aus, als ob fast nichts kaputt ist.“ Sofort beginnen wir einen Flaschenzug zu bauen, um die Hundert-Kilo-Last zu bergen. Trotz der dreifachen Umlenkung ist es eine unglaublich anstrengende Arbeit. Ein Mann führt, selbst über dem Abgrund baumelnd, den Pulka an diversen Rippen und Balkonen vorbei und checkt den Seilverlauf an der Kante der Gletscherspalte, die anderen ziehen.

Nach gut vier Stunden haben wir es geschafft: der Pulka steht wieder neben uns, fast unbeschädigt. Wir wollen es kaum glauben: lediglich die Plane hat einen kleinen Riß,

und der Skylightfilter meines Weitwinkelobjektivs ist zerbrochen.

## Himmelfahrtskommando hinab ins Tal

Weiter geht es hinab ins Tal. So schnell wie möglich, und so langsam wie nötig. Am vierten Tag des Abstiegs erreichen wir den García-Gletscher, der in der Falla de Reichert liegt. Wir befinden uns in Sicherheit. Auf den letzten Metern des Abstiegs ist Arved zum wiederholten Male das Zuggestänge des Schlittens zerbrochen. Er ärgert sich laut und wie ich es bei ihm bisher nur selten erlebt habe. Erst nachdem ich ihn zugleich umarme und dabei durchschüttele, ihn fast anbrülle, daß wir in Sicherheit und noch dazu weiter gekommen sind als jede andere Expedition zuvor, verwandelt sich sein Ärger in Freude. Er lacht wieder. Alle lachen wir und fallen uns in die Arme. An den Weiterweg nach Süden ist seit dem Schneesturm sowieso nicht mehr zu denken. Bei den herrschenden Verhältnissen würden wir das Schicksal herausfordern. Stattdessen werden wir auf etwa 1000 m den Glaciar García verlassen und nach über 40 Tagen wieder auf „Festland“ stehen. Da sich der Gletscher von hier in einem gigantischen Chaos von Spalten und Seracs hinab ins Meer stürzt, werden wir durch den patagonischen Wald zum Peel Fjord absteigen mit 45 kg auf dem Buckel und Ski noch außen auf dem Rucksack. Nach insgesamt 43 Tagen werden wir dann wieder an Bord der „Dagmar Aaen“ klettern, die Kameraden wiedersehen und gemütlich warm im Bauch des Schiffes sitzen. Wir werden uns endlich mal richtig waschen, wieder etwas Richtiges essen und schon nach dem zweiten Bierchen richtig angetüttert sein.

Vor allem aber werden wir einfach zufrieden sein. Wir haben zwar unser Ziel der gesamten Durchquerung nicht erreicht, aber wir haben eine neue Marke gesetzt und und als erste Menschen den Fuß in die sagenumwobene Falla de Reichert gesetzt. Vor allem haben wir aus den gegebenen Möglichkeiten das Maximum herausgeholt und die Expedition zu einem sicheren Ende geführt. Und wir durften dort oben in dieser eisigen Hölle auch schöne und einzigartige Dinge erleben, die nur verstehen kann, wer sie selbst erlebt hat.

## Anhang

### Sea, Ice & Mountains

Sea, Ice & Mountains unter der Leitung von Arved Fuchs dauerte von April '95 bis Juli '96. Route: Victoria (Canada) über San Francisco, Hawaii, Caroline Islands, Französisch-Polynesien, Mururoa, Pitcairn, die Osterinsel, Chile, Kap Hoorn, Montevideo, Rio de Janeiro, die Azoren, England und Holland nach Hamburg. Insgesamt (d.h. inklusive Icesail) war die „Dagmar Aaen“ 63 Monate unterwegs und legte über 50.000 Seemeilen zurück (mehr als zweimal um die Welt). Sie ist das erste Schiff, das ohne Hilfe eines Eisbrechers Nord- und Südamerika umsegelte.

Die Inlandeisexpedition: Vom Nordende des Hielo Patagónico Sur

stieg eine drei Mann starke Gruppe über den Jorge-Mont-Gletscher auf das Eis. Nach einer Strecke von rund 350 km, die Arved Fuchs, Till Gottbrath (Deutschland) und Roger Schmitt (USA) mit Hilfe von Ski und Parawings zurücklegten, erreichten sie die Falla de Reichert.

Auf der Nordseite der Falla de Reichert traf sich die Dreiergruppe mit dem Chilenen Pablo Besser (Santiago) und der Isländerin Sigga Ragna Sverrisdóttir auf einem kleinen, rund 2000 m hoch gelegenen Plateau. Die beiden waren mittlerweile mit der „Dagmar Aaen“ nach Süden und zum Ende des Peel Fjord gefahren. Von dort stiegen sie durch den fast undurchdringlichen Patagonischen Wald und über den schwierigen Margarita-Gletscher zu dem Plateau auf. Sie erkundeten den Abstieg in die Falla de Reichert, und es gelang ihnen sieben Erstbesteigungen zum Teil noch unbenannter Gipfel. Nach den Treffen gerieten die beiden Gruppen in einen neun Tage dauernden Schneesturm, in dem ein Zelt zerstört wurde. Aus Sicherheitsgründen und wegen Nahrungsmangel beschloß die Gruppe den Abbruch des Unternehmens und stieg durch die noch nie von einem Menschen betretene Falla de Reichert ab zum Peel Fjord, wo sie von der „Dagmar Aaen“ abgeholt wurde.



Zur Crew von Sea, Ice & Mountains gehörten insgesamt 23 Frauen und Männer aus acht Nationen. Unterstützt wurde das Projekt von dem deutschen Outdoor-Ausrüstungshersteller Jack Wolfskin sowie Globetrotter Ausrüstungen in Hamburg. Über die Expedition entstand im Auftrag des Hessischen Rundfunks eine sechsteilige Dokumentation.

## Ausrüstung

### Lager, Schlafen und Wohnen

Jack Wolfskin Schlafsack „The Fridge“ gibt es jetzt serienmäßig (5 Lagen Litaloft mit Dryloft-Außenhülle), 18 mm Schaummatten, Zelt: Jack Wolfskin Expedition Dome, 2 Schneeschaufeln, 1 Schneesäge Exped, 2 Toilettenbürsten (zum Schneeeabürsten bevor man ins Zelt kommt), Ajungilak Biwakschuhe.

### Bekleidung

Unterwäsche Jack Wolfskin Warn'n Up mit Balaclava (Spitzel), Jack Wolfskin Fleecepulli, Long John aus elastischen Fleece mit eingebautem „Toilettendeckel“ Jack Wolfskin Bodyguard, Windstopper-Fleecejacke Jack Wolfskin Scirocco; Windstopper Balaclava von Globetrotter Hamburg; Ullfrottée Socken; Handschuhe: Jack Wolfskin Windstopper Fingerhandschuhe und Outdoor Research

Mt. Baker Überhandschuhe mit Fleece-Innenhandschuh, Gama-schen Outdoor Research Crocodiles.

### **Fortbewegung und Transport**

Ski Dynastar Altiplume mit 60 cm Pomoca Mohair-Fell in die Lauffläche eingeklebt (hervorragend!); Silvretta 400 Bindung; Koflach Klima Complex Schalenbergstiefel; Leki-Sport Telemark-Stöcke; Pulkas nach unseren Vorgaben (Negativform) von der Fa. Eskimo aus Kevlar-Carbonfaser-Matten laminiert (unglaublich robust!) mit PE-Laufflächen von Peter Schmitz; Zuggestänge von Fjällpulken; Rucksäcke Jack Wolfskin Yak; diverse wasserdichte Packsäcke Jack Wolfskin; Parawing-Zugsegel von Rolf Beringer.

### **Bergausrüstung**

2x55 m Halbseil Beal, Sitzgurt Petzl Club, Brustgurt Petzl Easy, Steigeisen Grivel F1, Pickel Grivel Pamir und Grivel Compact Third, Prusiksnüre, diverse Karabiner, Bandschlingen und Eisschrauben, Ortovox LVS.

### **Kochen, Essen und Trinken**

Pro Tag 4500 kcal pro Kopf bestehend aus: Müsli, 500gr BP-5 (Seenotverpflegung; Barren auf Weizenmehlbasis mit zugesetzten Vitaminen und Mineralen), Cathay (Pemmikan), Schultheiss Trekkingmahlzeiten, pro Tag 1 Powerbar und 1 Haselmarkschnitte, Tee, Kaffee, Getränkpulver; 2 MSR XGK II Benzinkocher (1 als Reserve, der andere brannte 40 Tage so zuverlässig, daß erst dann gereinigt werden mußte!), 40 Liter Benzin, 2 Trangia Töpfe,

Geschirr Relags, Relags Thermosflaschen, MSR Wassersack (gut auch zum Schneeschmelzen auf dem Pulka an warmen Tagen).

### **Orientierung und Kommunikation**

1 GPS Silva XL1000, 1 GPS Magellan Trailblazer, 2 Kugelkompan-den Silva UN-70 mit Spezialhalter für die Brust, Spilsbury KW-Funkgerät mit 10 Watt Leistung und 30 Meter Wurfantenne.

### **Sonstiges**

Uvex Gletscherbrille, Uvex Skibrille mit integriertem Gesichtsschutz, Signalpfeife, Sonnenschutzcreme, Apotheke, Stirnlampen Peli-Lite, 1 Buch für alle, Solarpanel als Akkuladegerät, Lithium-batterien (haben sich bestens bewährt: leicht, gute Leistung auch bei Kälte, aber leider teuer), persönlichen Kleinkram, diverse Ersatzteile (darunter auch 2 Paar Teleskopskistöcke Leki-Sport Tour Telemark, die wegen der Verwendung der normalen Stöcke als „Ersatzteillager“ für die zerbrochenen Zuggestänge auch alle gebraucht wurden), Sony-Videoausrüstung, Nikon-Fotografenausrüstung, Filmmaterial Fuji und Agfa.

### **Probleme**

Insgesamt waren wir mit unserer Ausrüstung sehr zufrieden. Probleme gab es mit den leicht brechenden Zuggestängen, der zerbrochenen Salewa Lawinenschaufel, ausreißenden Ösen an den Stiefeln und deren zu langsam trocknenden Innenschuhen (offenporiger Schaum), sowie den Isomatten die zwar geschlossenporig sein sollten, aber dennoch zuviel Feuchtigkeit aufnahmen.





Die kleine Baffin-Kommune Broughton am Polarkreis liegt an der Davis Straight westlich gegenüber Grönland. Ein winziger Zivilisationspunkt in der „Eiszeit“. Das Jäger- und Fischerdorf wird acht Monate im Jahr vom Packeis blockiert. Das Dorf ist der Ausgangspunkt für das spektakuläre Auyuittuq-Gebirge. Die Fotos zu diesem Beitrag stammen, wenn nicht anders angegeben, von Michael Vogeley.

# Skispuren und Hundedreck auf Baffin Island

Auyuittuq — das Land, das niemals schmilzt

Michael Vogeley

## Tunik time

Es ist Mitte April. In Montreal schneit es, und es herrscht das übliche spätwinterliche Schmuddelwetter. Wir — das sind sieben Männer zwischen 30 und 68 und Inge, unsere einzige Frau — sind froh, die triste Metropole zu verlassen und erhoffen statt Schneeregen klares, kaltes Weiß. Nach drei Stunden Flug über endloses Packeis kracht der Jet bei prächtigem Wetter auf die Piste in Iqaluit. Es ist tiefer Winter, das Thermometer ist auf  $-20^{\circ}\text{C}$  Celsius gefallen. Skidoos brausen durch die Straßen des Hauptortes der Region. Baffin, das etwa die Größe Westeuropas hat und gerade 11.000 Einwohner beherbergt, ist für mitteleuropäische Begriffe unvorstellbar menschenleer. Es ist *Tunik time*, ein Frühlingsfest, das alljährlich gefeiert wird. Abends geht es in der Stadthalle zur Sache, und eine einheimische Band heizt mit der typischen Musik der Gegend, einer Mischung aus Shanty, Waltz und Inuit-Klängen, den Tanzenden ein. Die Atmosphäre scheint einem winterlichen Wildwestfilm entsprungen, der die Zeit der Siedler vor 100 Jahren beschreibt.

Als wir aus der Halle treten, verblassen die Lichter der Stadt unter einem grün-gelben Leuchtfeuer. Garben aus Licht fallen zur Erde, zarte Schleier wabern über den Winterhimmel, wirbeln empor, wechseln von Rosa auf Violett und Tiefgrün: Aurora Borealis, das Nordlicht, fegt in glühenden Vorhängen über den schwarz-dunklen Himmel. „Arsarnerit“, Ballspiel, nennen es die Inuit. Da oben spielen die Toten Fußball mit Walroßschädeln.

## Ausrüstungscheck und Trainingstour

Dem chinesischen Hotelmanager, den es in die Arktis verschlagen hat, ist das komplexe Wechselspiel elektrischer Teilchen zwischen der polaren Magnetosphäre und dem Sonnenkosmos egal, aber er ist voller Verständnis für unsere irdischen Sorgen und überläßt uns vormittags den Speisesaal, um unsere Ausrüstung vorzubereiten, die Rationen zu verteilen, die Felle zu optimieren und die Ski zu entwachsen, damit der Kleber auch bei großer Kälte hält. Wir liegen Probe in den Zelten.

Nachmittags steigen wir hinab zum nahen Meer und machen eine Testtour mit unseren Spezialstiefeln und den nordpolerprobten Kunststoffbindungen auf dem rauen Meereis. Anschließend gilt es hier ein Stück Ausrüstung zu richten, dort umzupacken oder die Rucksäcke optimal einzustellen.

Abends erleben wir in der überheizten Halle der Gemeinschaftschule eine High Arctic-Modenschau. Inuit-Kleidung aus den alten, erprobten Materialien — Karibufelle, Seehundhäute und „polar bear skins“ — werden von hübschen jungen Mädchen, drallen Matronen und zahnlukerten Hundeschlittenführern vorgeführt. Ein Heidenpaß, aber auch ein eindrucksvolles Erlebnis: Tradition wird im kommenden Eskimostaat Nunavut hochgehalten, der 1999 innerhalb Kanadas entstehen wird.

## Jägerdorf Broughton

Es ist klirrend kalt, und eisiger Nebel liegt über dem Meer, als die Turboprop auf der Piste des kleinen Dorfes an der Davis Straigt aufsetzt. Das Eismeer ist nur wenige Meter entfernt, und das gefrorene Wasser entfaltet seinen Zauber: Zementierte Eisberge sind Monumente im Packeis. Das ist eine Sicht der Dinge. Die andere kann auch sein, daß wir hier „am Arsch der Welt sind“. Innerhalb einiger Stunden wurden wir in ein archaisches Zeitalter geliftet. Was ist das gegen die Inuit, die in wenigen Generationen aus der Steinzeit ins Heute katapultiert wurden — ein Zeitsprung, dem man noch immer hinterherhinkt.

Nur wenig haben wir bei dem Flug über Auyuittuq von den Bergen gesehen. Sie waren in Nebel gehüllt. Der Abschied von Iqaluit fiel nicht leicht. Als Höhepunkt des Tunik-Festivals war ein Igloo-Wettbewerb ausgeschrieben. Der Schnellste, ein wettergegerbter Inuk, schaffte es in 40 Minuten, ein stabiles Schneebiwak herzustellen. Auch hier auf Broughton Island beherrschen die meisten Jäger die Kunst des Schneehausbaus; auf den oft wochenlangen Jagdreisen zieht ein Inuk das eisige „Atomei“ jedem Zelt vor. Es wärmt besser, als jedes High-Tech-Zelt. Das kleine Dorf wird in der „Eiszeit“ — zehn Monate im Jahr ist die Insel von Packeis umschlossen — ausschließ-



lich von Flugzeugen versorgt. Nur die Jäger bringen Robben, Karibus, Fische und Eisbären von der Pirsch ins Dorf. Die Inuit (das bedeutet Mensch, und so bezeichnen sich die Ureinwohner der Arktis) sind perfekte „horizontale Alpinisten“ und beherrschen nicht nur ihr blutiges Handwerk, sondern sind der Natur angepaßt, wie dies ein Bergsteiger in einem langen Leben kaum erlernen kann. Häute sind an die Hauswände genagelt und gerben in der kalten Arktisluft. Der Fänger Stevie, der unsere Skitour über den Pangnirtung-Paß begleiten will, lebt in einem Holzhaus, dessen überheizte Wohnstube an kleinbürgerliche deutsche Verhältnisse erinnert. Im Gegensatz zu den meisten Inuit-Behausungen ist das Haus sauber, adrett und fast gemütlich. Ein bonbonbunter Öldruck mit Jesus hängt neben einem Pinup-Girl aus dem *Playboy*. Wir verabreden uns für den nächsten Morgen. Im nahen Supermarkt kaufen wir für die Kocher Naphta, gereinigtes Benzin, das im Gewichts-/Leistungs-Verhältnis die besten Werte erreicht. Nochmals testen wir die Brenner, die für jede Arktisexpedition entscheidend sind. Beim Park Warden melde ich unsere Gruppe an, bezahle die Gebühr, die „im nächsten Jahr“ entfallen soll, und lasse mir die Funkfrequenzen geben. Damit sind wir bereit, das Abenteuer der „ersten Skidurchquerung des Auyuittuq mit Hundeschlitten“ zu wagen.

## Über das Meer zum Start

Stevies Sohn läßt den Motor seines Snowmobils aufheulen und rumpelt über das unebene Meereis des North

Pangnirtung Fjord. Wir sitzen im Schlitten dahinter und nehmen gelassen die Rüttelmaschine in Kauf. Besser durchgeschüttelt zu werden, als 70 Kilometer und zwei Tage per Ski zum Start zu laufen. Stundenlang fahren wir in die Sonne und genießen den arktischen Traum rund um uns. Obwohl hier Eisbärenland ist, sehen wir das größte Landraubtier der Welt nicht. Stevie folgt mit leichtem Hundeschlitten und ist kaum langsamer als wir. Am Ende des Fjords sehen wir da, wo der Owl River im Sommer in breiten Mäandern ins Meer fließt und das Meer glatt wie ein Laken ist, einen kleinen orangefarbenen Fleck: Die North Pangnirtung Hut. Im Park bietet sich an, nahe der Emergency Shelters, die im Abstand von zwölf bis 20 Kilometer entlang der gesamten Route zu finden sind, zu biwakieren. Das Übernachten ist in ihnen nicht erlaubt. Sie sind — wie der Name sagt — für den Notfall gedacht. Durch das unberechenbare Wetter ist es unklug, sich darauf zu verlassen, daß man die Biwaks immer erreicht. Der Wind frischt auf. Innerhalb einer Stunde tobt um uns ein Blizzard, der ungehemmt durch die Düse des Passes fegt und eisige Schneefahnen mit sich treibt. Selbst im Windschutz eines großen Felsblocks haben wir erhebliche Mühe, die Zelte aufzustellen. Der Chillfaktor macht uns bei den 25 Minusgraden und den geschätzten 80 Stundenkilometer Wind zu schaffen. Die Chillformel berechnet das Zusammenspiel von Wind und Minustemperaturen und besagt, daß die subjektiv empfundene Temperatur momentan bei etwa  $-65^{\circ}\text{C}$  Celsius liegt. Der Sturm bläst durch die Reißverschlüsse und staubt Schnee ins Gesicht, der erst schmilzt und dann sofort gefriert.

Links: Huskies haben ein hartes Leben. Im Winter erfüllen sie ihre Aufgabe als Zugtiere und Jagdgehilfen, im Sommer liegen sie arbeitslos an der Kette.

Unten: Stevie hetzt mit seinem Schlitten über den Windy Lake. Der Pangnirtung Pass ist ein herausforderndes Skiziel durch eines der schönsten Gebirge dieser Erde. Wer sich in die Goldene Zeit des Bergsteigens versetzen will, ist als Kletterer und Alpinist richtig auf Baffin Island. Für Skitouristen gilt es, die Schneewildnis noch zu entdecken.

Es ist fast Mitternacht und noch immer taghell, als unsere flatternden gelben Zelte ruhiger werden und sich zarte Schleier aus dem Winterhimmel lösen. Wir atmen auf, denn die Wolken verziehen sich, und wir ahnen, daß wir morgen schönes Wetter haben werden. Stevie versucht, draußen auf dem Meer ein Loch ins Eis zu pickeln, um zu angeln. Er scheitert nach etwa eineinhalb Metern.

Die Skidoos sind nach Broughton zurückgekehrt. Vor uns liegt eine 100 Kilometer lange Ski-Exkursion, die wir mit Ski und mit Hundeschlitten auf einem uralten Eskimo-Trail nachvollziehen wollen.

### 18 Kilometer bis zur Owl River Hut

An diesem strahlenden Apriltag gibt es keine Bedenken mehr — die Sonne verspricht perfektes Skitourenwetter. Die Hunde aalen sich vor dem Schlitten, und beim Einschirren des Gespannes gibt es die ersten Scharmützel. Ein amouröses Abenteuer erreicht seinen fleischlichen Höhepunkt, ohne erkennbaren Verdruß des Nebenhundes. Stevie schafft mit undemokratischer aber effektiver Justiz,

unterstützt von handfester Pädagogik, Ordnung in der Reihe.

Mit ihren Hunden verbindet die Inuit eine unsentimentale Beziehung. Während der ersten vier Monate werden die Welpen sorgsam aufgezogen und sogar für die Kinder zum Spielen mit ins Haus genommen. Danach leben sie nur noch im Freien und müssen sich ihr Futter im Schlittengespann hart erarbeiten. Mit sieben Monaten kommen die tauglichen Hunde ins Geschirr — schwache oder renitente Tiere werden getötet —, das sie ihr Leben lang nicht mehr ablegen. Selten werden sie älter als sieben bis zehn Jahre. Wenn ihre Lungen rasseln und durch die jahrelange Hetzerei vor den Schlitten in der eiskalten Luft verbraucht sind, werden sie erwürgt, und ihr Fell ergibt den begehrten Kapuzenrand der Anoraks mit den seideweichen Haaren. Das Gespann aus zwölf Hunden ist Stevies ganzer Stolz und sein wertvollster Besitz.

Wir kleben die Felle auf die Laufflächen der Telemark-Ski. Unsere Füße stecken in weichen, moonbootartigen hohen Stiefeln, die von kanadischen *musher* — das sind Hundeschlittenführer — für extreme Minustemperaturen ent-





wickelt wurden, und laufen hinein in einen strahlenden Sonnentag. Wir lassen die roten Granitwände mit den feinen, unbegangenen Kletterlinien auf uns einwirken und schieben unsere Ski durch leicht gewelltes Gelände flußaufwärts. Hier ist noch völliges Kletterneuland. Wegen der leichteren Logistik ist der Westteil des Parks mit seinen atemberaubenden Berggestalten das „Zentrum“ des Klettergeschehens.

Das schöne Wetter vermittelt die Atmosphäre freundlicher Winterarktis. Wir scherzen, genießen die Urlandschaft um uns und lassen uns von Stevies Schlitten überholen. Zwölf perfekt geschwungene Hundeschwänze bezeugen, daß der „Motor auf allen Zylindern läuft“. Und wir rümpfen auch nicht die Nase über die „Auspuffgase“. Das Gespann verschwindet als Punkt hinter einer Bodenwelle. Die Hunde würden verrückt, wenn sie unser langsames Tempo und unseren Rhythmus — eine Stunde gehen, zehn Minuten Rast — nachvollziehen müßten. Und sie würden sich jederzeit für ihn tot laufen.

Nach sieben Stunden fallen wir in die orangefarbene Hütte ein. Stevies Hunde liegen an einer Kette davor, die er mit Eisschrauben auf einem See fixiert hat. Sie nehmen nur milde Kenntnis von uns. Der Benzinkocher schnurrt, und wir freuen uns über den heißen Mineraldrink.

Die Hütten sind nur für den Notfall gedacht, auch wir benutzen sie nicht zum Schlafen. Sie stellen für eine Gruppe ein ideales „Kochzelt“ dar. Das wird von der Parkverwaltung toleriert. Der verhaltene Stevie taut auf. Wir *qalunat*, Weiße, haben seinen Respekt gefunden.

## Orientierungsprobleme und porentiefe Reinheit

Wir erwachen an einem trüben Tag, buddeln die Zelte aus und suchen die Hunde, die sich vom Triebschnee haben

zuwehen lassen. Den Schwanz über die Schnauze gelegt, hat ihr Atem Hohlräume gebildet, während sie unter einem Schneehügel verschwunden sind. Einer nach dem anderen taucht auf, durchbricht den Schnee, schüttelt sich, voller Drang, endlich laufen zu dürfen. Stevie hackt mit einer großen Axt aus der gefrorenen, fetten Robbe, die auf den Schlitten gebunden ist, zwölf kiloschwere Fleischbatzen herunter und wirft sie

den Tieren zu. Sofort beginnt eine wüste Rauferei, die Stevie mit der langen Peitsche in Ordnung bringt. Ohne Kauen wird das gefrorene Fleisch hinuntergewürgt.

Auyuittuq hat im Winter geringe Niederschläge. Doch droben fließen die Gletscher der Penny Ice Cap, einer der größten Inlandeismassen der nördlichen Hemisphäre, in die Täler. Das Eis blinkt wie eine Schatzkammer. Der wenige Talschnee wird vom Wind ins Lee verblasen. Wir entscheiden, über die verkrustete Schneedecke des Flußlaufs zu gehen und tragen die Ski. Die June Valley Hut soll nach der Tourenbeschreibung nur neun Kilometer entfernt sein. Doch da gibt es einen Umrechnungsfehler aus der Meilendistanz. Es werden 15.

Wir spüren in eine gigantische Bergwelt. Das Tal wird enger, die Wände steiler. Eine Möglichkeit, den unberührten Ostteil des Gebirges zu erkunden wäre, schon im Winter mit Schlitten Materialdepots anzulegen und im Sommer diese Granitwände zu berennen. Kletterlinien werden durch den feinen Triebschnee, der sich auf den Bändern des kompakten Granits niederlegt, sichtbar gemacht. Wir schmieden kühne Routenpläne.

Es wird kühler, windiger und unsichtiger. Trotzdem finden wir die kleine Behausung auf Antrieb und beschließen nach kurzer Diskussion weiterzugehen. Es sind nochmals 16 Kilometer zur Glacier Lake Hut. Unsere Kondition ist gut, die Beine sind noch fit, und das Wetter ist erträglich. 30 Kilometer bedeuten zwar elf bis zwölf Tourenstunden, aber keiner von uns ist müde. Jeder Schritt und Tritt in dieser polaren Wildnis schenkt uns das Gefühl, als einzige Menschen auf Erden zu wandeln. Der Schlitten fetzt vorbei und verschwindet im aufkommenden Nebel. Wir schnallen die Ski wieder an; der Wind hat hinter einem Paß Schnee verfrachtet. Später schleichen wir über Blankeis, das von einem Flußdelta und einem Seensystem gebildet wird. Immer wieder verglei-

Links: Das gefrorene Meer des Pang Fjord ist trotz des Preßeises ein ideales Langlaufrevier.

Unten: Bei Overlord, einem Platz am Ende des Cumberland Sound, herrscht eine 20 Meter hohe Tide. Am Übergang zwischen Land und Meer ist das rauhe Eis Arktis pur.

che ich die Karte mit der Realität, was wegen der groben Linien und der schlechten Sicht schwierig ist. In der Hauptrichtung kann man sich nicht verhasen, im Detail liegt das Problem. Wo finden wir in diesem chaotischen Weiß den kleinen Punkt der Hütte? Der Sturm weht die Wärme von den Körpern, obwohl wir alles angezogen haben, was die Rucksäcke hergeben. Unsere Zelte sind auf Stevies Schlitten, und er ist schon weit vor uns. Eine Nacht im Biwaksack wäre bei diesen Temperaturen und dem scharfen Wind nicht gerade angenehm.

Wir gehen nicht mehr hinter-, sondern nebeneinander, um die kleinste Spur, die Stevies Hunde und die Kufen seines Schlittens im harten Trieb-schnee oder auf dem glasigen Eis hinterlassen haben, zu verfolgen. Finden wir sie, setzen unseren Weg in dieser Richtung fort. Verlieren wir die Spur, suchen wir seitlich, spuren zurück ... Wir sehen nicht einmal mehr den Fuß der himmelhohen Wände. Das Eis ist durchsichtig und in sich gebrochen. Federleichter kalter Schnee fegt darüber hinweg. Endlich. Umgeben vom white out, dem gefürchteten Bodennebel, ahnen wir drüben am anderen Flußufer den orangen Fleck der Hütte. Geschäft. Stevie begrüßt uns nicht besonders enthusiastisch. In der Inuit-Sprache gibt es keine Vokabel für „Zeit“ und „Stunde“. Der Schlafsack ist eine warme Heimat, der Bauch ist prall voller Pemmikan. Der Wind zerrt an den Zeltwänden, und der Freund liegt neben mir. Ich schreibe an meinem Manuskript für einen Trekkingführer über Grönland und Baffin Island. Es war ein arktischer Wintertag, geprägt von jener Unwirklichkeit, die den Polarregionen eigen ist.

## Die höchsten Granitwände des Globus

Wir schnallen die Ski an und verlassen die Glacier Lake Hut am frühen Morgen bei lächerlichen minus fünf Grad, leichtem Wind und Schneetreiben. Die Berge ringsum verstecken sich im Nebel. Der Summit Lake ist eine weiße platte Ebene — fest, dick gefroren und von Schnee überzuckert. Ein Blick auf die Karte: Rechts von uns muß im Nebel der Mt. Asgaard stehen, eine perfekte Pyramide mit abgeflachter Spitze, die schwindelerregend fast 1.500 Meter hoch aus dem Talgrund in den Himmel steilt. Die Gipfel verstecken sich hinter wehenden Wolken. Wir spüren knietief durch das weiße Nichts, eine Wüste aus Kälte, Licht und niegehörter Stille. Aber die gewaltige Natur um uns macht uns still, lehrt uns, das wir bescheiden und besser nur Statisten sind.

Zwischen dem Glacier Lake und dem Summit Lake gibt es



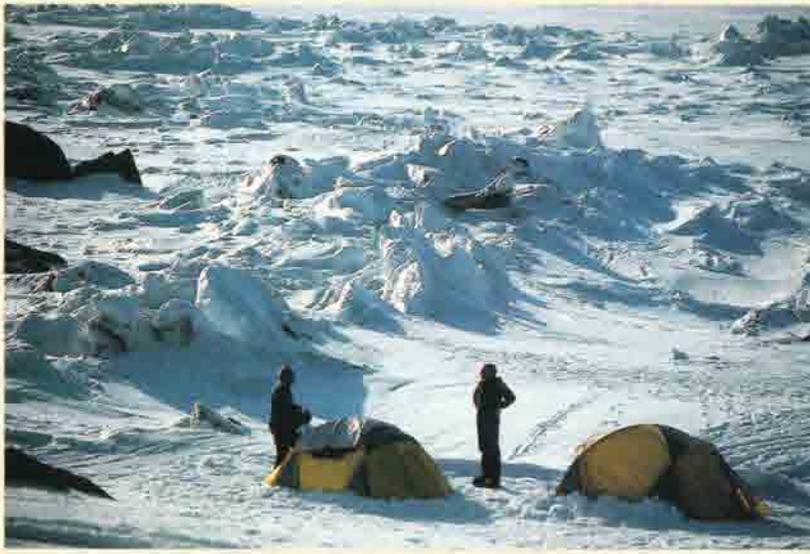
einen gefrorenen Flußlauf, vor dem uns Stevie warnt. Wenn der Frühling kommt, rinnt ein starker Schmelzwasserstrom zwischen den Seen, der oft vom Schnee verweht ist. Dann gibt es das Risiko, in eine Gletscherspalte zu fallen und Opfer des strudelnden Wassers zu werden. Er empfiehlt uns, immer am Ufer zu bleiben und erst bei Erreichen des gefrorenen Summit Lake über den See zu queren.

Bei leichtem Wind, Schneefegen und moderaten Temperaturen erreichen wir die Summit Lake Hut. Wir haben den Kulminationspunkt des Passes erreicht.

## Sturmtag

Heftiger Wind fegt vom Pangnirtung Fjord den Paß hinauf, schüttelt die Zelte und orgelt in den Felswänden, unter denen sich unsere winzigen gelben „Häuser“ ducken. Im Luv haben sich schützende Schneewände aufgebaut. Wir wissen, heute ist kein Tourenwetter, und beschließen einen Ruhetag. In der Arktis muß man gehen, wenn das Wetter gut ist, und nicht, wie man es am „grünen Tisch“ beschlossen hat. Wir füllen das Kaloriendefizit der vergangenen Tage auf, schreiben Tagebuch, schlafen und sind gar nicht enttäuscht, pausieren zu müssen. Ab und zu reißt es auf, und die enormen Berge versetzen uns in Entzücken. Die kühne Nadel des fast 2.000 Meter hohen Mt. Thor bildet die höchste Granitwand dieser Erde. Schneeflocken tanzen in der Luft wie weißes Konfetti.

Wir haben noch Reservetage, aber morgen wollen wir weiter. In zwei Tagen sollten wir Overlord erreichen: das Ende des Passes und den Beginn des Pangnirtung Fjord. Stevie erzählt von seinen Jagderlebnissen und daß er in



# Von Hunden und Menschen: arktisches Lagerleben



Linke Seite:

Oben: Wochenlang ist die Sonne im Polarwinter nicht zu sehen. Dann ist hier die Zeit der „Schrecken des Eises und der Finsternis“ (Christoph Ransmayr). 40 Minusgrade sind keine Seltenheit und die Grundlage für eine dauerhafte, dicke Eisdecke. Jetzt, Ende April, ist die Sonne zurückgekehrt. Wir können nicht unterscheiden, ob wir auf Land oder auf dickem Meereis biwakieren. Mitte: Thommy Pientka folgte dem Rat der Kanadier: „Buy the best, leave the rest“. Für den Schlafsack gilt diese ernstzunehmende Ausrüstungsempfehlung besonders. Bei einer Bergtour im winterlichen Baffin Island sollte der Schlafsack zum wärmsten gehören, was kaufbar ist.

Unten: Beim Biwak am North Pangnirtung Fjord empfinden wir wie der Polarforscher Richard E. Byrd vor einem Jahrhundert: „Ich hatte das Gefühl, als wäre ich auf einen anderen Planeten oder in ein anderes Zeitalter geraten, von dem der Mensch kein Wissen, an das er keine Erinnerung hat.“ Der Beginn des Akshayuk Pass ist heute leicht erreichbar. Die Granitwände mit für das Auyuittuq Gebirge bescheidenen 400 Metern Wandhöhe sind unberührt. Rechte Seite: Sturmerprobte Expeditionszelte sind wichtig. Vor allem im Winter kann innerhalb weniger Minuten aus Windstille und Strahlwetter ein Blizzard werden, der durch die 100 Kilometer lange Düse des Akshayuk Pass fegt.

dieser Saison schon zwei Eisbären geschossen hat. An einem Tag hat er 400 Kilogramm Heilbutt geangelt. Seine Seehund-Kamiken — so werden die weichen Fellschuhe mit der unglaublichen Wärmehaltigkeit genannt, die kein Bergschuh erreicht — hat seine Frau gekaut, um sie zu gerben, und selbst genäht.

Wolken und Sturm fetzen die ganze Nacht und tauchen den Mt. Thor im aufsteigenden Vollmond in gespenstisches Licht. Morgens ist Tourenwetter, und der Himmel gleicht einem verwaschenen Aquarell. Wir schultern die Rucksäcke. Der Hundeschlitten fliegt an uns vorbei. Die halbwilden Tiere sind nach der langen Ruhe kaum zu halten. An einem Steilhang wartet Stevie mit dem Schlitten. Sein Lächeln wird auch vom eisigen Wind nicht fortgeweht. Wir helfen ihm den halsbrecherischen Hang hinunter, indem wir uns als Anker anhängen und die Hunde bremsen. Es wird ein heikles Unternehmen — der ausgeaperte Granitschutt ist verdammt hart, scharf und überall.

Bald sind wir wieder allein. Der *qamutit* — so heißt der grobe Schlitten auf inuktitut — verschwindet im Schneegestöber. Wieder ist das Eis eines Seensystems freigeblasen, und wir haben ein wenig Mühe, mit unseren Skiern auf dem Eisparkett das Gleichgewicht zu halten. Der Paß bietet sich nicht für eine Langlauf-tour an. Die Entscheidung, mit Fellen zu gehen, war richtig.

Es ist nicht besonders kalt, und die Ski sind durch ihre große Auflagefläche ein Sicherheitsfaktor bei der Überquerung der Seen. Das Tal wird enger, das Seensystem verengt sich zu einem Fluß, der in einem steilen Cañon als Eisfall verschwindet. Stufe auf Stufe gehen wir „wie auf Eiern“ dem nächsten See entgegen. Hoch über der Schlucht, die im Sommer ein Wildwasserinferno ist, schwebt eine primitive Hängebrücke, über die im Sommer gequert wird. Uns ist schleierhaft, wie Stevie und die Hunde mit dem Schlitten diese Stelle bewältigt haben. Aber die Spuren zeigen, daß er es geschafft hat.

Schlittenhunde waren der Schlüssel für die Besiedelung der Arktis und die Eroberung der Pole. Nansen erreichte mit Hunden den 86. Breitengrad — damals ein Rekord. Peary war erfolgreich, als er den Nordpol vom kanadischen Inselarchipel aus anging und heil zurückkehrte. Und Amundsen spurte 3.000 Kilometer von der antarktischen Küste zum Südpol und zurück: mit Hundeschlitten. Die Tiere waren Garanten seines Erfolgs und taktisches Mittel in der Nahrungskette: Sie wurden nach und nach an ihre Artgenossen verfüttert oder von den Männern der Expedition verspeist. Amundsens Bericht, wie er seinen Lieblingshusky erschießt und dann verzehrt, wirkt in seiner Nüchternheit erschütternd. Wir haben keinen Appetit auf das Fleisch unserer treuen Begleiter, die einen Großteil unseres Biwakgepäcks ziehen, und bevorzugen gefriergetrocknete Menüs und Pemmikan, jene Mischung aus Fett, Talg, Trockenfleisch und Gewürzen, das seit Jahrtausenden für die Eskimos und Indianer *das* Touren-

menü ist. Die zwölf Hunde ziehen mit Stevie, dem schweren Schlitten und dem Gepäck sicher 500 Kilogramm: Sie sind Hochleistungssportler.

Über freigeblasenes Geröll — der See heißt Windy Lake — erreichen wir bei Windstille die Hütte. Es ist spät, doch ganz dunkel wird es nicht.

## Staublawinen und ein Frühlingstag

Wir wissen: Heute stehen wir am Meer. Nur 14 Kilometer sind es zur Overlord Hut am Pangnirtung Fjord. Die Berge rundum sind hoch, das Tal wird weit. Mächtige Gletscher fließen von der Penny Icecap ins Tal und gleißen in der Sonne. Die Hunde schlittern auf dem glatten See-Eis, der Schlitten schwänzelt. Wie jeden Tag verschwindet das „dog team“ hinter einer Bodenwelle. Wir sind allein.

Whooooomm. Es grummelt, donnert, und dann trifft uns der Luftdruck. Zwei Staublawinen fegen aus der 1.200 Meter hohen Flanke des Berges, der das Tal südlich begrenzt. Wir sind nicht in Gefahr; die Schneemassen werden durch zwei Rinnen kanalisiert.

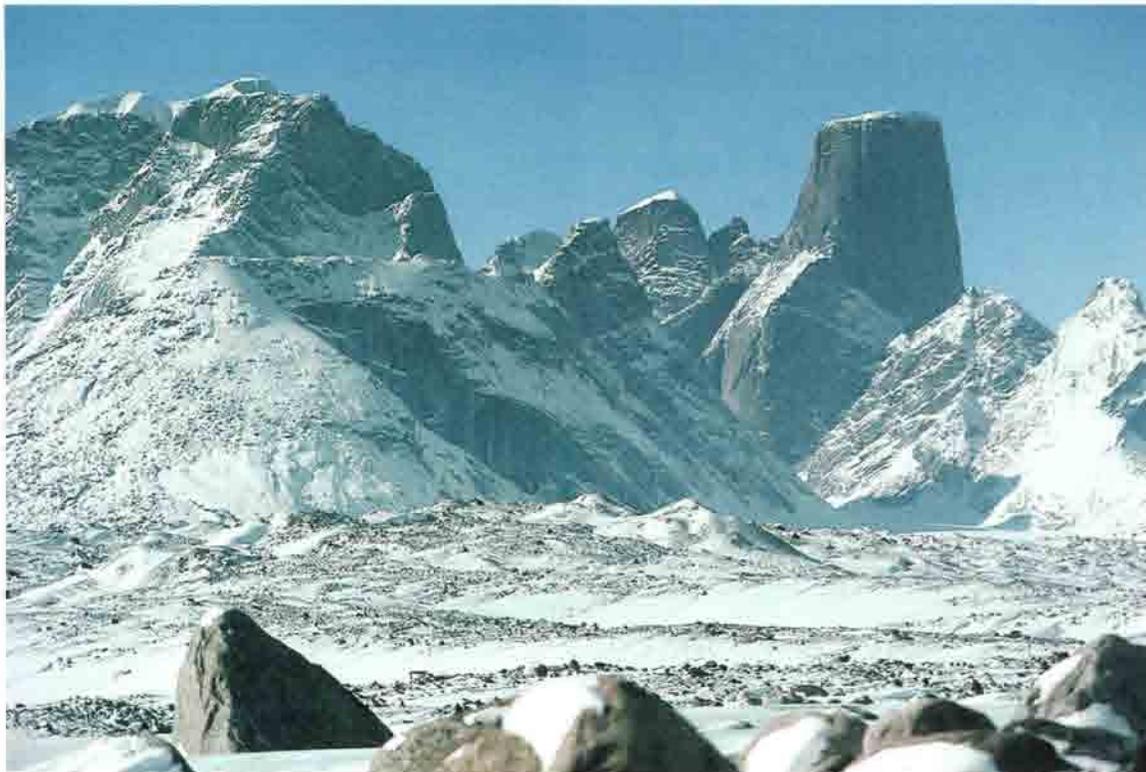
Wieder helfen wir dem Schlitten, der eine steile Schneestufe hinunter muß. Wieder sind wir die schwergewichtigen Anker, die die Masse des Schlittens und des Gepäcks daran hindern, auf den nächsten vereisten See zu donnern. Stevie entwirrt das Leinenchaos im Gespann mit Geduld und unmißverständlicher Autorität. Das weite Delta des Weasel River ist eine Eis-, aber auch eine Sandwüste. Durch schwarzen gefrorenen Granitstaub spüren wir den Fluß entlang in Richtung Meer, dessen Packeis wir an diesem strahlenden Tag schon weit in der Ferne erkennen. Wir haben die Anoraks ausgezogen, die Ärmel aufgekrempt und lassen die Sonne auf die cremegeschützten Hautpartien brennen. Der Frühling steht vor der Tür, und die Sonne steht fast 18 Stunden am Tag am Himmel. Das Flußeis beginnt zu schmelzen: Viel später im Jahr hätten wir diese Tour nicht machen dürfen.

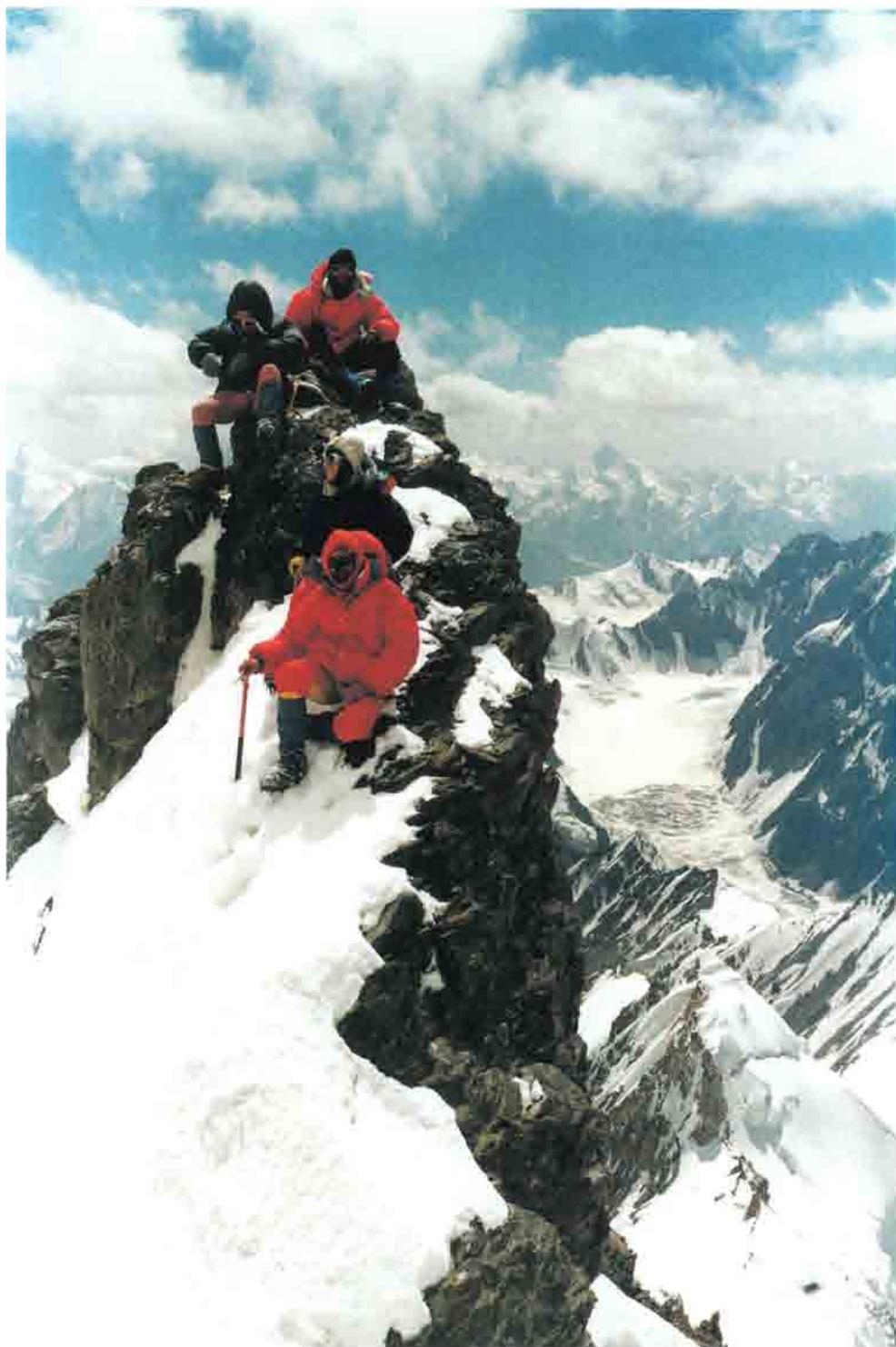
Inge, die bisher mehr als „ihren Mann gestanden hat“, macht einen kleinen Sprung und verteilt anschließend überglücklich Bussis: Wir haben den Polarkreis überschritten. Dann — wie jeden Tag auf dieser Tour — der orangefarbene Fleck, der die nächste Hütte signalisiert. Dahinter ein zerrissener Eisgürtel. Nicht weit blinkt der glatte, vereiste Fjord. Wir sitzen am Ufer, genießen die vollkommene Stille, die nur vom Surren des Kochers unterbrochen wird. Wir lauschen den Erzählungen Stevies, der von der Jagd auf Narwale berichtet, die im Pangnirtung Fjord häufig sind. Jede Kommune darf pro Jahr noch 50 Wale jagen. Er sitzt dabei auf seinem Karibufell, das wärmer ist als jede unserer modernen Isomatten. Das Funkgerät der Hütte ist untauglich, da die Antenne vom Triebschnee völlig verdeckt ist. Doch mit Stevies Spilsbury SPX11A, dem legendären Funkgerät der Arktis, gelingt der Kontakt zur Außenwelt. Unproblematisch kommen wir in Kontakt mit der Parkstation in Pangnirtung.

Die kühne Gestalt des Mt. Asgaard (2175 Meter) gehört zu den spektakulärsten Bergmotiven überhaupt. Hier, im Zentrum des Auyuittuq, stehen Granitwände, die sich in der Höhe mit denen im Karakorum messen können. Sie sind bis 2000 m hoch und ihre Namen der Wikingerhistorie entlehnt: Mt. Thor, Mt. Sigurd, Mt. Loki ... Es gilt als sicher, daß die Wikinger es waren, die via Baffin Island 500 Jahre vor Kolumbus Amerika „entdeckten“.  
Foto: Archiv Michael Vogeley/Parks Canada.

Die Freunde liegen im Zelt, ein Schnarcher klingt herüber. Ich sitze allein auf einem Felsen, lasse mich wieder einmal vom Schein der untergehenden Sonne verzaubern und genieße die Einsamkeit. Die Hunde murren an einer Kette wenige Meter neben mir, haben den Schwanz über die Schnauze gelegt und lassen sich vom leichten Trieb Schnee zuwehen. Ich habe mir eine Aufgabe und eine langgehegte Idee erfüllt und trauere ein wenig, daß morgen alles vorbei ist. Wie oft war ich schon in Polargebieten? Mehr als zweidutzend Mal sind es sicher. Wer einmal hier „oben“ war, kommt wieder. Er ist „arctic bitten“, ist angefressen von der großartigen Urnatur, die auf dem Erdball nur noch selten so ursprünglich zu finden ist. Wir verlegten die Vertikale der Berge auf unserer Skitour in die Horizontale des Akshayuk Pass, einem Traumziel für konditionsstarke Skitourengeher: querbergein. Ich freue mich auf das Dorf Pangnirtung, dessen Name bedeutet „Wo viele Karibu-Bullen sind“. Im Auyuittuq-Gebirge haben wir nur einen Fuchs gesehen und viele

Vögel. Auf den ersten Blick gleicht die Arktis einer toten weißen Wüste. In Wahrheit sind im Weiß zahlreiche „Survivalexperthen“ zu Hause. Karibus sind periodisch am Paß zu sehen, die Wölfe lassen sich selten blicken. Und der Eisbär spurt häufiger über gefrorene Fjorde als über den felsigen Paß. Trotzdem bin ich über Stevies vorsintflutliches Gewehr froh, das griffbereit in einer alten Segeltuchhülle auf dem Schlitten festgebunden ist. Der Eskimo hat unseren Respekt: Wie er es mit Selbstverständlichkeit schafft, sich in einer lebensfeindlichen Umwelt zu behaupten und *mit* ihr zu leben, forderte unseren Respekt heraus. Wir dagegen sind in seinen Augen Spinner, Verrückte, *qalumat*: „Warum geht ihr freiwillig, und noch dazu mit diesen Brettern an den Füßen? Warum nehmt ihr keine Hundeschlitten? Was wollt ihr dort in den Bergen, wo es nichts zu jagen gibt?“ Am Horizont, hinter schwarzen Granitwällen, bildet die feuerrote verlöschende Sonne gegen Mitternacht einen Lichtwall, eine Aura von fast überirdischer Schönheit.





7. August 1988. Auf der wenige Meter neben dem firnbedeckten Gipfel des Pik Radianow befindlichen Felszacke. Von oben: Edgar Nönnig, Axel Franke, Elisabeth Stempel und Rainer Bauch. Die Aufnahmen zu diesem Beitrag stammen von den Autoren und wurden auf original Orwo-Material gemacht.

# Abenteuer Pamir

Von der DDR in die Bergwelt Tadshikistans

Rainer Bauch / Edgar Nönnig

Im Sommer 1988 brachen wir, eine kleine Gruppe Bergsteiger, für mehr als fünf Wochen in das über 5000 Kilometer von unserer Heimat entfernte mittelasiatische Hochgebirge Tadshikistans, den Pamir, auf. Dieses Gebirge, mit Gipfelhöhen von über 7000 Metern, faszinierte in der Vergangenheit schon immer viele Abenteurer aus aller Welt. Und für Bergsteiger der ehemaligen DDR war es ohnehin das Nonplusultra der möglichen Bergunternehmungen. Privatreisen in die zur einstigen Sowjetunion gehörende Bergregion waren zu jener Zeit nur unter Umgehung gesetzlicher Vorschriften und Eingehung großer Risiken durchführbar. Es bedurfte daher einiger Anstrengung, um dieses Ziel schließlich zu erreichen.

Der Pamir, zwischen dem 37. und 40. Grad nördlicher Breite und dem 70. und 76. Grad östlicher Länge gelegen, befindet sich im Grenzgebiet der jetzigen GUS-Staaten (damals Sowjetrepubliken) Tadshikistan und Kirgistan zu Afghanistan, Pakistan und China. Umgeben von weiteren bekannten Hochgebirgen und Bergketten Mittelasiens stellt er eine Art Gebirgsknoten dar. Von ihm strahlen die höchsten und mächtigsten Gebirge dieser Erde nach allen Richtungen aus; nach Norden und Nordosten zum Alai und Tienschan, nach Osten zum Altin Tagh und Kunlun, nach Süden und Südosten zum Karakorum und Himalaja sowie nach Südwesten zum Hindukusch. Im Westen, eingebettet zwischen der Serawschanischen und Hissarischen Kette, befindet sich noch das selbständige, wenn auch flächenmäßig relativ kleine Fan-Gebirge. Das Hochland des Pamir (der Name ist türkischer Herkunft und bedeutet „Kalte Steppenweide“) wird wohl auch deshalb als das Dach der Welt bezeichnet.

Der größte Teil des Pamir befindet sich auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion; in Tadshikistan, in Usbekistan und Kirgisien. Hier ragen aus gewaltigen Gebirgsketten drei Berge empor, die sich über die 7000-Meter-Grenze erheben. Geordnet nach ihrer Höhe sind dies: Pik Kommunismus (7495 m) im Schnittpunkt der Akademie- und Peter-I.-Kette, Pik Lenin (7134 m) im Transalai und Pik Korshenewskaja (7105 m) in der nördlichen Akademiekette.

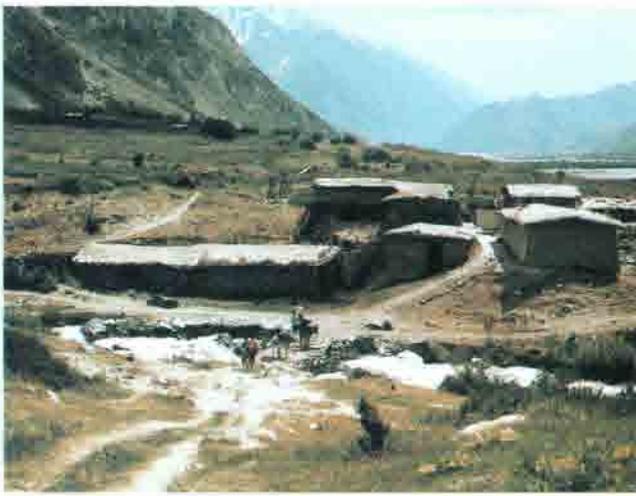
Das von uns angepeilte Ziel war die Besteigung des Pik

Korshenewskaja im zentralen und höchsten Teil des Pamir. Doch verschiedene Umstände zwangen uns vor Ort dazu, auf ein anderes Gipfelziel auszuweichen. Ein Hauptgrund war der schwierige und hindernisreiche Anmarschweg. Ausgetretene Trekkingpfade, wie sie etwa im Himalaja vorhanden sind, existierten hier nicht. Langwierige Ausweichmanöver über oft ausgesetzte und steinschlaggefährdete Bergflanken brachten uns zeitlich immer mehr in Verzug, so daß schließlich auf das ursprüngliche Gipfelziel verzichtet werden mußte.

Zum Ausgangsort bestimmten wir Duschanbe, die Hauptstadt der tadshikischen Hochgebirgsrepublik. Von dort aus wurden hunderte Kilometer Gebirgsvorland durchquert, eine Region, in der zahlreiche Gebirgskämme in ihrer Großartigkeit und ihren Dimensionen den Westalpen um nichts nachstehen. Bis ins letzte Kischlak (arab.: Dorfsiedlung) des teils besiedelten, teils entvölkerten Tals des Gletscherflusses Obichingou drangen wir vor, bevor die eigentliche Bergtour zu den Hochregionen des Pamir beginnen konnte.

Unsere Anmarschrouten durch das Obichingou-Tal und die Trekkingtour über den Sugran-Paß bis zur Ortschaft Irget bzw. Muk im Muksu-Tal wird zwar von Ausländern recht selten begangen, ist aber gerade bei deutschen Bergsteigern nicht ganz unbekannt. Bereits im Jahre 1913 bereiste der bekannte Pamirforscher und Bergsteiger Willy Rickmer-Rickmers mit einem Expeditionsteam des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereins das Gebiet. Den Hauch der Geschichte spürten wir insbesondere im Obichingou-Tal immer wieder. Oft schien es, als sei die Zeit dort stehengeblieben. Die Resultate der stalinistischen Bevölkerungspolitik waren in Form vieler zerstörter und heute unbewohnter Bergdörfer sichtbar. Eine zaghafte Neubesiedelung dieser Täler hat in den letzten Jahren wieder eingesetzt. So kam es in einigen Bergdörfern kam es zu interessanten Begegnungen mit der dort ansässigen Bevölkerung, deren uns fremde Lebensweise wir ein wenig kennenlernten.

In den siebziger und achtziger Jahren waren noch Bergsteiger- und Geologengruppen aus Weimar und Magdeburg in der Region zwischen den Gletscherflüssen Obichingou

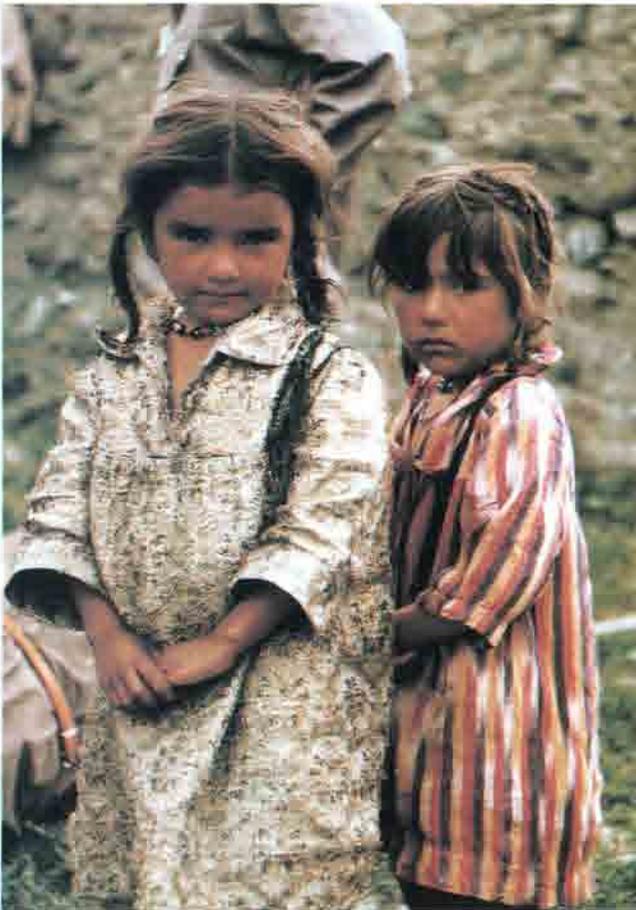


In einer fremden, seltsamen Welt.  
 Oben: Arsing, die letzte noch bewohnte Siedlung im  
 oberen Obichingou-Tal, mit etwa zehn Haushalten.

Im Hintergrund die Berge der Peter-I.-Kette.

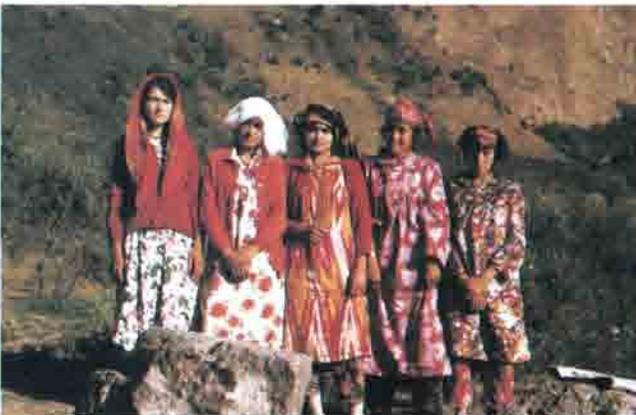
Mitte: Kinder aus dem Bergdorf Roga im oberen  
 Obichingou-Tal.

Unten: Junge Tadshikinnen aus dem Dorf Mionadu.



und Muksu tätig. Weitere Unternehmungen sind zumind-  
 est uns nicht bekannt. Obwohl keiner unserer Teilneh-  
 mer zuvor in dieser Region des Pamir unterwegs gewesen  
 war und die Gegend kannte, durchquerten wir in der  
 Jahreszeit, als die Gletscherflüsse stark wasserführend  
 waren, ein höchst unwegsames wie unbekanntes Gelän-  
 de. Lediglich die Autoren des vorliegenden Beitrages  
 hatten 1986 das Fan-Gebirge besucht, ein selbständiges  
 Hochgebirge am westlichen Rand des Pamiro-Alai, wo  
 u. a. zwei Gipfel von über 5000 Meter Höhe (Samok, 5070  
 m, und Pik Energie, 5113 m) bestiegen werden konnten.

Die Bergfahrt 1988 erfolgte mit schwerstem Gepäck, mit  
 Kletterausrüstung und Verpflegung für mehrere Wochen.  
 Auf Sherpas oder Träger, wie beispielsweise in Nepal und  
 Pakistan üblich, konnten wir aber nicht zurückgreifen.  
 Abgesehen davon, daß in den Dörfern des Pamir kein  
 organisiertes Führer- bzw. Trägerwesen existierte, war es  
 zudem ohne autorisiertes russisches Begleit- oder Über-  
 wachungspersonal verboten, abgelegene Bergregionen zu  
 betreten. So waren wir unsere eigenen Gepäckträger und  
 mußten anfangs über 45 Kilogramm an Ausrüstung und  
 Proviant pro Person transportieren. Eine Last, die uns vor  
 allem zu Beginn der Bergtour erhebliche Schwierigkeiten  
 bereitete und viel Kraft kostete. Doch dafür war die  
 Landschaft unterwegs so menschenleer und unberührt,  
 daß nach Verlassen des letzten bewohnten Bergdorfes uns  
 lediglich zwei Gruppen Russen bzw. Usbeken begegneten.  
 Der Weg bis zum Erreichen des 6330 Meter hohen Gipfels  
 Pik Radianow (in der östlichen Peter-I.-Kette), dessen  
 Besteigung schließlich den Höhepunkt der Unterneh-  
 mung bildete, war lang, anstrengend und nicht ungefähr-  
 lich. Es mußte das Kirgis-Ob-Tal mit seinen überraschen-  
 den Hindernissen und Nebenflüssen bewältigt werden. So  
 konnten wir beispielsweise den Igan nur mittels selbstin-  
 stallierter Seilbrücke überqueren. Es galt weiterhin, einen  
 über 4300 Meter hohen Paß zu finden und zu überschrei-  
 ten, wobei unser Weg ständig entlang steinschlaggefähr-  
 deter Rinnen und über steile Berghänge führte. Drei  
 Gletscher mit ihren Schönheiten, aber auch Tücken wa-  
 ren zu begehen. Hierbei bereiteten uns insbesondere die  
 zwei Eisbrüche des Schini-Bini-Gletschers mit hoch aufragen-  
 den Seraks erhebliche Schwierigkeiten. Wie so man-  
 cher Vorgänger machten auch wir die Erfahrung, daß  
 viele Anmarschwege im zentralen Pamir weit schwieriger  
 zu bewältigen sind als manch hoher Gipfel jenseits der  
 5000-Meter-Marke.



Ständig umgeben waren wir jedoch von einer einzigar-  
 tigen Naturkulisse des geologisch noch relativ jungen Ge-  
 birges, das durch gewaltige Erosionen gezeichnet ist.  
 Innerhalb kurzer Zeit durchlebten wir das sommerliche  
 Wüstenklima ebenso wie die Kältezonen der Gipfelwelt.

Erst heute, nach der politischen Wende in Ostdeutsch-  
 land, kann in dieser Form über die damalige Unterneh-

Rechts: Wohnhaus in Arsing.

Rechts unten: Von dieser Großfamilie aus Roga wurden wir freundlich aufgenommen und bewirtet. Am nächsten Tag mieteten wir von ihnen drei Packesel. Einer wird gerade beladen.

mung berichtet werden. Zu DDR-Zeiten war dies nicht möglich, denn schließlich handelte es sich um keine offizielle Bergfahrt, auch wenn das Unternehmen von einigen verständnisvollen Sportfunktionären aus Altenburg unterstützt wurde. Für eine offizielle Expedition, wie sie vor allem westeuropäische Bergsteiger kennen, bestand trotz der scheinbar engen Beziehungen zwischen der DDR und der Sowjetunion keine legale Grundlage. Der Pamir konnte also, abgesehen von wenigen Unternehmungen der damaligen DDR-Nationalmannschaft Alpinistik und sogenannter Auswahlmannschaften des DWBO (Deutscher Verband für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf der DDR), nur illegal erreicht werden. Eine Möglichkeit bestand darin, mittels Durchreise- bzw. Transitvisum von Polen oder der früheren CSSR kommend, sowjetisches Territorium zu betreten. Auf Anfrage erklärte man, das Land wieder in Richtung Rumänien verlassen zu wollen. In der Sowjetunion angekommen, wurden sogleich Vorbereitungen für die Weiterreise ins Landesinnere getroffen. Sicher konnte man sich aber erst fühlen, wenn die abgelegenen Gebirgsregionen erreicht waren. Die Gefahr, unterwegs von örtlichen Behörden aufgrund fehlender Aufenthaltsgenehmigungen erkannt und zurückgeschickt zu werden, bestand während der Anreise fast ständig. Oft jahrelange Vorbereitungen standen dabei auf dem Spiel. Wer damals von der DDR aus in ein vergletschertes Hochgebirge vordringen wollte, das in den Staaten des ehemaligen Ostblocks nur in der Sowjetunion zu finden war, mußte solche Risiken eingehen.

Um ohne Schwierigkeiten bis nach Tadshikistan zu gelangen, buchten wir beim damaligen staatlichen Reisebüro der DDR eine einwöchige Individualreise nach Duschanbe, mit Aufenthalt im dortigen Intouristhotel „Tadshikistan“. Während dieser Zeit waren wir normale Touristen, auch wenn wir uns durch Gepäck und Bekleidung erheblich von solchen abhoben.

Zwei Tage vor dem offiziellen Rückreisetermin verließen wir unbemerkt am frühen Morgen das Hotel und setzten uns in Richtung Pamir ab. Für die Mitarbeiter von Intourist, dem sowjetischen Reiseveranstalter, waren wir von nun an unauffindbar. Es folgte eine abenteuerliche Reise, zunächst von Duschanbe über Obigarm bis nach Paschimgar ins obere Obichingou-Tal. Als Transportmittel diente uns ein Linienbus bis Obigarm, mehrere Lastkraftwagen bis zur Ortschaft Mionadu, ein russischer GAS-Jeep mit Chauffeur bis Roga und schließlich drei Lastesel bis zum ehemaligen Bergdorf Paschimgar. Die kürzesten Anmarschwege, auf denen sich die offiziell agierenden Alpinistengruppen in der Regel bewegten, wurden von uns aus Sicherheitsgründen gemieden. Wir wählten eine selten begangene Route in die Hochregionen des Zentralpamir. Unsere Gruppe bestand aus fünf Teilnehmern. Neben den Autoren Edgar Nönnig und Rainer Bauch von der früheren DWBO-Sektion „Bergsteigen“ der BSG (Betriebs-



sportgemeinschaft) von Lokomotive Altenburg waren dies: Dr. Elisabeth Stempel aus Altenburg, einziger weiblicher Teilnehmer und unsere Ärztin, Dr. Klaus Müller aus Königshain bei Mittweida und Axel Franke aus Leipzig.

## Die Besteigung des Pik Radianow

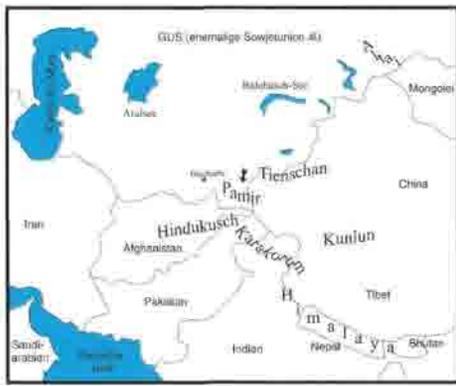
(Rainer Bauch)

Am 5. August war endlich das Basislager auf dem oberen Schini-Bini-Gletscher erreicht. Wir befanden uns in einer Höhe von etwa 4800 Metern, der eisgepanzerten Nordflanke des Pik Radianow gegenüber. Wenig später standen auch unsere beiden Bergzelte auf der Rand- bzw. Seitenmoräne des Gletschers.

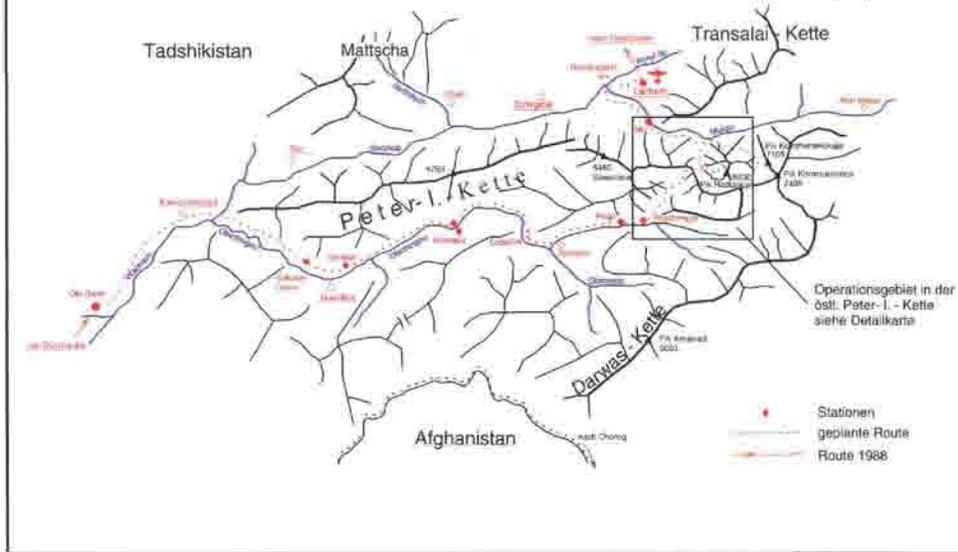
Vierzehn anstrengende Tagesmärsche (einen Ruhetag nicht mitgerechnet) vom Ausgangslager Paschimgar, den Kirgis-Ob entlang bis zum Dawlachen- bzw. Finsterwalder-Gletscher, weiter über den nördlichen Sugran-Paß (4313 m) zum Sugran- bzw. Brückner-Gletscher und den ganzen Schini-Bini-Gletscher aufwärts, lagen nun hinter uns.

Am nächsten Morgen sollte der Aufstieg zum Pik Radianow beginnen. Als einzige Route kam die Nordflanke in Frage, die im mittleren Bereich von einem mächtigen Eisbruch gesperrt wird. Uns war klar, daß sich hier die Hauptschwierigkeiten befinden mußten.

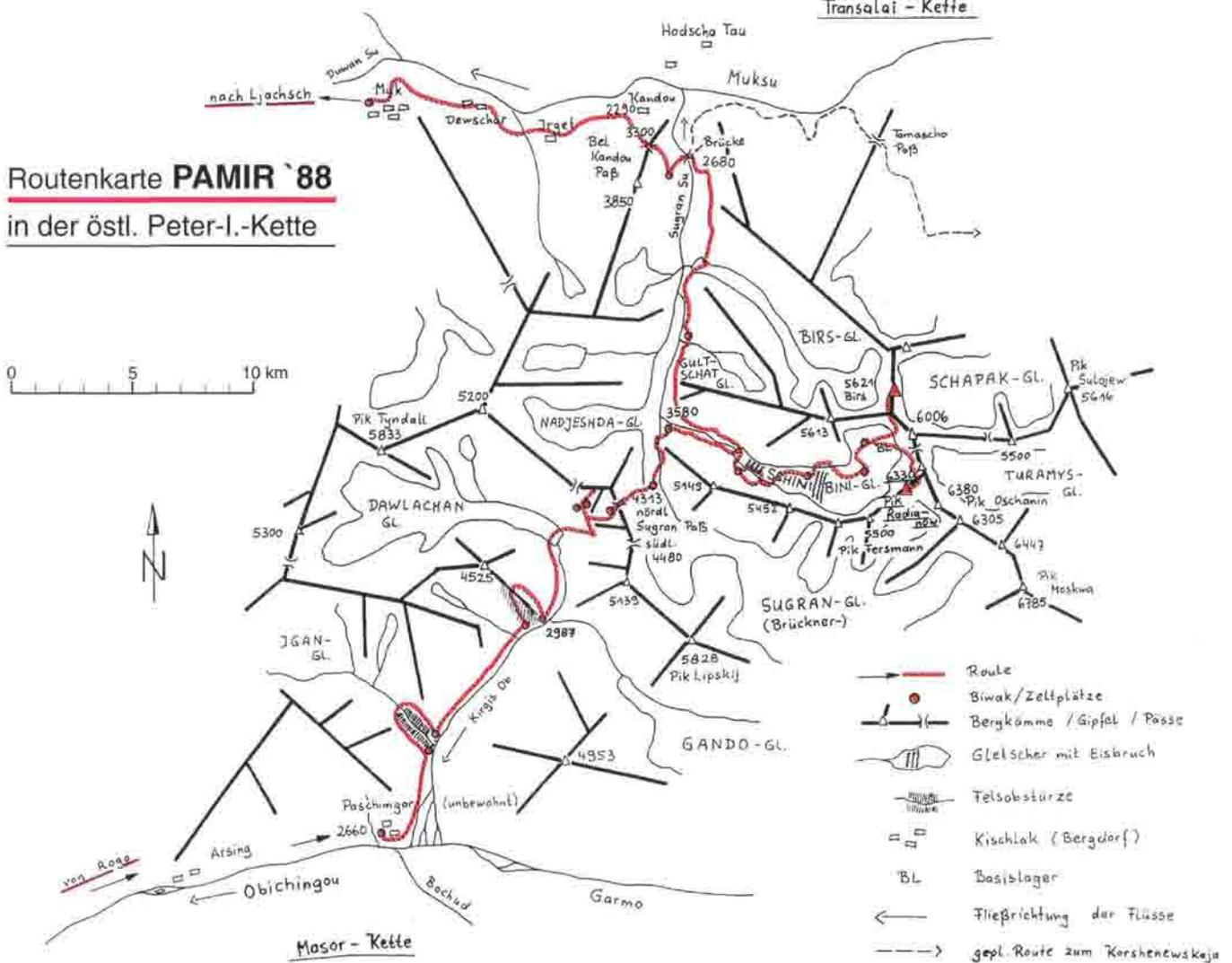
Am 6. August 1988 wurden wir zeitig von Edgar geweckt. Er war wie so oft als erster munter. Aus dem Schlafsack zu kriechen, kostete besonders am heutigen Tag Überwindung, denn es war noch empfindlich kalt. Immerhin zeigte das Thermometer auf minus 15° C. Obwohl für den Aufstieg alles vorbereitet war, verging noch eine geraume



## Routenkarte PAMIR 1988



## Routenkarte PAMIR '88 in der östl. Peter-I.-Kette



Zeit, bis wir endlich aufbrechen konnten. Vom Basislager aus mußte zunächst der hintere Schini-Bini-Gletscher bis unter den Paß (zwischen dem 6006 m hohen Pik Krupskaja und unserem Berg) gequert werden. Erst dort begann der eigentliche Aufstieg, der in südlicher Richtung zunächst über einen breiten, mit Firn bedeckten Bergrücken führte. Wir kamen recht gut voran. Axel und Klaus wechselten sich hier in der Führungsarbeit ab. Die Sonne erreichte uns noch nicht und somit war auch der Firn relativ fest. Auf einem Absatz in etwa 5200 m Höhe wurde erstmals gerastet. Von hier aus eröffnete sich uns ein herrliches Panorama. Wir erkannten den nicht weit entfernten Pik Korshenewskaja (7105 m), den Pik Kommunismus (7495 m), den Pik der Vier (6300 m) und weitere, östlich von unserem Standort befindliche Gipfel des Zentralpamir. Schon wenige Höhenmeter weiter wurde die Firnwand immer steiler. Der Blick nach oben verhieß nichts Gutes. Dort spiegelte sich die Sonne im abweisendem Blankeis. Hier hätte der weitere Aufstieg in Falllinie die Bewältigung einer steilen und in ihrer Schwierigkeit wie Länge nicht einschätzbaren Eiswand bedeutet. Mit unserer eher dürftigen Ausrüstung ein viel zu riskantes Unternehmen. Wir waren also gezwungen, uns etwas einfallen zu lassen. Auf etwa 5300 Meter Höhe querten wir deshalb nach rechts, dem dortigen Eisbruchgelände zu. Riesige Eistürme ragten hier aus unberührtem Firnschnee empor. Steile Firnflanken endeten auf vorstehenden Eisabsätzen. Es war jetzt unerlässlich, sich anzuseilen, denn ständig drohten Spaltenstürze. Vorsichtig bewegten wir uns durch dieses Labyrinth aus Firn und Eis. Hier spurte anfangs Edgar, ich löste ihn später ab. Der Weiterweg wurde immer schwieriger und anstrengender. Doch nicht nur die Schwierigkeiten und Gefahren, auch die Orientierungsprobleme nahmen zu. An mächtigen Eisabbrüchen vorbei ging es ständig höher. Schon bald wurde die Firnauflage infolge der Sonneneinstrahlung immer weicher, was den Aufstieg wesentlich erschwerte. Bald wühlten wir uns durch hüfttiefen, mehligem Schnee aufwärts, ohne richtigen Halt zu finden.

Gegen 15.30 Uhr wurde schließlich eine Höhe von etwa 5600 m erreicht, wenn man die gegenüberliegenden Gipfel Birs (5621 m) und Pik Weimar (5613 m) als Richtwert benutzte. Ein riesiger Eisabbruch, leicht überhängend, versperrte hier den Weiterweg. Doch waren wir froh, uns nach den Anstrengungen ein wenig ausruhen zu können. Auch sollte hier, im Schutz der großen Eiswand, unser Hochlager entstehen. Längere Zeit suchten wir dann nach einer weiteren Aufstiegsmöglichkeit, fanden aber nur eine steile Eisrinne links neben dem Eisabbruch. Diese Rinne endete nach etwa 25 Metern auf einem Absatz, der von unserem Standort aus nicht genau zu erkennen war. Uns blieb jedoch nichts weiter übrig, als die Durchsteigung zu versuchen. Eine andere machbare Route gab es nicht.

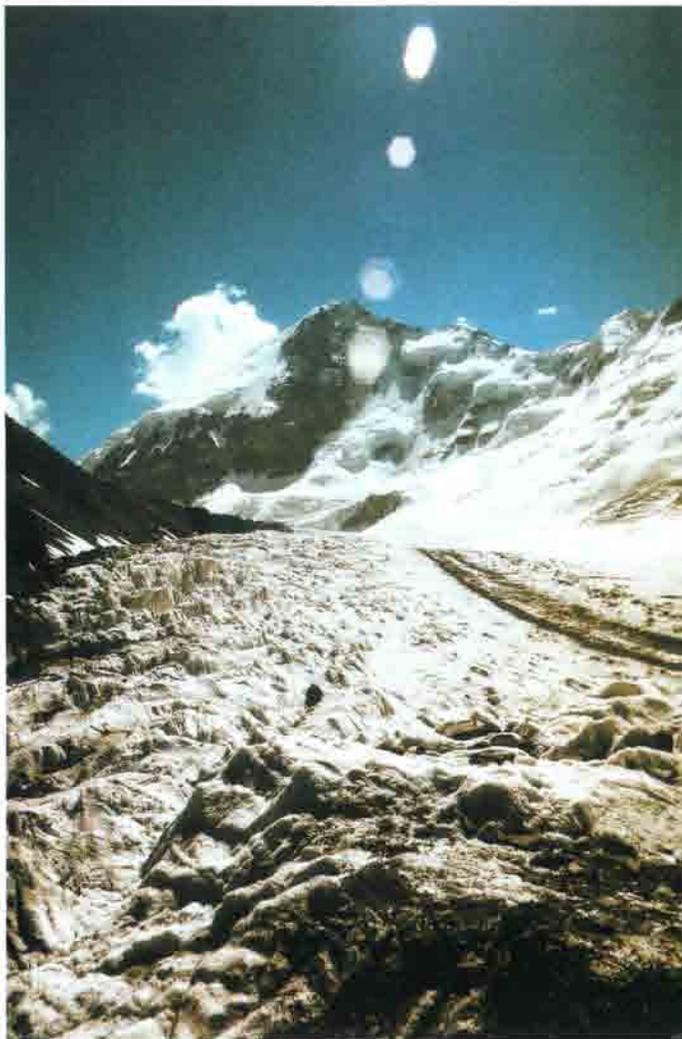
Während Elisabeth, Axel und Klaus den Lagerplatz für unsere Zelte herzurichten begannen, stieg ich, von Edgar gesichert, in die Eisrinne ein. Im unteren Bereich ging es recht gut, denn hier befand sich noch weicher, angewehter Schnee. Weiter oben, im festen Eis, setzte ich eine Eis-schraube als Zwischensicherung. Hier besaß die Eisrinne eine Neigung von etwa 70°. Doch größere Schwierigkeiten bereitete der Aufstieg nicht, und schon bald war der Absatz, ein ziemlich exponierter Standort, erreicht. Wieder befand ich mich mitten in einem Eisbruch und tastete deshalb vorsichtig mit dem Pickel nach möglichen Spalten. Direkt vor mir, zwischen dem Absatz und einem Eisabbruch, klappte eine riesige, teils überwächtete Spalte. Vorsicht war also angesagt.

An geeigneter Stelle wurde schließlich ein großer Firnhaken zur Selbstsicherung befestigt, und Edgar konnte nachkommen. Am Seil gesichert, setzten wir dann den Aufstieg nach rechts durch einen gewaltigen Eiskanal fort. Die riesigen, bis zu zwanzig Meter hohen Eiswände beiderseits endeten erst nach etwa 300 Metern auf einer breiten, ebenen Firnfläche (Plattform), von wo aus der weitere Aufstieg über einen steilen Firnhang einzusehen war. Der Zugang zum Gipfel war jedenfalls gefunden.

Mit der Abendsonne stiegen wir zurück und seilten uns zuletzt an einer Reepschnur, die am Firnhaken befestigt wurde, durch die Eisrinne zu den anderen ab. Wir waren total erschöpft. Elisabeth, Axel und Klaus hatten in der Zwischenzeit damit begonnen, das Hochlager im Schutz der großen Eiswand herzurichten. Zu diesem Zweck mußten die Zeltplätze erst vorbereitet, also vom Schnee freigeschaufelt werden. Gegen 18 Uhr standen unsere beiden Zelte, 5600 m über dem Meeresspiegel, hoch über dem Schini-Bini-Tal.

Tags darauf weckte uns Edgar um 6.30 Uhr. Doch keiner verspürte die rechte Lust zum Aufstehen. Ich hatte, auch wegen des Sauerstoffmangels im Zelt, ohnehin kaum geschlafen. Die Kälte am frühen Morgen machte uns zusätzlich zu schaffen. Dann Kochen, ein dürftiges Frühstück, Rucksäcke packen. Hier, in über 5500 Metern Höhe, kostete fast jeder Handgriff Überwindung. Selbst das Anziehen der Bergschuhe wurde zur Schwerstarbeit. Unser selbst zusammengestelltes Müsli, bestehend aus Milchpulver, Haferflocken, Rosinen, Traubenzucker, Nüssen und einer Prise Salz, hatte einen unangenehm bitteren Nachgeschmack. Am schlimmsten war jedoch, daß das Teewasser nicht warm werden wollte.

Nur mit einem ganz leichten Rucksack (in dem sich die Kletterausrüstung, das Erste-Hilfe-Paket einschließlich Rettungsdecke sowie die Verpflegung befand) wurde gegen halb zehn Uhr aufgebrochen. Wir kletterten zunächst an der am Vortag befestigten Reepschnur (Fixseil) die Eisrinne unmittelbar neben unserem Hochlager aufwärts.



**Oben:** Blick über den oberen Schini-Bini-Gletscher zum Pik Radianow. Standort oberhalb des zweiten Eisbruchs.  
**Unten:** Das Hochlager auf ca. 5600 m in der Nordflanke des Pik Radianow.

Auch konnte man über diesen Gipfel hinwegsehen und entfernt die Berge der Transalai-Kette, im Osten die der Akademie-Kette erkennen.

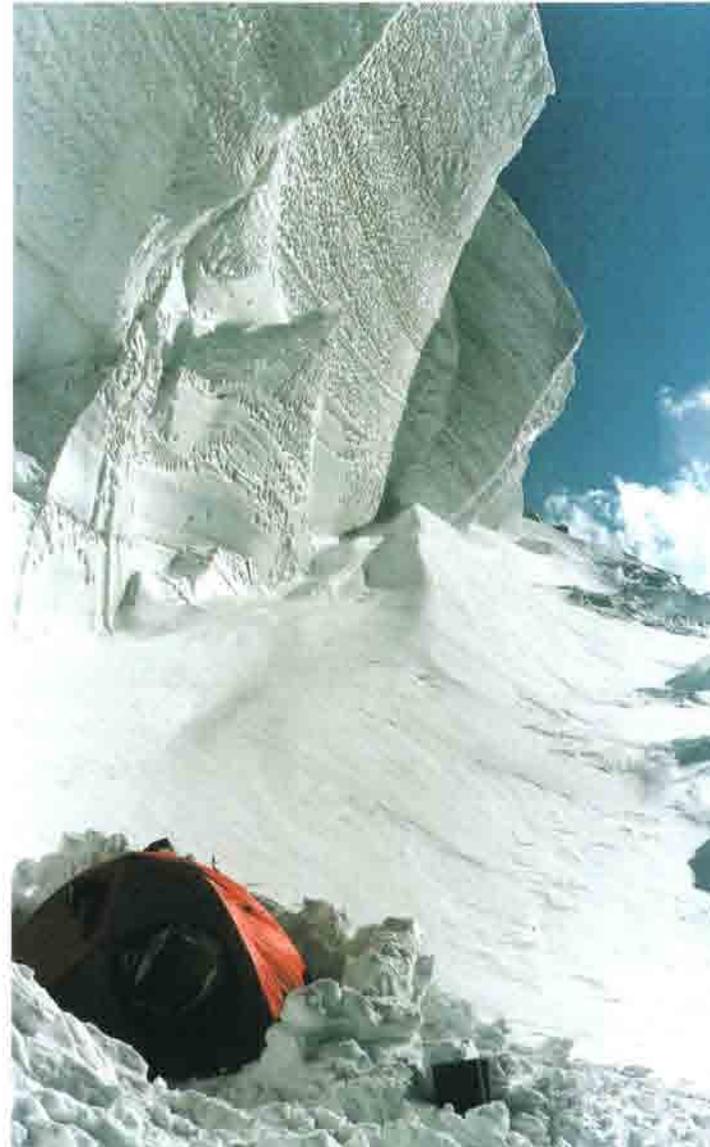
Nach ausgiebiger Rast wurde der etwa 250 bis 300 m breite Sattel (erneut durch knietiefen Schnee) überquert. Hierbei orientierten wir uns nach rechts, westwärts, um den dort aufragenden Pik Radianow über seinen breiten Nordostgrat zu besteigen. Den östlich vom Sattel befindlichen ersten Gipfel des Pik Oschanin schätzten wir wesentlich niedriger ein.

Plötzlich zogen über uns dicke Wolken auf und es wurde empfindlich kalt. Spätestens hier bestätigte sich, daß wir die wärmenden Daunenjacken nicht umsonst eingepackt hatten.

Weiter ging es dann auf dem bereits erkundeten Weg durch den Eiskanal bis zur Plattform. Hier begann für uns wieder Neuland.

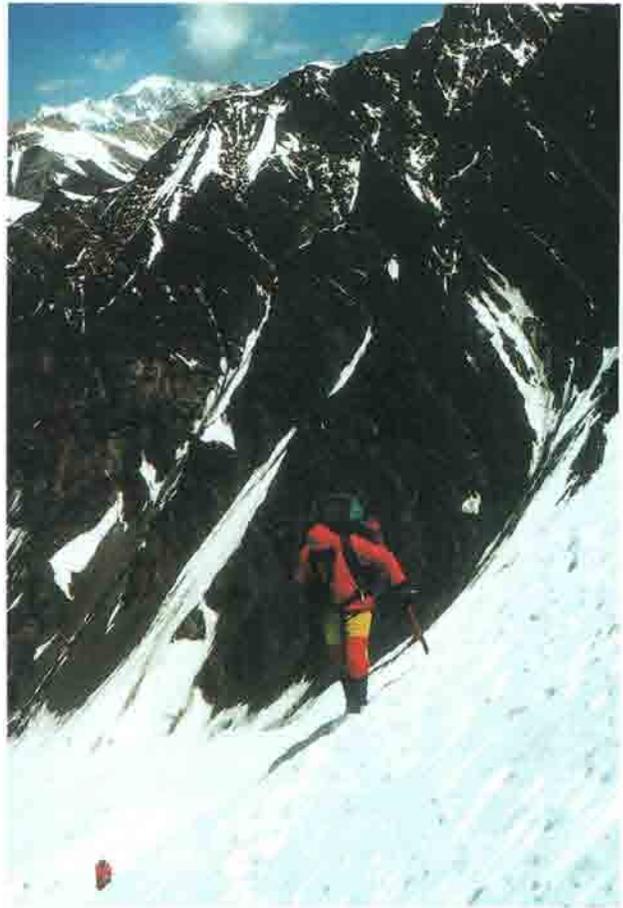
Als erster querte Klaus den vor uns befindlichen Firnhang und steuerte, leicht ansteigend, auf das gegenüberliegende Eisbruchgelände zu. Ab etwa 5800 m übernahm Edgar die Führung. Er spurte durch tiefen, aufgeweichten Firn und hielt sich dabei ständig links vom Eisbruch. Die Firnwand selbst wies hier eine Neigung von stellenweise 55 bis 60 Grad auf. Es wurde immer anstrengender, und ich versuchte, den für mich günstigsten Rhythmus zu finden. Mit langsamen Bewegungen schaffte ich an die fünfzehn Schritte hintereinander und mußte danach, auf den Eispickel gestützt, eine kurze Verschnaufpause einlegen. Das Zählen der Schritte nahm jetzt meine ganze Konzentration in Anspruch.

Oberhalb des Eisbruchs hielten wir uns leicht rechts, bis schließlich gegen 14 Uhr der breite Radianow-Sattel in schätzungsweise 6100 m Höhe erreicht wurde. Wir befanden uns, wie sich später herausstellte, zwischen dem ersten Gipfel des Pik Oschanin (Höhe unbekannt) und dem Pik Radianow. Der immerhin 6.006 Meter hohe Pik Krupskaja am Talschluß des Schini-Bini war jedenfalls wesentlich niedriger als unser augenblicklicher Standort.



**Oben und Mitte: Im Aufstieg durch ewigen Schnee, ewiges Eis.**

**Unten: Der Blick vom Gipfel des Pik Radianow auf den Schini-Bini-Gletscher.**



Über den teilweise vereisten, jedoch breiten und nur wenig schwierigen Nordostgrat stiegen wir dann weiter aufwärts. Bis zum Gipfel mußten noch etwa 200 Höhenmeter bewältigt werden. Über den Grat blies ein ziemlich starker und eiskalter Wind. Dieser letzte Anstieg fiel mir persönlich relativ leicht. In einer Schneemulde unmittelbar vor dem überwächten Gipfel entledigten wir uns unserer Rucksäcke. Hier traf ich gemeinsam mit Axel ein, der sich noch auf seinen Rucksack setzen und kurz ausruhen wollte.

Als ich den höchsten Punkt des Pik Radianow betrat, warteten dort bereits Edgar und Klaus. Wir gratulierten uns gegenseitig. Nach etwa zehn Minuten folgte Axel; nach weiteren fünf Minuten Elisabeth. Gegen 16.30 Uhr standen alle auf dem Gipfel. Somit hatten wir unser Ziel, zumindest einen Berg von über 6000 m Höhe zu besteigen, doch noch erreicht. Der anschließende Rundblick vom Gipfel war traumhaft. Nur Berge, soweit man sehen konnte.

Etwa 2000 m unter uns schlängelte sich der Schini-Bini-Gletscher mit seinen beiden Eisbrüchen, die uns beim Aufstieg zum Basislager solche Schwierigkeiten bereitet hatten, abwärts. Im Tal südlich des Gipfels erkannten wir den kleinen Radianow-Gletscher. Dieser trifft nach etwa vier bis fünf Kilometern auf den Sugran-Gletscher.

Uns direkt gegenüber, in östlicher Richtung, ragte steil und abweisend der etwa 6400 m hohe Hauptgipfel des Pik Oschanin aus dem Hauptkamm empor. Die Eisbalkone und Wächtenhänge an diesem Bergmassiv wirkten ziemlich abschreckend. Blickt man vom Gipfel des Pik Radianow westwärts über die abfallende Kammlinie, werden dort mächtige Schneeüberwehungen sichtbar. Diese Wächtenhänge gelten allgemein als Ursprung der Gletscher. Südwestliche Winde wehen den Schnee über die Kämme, wo er sich sammeln kann.

Wir erkannten von unserem Standort deutlich, daß sämtliche Gipfel zu beiden Seiten des Schini-Bini-Gletschers niedriger sind als der Pik Radianow. Er ist hier die höchste Erhebung; gefolgt vom Pik Krupskaja (6006 m), vom Birs (5621 m), vom Pik Weimar (5613 m), vom Pik Moskwina (5549 m) und vom Pik Fersmann (5500 m).

Auf einer etwas tiefer liegenden Felszacke entdeckte Axel unter einem Steinmann die Gipfelnotiz der Erstbesteiger. Dieser Notiz zufolge wurde der 6330 m hohe Pik Radianow von einer grusinischen Alpinistengruppe unter D.D. Dangadse im Rahmen einer Überschreitung am 29. Juli 1976 erstmals betreten und als „Pik 6110“ bezeichnet. Die damalige Höhenangabe (6110 m) war jedoch falsch.

Auf einer Landkarte des betreffenden Gebietes (Peter-I.-Kette und nördliche Akademiekette), angefertigt in der ehemaligen CSSR, wird der Pik Radianow mit einer Höhe von 6330 Metern angegeben. Nach Auswertung weiterer Landkarten (aus der damaligen Sowjetunion und von Georg Renner aus Weimar) sowie unserer Kenntnisse vor Ort gelangten wir schließlich zu dem Ergebnis, daß die

**Unten: Pamir-Frieden. Blick aus der Nordflanke des Pik Radianow zum Gipfel des Pik Korshenewskaja, 7105 m.**

CSSR-Landkarte der Wirklichkeit am nächsten kommt. Hieran merkt man bereits, daß dieser Teil des Pamir-Gebirges noch relativ unbekannt ist und viele Gipfel unbestiegen sind. Deshalb verwundert es auch nicht, wenn die von uns durchgeführte Besteigung des Pik Radianow zwölf Jahre danach die zweite Besteigung überhaupt war und gleichzeitig eine Erstbegehung der Nordroute (Nordweg) darstellt. Auch wir hinterlegten eine Gipfelnotiz, versehen mit unseren Namen, der Herkunft und Kurzbeschreibung der Aufstiegsroute.

Nach über einer Stunde Aufenthalt der Abstieg vom Gipfel. Unsere eigenen Spuren erleichterten hierbei die Orientierung. Gegen 19.30 Uhr trafen wir wieder im Hochlager unter der großen Eiswand ein.

Die letzte Nacht auf 5600 m hatte ich erneut schlecht geschlafen. Man konnte es wohl eher als ein Ruhen bezeichnen. Ab etwa 9 Uhr unternahmen wir erste Versuche, aus den Schlafsäcken zu kriechen. Es war furchtbar kalt, denn unser Lager befand sich noch immer im Schatten. Zum Frühstück gab es wie üblich mit Trockenmilch zubereitetes Müsli. Ich konnte dieses Zeug nicht mehr sehen und kostete nur etwas, um meinen Magen zu beruhigen. Erst zur Mittagszeit hatten wir das Hochlager vollständig abgebaut und stiegen zurück zum Basislager. In Abhängigkeit von der Höhe des Berges und der Gefahren im Eisbruch schätzten wir den alpinen Schwierigkeitsgrad der von uns erstbegangenen Route bis zum Gipfel des Pik Radianow mit mindestens 4 A/B ein. Hierbei orientierten wir uns an der damals gültigen sechsteiligen sowjetischen Skala.

Einen Tag später, am 9. August, wurde durch Edgar, Axel und Klaus noch der 5621 m hohe Birs, ebenfalls vom oberen Schini-Bini-Gletscher aus, bestiegen, bevor wir am 10. August endgültig unser Basislager räumten.

Der Rückmarsch erfolgte über den schwierigen und gefährlichen Schini-Bini-Gletscher, durch das Sugran-Tal und von dort über den Bel-Kandou-Paß (3300 m) zum Bergdorf Muk im Muksu-Tal. Für diese Strecke, an die

vierzig Kilometer durch teils unwegsames Gelände, benötigten wir vier Tage. Dieser Umstand ist wohl auch darauf zurückzuführen, daß unsere Rucksäcke nur noch an die 25 kg wogen — gegenüber 45 bis 48 kg am Anfang der Tour.

Damit war die eigentliche Bergexpedition beendet, denn ab Muk standen uns wieder Verkehrsmittel für den Rücktransport bis nach Ljachschi zum nächsten Inlandflughafen zur Verfügung. Wir hatten Glück, auf der Ladefläche eines Lastkraftwagens diese Strecke schon bald überbrücken zu können.

In Ljachschi angekommen, erhielten wir zu unserer Überraschung ohne Schwierigkeiten Tickets für den nächsten Flug nach Duschanbe. Eine schon altersschwache und völlig überladene AN 2 (nach Auskunft des Piloten Baujahr 1947) beförderte uns schließlich für 12,50 Rubel pro Person in geradezu abenteuerlicher Weise an den Ausgangspunkt unserer Bergfahrt zurück.

## Resümee

Wenn wir uns an die Pamir-Expedition von 1988 erinnern, wird deutlich, daß heute eine ähnliche Unternehmung wohl kaum zu realisieren wäre. Abgesehen von den eingangs genannten Schwierigkeiten bei der Anreise, trafen wir im Pamir selbst auf strapaziöse und gefährliche Anmarschwege in einer vom Tourismus noch unberührten Bergregion. Schließlich wurde jeder Meter in diesem relativ unbekanntem Gebiet zu Fuß und mit all unserer Ausrüstung zurückgelegt; der Gipfel selbst erkundet und eigenständig bestiegen. Doch es war vor allem auch eine Bergexpedition, wie sie (aufgrund der damaligen politischen Situation) nur unter DDR-Verhältnissen stattfinden konnte.

Gerade heute wird uns dies besonders bewußt und das damals Erlebte so wertvoll. Waren wir doch im Pamir die ganze Zeit von der Außenwelt abgeschnitten und völlig auf uns allein gestellt.



# Rocky Mountain High

Die Wapta Ski Traverse — ein kanadisches Gustostück

Jörg Wilz

## Chicago Blues

Motivation zum Bergsteigen wird heutzutage meist in vollklimatisierten Großraumbüros oder dunklen Produktionshallen geboren. So hat auch ein typischer Wintertag in Chicago nur auf den ersten Blick wenig mit Schibergsteigen zu tun. Wie Heerscharen fallen grau beanzugte Gestalten im morgendlichen Halbdunkel ins Labyrinth der Bürohochhäuser ein, um mit gedämpftem Enthusiasmus das Sozialprodukt (primär das eigene) zu mehren. Getrieben von kalten Füßen in fein polierten Lederschuhen und dem arktischen Wind, der ungebremst vom Lake Michigan in die Stadt einfällt, versucht sich jeder möglichst schnell in die klimatisierte Mikroatmosphäre seiner Schreibtischburg vorzukämpfen. Wie eine Mauer umrängen die Schienen der veralteten Hochbahn das Geschäftsviertel Chicagos, damit keiner der Verdammten vor fünf Uhr Nachmittag den Zwängen der Profitmaximierung entrinnen kann. Noch eiliger erscheint das Treiben, wenn sich dann allabendlich der Strom der dunklen Anzüge umkehrt, um je nach Jahreseinkommen in eine der Vorstädte im Süden (vornehmlich von Farbigen bevölkert) oder im Norden (vornehmlich von Weißen bevölkert) zu flüchten, rechtzeitig, um die neueste Folge von *Melrose Place* oder *Emergency Room* nicht zu versäumen. Dem Abenteuerprinzip und einem lukrativen Jobangebot folgend, fand ich mich selbst seit einem halben Jahr täglich mittendrin in diesem Treiben, als stolzer Herrscher über einen Schreibtisch ohne Fensterblick und einen tragbaren Computer im 23. Stockwerk — Sonderling in einer Welt, in der sich sportlicher Ehrgeiz auf die Zuschauerrolle bei Michael Jordans „Chicago Bulls“ beschränkt und „Outdoors“ gleichbedeutend mit dem Golfplatz ist. Vermeintlich angepaßt ertappte ich mich nur noch gelegentlich dabei, wie ich auf dem Weg zum obligatorischen Business Lunch die Griff- und Handrißbreiten der Glasbetonfassaden ertastete und mich geistig bereits im oberen Wanddrittel eines Büroturmes befand. Es muß wohl wieder einer jener Tage gewesen sein, an denen die nun schon bald ein Jahr währende alpine Abstinenz an meinem Gemütszustand nagte, als mein

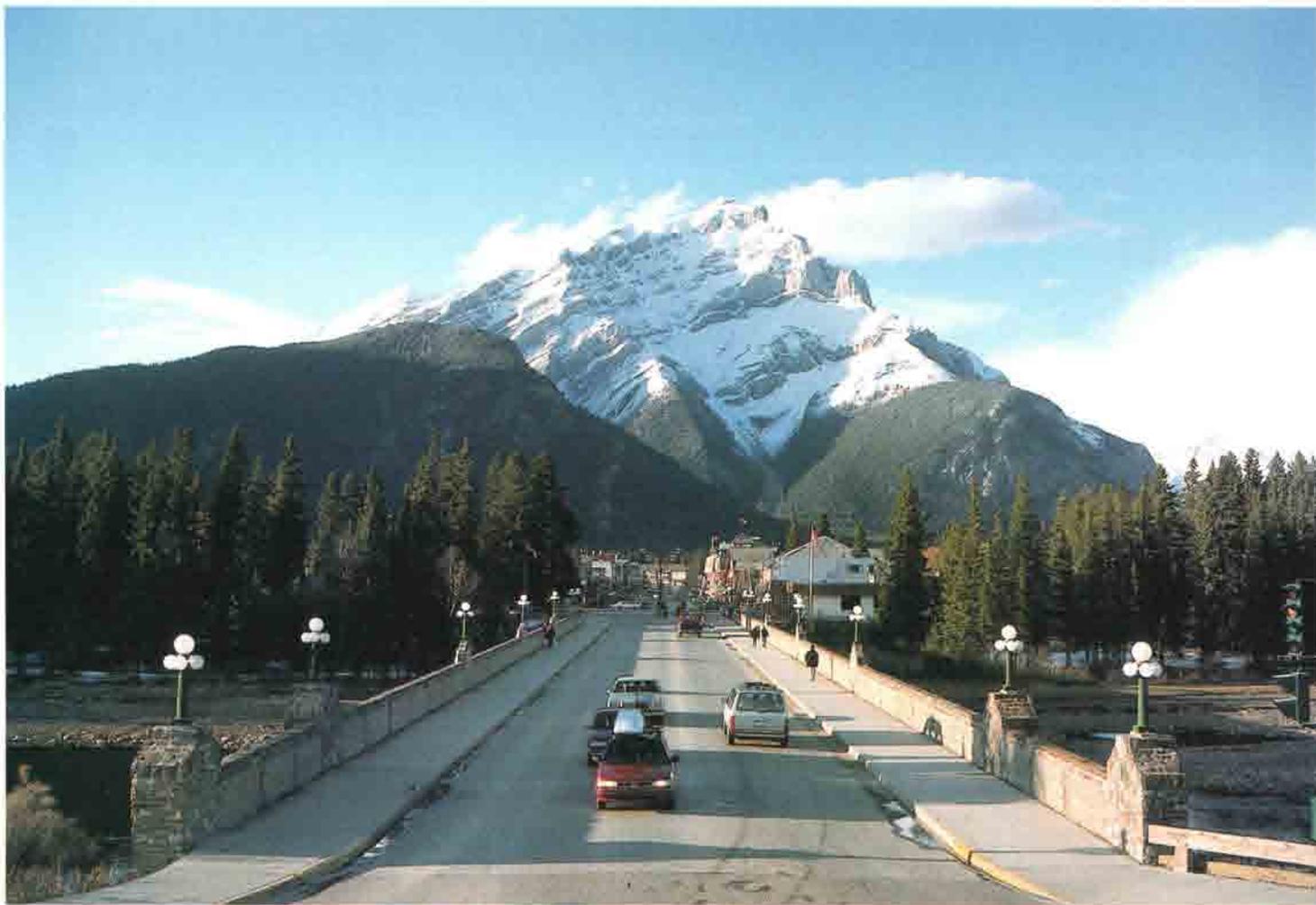
Freund Brendan Wayne aus dem kanadischen Edmonton anrief und fragte, ob ich Lust hätte für eine Schidurchquerung in den kanadischen Rockies. Wapta Ski Traverse — noch nie gehört?

## Zum Schibergsteigen nach Kanada?

„Der größte Unterschied, der sich dem europäischen Besucher fast schon an seinem ersten Tag in den kanadischen Rockies aufdrängt und der sich mit jedem Tag eines längeren Aufenthaltes noch verstärkt, ist die unglaubliche Weitläufigkeit dieser zerklüfteten Gebirgskämme und weglosen Täler sowie die totale Einsamkeit im Hochgebirge und auf den großen Eisfeldern. Obwohl detaillierte Karten, auf denen Schirouten, große Gletscherspalten und Lawinenrinnen eingezeichnet sind, sowie ein ausgefeiltes Netz von Hütten und menschlichen Siedlungen bis in das kleinste Gebirgstal die Gefahren des Schifahrens und Schibergsteigens in den Alpen erheblich verringert haben, ist auch gerade dadurch für den erfahrenen Bergsteiger ein Teil der Freude verlorengegangen, die die reine Abhängigkeit von nur den eigenen Fähigkeiten und das Auskundschaften von Routen abseits ausgetrampelter Pfade bereitet.“<sup>1</sup>

Dieses Zitat faßt in zwei (zugegebenerweise langen) Sätzen den Charakter des Schibergsteigens in Kanada im Vergleich zu den Alpen treffend zusammen. Bemerkenswert ist daran vor allem, daß Georg von Lilienfeld, der als einer der allerersten Schitouristen die Berge um das Wapta Icefield erkundet hat, diese Sätze schon 1936 zu Papier gebracht hat und sich im Kern der Aussage auch in sechzig Jahren nichts geändert hat.

Grund für die Einsamkeit ist die nach wie vor unterentwickelte alpine Infrastruktur. Der rührige Alpine Club of Canada verfügt über 21 Hütten, von denen die meisten in den Alpen eher unter der Kategorie Biwakschachtel geführt würden. Ein eigener Schlafsack, Verpflegung und Benzin für die standardmäßig vorhandenen „Coleman“-Kocher sind immer selbst mitzubringen, was in Verbindung mit der Gletscherausrüstung von vornherein einen großen Rucksack beschert. Hinzu kommen noch etwa



zwei dutzend Hütten, die von Ski Clubs, Parks oder privaten Besitzern unterhalten werden. Insbesondere die in Privatbesitz befindlichen Hütten oder Backcountry Lodges bieten häufig hohen Komfort mit Pauschalangeboten inklusive qualifizierter Führung und Hubschraubertransport zur Hütte.

Ein weiterer Grund für die mangelnde Erschließung liegt schlicht in der Größe und Weitläufigkeit des Gebirges. Atemberaubend schönen Gletscheranstiegen gehen häufig stunden-, wenn nicht tagelange Anmärsche durch flache, dicht bewaldete Täler voraus. Häufig bedarf es eines Vierradantriebes, um über endlose und nur spärlich geräumte Forststraßen an den Ausgangspunkt einer Tour zu gelangen. Sobald es dann während der Tour länger als zwei Tage lang schneit, macht sich regelmäßig Panik breit, ob man vielleicht sein Auto erst im Frühjahr nach der Schneeschmelze wieder abholen kann. Umso verständlicher ist es, daß früh damit begonnen wurde, Hubschrauber einzusetzen, um den Zugang zum riesigen Potential kanadischer Schitourengebiete zu erleichtern oder gar erst zu ermöglichen. Für die großen Schidurchquerungen, die sogenannten „Grand Traverses“ — wie etwa Bugaboos nach Rogers Paß oder Jasper zum Columbia Icefield — ist es üblich, vor dem Abmarsch per Hubschrauber markierte Verpflegungsdepots anzulegen.

Häufiges Mißverständnis in Europa ist, daß die Rocky

Mountains der Sammelbegriff für den gesamten kanadischen Teil der Nordamerikanischen Kordillieren ist. In der Tat sind die kanadischen Rocky Mountains zwar die „Continental Divide“ und somit der Hauptgebirgskamm, aber Richtung Westen in der Provinz British Columbia schließen sich unter dem Oberbegriff Columbia Ranges noch etliche Gebirgsgruppen an, wie etwa die Selkirk oder die Monashee Ranges. Der Hauptkamm hat die Funktion einer Wetterscheide, die durch den Einfluß des pazifischen Klimas den Gebirgsgruppen westlich der Rockies mehr Schnee und moderatere Temperaturen beschert, während die hauptsächlich in der Provinz Alberta gelegene, eigentliche Kette der Rocky Mountains von kontinentalem Klima beeinflusst wird, was häufig mehr Wind und vor allem im Winter wesentlich kältere Temperaturen zur Folge hat.

### Where Are the Mountains?

Zu dritt sitzen wir in Brendans klapprigem Honda. Durch die zersprungene Windschutzscheibe fällt der Blick auf den schnurgeraden Canada Highway Two, der Edmonton mit Calgary verbindet. Immerhin vermitteln Straßenschilder in Kilometern und Tanksäulen in Litern die in den USA vermißte Vertrautheit mit dem metrischen System. Als zweiter Kanada-Neuling teilt sich Wolfi Rieder

**Links: Wo sind die Berge? Die Stadt Banff in Alberta, der Ausgangspunkt für die Wapta Traverse, im Hintergrund der Mount Cascade.**

**Unten: Die Bow Hut.**

**Alle Fotos stammen von Jörg Wilz.**

aus dem salzburgischen Maishofen die durchgesessene Rückbank mit zwei an Statur vergleichbaren Rucksäcken. Ähnlich wie ich hatte er sich nur mit Mühe aus dem streßvollen Alltag als Betriebswirtschaftsstudent und Jungunternehmer abseilen können. Im Gegensatz zu uns beiden hatte Brendan zwar keine „Gold Card“ in der Hosentasche, war dafür aber wesentlich flexibler in seiner Zeitgestaltung.

In Calgary angekommen schleppt uns Brendan zuallererst zu einer echt kanadischen Institution — dem Mountain Equipment Coop — ein genossenschaftlich organisiertes Bergsportgeschäft, wo glücklicherweise der Ladenschluß unserem ungehemmten Kaufrausch ein Ende setzt. Ansonsten ist Calgary hauptsächlich wegen seines internationalen Flughafens als Ausgangspunkt zum Bergsteigen interessant, es sei denn man interessiert sich für Öl und Rindvieher. Größte Attraktion ist jeden Sommer die „Calgary Stampede“, das weltgrößte Rodeo, was Calgarys Image als ultimative „Cow Town“ noch unterstreicht.

Vom Blick auf die Karte hatte ich mir in Calgary den ersten Blick auf die verschneiten Rockies erhofft. Zu meiner großen Enttäuschung ist von Gebirge weit und

breit nichts zu sehen — nur schneebedeckte, baumlose Prärie und Rindvieh, soweit das Auge reicht. Endlich schippen wir auf dem berühmten Highway One, dem Trans Canada gen Westen Richtung Banff, als sich nach etwa zwanzig Minuten die verschneiten Rockies im fahlen Nachmittagslicht in ihrer vollen Pracht entfalten. Im Wahn meiner langen Gebirgsabstinenz erzwingen sich alle zwei Minuten einen Fotostopp, in dem festen Glauben, daß ein so wunderschönes Motiv auf der weiteren Fahrt nicht mehr zu kriegen ist und daß der neuerliche Blick noch viel grandioser ist als der vorige. Mein hysterischer Anfall beschert mir eine volle Filmrolle identischer Bilder, was mir aber erst zu Hause beim Rahmen der Dias auffällt. Nach etwa anderthalb Stunden Fahrt erreichen wir die kleine Stadt Banff am Rande des gleichnamigen Nationalparks. Abermals sehe ich mich dem Spott meiner entnervten Mitreisenden ausgesetzt, als ich mit meiner Kamera über die mitten in der Stadt friedlich äsenden Elche („Moose“) und Hirsche („Elk“) herfalle, was nach europäischen Standards ungefähr dem Fotografieren von Kühen gleichkommt. Banff ist eine sehr schön gelegene Ansammlung von Andenkenläden und Hotels, meist fest im





Der Mount St. Nicholas.  
Links von Norden, unten der  
Südgrat (Normalroute).

hinunter zum Peyto Lake aufwartet. Dennoch fühle ich mich bestens, als wir unsere Schier über den zugefrorenen See schieben. Leichter Schneefall, dichter Fichtenwald, Seen und weit über uns als Horizontlinie das flache Wapta Icefield — Jack London und der Yukon lassen grüßen. Wir wählen den sichereren Anstieg über den Moränenhang rechts des Peyto-gletschers, was gleich filigrane Spitzkehrentechnik erfordert. Etwas unterhalb von mir droht

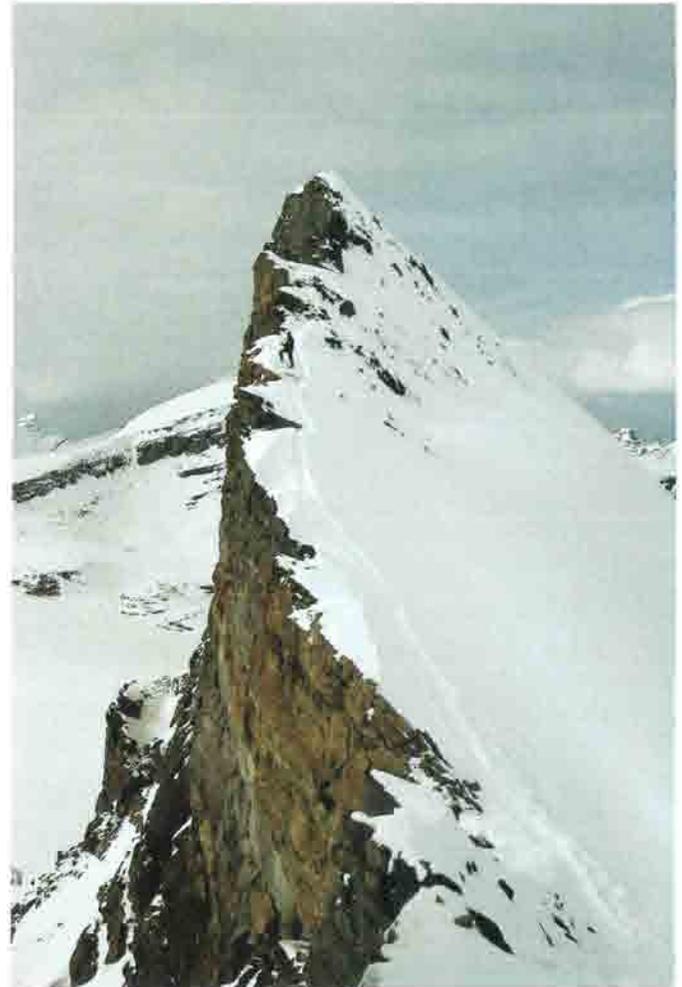
Griff immerzu freundlich nickender japanischer Touristengruppen. Uns kommt zugute, daß mit Ausnahme von Weihnachten und Neujahr der ganze Winter Nebensaison ist und Hotelzimmer zu Jugendherbergspreisen zu kriegen sind.

Noch begeisternder und dramatischer wird die Landschaft am nächsten Tag. Vorbei an Castle Mountain und Mount Temple folgen wir von Banff aus noch 50 Kilometer dem Transcanadian Highway bis nach Lake Louise. Pflichtbewußt schleppt uns Brendan zum berühmten Hotel Chateau Louise, das sich mit dem idyllischen See und dem darüber lauernden Hängegletscher in Millionen Photoalben eifriger Kanadatouristen wiederfindet. Erlebenswert ist aber auch das Pistengebiet von Lake Louise, das als das landschaftlich reizvollste Schigebiet in ganz Amerika gilt, nicht zuletzt weil man die Gipfel und Gletscher der Wapta Traverse direkt vor der Nase hat.

Unser Ausgangspunkt ist eine kleine einsame Parkbucht am Rande des berühmten Icefield Parkway, der Lake Louise mit Jasper verbindet. Während sich im Sommer auf den 250 Kilometern Wohnmobil an Wohnmobil reiht, kommt einem im Winter nur gelegentlich mal ein Auto entgegen. Genaugenommen ist die Wapta Traverse nur das populärste Teilstück der sogenannten Great Divide Traverse, die parallel zum Icefield Parkway entlang der Continental Divide verläuft. Aufgrund mangelnder Unterkünfte auf den übrigen Teilstrecken und wegen des expeditionsmäßigen Einsatzes bei einer Gesamtdauer von rund drei Wochen sind bis dato nur zwei erfolgreiche Gesamtüberschreitungen bekannt geworden.<sup>2</sup>

### Wapta — Here we Come!

Einmal mehr macht sich Horror breit beim ersten Schultern der Rucksäcke. Für sechs Tage Verpflegung, Brennstoff, Seil, Gletscherausrüstung, Daunenschlafsack wiegen schwer auf meinen Sesselfurzerschultern, zumal die Route gleich mit einer typisch kanadischen Waldabfahrt



Brendan bereits an dieser ersten Bewährungsprobe für Wapta-Aspiranten zu scheitern. Keuchend kämpft er mit



Links: Mount Collie, Ostgrat.

Unten: „Outhouse“ auf der Balfour Hut, Mount Gordon und Mount Olive im Hintergrund.

am ähnlichsten kommt. Danach versuchte man es mit zwei Fiberglas-Kugeln, die zwar Wolverine-sicher waren, sich aber wegen immerzu tropfendem Kondenswasser als unerträglich erwiesen. Zudem waren sie durch ihre weiße Farbe im Nebel erst auszumachen, wenn man mit den Schispitzen bereits an der Außenwand anstieß.

Der nächste Morgen lockt mit Superwetter und eisiger Kälte. Auf der

Ausrüstung, Technik und Schwerkraft, wobei letztere in jeder zweiten Spitzkehre obsiegt. Im Verlaufe unseres Spitzkehrenintensivschnellkurses stellt sich dann heraus, daß Brendan sich bislang im Winter ausschließlich auf Langlaufschiern fortbewegt hat. „Oh well — no big deal — I'll be o.k.“ In Sachen Optimismus ist die nordamerikanische Lebenseinstellung nicht zu schlagen. Bei herrlichem Abendlicht erreichen wir die etwa auf 2500 Metern gelegene Peyto-Hütte und sind — alleine!

Brendan macht sich gleich am hütteeigenen Benzin-kocher zu schaffen, der sich mit raumhohen Stichflammen zu widersetzen versucht. Als typisch nordamerikanischer Boy Scout im Benzinnebel rostiger „Coleman“-Kocher aufgewachsen, hat er die Situation mit nur kleineren Verbrennungen schnell im Griff. Wolfi und ich beschließen das Kochen für den Rest der Tour unserem einheimischen Trapper zu überlassen. Körperwärme, Benzin-kocher und Petroleumlampe schaffen bald angenehme Wärme, während draußen das Mondlicht auf den unverspurten Gletscher scheint. Der erste Besuch auf dem Klo, ob seiner Lage auch „Outhouse“ genannt, verschafft auch mir eine meinen Fertigkeiten und Neigungen angemessene Aufgabe. Da alle Hütten der Wapta Traverse auf Nationalparkgelände liegen, müssen alle Abfälle per Hub-schrauber ausgeflogen werden — inklusive Fäkaliengrube, die hier in Form blauer Einheitsfässer mittels eines speziellen Wägelchens präzise unter dem Klositz zu positionieren sind. Leider sind die Helden der Faulgase im Gebirge rar und die wenigen, die sich dazu durchringen können, ein volles Faß auszutauschen und zu verschließen, leisten einen echten Dienst am Nächsten.

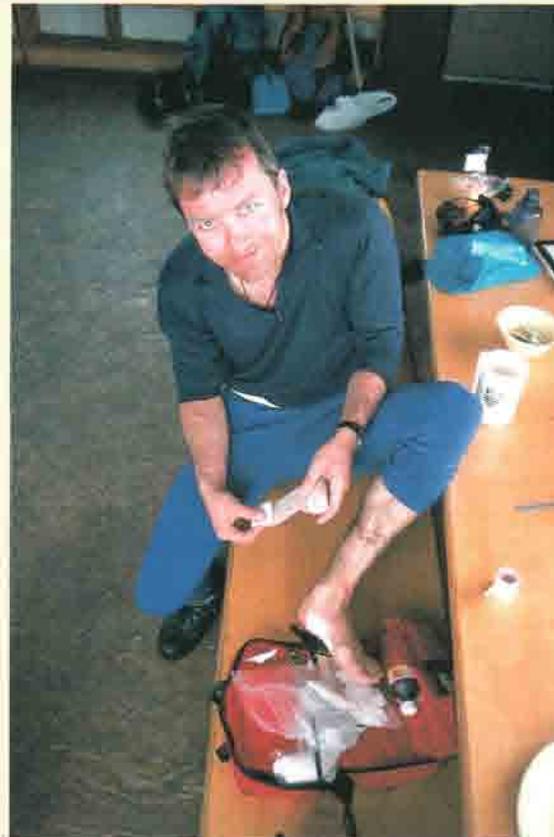
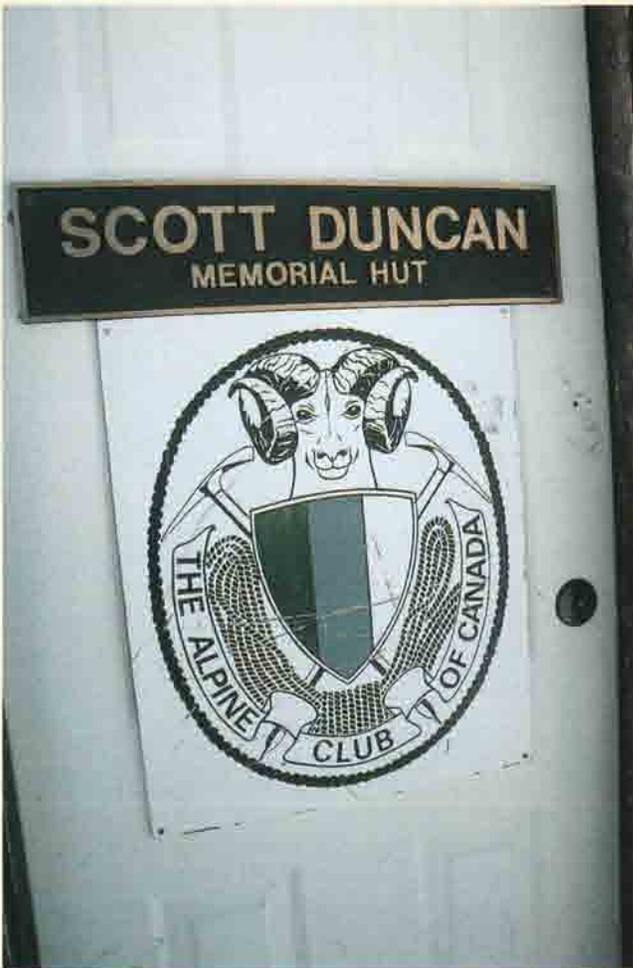
Interessanterweise hat es rund 30 Jahre des Experimentierens gebraucht, um zu der heute für alle Wapta-Hütten verwendeten isolierten Stahlkonstruktion zu gelangen.<sup>3</sup> Das erste, 1967 errichtete Fiberglas-Iglu wurde regelmäßig von Wolverine-Rudeln verwüstet, einem wuscheligen, kurzbeinigen Vielfraß, dem in Mitteleuropa der Marder

anderen Seite des Gletscherbeckens stehen Peyto Peak, Trapper Peak, Mount Baker und Mount Rhondda in der Morgensonne, alles einladende Schidreitausender mit Anstiegen um die 600 Höhenmeter von der Peyto-Hütte



aus. Wir entscheiden uns für Mount Rhondda, weil der Name gut klingt und der Anstieg am ehesten auf dem Weg zu unserem nächsten Etappenziel, der Bow-Hütte, liegt. Von den Rucksäcken befreit steigen wir mit den Schiern bis zum Nordgipfel, von wo wir zum erstenmal die riesigen Ausmaße des Wapta Icefield erfassen können. Richtung Nordwesten hat man zudem einen guten Blick auf das Tourengebiet der Mistaya Lodge, einer privaten, voll bewirtschafteten Hütte, die man entweder von der Peyto-Hütte mit Schi oder vom Örtchen Golden am Transcanadian Highway mit einem etwa zwanzigminüti-

*Im Schneeparadies der  
kanadischen Rocky Mountains:  
die Wapta Ski Traverse*





**Linke Seite:**

**Oben: Türschild der Scott Duncan Hut.**

**Mitte: Wolfgang Rieder und Brendan Wayne auf der Peter and Catherine Whyte Hut (auch Peyto Hut).**

**Unten links: Mount Niles, unweit der Scott Duncan Hut.**

**Brendan Wayne auf der Bow Hut.**

**Rechte Seite: Im Niles Creek während der Abfahrt von der Scott Duncan Hut zum Trans Canada Highway.**

gen Hubschrauberflug erreichen kann. Besonders gierige Schitraversierer können durch einen Abstecher auf die Mistaya Lodge folglich die Wapta Traverse noch um ein oder zwei Tage verlängern, was mit hervorragendem Essen und einem Badhaus mit Sauna belohnt wird.

Die erste Abfahrt in „Canadian Powder“ wird zum Rauscherelebnis. Selbst Brendan, unser Schitouren-Greenhorn, findet bald johlend den Weg von der Hangquerung zur direkten Linie. Weiter geht's, leider wieder mit Rucksack, auf dem topfebenen Wapta-Icefield in Richtung Süden. Nach etwa anderthalb Stunden erspähen wir den eindrucksvollen Mount Saint Nicholas (2970 m). Während Wolfi und ich nicht widerstehen können, uns trotz der fortgeschrittenen Nachmittagszeit noch einen Gipfelversuch aufzuhalten, beschließt Brendan schon zur nahen Bow-Hütte abzufahren, um den Rest seines zweiten Tourentages der Pflege seiner immensen Blasen zu widmen. Im Eindruck des fahlen Nachmittagslichts geraten Wolfi und ich beim Aufstieg zum Gipfel gänzlich in Ekstase. Der steile Südgrat mit Absturzmöglichkeit über die 250 Meter hohe Westwand machen den Mount Saint Nicholas wohl zum technisch interessantesten Gipfelanstieg der Wapta Traverse.

## Mount Collie zum Sightseeing

Auf der Bow-Hütte hat unsere Idylle zumindest in Sachen Einsamkeit vorerst ein Ende. Bedingt durch die gute Erreichbarkeit in etwa vier Stunden vom Bow Lake am Icefield Parkway und die Fülle technisch leichter Schigipfel machen die Hütte mit ihren 30 Schlafplätzen zum wohl beliebtesten Stützpunkt in den kanadischen Rockies. Für spektakuläres Ambiente sorgen zudem die riesigen Eisabbrüche des Wapta Icefield, die direkt über einer etwa 400 m hohen Felswand lauern. Dummerweise bedrohen Eis- und Staublawinen von dort insbesondere bei suboptimaler Spuranlage auch den Hüttenzustieg vom Icefield Parkway aus. Wer sich einen Eindruck über das Ausmaß dieser Lawinen verschaffen möchte, braucht nur auf die Titelseite von *Avalanche Safety*<sup>4</sup>, dem kanadischen Standardwerk für Lawinenkunde zu schauen, wo fünf Schibergsteiger auf eben diesem Hüttenzustieg verdammt winzig aussehen im Vergleich zu der riesigen Staublawine, die sich ihnen entgegenwälzt.

Verführt von der relativen Geräumigkeit der Hütte und dem Vorhandensein eines Holzofens beschließen wir zwei Nächte hier zu bleiben, um uns am nächsten Morgen mit leichtem Gepäck den Mount Collie (3116 m) vorzunehmen. Bei einem Höhenunterschied von 750 m auf eine Entfernung von zehn Kilometern einfache Wegstrecke liegt die Herausforderung eher in der Entfernung als im Überwinden von Höhe, was generell für die Wapta Traverse gilt. Am Morgen steigen wir ohne „fat pigs“ auf unserem Rücken, anfangs wieder parallel zur Abfahrtsspur vom Vortag, etwa eineinhalb Stunden auf die Scheitel-

höhe des Wapta Icefield hinauf. In frustrierend weiter Ferne grüßt in der Morgensonne die Gipfelpyramide des Mount Collie, die über dem riesigen Gletscherbecken thront wie über einer Schicht winterlicher Inversionswolken in den Westalpen. Zum Glück trägt die dünne Harschdecke. Wir gleiten ohne Stockeinsatz streßfrei eine gute Viertelstunde vor uns hin und genießen wie aus einem Zugfenster die steile Kulisse der Rockies, in eifriger Verdrängung des Umstandes, daß wir in der Nachmittags-sonne alles wieder zurückackern müssen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir soeben nicht nur die Provinzgrenze von Alberta nach British Columbia überschritten haben, sondern mittlerweile auch im Yoho National Park sind, der sich, wesentlich kleiner, westlich an den Banff National Park anschließt.

Allem Anschein nach haben wir einen Königstag erwischt, was auch gut ist, denn im Nebel zur Bow-Hütte zurückzunavigieren wäre grausig. Für die erste steilere Stufe aus dem Gletscherbecken heraus greifen wir zum Seil — wegen der riesigen Spalten und damit mein Rucksack leichter wird. In einer Rechts-links-Schleife ziehen wir über ideales Schigelände Richtung Gipfel, wobei uns zugute kommt, daß die etwa einen Meter hohe Triebsschneeschicht des letzten Schneesturmes sich bereits am Vortag aus dem riesigen Gipfelhang verabschiedet hat. Grund genug für Wolfi, die Schi bis zum Gipfel zu tragen, um direkt über den gut 40 Grad steilen Gipfelhang abzufahren, was ihm als altem Tauernroutinier trotz kleinerer Kapriolen an der Abrißkante des alten Schneebretts stülvoll gelingt. Und außerdem: Was tut man nicht alles, um sich vor den „Locals“ Respekt zu verschaffen. Am eindrucksvollsten ist aber einmal mehr die Einsamkeit. An einem solchen Tag völlig alleine und unverspurt im wohl populärsten Schitourengebiet der kanadischen Rockies unterwegs sein zu dürfen, läßt erahnen, welches Potential an wilden Schitourenabenteuern an den hunderterten von Gipfeln warten, die man von hier oben sieht. Beim schweißtreibenden Rückweg zur Hütte denke ich sehnsüchtig an eine Tourenalternative, die wir uns überlegt hatten, nämlich vom Mount Collie direkt 1200 Höhenmeter nach Süden zur Stanley-Mitchell-Hütte abzufahren. Selbige gilt als Schatz unter den Hütten des Alpine Club of Canada. Die erst in den letzten Jahren renovierte Blockhütte, mit Holzofen und Sofa ausgerüstet und knapp unter der Waldgrenze gelegen, könnte direkt aus der Trapperidylle meiner Jugendträume entsprungen sein. Da der 23 km lange Standardzustieg bzw. Abstieg zum Transcanadian Highway durch das Little Yoho Valley mindestens einen vollen Tag in Anspruch nimmt, ist man auch hier in aller Regel vor einem Massenansturm sicher.

## Wapta bei «Whiteout»

Der Sonnenuntergang an diesem Abend fällt verdächtig rötlich aus, und prompt schneit es am nächsten Morgen

aus allen Kübeln. Während sich die wenigen anderen Gäste in Richtung Tal orientieren, gehen wir unsere nächste Tagesetappe zur Balfour-Hütte an. Die zahllosen Horrorgeschichten, wie ganze Gruppen auf der Wapta Traverse tagelang im „Whiteout“ im Kreis herummarschieren sind, um sich dann endlich mit noch angefrorenen Fingern im Hüttenbuch zu verewigen, haben uns einiges an Respekt eingeflößt. In der Tat liest man auch bei den Beschreibungen der Veteranen der „Grand Traverses“ wie Chic Scott oder Hans Gmoser, daß man sich tagelang im Zelt oder Biwak herumgedrückt hat, um nicht auf den riesigen Gletschern des kanadischen Westens ganz verlorenzugehen.

„What the heck — no risk, no fun“, tönt Brendan, der ohnehin nur einen Feind kennt, nämlich seine sich ständig häutenden Fersen. Bis zum Sattel zwischen St. Nicholas Peak und Mount Olive können wir uns in der weißen Suppe noch an Felsstrukturen entlanghangeln. In unserem jugendlichen Leichtsinn und unter dem Eindruck imaginärer Aufhellungen steigen wir sogar noch zum Gipfel des Mount Olive (3130 m). Die „Abfahrt“ hinunter zur Balfour-Hütte über den Vulture Glacier findet wegen totem „Whiteout“ mit Fellen und am Seil statt. Mittels der üblichen alpinen Navigationshilfsmittel sind wir heftigst bestrebt zu vermeiden, über den bereits zuvor erwähnten 400 m hohen Gletscherabbruch wieder in Richtung Bow-Hütte hinabzustürzen. Bei der Feinsuche nach der Balfour-Hütte kommt uns eine größere Aufhellung zugute, und einmal mehr ist wieder das Glück mit den Mutigen (oder den Dummen).

## Geteilte Freud — doppelte Freud

Die Hütte kommt uns vor wie ein Déjà-vu. Nicht nur das Gebäude ist identisch mit der Peyto-Hütte, auch die berühmte Fäkalientonne im „Outhouse“ erwartet uns wieder randvoll. Mittlerweile ziehen nur noch einige Nebelfetzen umher, und wir ergattern einen ersten Blick auf Mount Balfour (3270 Meter), der eindrucksvoll über der Hütte thront. Während sich Wolfi in der Illusion, einen Reinigungseffekt zu erzielen, noch splinternackt vor der Hütte im Schnee wälzt, werde ich Augenzeuge einer Fata Morgana. Wo gerade noch unsere drei Spuren auf dem Gletscher waren, sehe ich jetzt auf einmal neun. Gewöhnt an die Einsamkeit und Wildheit der letzten Tage, wäre uns nie in den Sinn gekommen, die perfekte Schitourenidylle hier oben mit anderen teilen zu müssen, als im Handumdrehen sechs ausgewachsene Kanadier/innen direkt über der Hütte auftauchen.

Ganz konträr zu den antimaterialistischen Idealen der frühen Bergpioniere, die sich noch über Zusammenreffen mit anderen Artgenossen im an sich menschenfeindlichen Gebirge freuten, stellt sich heutzutage in solchen Situationen häufig ein sonderbarer Besitzstandswahrungsmechanismus ein. Dabei scheint es weniger darum zu

gehen, die Hütte und die zugehörigen Töpfe teilen zu müssen. Vielmehr macht sich zumindest unterbewußt die Sorge breit, daß der Wert des eigenen Erlebnisses geschmälert wird durch den Umstand, dieses mit anderen teilen zu müssen. Schließlich ist es wesentlich eindrucksvoller und erlebnisintensiver, etwa den Mont Blanc alleine zu besteigen als gemeinsam mit fünfhundert Zeitgenossen.

Nach dem anfänglichen Schock entpuppt sich unser für beide Gruppen unerwartetes Zusammentreffen als eine Begegnung der ausgesprochen netten Art. Zudem ist die Hütte mit ihren 16 Schlafplätzen und zwei „Coleman“-Kochern bestens für zwei oder mehrere Gruppen gerüstet. Mit den Einschränkungen, die für jede Verallgemeinerungen gilt, läßt sich sagen, daß man in Kanada wesentlich aufgeschlossener und vorbehaltloser aufeinander zugeht, als wir das in Europa gewöhnt sind. Lediglich im Umgang mit US-Amerikanern schwingen zuweilen unterschwellig Vorurteile mit, die vielleicht dadurch zu erklären sind, daß der kleine Nachbar stets bestrebt ist, sich vom übermächtigen Einfluß des großen Nachbarlandes zu differenzieren und dies auch im täglichen Leben ausgelebt wird. Ein Phänomen, welches einem aus den heimatischen Alpen bekannt vorkommen mag. Europäer sind jedenfalls meist vom freundlichen Umgangston — nicht nur im Gebirge — in Kanada begeistert.

## The Great Canadian Snow Chicken

Auf uns wartet die anspruchsvollste Etappe der Wapta Traverse zur Scott-Duncan-Hütte, inklusive eines Versuchs, dabei den Mount Balfour mitzunehmen, dem mit 3270 m höchsten Gipfel unserer Durchquerung. Entsprechend der Empfehlung von Chic Scotts Schitourenführer<sup>5</sup> haben wir uns bestes Wetter ausgesucht. Angesichts der zu erwartenden Spuarbeit durch die wilden Eisbrüche des Waputik Icefield hatte ich gehofft, unseren kanadischen Mitsreitern den Vortritt zu lassen. Obwohl sich meine Kameraden nie vorstellen konnten, daß es jemanden geben könnte, der noch länger braucht als ich, um morgens seinen Hintern vor die Hüttentüre zu bekommen, bleiben die Kanadier eindeutige Gewinner im morgendlichen Wettstreit der Langsamkeit. Zudem werden Wolfis und Brendans Gesten draußen vor der Hütte immer ungeduldiger. Verzögern hilft also nichts, und schon bald schlängeln wir uns angeseilt durch die Steilstufen des Waputik Gletschers. Begeisterung macht sich breit über die Schönheit der Aufstiegsroute, die im Anspruch locker mit den eindrucksvolleren Etappen der Haute Route mithalten kann. Als wäre die Stimmung nicht schon eindrucksvoll genug, kreist zudem noch ein riesiger Vogel über uns. Wolfi und ich spekulieren noch über Adler oder Nicht-Adler, als Brendan den vermeintlichen Greifer bierernst und zweifelsfrei als „native Canadian Snow Chicken“ identifiziert.

Das beim langwierigen Queren von Gletscherbrüchen stets vorhandene Schweregefühl im Unterbauch entweicht, als wir endlich auf eine flache Gletscherfläche flüchten können und traversierend das sogenannte High Col am Ende des Südsporns des Mount Balfour erreichen. Im Südosten, am Rande eines riesigen Gletscherbeckens, sieht man zum erstenmal in respektabler Ferne die Scott-Duncan-Hütte, deren Auffinden bei schlechter Sicht ebenfalls Gegenstand zahlreicher Wapta-Horrorgeschichten ist. Nach einem etwa hundert Meter hohen Steilabstieg, auf dem wir wegen der Felsen die Schier lieber hinuntertragen, ergibt sich endlich eine Möglichkeit, auf den recht flachen, aber zerklüfteten Südgrat des Mount Balfour zu gelangen. Da unsere kanadischen Mitstreiter es verstanden haben, sich durch geschickte Pausentaktik auch während des restlichen Aufstiegs im Hintergrund zu halten, bleibt Wolfi und Brendan nur noch ein interner Zweikampf beim finalen Spurt zum Gipfel. Um die Stimmung beim herrlichen Blick auf unsere Gipfel- und Gletschersammlung der vergangenen Tage komplett zu machen, packt Wolfi noch den mitgebrachten Taschenradio aus. Spätestens dann weiß man, daß man in Kanada sein muß, wenn diesem auf allen Kanälen nur Country Musik zu entringen ist.

Der Abstieg verläuft anfänglich wieder in der Aufstiegs spur zurück zum High Col. Bei nach wie vor hervorragender Sicht erzwingen wir sogar noch ein paar Schwünge im tiefen Pulver, bevor wir über den flachen Gletscher hinüber zur Scott-Duncan-Hütte schieben. Beim Versuch, selbige zu öffnen, fällt Brendan dann auch gleich die Türklinke entgegen — „Oh well, shit happens.“ Während ich mich schon unauffällig nach einem geeigneten Biwakplatz umschaue, gelingt es unserem internationalen Hausmeister team schließlich doch noch, mittels einer Klappzange den Tresor zu öffnen.

## Whirlpool oder Gipfel?

Am Tag fünf unserer Durchquerung droht uns das spärlichste aller Abendessen, nachdem wir aus kulinarischer Sicht bereits am ersten Abend auf der Peyto-Hütte mit „Brendan's Favourite Curry Rice“ unseren Höhepunkt erreicht hatten. Andererseits — wer möchte die tiefe innere Befriedigung missen, wenn am Ende einer Schidurchquerung kein überflüssiges Essen übrig bleibt und folgerichtig die immer heiß diskutierte Planung und Rationierung hingehauen hat? Wie dem auch sei, lassen wir uns nicht zu lange bitten, als die Kanadier ansuchen, uns für unsere Spuarbeit in fein zubereiteten Naturalien zu entlohnen. Langsam vom Lagerkoller der kleinen Wapta-Hütten gezeichnet, scheint jedes unserer Konversationsthemen nach kurzer Zeit unweigerlich bei den Übernachtungsoptionen nach dem morgigen letzten Wapta-Tag zu enden. Vor allem Wolfi verfällt etwa alle 10 Minuten in halluzinationsähnliche Phantasien und faselt

von einer Eckzimmer-Suite und den heißen Quellen im feinen Banff Springs Hotel.

Am nächsten Morgen ist das Wetter schon wieder traumhaft. Mittlerweile hat sich die Vision von den heißen Quellen in Banff auch in Brendans Kopf verfestigt, und wir optieren in einer knappen Mehrheitsentscheidung für die sogenannte „Scheißer/Lomas-Route“, der direktesten Route zum Transcanadian Highway und somit dem schnellsten Weg zurück in die Verlockungen von heißer Dusche und anderem Luxus. Selbst den formschönen Mount Niles, dessen Besteigung sich auf dem Weg nach unten noch anbieten würde, lassen wir rechts liegen und genießen die 1100 Höhenmeter lange Abfahrt in der Morgensonne. Etwas oberhalb von Sherbrook Lake tauchen wir endlich wieder in den Bergwald ein, der nach einer Woche auf den Eisfeldern noch viel grüner erscheint. Während ich mir noch Gedanken mache über die Tragfähigkeit des zugefrorenen Sees, wittert Brendan als Schilangläufer endlich seinen Technikvorteil und sprintet im Schlittschuhschritt von dannen.

Während in den Alpen die größeren Schidurchquerungen üblicherweise in quirligen Fremdenverkehrsdörfern enden und den schwer bepackten Helden des Bruchharsches die ehrfürchtigen Blicke flanierender Touristen sicher sind, bleiben in Kanada potentielle Bewunderer mangels Population meist aus. Hier markiert üblicherweise das Erreichen einer asphaltierten Straße die Rückkehr in die Zivilisation, in unserem Fall mit dem Transcanadian Highway die Mutter aller nordamerikanischen Fernstraßen. Zum Glück hatten wir auf der Bow-Hütte ein paar alte Freunde von Brendan getroffen, die wir nötigen konnten, unser Auto die 40 km vom Anfangspunkt der Wapta Traverse hierher zu chauffieren.

Wie einst Odysseus von den Gesängen der Sirenen angezogen, steuerten wir bald schnurstracks auf das Banff Springs Hotel zu, wo uns eine kleine, rechteckige Plastik karte, trotz der — ob unseres Geruchs und Aussehens — eher zweifelhaften Kreditwürdigkeit Einlaß verschafft. Minuten später liegen wir mit unseren braungebrannten Gesichtern auf käsblichen Leibern in den Thermalquellen neben den gleichen Zeitgenossen, mit denen ich mich in wenigen Tagen bereits wieder in den Vorstadtzügen Chicagos drängeln werde. Mit den frischen Eindrücken der einsamen Gletscher im Kopf war mir klar, daß meine Tage im Mittleren Westen der USA gezählt waren.

<sup>1</sup>Übersetzung des Verfassers aus dem englischen Original: A Spring Ski Excursion into the Bow Lake District, Georg von Lilienfeld, Canadian Alpine Journal, Vol. 24, 1936, Seite 75

<sup>2</sup>Summits and Icefields — Alpine Ski Tours in the Rockies and Columbia Mountains of Canada, Chic Scott, Calgary 1994

<sup>3</sup>Alpine Huts — A guide to the Facilities of the Alpine Club of Canada, Keith Haberl, Alpine Club of Canada (Hrsg.), Calgary 1995

<sup>4</sup>Avalanche Safety for Skiers and Climbers, Tony Daffern, 2. Auflage, Calgary 1993

<sup>5</sup>Summits and Icefields — Alpine Ski Tours in the Rockies and Columbia Mountains of Canada, Chic Scott, Calgary 1994

# Als Senior im Berner Oberland

Für große Erlebnisse gibt es (fast) keine Altersgrenze

Friedrich Smola

Im Sommer 1993 wollten wir zu dritt das Berner Oberland kennen lernen. Wir waren zwei „alte Kracher“ über sechzig, ein guter Freund von mir, Pater Severin, ein Benediktinermönch, mit dem ich schon viele Klettertouren und einige Eistouren (Ortler, Cevedale, Marmolata) unternommen hatte und ich. Dazu kam noch eine jüngere Lehrerin, mit Namen Maria, die ich von Wanderungen in den Dolomiten her kannte.

Da sich Bergtouren immer an den konditionell schwächsten Teilnehmern orientieren müssen, das waren wir zwei „Alten“, ist es vielleicht angebracht, einmal aufzulisten, welche Voraussetzungen und Bedingungen zu erfüllen sind, daß sich Senioren bei einer Bergtour wohl fühlen und Freude daran haben. Unter Senioren verstehe ich „Gruftis“ über sechzig, die sich nicht dazu entschließen können, mit dem Bergsteigen endlich aufzuhören. Natürlich gibt es durchaus auch „Kompostis“, das sind ehrwürdige Greise über siebzig, die sich recht munter in den Bergen herumtreiben und die über die folgenden Punkte als senile Auswüchse nur lachen können. Umgekehrt wird aber auch mancher junge Hupfer einige der folgenden Anregungen für bedenkenswert erachten.

1) Kondition. Ein Jugendlicher, der in der üblichen Weise Ski fährt, wandert oder klettert, vielleicht auch im Sommer eine Bergwoche verbringt, wird bei normalen Touren in den Westalpen kaum Probleme haben. Ein Senior dagegen muß seine Kondition bewußt aufbauen. Er muß mit Trainingsstouren beginnen und die Anforderungen langsam steigern.

2) Höhenanpassung. Der ältere Organismus braucht länger, sich größeren Höhen anzupassen. Was für zwei junge Burschen — wir trafen solche — vielleicht noch möglich ist (in einem Tag mit der Bahn von Bern zum Jungfrauoch, auf den Mönch und alles wieder zurück), kann für einen Senior zur Katastrophe werden. Man wird die Höhenanpassung also bewußt betreiben, mit längeren Aufenthalten in größeren Höhen oder Übernachtungen in Hütten über 3000 m.

3) Tagestouren. Ein Senior ist meist schon so „degeneriert“, daß ihm wochenlange Touren „von Hütte zu Hütte“ mit minimalen Möglichkeiten, sich am Abend zu

„entschweißen“, weniger Spaß machen. Er wird ein festes Standquartier mit Duschköglichkeit vorziehen. Daß ihm dabei viel Schönes entgeht, etwa Sonnenauf- und Untergang bei einer hochgelegenen Hütte oder Biwaks unter dem Sternenhimmel, ist die andere Seite der Medaille.

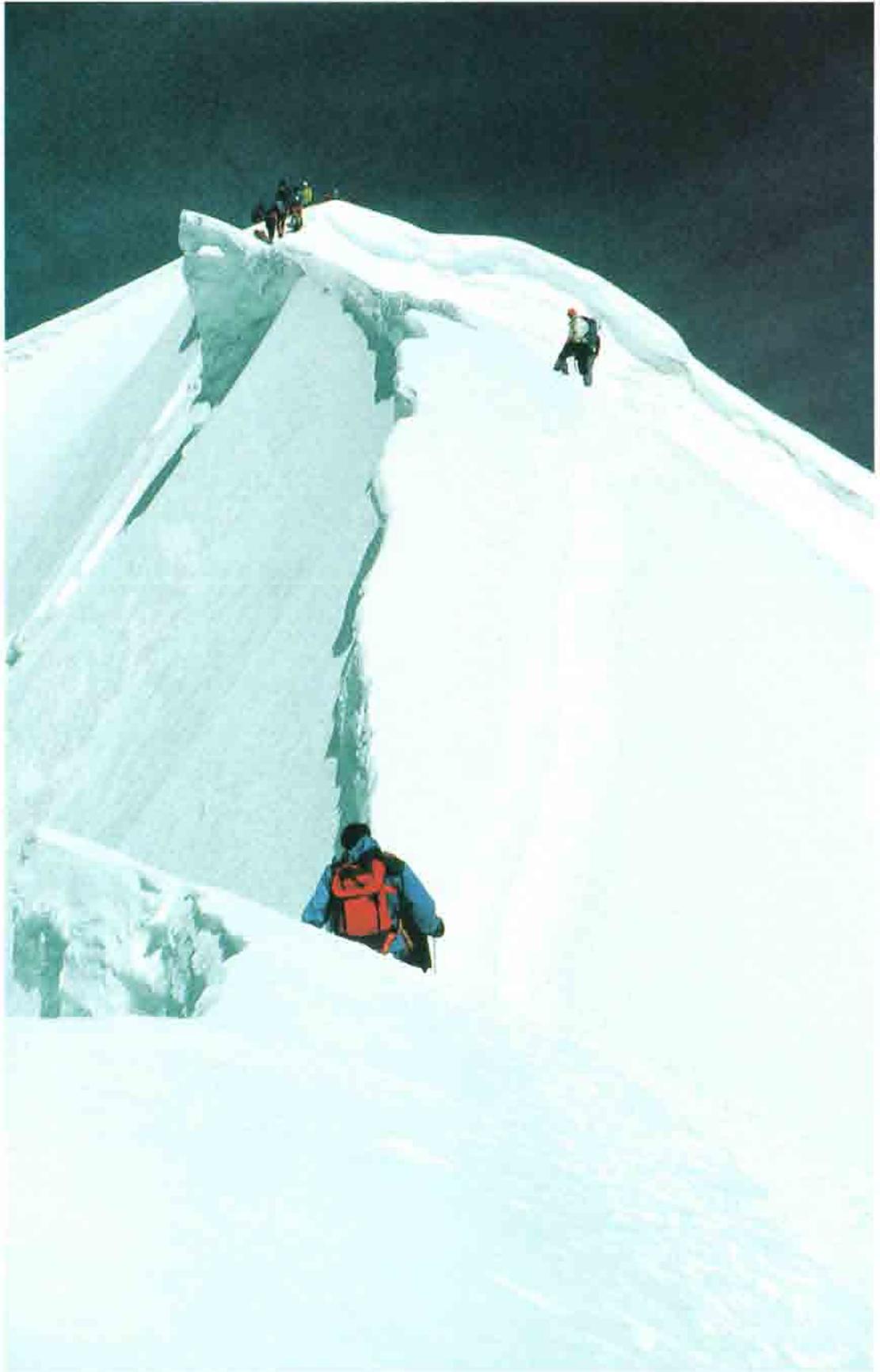
4) Ein Senior wird seine Touren möglichst gewichtsparend durchführen. Er wird also beim Packen seines Rucksacks den huttragenden Körperteil zu Rate ziehen und alles zu Hause lassen, was nur irgendwie entbehrlich ist, dabei aber doch unvorhergesehene Möglichkeiten in Betracht ziehen, also Reservekleidung, Biwaksack und Apotheke nicht vergessen. Er wird auch versuchen, sein Bauchgewicht zu drosseln und nicht unbedingt eine Bergwoche dazu verwenden, 10 kg abzunehmen.

5) Mit fortschreitendem Alter ist das Bergabgehen meist schmerzhafter als der Weg hinauf, der Senior wird seine Bergtouren knieschonend konzipieren, also bergauf gehen (Kondition!) und — wenn möglich — hinunter mit Bergbahnen oder Liften fahren, also genau umgekehrt, als es die meisten Rundtoureplaner anraten. Auf die Diskussion „Mit oder ohne Stöcke?“ möchte ich mich nicht einlassen. Beides hat seine Vor- und Nachteile.

6) Um unnötige Wegsuchereien auf ein Minimum zu reduzieren, wird er vor jeder anspruchsvolleren Tour Erkundigungen einziehen, ob der im Führer angegebene Weg überhaupt begehbar ist. Bei Gletschertouren kann man da seine Wunder erleben.

7) Mit fortschreitender Alterung kann sich ein Senior meist einer gewissen abgeklärten Weisheit nicht ganz entziehen. Er kommt drauf, daß das Gipfelsammeln nicht der Weisheit letzter Schluß ist, daß auch ein Talabschluß seine landschaftlichen Reize haben kann. Ist die Aussicht von manchen aneinandergereihten „Zählgipfeln“ nicht sehr ähnlich? Einen hohen Gipfel — gewissermaßen zur Krönung der Bergwoche — wird aber auch der Senior nicht verschmähen.

8) Warum soll sich ein Senior nicht fallweise einem Bergführer anvertrauen? Ich kenne Bergfreunde, die ihre nachlassende Bergtätigkeit bedauern, vor allem wenn sie früher Extreme waren und das Klettern lieber aufgeben als sich führen zu lassen. Ein Fünfer im Nachstieg ist doch



**Am Südostgrat des Mönch.**  
Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen  
vom Autor.

keine ehrenrührige Angelegenheit! Außerdem ist der geprüfte Bergführer darauf gedrillt, bei gemischten Touren (steileres Eis und Klettern mit Steigeisen im Fels) mit seinen Gästen am kurzen Seil zu gehen und einen Ausrücker sofort abzufangen, was sich ein Laie nie zutrauen sollte. Mit meiner Bergerfahrung (vor allem bei Klettertouren) hätte ich bei der Tour auf den Mönch alle 40 m eine Standsicherung bauen müssen, was viel Zeit gekostet hätte. Außerdem wären wir (bei dem großen Andrang) dauernd überholt worden, was bei schmalen Passagen auch nicht gerade die Sicherheit (vor allem der Überholer!) gefördert hätte.

9) Und schließlich wird ein Senior vielleicht eher als ein Junger bereit sein, umweltschonend auf das Auto zu verzichten, um mit der Eisenbahn sein Ziel zu erreichen. Bei manchen Bahnverwaltungen wird er ja für würdig erachtet, den „Mumienfahrchein“ zu erhalten, also mit halbem Preis zu fahren. Natürlich gibt es auch „Gruftis“, die sich um nichts in der Welt von ihrem geliebten Auto trennen wollen — auch wenn öffentliche Verkehrsmittel eine durchaus diskutabile Möglichkeit darstellen. So kann man Zermatt in einem Tag vom Osten Österreichs aus auch mit dem Zug erreichen. Mit dem Auto ist das wesentlich mühsamer.

Wie wir diese neun Punkte bei unserem Aufenthalt im Berner Oberland in die Tat umsetzten, bzw. bei ihrer Nichtbeachtung eine auf den Kopf bekamen, sollen die folgenden Zeilen darlegen. (Dabei verweisen die angeführten Nummern auf die entsprechenden Punkte der „Vor- aussetzungen und Bedingungen“).

Wir trafen uns in Innsbruck, von wo aus uns Maria mit ihrem Auto mitnehmen sollte. Sie beabsichtigte, nach unseren Touren Bekannte in der Schweiz zu besuchen, und wollte deshalb auf ihren fahrbaren Untersatz nicht verzichten. Wir kamen abends in einem Vorort von Interlaken an, wo wir in Privatquartieren untergebracht waren.

Der erste Tag galt einer berühmten Höhenwanderung (1,2,5): Mit der Zahnradbahn auf die Schynige Platte (1967 m), von dort über Faulhorn (2680 m) zum First (2167 m), mit der Seilbahn hinunter nach Grindelwald, wo wir so zeitig ankamen, daß wir noch mit der Bahn über die Kleine Scheidegg zurückfahren konnten. Wir hatten nämlich einen Regionalpaß für 15 Tage um 155 Franken gelöst, mit dem wir an fünf Tagen die meisten Lifte und Bahnen frei benutzen konnten, die restlichen zehn Tage hatten wir halbe Fahrt. An diesem Tag bewegten wir uns etwa sechs Stunden in Höhen über 2000 m. Eiger, Mönch, Jungfrau hatten wir oft vor Augen, wenn auch meist verschleiert — das Wetter war etwas dunstig. Am nächsten Tag gingen wir es etwas schärfer an: Von Allmendhubel oberhalb Mürren (1934 m) aus stürmten wir auf das Schilthorn, dem James Bondschen Piz Gloria (2970 m). Den aufkommenden Regenschauer überstanden wir recht gemütlich im berühmten Drehrestaurant

bei einem überraschend preiswerten Mittagessen. Da sich das Panorama nach 50 Minuten wiederholt und wir anderen, vor allem japanischen Seilbahntouristen nicht zu lange unsere Plätze vorenthalten wollten, ging es dann mit der Gondel wieder zu Tal. Gegen 1000 Höhenmeter Konditionstraining und ein knieschonender Abstieg war die Tagesleistung.

Am dritten Tag gaben wir es wieder etwas zahmer: Von Wengen aus mit der Seilbahn auf den Männlichen (2342 m), dann hinunter den Trampelpfad zur Kleinen Scheidegg (2061 m) und hinauf auf das Lauberhorn. Um nicht naß zu werden, hatten wir mit Petrus vereinbart, das heftige Gewitter genau dann loszulassen, wenn wir bei der Bergstation des Lauberhornliftes angelangt waren. Trocken und bei aufgeklartem Himmel bestiegen wir den Lauberhorngipfel (2472 m), dann gingen wir hinunter zur Wengeralp, von wo aus uns die Zahnradbahn wieder zu Tal beförderte.

Nach dieser eher bescheidenen Ausbeute an Gipfelsiegen, legten wir am nächsten Tag wieder einen Zahn zu: die Blümlisalp war unser Ziel. Zuerst mit dem Lift von Kandersteg hinauf zum Oschinensee (1639 m), dann den wunderschönen „oberen“ Weg weiter über Oberbergli zur Blümlisalphütte (2837 m). Da das Wetter unfreundlicher wurde, verzichteten wir auf die geplante Inspektion des Blümlisalpgleiters und kehrten auf dem „unteren“ Weg entlang des Öschinensees zurück zur Liftstation.

Nach diesen Konditionsaufbautouren begannen wir am nächsten Tag den „langen Marsch“. Der Wetterbericht war gut, das Wetter nicht allzu freundlich, so daß ich den Aufbruch nur gegen einen gewissen Widerstand meiner Begleiter durchsetzen konnte. Mit der Bahn ging es nach Goppenstein am Südportal des Lötschbergtunnels, dann weiter mit dem Bus bis zur Fafleralp (1788 m). Wir hielten uns dann schön brav an den Rother-Führer. Zuerst war der Weg markiert, dann zeigten uns Steindauben den weiteren Anstieg. Leider war die Sache vorerst an einem reißenden Gebirgsbach zu Ende. Wohl sahen wir am anderen Ufer wieder die Steindauben, aber den Übergang wollten wir nicht riskieren (später trafen wir zwei wackere Recken, die diesen Bach durchwatet hatten). Also ein Stück zurück und dann mühsam steil in der Nähe des Baches hinunter zum Rand des Langgletschers. Zum Glück war der Überstieg auf diesen ohne Probleme möglich. Später erfuhren wir, daß Ortskenner viel weiter unten im Tal den Gletscher betreten (Punkt 6) und mühelos diesen hinaufgehen. Blankeis zwang uns, die Steigeisen anzulegen und um die Seiltragqualen gerecht zu verteilen (wir hatten ein schweres 11-mm/45-m-Seil mit), verbanden wir uns auch gleich durch diesen Strick, obwohl vorerst kaum Gefahr bestand, in eine verdeckte Spalte zu stürzen.

Ohne große Schwierigkeiten ging es aufwärts und schließlich trafen wir bei der Hollandiahütte (3238 m) etwas



Oben: Mönch und Eiger von Osten.  
Mitte: Blick vom Mönchsjoch gegen Nordosten.  
Unten: Ein Teil der „Karawane“ vom Jungfraujoch zum Konkordiaplatz.

oberhalb der Lötschenlücke ein. Das Wetter hatte sich inzwischen sehr gebessert — in der Abendsonne konnten wir uns kaum von den Panoramen trennen, in der Ferne war sogar der Mont Blanc zu erkennen. Da wir telefonisch Schlafplätze bestellt hatten, stand einer komfortablen Übernachtung (mit den in dieser Höhe üblichen Schlafproblemen) nichts im Wege. Übrigens wurden wir auch hier wieder von den Preisen angenehm enttäuscht: Abendessen, Übernachtung und Frühstück kosteten für AV-Mitglieder 40 Franken, was wir für diese Höhe als durchaus angemessen betrachteten.

Am nächsten Morgen ging es bei herrlichem Wetter hinunter zum Konkordiaplatz (2750 m) und dann hinauf zum Jungfraujoch (3475 m). Wir hatten dabei einen anständig gespurten Trampelpfad erwartet. Nun, im Firn waren Spuren zu erkennen, doch bald wieder kamen wir ins Eis mit eigenartig zugeschnittenen Spalten. Obwohl ich sehr aufpaßte, war von Spuren bald nichts mehr zu erkennen. Einige Male trat ich mit einem Fuß ins Leere, konnte mich aber wieder auf festen Boden retten. Dazu kamen noch die vielen Spaltenumgehungen. Wenn die Umgebung nicht so imposant gewesen wäre, hatte uns jetzt wohl schon die Müdigkeit übermannt — wir waren ja den zweiten Tag unterwegs — aber die Sicht auf Aletschhorn, Jungfrau und Mönch und das tolle Panorama

ma am Konkordiaplatz entschädigte uns für vieles. Zum Glück waren wir auch so früh aufgebrochen, daß uns der gefährdete Gletschersumpf am Konkordiaplatz nichts anhaben konnte. In der Literatur liest man ja, daß einem dort das Wasser bis zu den Knien reichen kann — und wer hat schon Gummistiefel mit auf einer Gletschertour? Knapp unter dem Jungfraujoch erlebten wir noch etwas sehr Seltsames. Plötzlich tauchte hinter einer Wegbie-



gung eine Menschenschlange auf, die nicht enden wollte; immer vier bis fünf Normalbergsteiger und ein Führer zusammen an ein Seil gebunden. Was mir dabei komisch (und gefährlich!) vorkam, war die Tatsache, daß viele ohne Brustgurt unterwegs waren. Wenn man auch bei vielleicht 150 Begleitern sehr schnell bei einem (in diesem Gebiet durchaus möglichen) Spaltensturz wieder ans Tageslicht befördert wird, ist die Sache ohne Brustgurt doch recht schmerzhaft. Wie wir später erfuhren, handelte es sich um die jeden Samstag stattfindende geführte Karawane vom Jungfraujoch über die Konkordiahütten zum unteren Aletschgletscher. Wie so viele Leute in den Konkordiahütten übernachten sollen, ist mir auch nicht ganz klar — wahrscheinlich werden sie im Dutzend gebündelt in den Schlafräumen abgestellt.

Beim Jungfraujoch am Ausgang des Sphinxstollens war dann der Bär los. Schilaufen mit Hilfe eines kümmerlichen Liftes, Hundeschlittenfahrten für Kinder mit Huskies, dazu pausenloses Hubschraubergerumm — ich fühlte mich recht unwohl. Der Blick von der Kaffeebar zur Jungfrau war trotzdem grandios, aber der Rummel war mir entschieden zu viel. Weiter ging es in der Nachmittags-sonne hinauf zur Mönchsjochlütte (3650 m). Hier gab es einen abgesteckten Trampelpfad. Doch der tiefe Schnee und die schweren Rucksäcke machten uns sehr zu schaffen. Auch in der Mönchsjochlütte warteten die vorbestellten Schlafplätze auf uns, nur das Waschen war hier



Oben: Der Konkordiaplatz.  
Unten: Ein klassischer Blick.  
Eiger, Mönch und Jungfrau vom  
Lauterhorn.



ein Problem. Ein Becher Zahnputzwasser aus dem Automaten kostete einen Franken, zum „Waschen“ verwendeten wir ziemlich hartgefrorenen Schnee. Eigenartigerweise schlief ich diese zweite Nacht in großer Höhe schon recht gut — man gewöhnt sich eben an alles.

Am nächsten Tag war das Wetter nicht mehr so einladend wie bisher. Von Westen zogen Wolken auf, es war recht kalt. Trotzdem wollten wir den Mönch versuchen. Nach etwa 100 m Kletterei gaben wir es aber auf. Die Felsen waren vereist, das Wetter wurde immer unfreundlicher, noch dazu waren wir das Felsklettern mit Steigeisen nicht gewohnt. Wie schon erwähnt, hätte ich alle 40 m einen Standplatz bauen müssen, einen Ausrutscher eines meiner Begleiter hätte ich kaum am „kurzen Seil“ halten können. Die erste Bahn, die um 9 Uhr vom Jungfrauoch hinunter fährt, erreichten wir mühelos. Nur wenige Bergsteiger bevölkerten den langen und hochmodernen Zug. Vielleicht war das auch der Grund für ein Problem, das mir heute noch schlaflose Nächte bereitet: Es gelang uns einfach nicht, unseren Obolus für die Talfahrt zu berappen. Bei der Bergstation verwies man uns an die Schaffnerin im Zug, diese vertröstete uns auf das Aussteigen an der Kleinen Scheidegg, und dort wollte uns auch niemand das Geld abnehmen. Unser Schmerz war grenzenlos. Mittags zogen wir wieder in unsere Quartiere ein und

zurück halbe Fahrt). Auch die Gornergratbahn gewährte uns Ermäßigung. Zum Glück stimmte auch der Wetterbericht: je weiter wir nach Süden kamen, desto weniger Wolken bekamen wir zu Gesicht, und am Gornergrat schien die Sonne! Das Panorama Matterhorn, Breithorn, Pollux, Castor, Liskamm und Monte Rosa war im funkelnnden Sonnenschein ganz einmalig. Nur gegen Norden (Weißhorn, Alphubel, Allalinhorn) lagen dichte Wolken, die uns kaum einen dieser Gipfel erkennen ließen. Der Ausblick war so gewaltig, daß wir sofort beschlossen, uns nächsten Sommer dieses Gebiet vorzuknöpfen. Den Nachmittagskaffee in Zermatt genossen wir in dem üblichen Fremdenverkehrswirbel à la Lido von Venedig. Da war uns unser stiller Vorort von Interlaken schon bedeutend lieber — doch hier atmeten wir eben die begradete Luft von Zermatt, und das ist halt etwas Besonderes!

Am nächsten Tag schlug das Wetter um. Das benutzte ich, mir in Holzpantoffeln (um meine Blasen auszuheilen) bei strömendem Regen das Schweizer Freilichtmuseum in Ballenberg bei Brienz anzusehen. Sechs Stunden hatschte ich durch den Schlamm (nicht alle Wege waren asphaltiert) von Haus zu Haus. Trotzdem, es war sehr eindrucksvoll und interessant.

Am folgenden Tag war das Wetter wieder gut. Wir verwirklichten einen unserer vielen Pläne und wollten die Schreckhornhütte (2520 m) besuchen. Von Grindelwald ging es mit der Seilbahn zum Pflingstegg (1392 m), dann über Stieregg und Rots Gufer zu diesem herrlichen Aussichtsplatz unter dem Schreckhorn, dabei war der Weg ab Rots Gufer gar nicht so ohne, er artete teilweise in einen hübsch ausgesetzten Klettersteig aus. Gerade bei dieser Tour dachte ich mir (Punkt 7): Es muß nicht immer ein Gipfel sein! Der Talkessel unter Mönch und Eiger, Fiescherwand, Ochs, Finsteraarhorn, Lauteraarhorn und Wetterhorn ist so grandios, daß man dort Tage verbringen könnte!

Beim Abstieg meinte Maria (sie ist manchmal etwas hartnäckig), ob nicht doch noch unser einziges Viertausenderziel, der Mönch, möglich wäre — ich hatte wegen der beschriebenen Schwierigkeiten die Sache eigentlich schon aufgegeben. Da kam mir die Idee, ob wir ihn nicht mit Führer versuchen könnten (Punkt 8). So gingen wir in Grindelwald ins Führerbüro. Ja, für 250 Franken pro Person wäre das möglich, wobei ein Führer immer zwei



genossen die Rast nach diesen anstrengenden Erlebnissen.

Am nächsten Tag wollten wir einmal richtig ausspannen. Der Wetterbericht für das Berner Land war schlecht, aber derjenige für das Wallis recht gut. Was sollten wir tun? Ganz klar: Regeneration unserer Kräfte bei einer Bahnfahrt zum Gornergrat! Zuerst ging es mit der Lötschbergbahn nach Brig, dort umsteigen nach Zermatt (mit unserem Regionalpaß hatten wir bis dorthin und wieder

Gäste am Seil hat. Ein junger Schweizer aus Basel wollte auch gerade auf den Mönch, und so bildeten wir zwei „Führerpartien“: Maria mit dem Schweizer, P. Severin und ich.

Am nächsten Tag (der Wetterbericht war gut) sollten wir beim Bergsteigerzug in Grindelwald-Grund sein. Er fährt vor den fahrplanmäßigen Zügen; halber Preis bis zum Jungfrauoch und zurück. Dazu sagte man uns im Führerbüro, daß dabei ein großes Gedränge sein werde. Wir sollten uns notfalls mit dem Eispickel eine Gasse durch die Menge schlagen (das ist von mir natürlich etwas übertrieben ausgedrückt). Und so war es auch: eine unübersehbare Schlange vor den Fahrkartenschaltern. Nur mit Mühe, aber doch ohne Gewalt, ergatterten wir noch einen Stehplatz im Zug, und waren dann auch pünktlich um 9 Uhr bei der Kaffeebar am Jungfrauoch. Unser Führer Patrick erwartete uns schon, aber auf den jungen Schweizer mußten wir eine halbe Stunde warten.

Der Marsch hinauf zum Einstieg am SO-Grat des Mönchs war ein müheloses Wandern, der Schnee hart, die Rucksäcke leicht (Punkt 4) und sofort nach Verlassen des eingezäunten Trampelpfades hieß es anseilen. Da ging unser Führer keine Kompromisse ein. Die Kletterei am Grat, abwechselnd über Fels und Eis, war am Seil des Führers richtig nervenschonend, wir hatten das Gefühl der absoluten Sicherheit. Obwohl viele Leute unterwegs waren, kamen wir schnell weiter, verloren unsere zweite Gruppe mit Maria und dem jungen Schweizer bald aus den Augen. Die letzte Querung vor dem Gipfel hatten wir auch bald überwunden — in der üblichen Art wäre mir da schon etwas mulmig gewesen. Die Sicht bis ins Wallis und die Nahblicke auf Jungfrau, Eiger, Grünhorn und Schreckhorn waren beeindruckend. Es waren Minuten, wie sie uns wohl nur selten im Leben beschieden sind. Nach einer Rast und Photoposierungen ging es aber wieder hinunter. Kurze Zeit später kam uns Maria allein mit ihrem Führer entgegen. Was war geschehen? Der junge Schweizer mußte in etwa 3800 m Höhe zurückbleiben, er konnte nicht mehr weiter, Kopfschmerzen, Übelkeit. Wir fühlten uns kraft unserer überragenden Konditions- und Höhenanpassungsstrategie als wahre Supersmenschen. Unser Training, vor allem der lange Marsch vom Lötschental zum Jungfrauoch mit den beiden Übernachtungen in großer Höhe hatte sich bezahlt gemacht. Beim Abklettern am Grat bewahrheitete sich noch eine andere Voraussetzung unserer Planung: Ich ging nun als erster, dann kam Pater Severin und als letzter unser Bergführer. Plötzlich blieb P. Severin mit einem Steigeisen hängen und kam ins Rutschen. Sofort hatte ihn Patrick mit dem Seil aufgefangen und die Sache verlief glimpflich. Ich hatte den Eindruck, daß auch P. Severin keinen allzugroßen Schrecken bekommen hatte. Nur war mir klar: Wenn auch wir drei führerlos — wie viele andere — am kurzen Seil gegangen wären, hätte ich, als für diese

Fälle Untrainierter, wohl kaum den Sturz P. Severins halten können (Punkt 8). Ziemlich genau vier Stunden hatte die gesamte Besteigung (Auf- und Abstieg) des Mönchs vom Jungfrauoch aus gedauert, was uns Senioren mit einiger Genugtuung erfüllte. Einige Photostops, eine kurze Rast auf dem Gipfel, aber nie eine „Erschöpfungspause“ — so vollendeten wir unsere Mönchbesteigung. Auch unser Führer konnte eine gewisse Bewunderung nicht ganz unterdrücken — übrigens war es das erste Mal, daß er einen Mönch auf den Mönch geführt hatte. Am letzten Tag unseres Aufenthalts im Berner Oberland besuchten Maria und ich noch die Aareschlucht bei Meiringen. Zu beobachten, wie sich die Wassermassen eines gar nicht so unbedeutenden Flusses durch eine enge Schlucht einen Weg gebahnt hatten, war schon außerordentlich eindrucksvoll. An einer Stelle waren die Felswände nur ein Meter weit auseinander, und unterhalb gurgelten ohrenbetäubend die brausende Gischt.

Rückblickend auf unsere Touren erscheint mir noch ein Punkt (Nr.4 der Voraussetzungen und Bedingungen) erwähnenswert: wir hatten zu viel Gepäck zu schleppen gehabt. Wie ließe sich dieses verringern? Vor allem werden wir uns ein 34 m langes Halbseil beschaffen, was für Gletschertouren genügt, da es ja normalerweise keine so großen Fallhöhen gibt wie beim Erklettern von Felswänden.

Bei einer Dreierseilschaft sollen jeweils 8 m Zwischenraum sein, dazu noch 8 m im Rucksack des Ersten und Letzten, macht in Summe 32 m, dazu 2 m für Schlingen. Die unförmigen und schweren und zum Klettern kaum brauchbaren Plastik-Gletscherschuhe werde ich durch gerade noch steigeisentaugliche Leichtbergschuhe ersetzen, dazu nur mehr 8-zackige Steigeisen, da ich mich an steilere Eisflanken sowieso nicht mehr wagen werde. Und der vorgesehene Viertausender für das nächste Jahr im Wallis, das Breithorn, soll auch mit dieser Ausrüstung (sogar ohne Führer) zu machen sein.

Ja, das war's. Es waren wirklich schöne und gar nicht unergiebige Tage im Berner Oberland. Unsere Strategie hatte sich in vielen Punkten als richtig erwiesen — einiges haben wir aber auch dazugelernt. Etwas ist uns dabei auch klar geworden: Die Schönheit der vergletscherten Bergwelt ist etwas ganz Einmaliges in der Welt, und von einem Standquartier aus so viele schöne Ziele zu erreichen, ist wohl nur in den Westalpen — ausgenommen vielleicht das Engadin möglich. Deshalb haben wir uns vorgenommen, in den kommenden Jahren immer ein bis zwei Wochen dort zu verbringen. Wie schon gesagt, soll es das nächste Mal Zermatt sein, dann kommt Chamonix dran, dann Saas Fee und schließlich das Engadin, und dann wieder das Berner Oberland und so fort. Wenn wir diesen Zyklus einige Male wiederholen, kann ich meinen 100. Geburtstag wieder auf dem Mönch feiern. Dazu wünsche ich mir viel Glück.

# A doença da serra

Durch die Bergwelt Portugals

Rudolf Malkmus

Um es gleich eingangs klarzustellen: als wir — mein Freund Frank und ich — den Rucksack packten, waren wir frei vom Druck, uns gegenseitig zeigen zu müssen, zu welchen bergsteigerischen Leistungen wir fähig waren. Wir wollten wieder einmal Gebirge erleben ohne die Belästigung der sogenannten „Hüttenruhe“, ohne fürchten zu müssen, von den Prahlerien sogenannter „echter Bergsteiger“ bedrängt zu werden.

Wir wollten einmal ein wenig mehr aus dem unerschöpflichen Erlebnispotential „Berg“ herausholen, als uns nur auf eine Felswand fixieren, als uns nur mit unseren eigenen Ängsten beschäftigen, die um unsere seelisch-geistigen Fähigkeiten, die Tauglichkeit des eingesetzten Materials und die drohenden objektiven Gefahren kreisen und die uns blind und taub für die ganze Fülle an Herrlichkeiten machen, die es zu entdecken gibt.

Und weil wir unsere Schwächen kannten, wählten wir ein Land, in dem man ihnen mangels Gelegenheit gar nicht nachgeben kann, ein Land, in dem der Kletterer lediglich an ein paar marinen Klippen und Canyonwänden herumhantieren kann, der Bergwanderer jedoch ein Eldorado vorfindet: Portugal!

Wer hier, am Rande des europäischen Kontinents, bergwandert, tut allerdings etwas, was den dort Heimischen unbegreiflich ist. Es gibt keine markierten Wege, keine Wanderkarten, keine Schutzhütten, keine Literatur in Form von „Bergführern“. Die Reiseführer erschöpfen sich in kulturorientierten Routenvorschlägen. Wir bewegen uns in einem bergsteigerischen Niemandsland und begegnen eher in Nepal, in den Anden oder auf Afrikas Bergriesen unseresgleichen als in Nordportugals Gebirgen. Wir werden uns also mit sich in der Macchia verlierenden Hirtensteigen und topographischen Uraltkarten begnügen müssen; wir werden mal hier ein Zelt aufschlagen, dort in einer Hirtenhütte oder bei einer Bauernfamilie nächtigen.

Bei so viel Ungewißheit ist es ratsam, seinem Unternehmen eine geistige Stütze zu verleihen. „Calma!“ sagt der Portugiese, wenn er meint, man solle ruhig bleiben, den Dingen ihren Lauf lassen. „Calma!“ sollte daher unser Bannwort sein gegen alle etwa aufkommenden Verhaltens-

mechanismen aus unserer streßgeplagten Arbeitswelt. Außer dem geographischen Ort mit einigen Zielpunkten und einem Treffen mit einem Freund planten wir also nichts und ließen den Dingen, die auf uns zukamen, ihren freien Lauf. Zu einer Art Zeitbewußtsein verpflichtete uns lediglich das Rückflugdatum. Mitte Mai, zur Zeit der vollen Entfaltung der Natur, zogen wir also in die Berge hinauf.

## In der Serra da Estrela

Ausgangspunkt war Manteigas am Ostrand des Serra da Estrela (Sternengebirge), dem mächtigsten Granithorst unter den zahlreichen Plateaugebirgen des Landes. Es erreicht im Torre (1991 m) die höchste Erhebung Festlandportugals (da zu Portugal auch die Azoren gehören, ist der Vulkan Pico mit 2351 m auf der gleichnamigen Insel der höchste Berg des Landes).

Durch den Bilderbuchtypus eines eiszeitlichen Trogtales, den die kristallklaren Fluten des Rio Zézere durchbrausen, steigen wir in die weite Verebnung der Quellschüssel dieses Flusses hinauf — ein Platz, auf dem sich Zelte fast wie von selbst entfalten: saftgrüner Wiesenteppich, verschlungenes Mäandergewirr zahlloser Quellen und Tümpel, umschlossen vom Rund felsiger Steilflanken, die nur einen Durchlaß aufweisen: den schluchtartigen Einriß des zu Tal stürzenden Zézere. Wie Gold fließt die Farbe des Ginsters die Hänge herab ins Purpurviolett des Heidekrauts und verliert sich in flechtenbekleckten granitnen Schutthalden.

Mit einbrechender Dämmerung füllt sich der Talkessel mit feuchter Kaltluft. Zusammengetragenes Baumheidegäst will nicht brennen. Das Holz ist eisenhart und zäh wie das unserer Latschen. So kriechen wir fröstelnd ins Zelt und schlummern beim Murmeln der Quellen rasch ein.

Um einerseits dem ausgekühlten Körper Wärme zuzuführen, andererseits die Steilflanke zum Plateau zu überwinden, bevor die Sonnenglut den Aufstieg zur Qual macht, brechen wir bereits im Morgengrauen, als die Mondsichel noch blaß am Himmel hängt, das Zelt ab. Die Schlüpfri-



keit des taunassen Grases hatten wir ebenso wie die Steilheit des Hanges erheblich unterschätzt, so daß uns im oberen Drittel die Sonne doch noch den Schweiß aus allen Poren treibt.

Wir halten uns scharf rechts, war doch abgemacht, die Plateaustraße zu meiden. In etwa 1850 m Höhe übersteigen wir eine Felsrippe, hinter der sich ein grandioser Blick eröffnet — eine geradezu skandinavische Landschaft! Bis zum Horizont dehnt sich eine gewaltige Plateaufläche, strukturiert durch die Meisterhand des Landschaftsgestalters Eiszeit: hier steigen stufig in amphitheaterhaften Halbkreisen mächtige, gletschergeschliffene Felsbänke die Hänge hinab, dort blitzen im Sonnenlicht Schwärme kleiner Seen, wie von Riesen zwischen die archaischen Skulpturen düsterer Felsburgen aus Granit gestreute Silbertäler; alles gebettet in die weit ausgerollten grünen Samtteppiche der Triften, dunkel gemustert mit den Diskusscheiben eigentümlich flachwüchsiger Wacholderbüsche. Ein belebender Wind trägt uns den zarten Mandelduft der blühenden Baumheide herauf und — ein Adler zeigt uns, was wir uns hier wünschten — Flügel!

Dort unten am Ausfluß eines Sees lassen wir uns für drei Tage nieder, mitten unter den Konzertmeistern der Wasser- und Laubfrösche.

Wir haben kein Ziel; es sei denn, mit den tausend Wesen des Berges zu atmen, zu empfinden. Und so gewinnt alles,

was uns begegnet, an Bedeutung, ist des Verweilens wert: der warme Fels mit den Haarrissen, die wie die Lebenslinien einer Menschenhand seine Oberfläche furchen; die gelbviolett-blau-weißen Blütenschönheiten und ihre zartflügeligen Insektengäste; das weiche Moos; der Sphärenklang des Grillengetöns und die in die blaue Himmelskuppel verschwebende Weite.

In der mittäglichen Sonnenglut lege ich mich in den Halbschatten einer Baumheide. Und plötzlich, ganz ohne Anstrengung, empfinde ich eine eigentümliche tiefe Zustimmung der Seele mit allem, was sie hier umgibt. Mir ist, als würde sie sich gleich einer Eidechse auf warmen Steinen hinräkeln, die Gliedmaßen von sich strecken, die Rippen spreizen; selbst Teil dieser Natur. Der prüfende Verstand, die Helle des Bewußtseins sind eingeschlummert, alle Empfindungen sammeln sich in einer Traumwelt der Gefühle.

Doch solche Entrückung hat auch ihre Tücke. Plötzlich atme ich den Geruch frischen Blutes, die Frösche beginnen bedrohlich zu knurren — ein dumpfer Schlag, jämmerliches Gewinsel und wilde Flüche. Verwirrt springe ich auf. Ein Hirte verfolgt prügelschwingend ein fast kalbsgroßes Ungeheuer, das mich aus ziemlicher Nähe in Augenschein genommen haben mußte. Schlagartig wird mir bewußt, in welcher Gefahr ich geschwebt hatte. „Calma!“ befehle ich dem verspätet einsetzenden Herzjagen und in

## Frühling im steinigen Land:

ein Fest der Farben.

Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.

einer Situation, für die es eigentlich gar nicht gedacht war.

Inzwischen kommt der Hirte wieder zurück; kleinwüchsig, sonnenvorbrannt und ausgemergelt, in einem mächtigen Schafsfell fast versinkend, entschuldigt sich tausendmal mit verlegener Freundlichkeit und befördert schließlich mit geübtem Griff eine Flasche zutage: ein Schluck Bagaço mit Wacholderzweig — der Estrela-Gin — sollte unsere Freundschaft besiegeln, verbrannte mir indessen für einige Stunden die Kehle.

Nach drei Tagen packen wir unseren Kram wieder zusammen und ziehen weglos über das Plateau nach Osten. Die Lerchen hängen jubelnd über der Felsheide und aus allen Gesteinsrillen lugt der Bergfrühling mit glühenden Blumenaugen. Ganze Schwärme zierlicher Reifrocknarzissen ziehen ihren Reigen um Stechginster und Zistrosenhecken, und manche Wiesen sind blau von Enzian, Glockenblume und Steinsame.

So erreichen wir die Quellfassung des Rio Mondego, dem einzigen größeren Fluß Portugals, der im Lande selbst entspringt, überqueren eine Straße, die am nahen, bereits 1882 erbauten Wetterobservatorium vorbeiführt und beabsichtigen, dem Mondego folgend, das Sternengebirge zu verlassen.

Plötzlich, wie aus dem Boden entsprungen, ist einer der großen Estrelahunde neben uns. Kurz darauf sind es derer neun! Wir sprechen betont emotionslos, mehr uns selbst beruhigend, als den Stolz der Hirten, der uns hier hechelnd umdrängt. Aber da nützt alles „calma“ nichts, wenn dir die feuchten Schnauzen der hochgezüchteten Wolfskiller gegen die Hüften puffen, wenn jede deiner Bewegungen mit stechendkalten Lichtern registriert wird. Die Angst projiziert dir unerbitterlich klar die Fänge mit überdimensionierten Dolchzähnen ins Gehirn. Immer wieder siehst du deine abgenagten Knochen zwischen den Felsen bleichen. Als vom Gegenhang heiseres Gebell herüberklingt, kommt plötzlich Unruhe in die Rotte und sie entschwindet so schemenhaft, wie sie gekommen war. Auf einem schwer zugänglichen Felstisch genehmigen wir uns wortlos und etwas blaß eine ausgiebige Stärkung.

Da wir durch den Vorfall in undurchdringliches Baumheidegestrüpp abgedrängt worden waren, erklimmen wir in einem kräfteraubenden Anstieg den Gegenhang, um einen Überblick über den Fortgang unseres Unternehmens zu gewinnen. Erst einige Kilometer talwärts konnten wir auf einem Pfad den Ufern des Mondego folgen. Bis in 1400 m Höhe hatten hier die Bergbauern einer unwirtschaftlichen Natur Fläche abgerungen und in winzigen Parzellen Getreidefelder angelegt.

Im Gleichschritt ging es zügig bergab. Zu spät bemerkten wir, daß das Tal sich immer mehr verengte und der Steig sich auf einen Felsvorsprung, der sich zwischen Mondego und einem Nebenbach hinausschob, verlor. Das nächste Dorf hätte sich, wenn überhaupt, nur noch in Form eines Gewaltmarsches erreichen lassen. Wir beschlossen daher,

unser Lager am Fluß aufzuschlagen. Inzwischen waren wir in die Schieferformation übergewechselt; das Wasser hatte hier prachtvoll übereinandergestufte Kessel ausgefräst, durch in Drehung gehaltenen Schutt glattpoliert und Maserungen freigelegt, als seien die Wände mit Eichenfurnieren ausgekleidet.

## Rio Douro

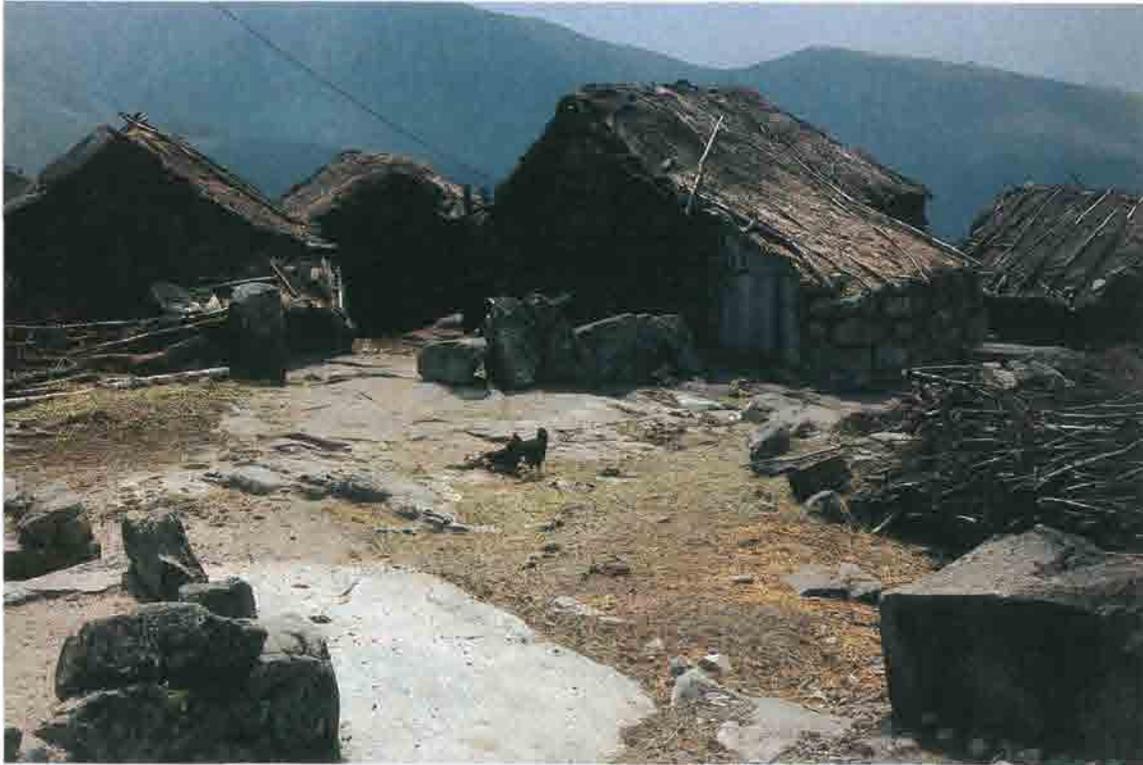
Am nächsten Morgen erreichten wir erschöpft, doch wohlbehalten Celorico da Beira und fuhren mit einem Bus nach Freixo am Rio Douro.

Dort erwartet uns unser Freund João. In der für einen Portweinhändler typischen Mischung aus südländischer Herzlichkeit und gönnerhafter Herablassung komplimentierte er — immer wieder scherzend, umarmend, schulterklopfend zwei schon ziemlich verwilderte Gestalten in seine Quinta (Landgut). Ihr luxuriöses Interieur war zwar mit unseren Reisevorsätzen, die sich an einer bescheidenen Lebensweise orientieren wollten, nicht in Einklang zu bringen; aber man soll das Leben nicht in Prinzipien ersäufen.

Die Nacht mit einem überfüllten Magen war indes weniger erholsam, und so trat ich bereits in der grauen Morgendämmerung vor die Quinta. Drüben, über die spanische Meseta von Salamanca, legte die junge Sonne soeben ihre erste Röte, und der Canyon des Douro teilte wie eine abgrundtiefe schwarze Falte die bleigraue Weite der Landmasse. Ein köstlich erfrischender Lufthauch, voll vom Duft blühender Orangenbäume strich vom Tal herauf. Jämmerlich mühten sich einige Hähne damit ab, in die große Stille, die den Raum erfüllte, einzudringen. Ein Hund schlug an, irgendwo antwortete die verröchelnde Klage eines Esels. Im Haus begann es zu rumoren. „Somos pronto!“ (Wir sind soweit!) Joãos Stimme dringt klar in die bisherige Unentschlossenheit der Geräusche. Nach einem überreichen Frühstück steigen wir 300 m tiefer zur Anlegestelle von Joãos Boot, das uns in den Douro-Canyon bringen soll.

Für dieses Unternehmen hatte uns João zwei handsome Pferdchen zur Verfügung gestellt, und wie wir so ins Land hinausritten im Rhythmus der klappernden Hufe — mit jedem Schlag ein Staubwölkchen —, die mauergestützten Abgründe entlang, vorbei an Felshütten, aus deren Fensterhöhlen das scheue Lächeln schwarzäugiger Senhoras grüßte, wie uns das Land so entgegenflog, wie unsere Pferdchen so stolz an ihren minderen Brüdern, den schwerbeladenen Eseln, vorbeizänzelten, da kam ich mir vor wie Don Quixote mit seinem beleibten Kumpan. Und in der Tat: von der Gestalt her gaben wir die perfekte Nachbildung des spanischen Volkshelden und seines Begleiters ab.

Links Portugal, rechts Spanien tuckerten wir vier Stunden lang den Douro hinauf. Kein Boot, kein Mensch, nur die ungeheuren Granitwände des Canyons und von Felshal-



Das alte Leben. Bilder aus dem Dorf.  
Oben: Behausungen aus einer längst vergangenen  
Zeit. Ein transmontanisches Dorf.  
Unten links: Die Alten wissen noch die Spindel zu  
handhaben.  
Unten rechts: Antónios „Jusitanische Nachtigall“.



den überschüttete Steilhänge, in denen sich die knorrigen Gestalten von Wacholder, Steineichen und Zürgelbäumen festkrallten.

Unter die überhängenden Felsgalerien, in die ein Künstler-titan seine Skulpturen gemeißelt hat, treffen soeben die ersten Strahlenfinger der Morgensonne die bizarren Kandelaber einiger taufeuchter Korkeichen. Dampf hüllt die mächtigen Kronenschirme ein, in denen Pirol, Nachtigall und Bienenfresser zum dumpfen Takt des Wiedehopfes um die Wette flöten. Das schmale Band der Himmelsbläue über uns durchziehen in majestätischer Ruhe Milane, Geier, und unter einem Felsdach äugt mißtrauisch ein Schwarzstorch aus seinem Horst auf den ungewohnten Besuch.

Wo in Europa gibt es einen Strom von ähnlicher Großartigkeit? Und diese Landschaft steht nicht einmal unter Schutz. Ihre Unberührtheit ist vornehmlich das Produkt zweier bis vor kurzem verfeindeter Nationen, die in ihren Grenzzonen über acht Jahrhunderte hinweg einen möglichst wilden, schwer zugänglichen Zustand pflegten. Schließlich steuern wir einer Anlandestelle zu. João breitet auf einer Decke unter einem wilden Feigenbaum all die Köstlichkeiten eines lusitanischen Schlemmers aus, und bald machen die erlesensten Tropfen aus Portos Keller die Runde. Als wir unserem Freund den Vorschlag unterbreiten, einen Verdauungspaziergang die Canyonflanke hoch zu unternehmen, verliert er kurz die Fassung, und es kommt etwas Verständnislos-Mitleidiges in seine Gesichtszüge. Wir sollten uns davon nicht abhalten lassen, aber im Paradies solle man sich nicht anstrengen. Er deutet auf den wunderbaren Schatten einer Korkeiche. Hier, meinte er, bis bald!

Während João im Paradies träumte, mußten wir bald zur Kenntnis nehmen, daß wir geradewegs den Pfad in die Hölle gewählt hatten. Der nach Süden gerichtete Steilhang glühte in einer unbarmherzigen Sonne. Mit einer eigentümlichen Verbissenheit negierten wir die Grundsätze unserer Calma-Philosophie. Wir verbrannten uns am schwarzen Fels die Hände, zogen uns an Lavendel, Rosmarin und zähen Mastixsträuchern bergwärts. Das Wechselbad der strengen Aromatik mediterraner Kräuter betäubte unsere Sinne. Bald hangelten wir uns nur noch von Schatten zu Schatten und alle Gedanken zerflossen in der Hitze, wie die Landschaft selbst, die sich in der wabernen Luft aufzulösen drohte.

Plötzlich brach unter mir eine Felsplatte weg; ich verlor den Halt, schoß einige Meter eine Schutthalde hinab und fuhr ungebremst in die tausend Stacheln eines Ginsters. Mir war, als würden mir alle Nervenfasern einzeln und zur gleichen Zeit aus dem Leibe gedreht. Wenigstens hatte das Nach-oben-Gequäle sein Ende gefunden und ich beförderte mit viel Sorgfalt und Geduld mein übel zugerichtetes Gesäß zur Anlegestelle hinab.

Aber da waren kein João und kein Boot mehr. Nur der tintenblaue Douro glitt träge durch sein Granitbett. Erst

als der Tonfall unserer Rufe unseren kläglichen Seelenzustand nicht mehr verbergen konnte, stieß plötzlich hinter einem Felssturz der makellos weiße Kiel eines Bootes hervor, darauf mit versteinert Miene unser Freund.

## In Pitões das Júnias

Nach eintägiger Ruhepause nahm uns João bis nach Montalegre mit. Von dort aus erreichten wir per Anhalter die Hochebene von Pitões das Júnias, einem gottverlassenen Nest in der Provinz Trás-os-Montes (Land hinter den Bergen), am Ostrand des Nationalparks Peneda-Gerês. Den letzten Kilometer marschierten wir durch ein Heidemoor. Den Horizont begrenzte die Silhouette eines zackigen Granitkammes, über dem sich drohend rabenschwarzes Gewittergewölk zusammengeballt hatte. Vorbei an einigen Gastarbeiterhäusern mit ihrer auffälligen Farbgebung und den Statussymbolen — Fernsehantenne, marmorner Treppenaufgang, Auto — stehen wir unvermittelt in einem der transmontanen Dörfer, in dessen düsterem Gassenlabyrinth wir — zumal in der Finsternis des immer lauter drohenden Unwetters — sofort jede Orientierung verlieren.

Es ist, als wäre hier der Mensch gerade erst dem Stadium des Jäger- und Sammlerdaseins entwachsen und hätte seine Seßhaftigkeit in einer urtümlichen Granitzivilisation verewigt. Über die Gassen kriecht in ihrer ganzen Breite eine Schicht Fäkalienbrei, aus den Türen und Mauerritzen quellen Schwaden schwarzen Rauches. Ein flammender Blitz erleuchtet die urzeitliche Kulisse. Der ungestüme Galopp einer aufgeregten Ziegenherde fegt uns in eine Mauernische, und wie toll hüpfen eine Schar brauner Schweine hinterher, zum Takt von Donner und niederprasselndem Regen, und verfärbt sich unversehens ins zarte Rosa.

Als sich der Kotbrei mit Wasser vollgesogen wie Hefeteig bläht und beginnt, über den Oberrand unserer Schuhe zu nippen, setzen wir zu einem Sprung an, erreichen eine Treppe, eine Tür öffnet sich, und wir stehen vor António Pires! Ackerbauer und Viehzüchter wie seine Ahnen, seine Ur- und Ururahnen, zurückreichend wohl bis zur Zeit der Landnahme durch die Westgoten.

Wir sind von einem Chaos schwarzer Formen umstellt: Granitquader, Holz- und Ginsterbündel, Konsolen und Steingewölbe — alles überkrustet von der Patina schwarzen Rußes vieler Jahrhunderte. Im hintersten Winkel dieser menschengerecht zugehauenen Felshöhle flackert ein rotes Herdfeuer, leckt die Tiegel und Töpfe hinauf, und wenn ein fahler Blitz die Finsternis zerreißt, bemerken wir, daß das Verlies voller Menschen ist: eine verschämt lächelnde Frau, ein weißhaariger Greis, eine Ecke voll kichernder Kinderköpfe; eine Wandseite mit sporenfleckigen Familienbildern und Devotionalien, eine andere mit Küchengerät, geräucherten Würsten, Knoblauchringen, Schafskäse und Maisfladen behängt. Keine Sekun-

de später versinkt alles wieder in Nacht und brüllendem Donner. Im Kamintrichter heult der Sturm und wirft fauchend die Rauchschwaden des schlecht brennenden Heidekrautreisigs in den Schlot zurück, daß wir nach Luft zu ringen beginnen.

Halb erstickt, nasse Lumpen am Leib, das war wohl das Signal, das eine Gastfreundschaft auslöste, die uns unvergeßlich bleiben wird. Es sei aber angemerkt, daß wir sie nur voll genießen konnten, weil wir auf zahlreichen anderen Reisen uns in Hygieneabstinenz geübt hatten. Trotz heftiger Gegenwehr räumte das Gastgeber-Ehepaar ihr Schlafgemach, während herbeigerufene Schwestern, Onkel, Nichten, Basen und was sonst zu einer Großfamilie gehört, Laternen entzündeten, Tische und Bänke zurechtrückten, die Kessel füllten und lärmten, daß einem Hören und Sehen verging, um eine „festa“ zu Ehren der Gäste zu improvisieren.

Um die Stimmung nicht im Keime zu ruinieren, erlaubten wir uns eine Unhöflichkeit, die wir nicht zu bereuen hatten. Als nämlich die Besitzer von Transitorradios akustischen Terror auszuüben begannen, fragten wir mit unmißverständlicher Direktheit nach lebendigen Dorfmusikanten, hätten wir doch gehört — das war freilich frei erfunden — daß es hier so gute Instrumentalisten gäbe. Das saß. Bald erschienen Hirten mit alten Eschenflöten und Ziegenhauttrommeln; einer knackte die Kastagnetten, ein anderer ließ seine Finger über den Pandeiro (Tamburin) jagen, was das Zeug hielt und als das stämmige Töchterchen des Bürgermeisters mit einer Mandoline hereintrat, wurden die Gemäcker zu eng. So ging es hinaus auf den Dorfplatz, den das Gewitter, das noch fern hinter den spanischen Bergen rumorte, rein gewaschen hatte. Erst weit nach Mitternacht schwankten die letzten Schatten ihren Granithöhlen zu, verklangen die letzten schwermütigen Flötenweisen an den Mond, der als schmale Sichel über die Bergzinnen heraufstieg.

Die Fortsetzung unserer Wanderschaft am nächsten Morgen wäre einer Beleidigung der Dorfgemeinschaft gleichgekommen. Jeder hatte uns etwas zu zeigen: der eine einen selbstgebauten Käfig mit einer selbsterjagten Wachtel, der andere die abgelegenen Ruinen einer romanischen Einsiedelei am Rande des Bergwaldes, jener seine Ziegenherde mit lauter durch Namen geadelten Individuen — wie er sich vor Freude auf die Schenkel klatschte, wenn wir Cabrito nicht mehr mit Joana verwechselten! — und ein kleiner Knirps konnte uns nicht oft genug seinen „avô“ (Großvater) präsentieren. Besonders herzlich zugehtan war uns jedoch Luisa, eine heftig pubertierende Dorfschönheit, die uns errötend immer wieder ihr Herzblatt entgegenbrag — ein überaus niedliches, kaum fünf Tage altes Kälbchen. Das alles läßt sich an einem Tage nicht bewältigen. Daß aber daraus eine ganze Woche werden würde, hatten wir doch nicht geahnt.

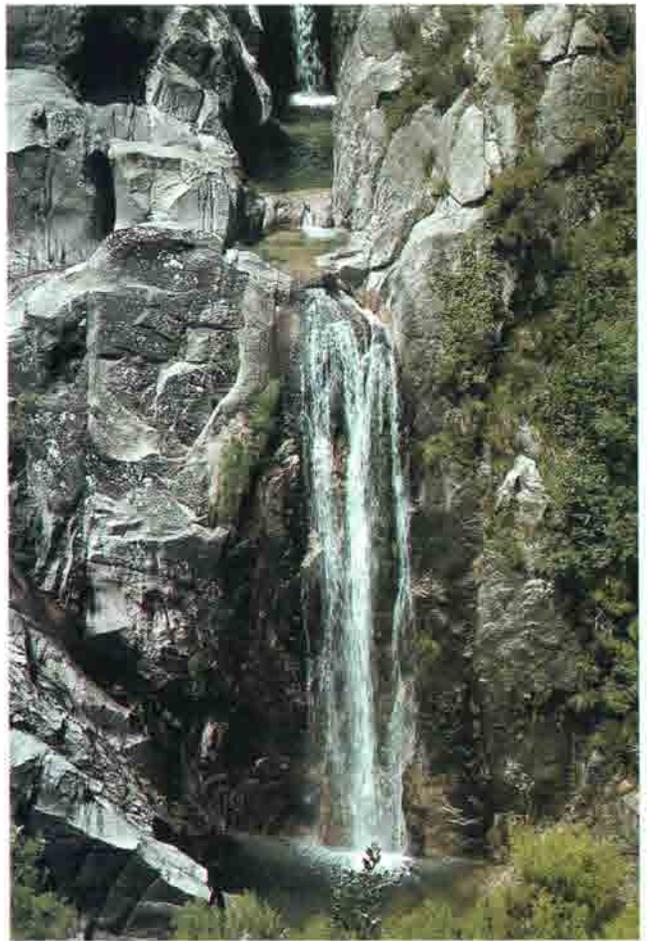
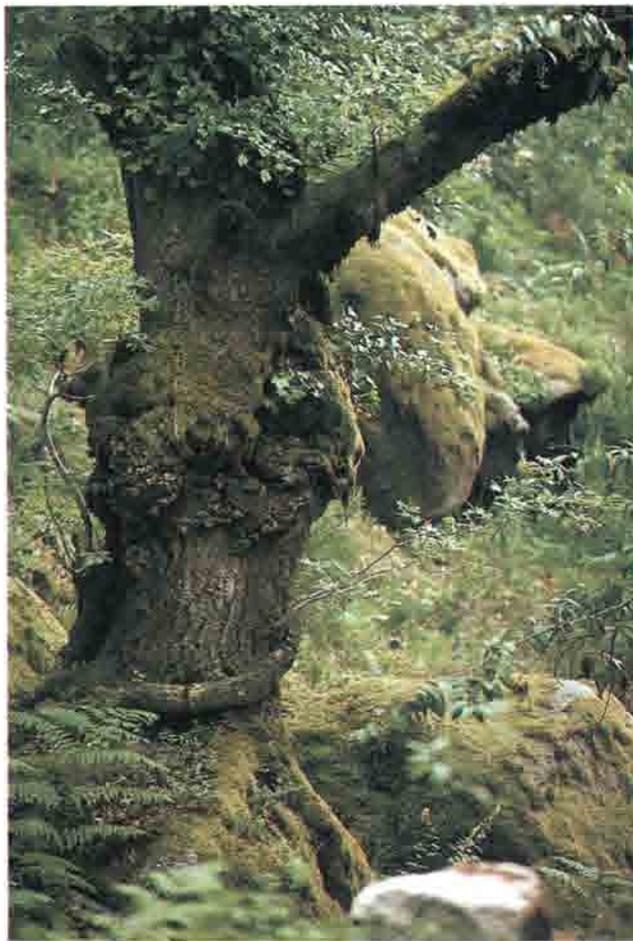
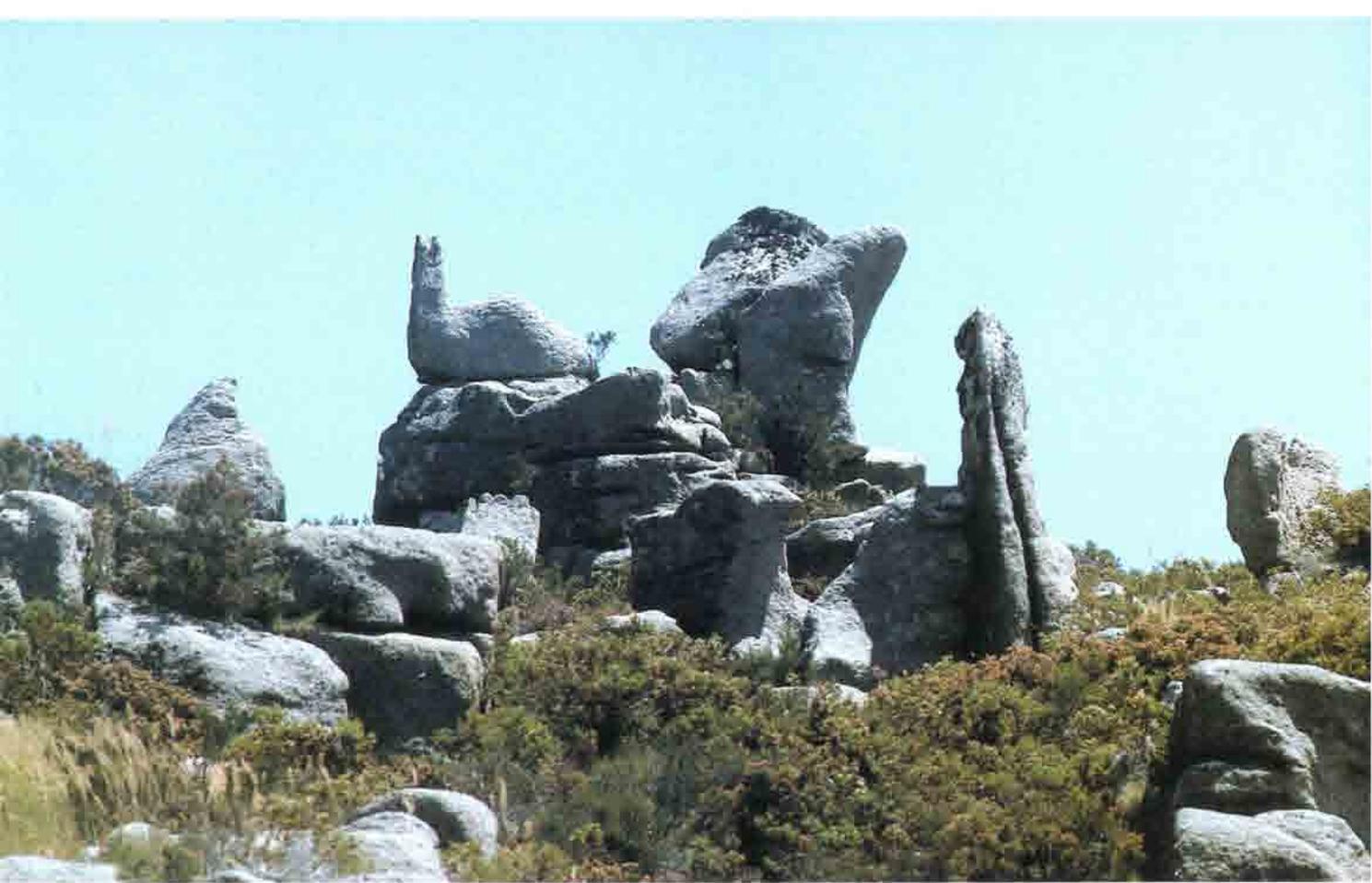
Was war da auch alles zu sehen! Morgens spannte António seine schnaubenden Barrosaner Ochsen, die einander mit

ihren riesigen lyraförmigen Hörnern noch rasch einige krachende Hiebe versetzten, in ein roh geschnitztes Holzjoch und zog mit uns auf einem Karren mit Vollscheiberrädern auf die Felder hinaus. Bald sackten wir in morastige Löcher, bald schleiften wir knirschend durch Karrenrillen, die in vielen Jahrhunderten in die Felsplatten eingeschrammt worden waren. Das grauisige, nervenzerzägende Quietschen der kaum geölten Achsen hat dem Gefährt bei Spaßvögeln den Namen „Lusitanische Nachtigall“ eingetragen.

Von einem Felskopf aus überblicken wir die weiten, mit Steinmauern begrenzten Feldpolygone, die das Bergnest umfassen; alles umgeben von der Bergheide der Hirten Allmende, wie das Wasser der Bäche und Brunnen, wie das Holz der Talwälder, der Fels zum Bau der Häuser. Die alte westgotische Wirtschaftsform des „comunitarismo“ — die gesamte Dorfgemeinschaft bewirtschaftet gemeinsam die Felder, um den Ernteertrag der Sippengröße entsprechen zu verteilen — mit der sie über tausend Jahre lang in dieser rauhen Berglandschaft überlebten, zerfällt heute zunehmend. Denn unaufhaltsam dringen die Lebensformen der modernen Industrienationen in dieses uralte pastorale Ordnungsgefüge ein. Die Träger dieses Wandels sind die rückkehrenden Gastarbeiter, die Massenmedien, das Auto und der Ausbau eines Straßennetzes mit Hilfe von EU-Geldern. Viele abgelegene Bergdörfer sind zu Geistersiedlungen geworden, trostlose Ruinenstätten, in denen nur noch einige Greise mit ihrer Vergangenheit hausen. Die Jugend drängt in die Küstenstädte und ins Ausland.

Wir folgen einem Steig ins Tal hinab. Der Bach leitet hier noch in zahllosen Seitenkanälen sein Wasser über saftige Rieselwiesen, dreht noch das krachen-mahlende Räderwerk einer Maismühle, von den albercas, den großen Brunnenbecken, klingt das Gekeife und Geschnatter der Wäscherinnen herüber; und am Dorfrand steht noch die Schar hochsteltziger galizischer espigueiros (Maisspeicher), in denen die einzelnen Familien ihre Ernte lagern.

In den windgeschützten Nischen eines sonnenwarmen Granitrückens lindern sich in langer Reihe die verwelkten Dorfschönen ihr Rheuma. Uralte, knorrig-runzlige Berggewächse. Eine winkt uns mit ihrem Knotenstock und aus ihrem Antlitz, das so unendlich gefältelt ist, wie die Blütenblätter der Felszistrosen, leuchten zwei Augen: „Foi lindo ontem!“ Die lebhafteste Zustimmung aller Umstehenden zeigte, daß der gestrige Tanzabend im abwechslungslosen Trott der Jahre ein Erlebnisglanzpunkt war. Bald werden sie gesprächig, legen Spindel und Häkelnadel zur Seite, rücken zu uns heran und fangen an zu erzählen von Gicht und Bronchitis, von ihrem harten, entbehrungsreichen Leben voll Arbeit, Kinderkriegen, Not und Leid; von im Angolakraiege gebliebenen Söhnen, von tragischen Schmugglergeschichten an der nahen Grenze, von Unwettern und Viehseuchen. In diesem Patriarchat ist die Frau „criada“, Dienerin und Magd.



Doch auch Vergnügliches macht die Runde. Als eine ihre längst verwehten Liebesabenteuer mit einem Burschen aus der Nachbarschaft gestenreich preisgibt, rücken sogar die bösen Dorfhunde näher und spitzen die Ohren. Drei Wochen lang wurde sie von ihrem Vater für diese Untat eingesperrt. Aber, so flüstert sie mir hinter vorgehaltener Hand ins Ohr und so, daß es alle hören konnten, ging's noch, ich würd's gleich wieder tun. Ach, wie schüttelten sich da die Omas vor Lachen, Taschentücher tupften die Backen herab. Und als wir zum Dank für die hübsche Geschichte der Erzählerin einen zarten „bejo“ auf die Wangen drücken, beginnen wir um den Kreislauf einiger Damen zu bängen.

Jedes Dorf ist in dieser kargen Natur eine Notgemeinschaft, die nur überleben kann, wenn das Dasein nach strengen Regeln der Anpassung abläuft, wenn strenge Normen eingehalten werden. Was der von Gastfreundschaft überschüttete Wandersmann nur errahnen kann, drückt Miguel Torga, der große Sohn der Transmontaner, so aus: „Sie sind alle Freunde, durch die Freundschaft verbunden, die zwischen derben, ausgenutzten Menschen möglich ist, ohne Gelegenheit zu tieferen Abenteuern des Herzens und des Verstandes. Sklaven einer feindlichen Erde und einer feindlichen Gesellschaft, schlichte, grobe Produktionswerkzeuge in den ungerechten Händen des Lebens. Und jeder ist sofort bereit, den anderen fallen zu lassen, sollte er ihm einen Schluck aus der Quelle oder einen schattigen Rastplatz streitig machen.“

Schließlich, mit zunehmender Vertrautheit, kam die Zeit, in der man sich über die Ursachen unseres Herumstreichens in den Bergen Klarheit zu verschaffen suchte. Doch so sehr wir uns auch um plausible Erklärungen bemühten, sie schienen kein hinreichendes Begreifen zu vermitteln. Bald wurde unser Zustand als „doença da serra“ (Bergkrankheit) diagnostiziert. Das geschah mit lächelnder Nachsicht. Doch entging uns nicht, daß manche Dorfbewohner das Herumlaufen von Fremden in der Allmende mit Argwohn betrachteten. Es war Zeit, aufzubrechen.

Irgendwann schlürften wir zum letzten Mal António Caldo-Suppe, aus der die Würze aller Pitöeser Bergkräuter dufteten, irgendwann kaulten wir Abschied nehmend Luísa's Kälbchen und ließen uns zum letzten Mal von José's Wachtel auf den mit Maiskörnern belegten Zehennägeln herumspicken.

## Nationalpark Peneda-Gerês

Vorbei an der aufgelassenen Wolframmine Carris überquerten wir in vielen mühseligen Stunden die weglose Felseinöde des Gerês-Plateaus und erreichten gegen Abend einen fast 100 m hohen kegelförmigen Granitmonolith im Bereich des Borrageiro (1431 m). Das gesamte Gelände wirkt trotz seiner geringen Höhe (maximal 1530 m) infolge der Vegetationsarmut, des bewegten Reliefs, der

Schluchteintrisse und bizarren Felsfiguren hochalpin. Wir entdeckten unter einer einsamen Huteiche einen aus Felsplatten und Grasplacken zusammengebauten Hirtenunterstand, in den man nur kriechend Einlaß fand, und nahmen ihn zum Nachtlager.

Am nächsten Morgen fegte ein eisiger Ost die Wolkenkapuzen von den Berghäuptern. Wie Schären aus dem Meer, ragten die Granitkegel aus den nebelgefüllten Taleinschnitten. Wir folgten für eine Weile einem Steig, querten dann nach rechts in eine Ginsterhalde und erreichten die Quellbäche des Maceiras.

Hier gerieten wir in jene wilden Eichen-Urwälder, deretwegen das Gelände 1970 zum Nationalpark erklärt wurde. Bevor wir in die Waldschlucht abstiegen, erfreuten wir uns noch am lebhaften Treiben der flinken Mauereidechsen und der blau-gelb-smaragdgrünen Schönheit der Wassereidechse. In den Gumpen der Bäche raspelten die Quappen des Iberischen Frosches an Algenfäden, übten sich die schwarz-grün genetzten Marmormolche in ihren Hochzeitsspielen, und unter einer Felsplatte fanden wir den Goldstreifensalamander: schlangenschlang, mit Schleuderzunge und einem nach Eidechsenart abwerfbaren Schwanz.

Auf dem kaum einen Kilometer langen Abstieg mußten wir uns jeden Meter erkämpfen. Bald versanken wir in moosüberwucherten Felsspalten, im Mulm verrotteter Eichenstämme, zwängten uns durch wildes Baumheide- und Erdbeerbaumgestrüpp, bald zwangen uns Felsabstürze mit niederstäubenden Wasserfällen zu unerwarteten Umwegen und als einsetzender Regen die Bodenhaftung um ein vielfaches verminderte, glichen wir unser Tempo an jenes der aus allen Spalten auftauchenden Schnecken an. Und dennoch bereitete es uns ein ungewöhnliches Vergnügen, nach den vielen Tagen voll Sonne und Landschaftsweite, uns durch den geheimnisvollen, dämmergrünen, beengten Raum des Waldes zu tasten; wo alle Farben und Töne wie gedämpft eingefangen sind; wo allen Düften der feine Modergeruch des Waldbodens anhaftet. Triefend naß erreichten wir nach vier Stunden am Rand einer Bergwiese ein mächtiges Felsendach, unter dem wir uns gleich häuslich niederließen. Trotz gewechselter Kleidung blieb alles feucht. Überall rauschte, tropfte und gluckste es. Die epiphytenüberwucherten Eichen hüllten sich in Nebelkuppen. In der Wunschschieme unserer blühenden Phantasie loderte ein wärmendes Feuer. Der Atlantik ist eben nicht mehr weit, und mit 3000 mm Jahresniederschlag befanden wir uns hier in einem der regenreichsten Gebiete Europas. Mit Einbruch der Dämmerung erhielten wir Besuch in Form einer Erdkröte, und beim piano des Konzerts der Glockenfröschen nahm uns Bruder Schlaf in seine Arme.

Das Morgenbad in einem der Talkessel des Baches währte zwar nicht lange, vertrieb aber nachhaltig jeden Anflug von Trägheit aus den Gliedern. Als wir zu unserem Felsen zurückkehrten, wärmte sich in den ersten Sonnenstrah-

len eine prächtige Stülpnasenotter, blitzende Tautropfen auf dem Schuppenkleid. Sie hatte Glück! Wären wir Hirten gewesen, hätte längst ein Stockhieb ihr Leben ausgelöscht. Getrocknete Otternköpfe werden für 1000 escudos (ca. 15 DM) verkauft und als Unglück bannendes Zaubermittel in die Schulterpolster derer genäht, die ihr Heimatdorf für immer oder zeitweise verlassen (Emigranten, Militärbedienstete). Als wir eben aufbrechen wollen, hält uns noch ein unvergeßliches Bild gefangen: Farnkrautwedel in der Mähne tritt ein Wildpferdhengst, gefolgt von einigen Stuten, auf die Lichtung.

Auf einem Steig erreichen wir ein schmales Sträßchen, das einem Bergbach folgt, und wandern zum Rio Homem, einem jener unseligen Orte, die in sogenannten Alternativreiseführern, den Anpreisern „letzter Paradiese“, zu finden sind. Im Sommer führt das Bachbett hier mehr Menschenmassen als Wasser.

Wir nehmen unseren Weg über die Serra da Amarela nach Lindoso, einem Dorf, das vor zwanzig Jahren noch am Ende der Welt träumte. Heute ist hier die Landschaftssubstanz mit Hilfe von EU-Geldern durch den Bau eines Stausees und einer überdimensionierten Straße zerstört; und dies inmitten eines Nationalparks.

Da uns unsere müden Knochen für solches Gelände zu schade waren, ließen wir uns mit einem Taxi nach Soajo hinüberfahren. Dort machten wir uns in einer der vielen windschiefen, nicht mehr bewohnten Hütten, die sich in die Berghänge ducken, ein Nachtlager zurecht. Es war eine jener ertümlichen Ruinen, der die üppigen Flechtenbärte und Efeuranken wie wirre Haarsträhnen über das Gesicht hingen. Ihre rechtmäßigen Besitzer — Scharen von Ratten und Mäusen und eine Igelfamilie — strafte uns leider mit einer wenig erquicklichen Nacht.

## Minho

Am nächsten Tag ließen wir die wilde, karge Bergwelt von Trás-os-Montes hinter uns und wanderten hinab nach Minho, der grünen, lieblichsten Provinz Portugals. Das ganze Land ist hier wie ein von Weingärten und Lauben durchwirkter großer Park. Überall plätschern Quellen in Brunnenbecken, ziehen sich Maisterrassen und Obstbaumhaine die Hänge hinauf. Immer wieder treffen wir auf girlandengeschmückte Dorfstraßen, auf romarias. Das sind Wallfahrten zu Ehren eines Heiligen zu irgendeiner Kapelle, die überall in den Gebirgen verstreut stehen. In

der katholischen Frömmigkeit dieser Menschen dominiert ja ein naturhaft-heidnisches Element. Jedes Dorf betrachtet seine Heiligen als *compadre*, als direktes Familienmitglied, das sich eines stets sorgsam gepflegten Hausaltars erfreuen darf, dem man besonders auf Wallfahrten seine Bitten vorträgt, dem man sich für erfüllte Wünsche durch ein Opfer erkenntlich zeigt, dem man wohl auch einmal flucht, mit dem man sich aber spätestens im anschließenden Volksfest wieder versöhnt. Hier herrscht der Frohsinn mit Spiel und Tanz, mit Hausbesuchen der Alten, mit den erregenden Begegnungen der Jugend in Heuhütten und im nischenreichen Terrain der *Macchia*. Ganz anders als sein transmontanischer Bruder aus dem Gebirge, spiegelt der Minho in einem Leben voller Lieder und Feste die Lieblichkeit seiner Landschaft.

Vier Tage ziehen wir so durch's Land, über die Serra d'Arga zur Serra da Santa Luzia. Hier legen wir uns nochmals zwischen die Felsen. Die Sonne steht im Zenit. Es ist totenstill. Nur die aufspringenden Ginsterschoten knacken. Und doch liegt der Hauch eines Tones im Äther, der nicht weichen will; und die Luft hat eine seidige Weichheit, die dem Bergwind fehlt. Längst kündigt sie sich an, bevor sie hinter einem Felskopf plötzlich vor uns aufleuchtet: die unendliche Silberscheibe des Ozeans.

O mar — das Meer — und was jenseits von ihm liegt — das war bis zum Beitritt zur EU (1986) die eigentliche Heimat und Sehnsucht des großen Seefahrervolkes der Portugiesen. Der ganze Reichtum und Glanz dieser Nation, besser gesagt ihrer Küstenbewohner, ist verwoben mit dem Meer. An ihm hatten die Bergbewohner nie Anteil. Sie waren der Inbegriff für Beschränktheit, Rückstand und Armut.

Unten, hinter dem bewegten Brandungstreifen und den gelben Dünenketten liegt das Städtchen Viana do Castelo. In vielen Kehren geht es zu Tal. Fast vier Wochen waren wir in den Bergen, und doch klimpern am Rucksack nicht die Zacken von Steigeisen aneinander, verzeichnet das Gipfelbuch weder Zuwachs noch Stempelbeweise. Dafür hat uns ein Land mit der Natur und den Menschen seiner Bergwelt weit seine Seele geöffnet und die unsere reicher gemacht.

Manchmal, wenn weniger behagliche Lebensabschnitte uns mit Tristesse und Stürmen belästigen und wir nach Lichtpunkten und Ankerplätzen Ausschau halten, finden wir in der Erinnerung an unsere „*doença da serra*“ immer wieder zu einem Lächeln zurück.

Und endlich das Meer.





Unvergesslich. Das Southern Icefield bei  
Sonnenaufgang.  
Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom  
Autor.

# Eis, verweile doch, du bist so schön

Zum Kilimandscharo über den Heimgletscher —  
ein ungewöhnlicher Weg auf einen populären Berg

Ulrich Blasczyk

Im Jahre 2040 soll es kein Eis mehr am Kilimandscharo mehr geben, so verlautet es in gewohnter Panikmache aus allen mehr oder weniger wissenschaftlichen Medien. Das ist nicht nur für einen 51jährigen Bergsteiger mit kontemplativer Grundhaltung eine Perspektive, die zur Eile mahnt. Aber Eile und das Lebenskonzept der *reinen Anschauung* stehen offenbar im Widerspruch — doch gibt es auch den Spruch: Eile mit Weile. Der Gedanke an das Jahr 2040 und das Ende meiner Tätigkeit als Ausbildungsreferent des DAV-Landesverbandes Nordrhein-Westfalen verbanden sich zu dem Entschluß, 1995 eine Expedition zu den *big three* Afrikas zu planen. Nach dem Erfolg am Cho Oyu im Mai 1995 ist der knapp 6000 m hohe Kilimandscharo über den Heimgletscher kein geringeres bergsteigerisches Ziel — wartet er doch mit ganz anderen landschaftlichen, kulturellen und alpinistischen Reizen auf als die 8000er im Himalaya.

Schnell waren sechs weitere Bergsteiger und eine Bergsteigerin dafür gewonnen, den höchsten Berg Afrikas über eine interessante Route abseits des Normalweges zu besteigen. Katrin, Paul, Friedhelm, Markus, Bernd und Fritz waren begeisterte Bergfreunde und darüber hinaus ein Team, dem der Gesprächsstoff über Gott und die Welt nie ausging; waren Menschen, die in Konfliktsituationen zusammenstanden und immer konstruktiv an deren Lösungen arbeiteten. Dies ist eine wichtige Grundlage für jede mehrwöchige Expedition. Scheitern diese doch häufig Expeditionen wicklungen, bleibt das angestrebte Ziel oft unerreicht wegen scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen, die in der individuellen Disposition der Expeditionsmitglieder angelegt sind. Um so wichtiger ist es, sich im besten Sinne des Wortes gut zu verstehen. Auf dieser soliden Grundlage begannen wir zu Hause bei mir im Sauerland mit der Planung. Angeregt durch Edi Kobl-müllers Bericht im Jahrbuch 1986 stand im Mittelpunkt der Aufstieg auf den Kibo über den Heimgletscher.

## Von Kenia nach Tansania

Nach Teilerfolgen am Mount Kenia, anspruchsvollere Wege waren uns infolge schlechter Bedingungen —

Schnee, Eis und Nebel — versagt, starteten wir am 18. Dezember 1995 von der Mount Kenia Lodge im Chogoria-Valley in Richtung Tansania. Hier hatten wir uns immerhin fünf Tage in Höhen um knapp 5000 m für den Kilimandscharo schon gut akklimatisieren können. Das war, wie sich später herausstellte, eine wichtige Phase der Vorbereitung für einen „Fastsechstausender“. Außerdem hatten wir auf der Top-Hut (4790 m) am Nelion die Gelegenheit, interessante Gespräche mit Joe Simpson zu führen. Er war mit einem Freund aus den Niederlanden unterwegs, um das Diamond-Couloir zu begehen. Ob sie es geschafft haben, konnten wir allerdings nicht mehr erfahren. Unsere Gedanken waren nun schon auf das nächste Ziel, den Heimgletscher, gerichtet.

In abenteuerlicher Fahrt ging es morgens um 5 Uhr mit Jeeps nach Chogoria an der Ostseite des Mount Kenia Nationalparks. Mehrmals rutschten wir mit unserem Jeep, der in Deutschland schon längst aus dem Verkehr gezogen wäre, von der rotlehmgigen Piste ab. Die Befreiungsaktionen aus 45 Grad Schräglage vermittelten uns das besondere feeling vom Jeepfahren in Afrika. Mit Spitzhaken, Wagenhebern und Bambusstangen schafften es die einheimischen Fahrer aber immer wieder, die Fahrzeuge flott zu kriegen. Nach kurzer Rast und zweitem Frühstück im Transit Motel wechselten wir die Fahrzeuge. Jetzt ging es im Matatu, so werden hier die Kleinbusse genannt, nach Nairobi in das uns schon von der Hinfahrt bekannte Sirigwa-Hotel mitten in der Millionstadt. Nach insgesamt siebenstündiger Fahrt hieß es wieder einmal unter „Sicherheitsvorkehrungen“ unsere Seesäcke und Rucksäcke abzuladen und ins Hotel zu bringen.

Mit einheimischer Begleitung — sicher ist sicher — hatten wir am Nachmittag noch genügend Zeit, Proviant einzukaufen. Abends nutzten wir die Gelegenheit, in typisch afrikanischer Atmosphäre einheimische Gerichte im African Heritage zu probieren — ein Erlebnis der besonderen Art. Danach fuhren wir im Taxi durchs dunkle Nairobi in unser Hotel zurück, um die Seesäcke neu zu packen.

Tags darauf ging es früh am Morgen los. Wir deponierten nicht benötigte Ausrüstungsgegenstände im luggage room

und begaben uns zur 200 m entfernten Bushaltestelle zum Linienbus nach Tansania. Um 7.30 Uhr setzte sich der Bus älteren Baujahrs, bis in den letzten Winkel beladen, in Richtung Süden in Bewegung. Die Landschaft zeigte sich nun dem afrikanischen Kontinent angemessen: Steppe und Savanne, wie aus einem Prospekt für Abenteuerreisen, vorbei an einigen Dörfern, abgemagerten Viehherden und stolzen Massai in ihren roten Gewändern. Die Grenzformalitäten zwischen Kenia und Tansania gestalteten sich ebenfalls „typisch afrikanisch“, wenn man das so sagen darf. Aus unerklärlichen Gründen mußten alle Gepäckstücke aus dem Bus unter den üblichen Sicherheitsvorkehrungen in ein Zollgebäude gebracht werden, wurden dort jedoch nur von außen inspiziert und konnten dann wieder verladen werden. Souvenir anbietende Massaifrauen versuchten mehr oder weniger aufdringlich ihr Geschäft zu betreiben.

Am Nachmittag trafen wir dann kräftig durchgeschüttelt am Marktplatz in Arusha ein. Dort gelang es uns nach kurzer Zeit einen Fahrer zu finden, der uns in seinem alten Peugeot-Kombi nach Moshi brachte, dem Ausgangsort für die Südanstiege zum Kilimandscharo. Unglaublich, aber wahr: acht Bergsteiger mit jeweils zwei großen Gepäckstücken plus einem Fahrer in einem Peugeot! Die Gespräche während der Fahrt drehten sich ausschließlich darum, ob das Auto ohne Stoßdämpfer es bis Moshi schaffen würde und darum, das Angebot des Fahrers abzuwenden, uns auf den Kilimandscharo zu führen, denn wir hatten bereits von Deutschland aus Kontakt zu Gaspar Joseph Meela aufgenommen und mit ihm Leistungen und Preise vereinbart.

## Moshi, Meela und der Aufstiegsplan

Unser autorisierter Führer Gaspar Joseph Meela erwartete uns pünktlich im Hotel, wies uns die Zimmer zu und beriet uns über weitere Möglichkeiten in Moshi. Auf der Dachterrasse des Hotels stimmten wir mit Meela und mit freiem Blick auf den Kibo und unsere südlichen Gletscher den endgültigen Verlauf der Tour ab.

Unser Vorhaben wollten wir wie folgt realisieren: Aufstieg über die Umbwe-Route bis zur Barranco Hut, um von dort an den Fuß des Heimgletschers zu kommen, in zwei Tagen durch den Heimgletscher, Gipfelbiwak und Abstieg über die Mweka-Route nach Moshi. Die Träger und der Führer Meela sollten uns bis an den Gletschereinstieg bringen, ein Großteil der Träger würde dann über den Kibo South Circuit zurück zur Mweka Hut gehen und dort auf uns warten, zwei Träger und Meela über die Shira-Route und den Western Breach den Gipfel erreichen und uns zwischen Hans Meyer Point und Stella Point mit einem Zelt und etwas Proviant erwarten. Da ich nicht genau wußte, was uns am Heimgletscher erwartete, und sichergehen wollte, daß wenigstens für einen Teil unserer Gruppe ein Zelt zur Verfügung stand, entschieden wir uns

für diese Strategie. Sie sollte sich später als richtig erweisen.

Den nächsten Vormittag genossen wir im sonnigen und vom Kibo beherrschten Moshi. Ein Freund Meelas begleitete uns, zeigte uns seine Stadt, die Moscheen, kaufte mit uns auf dem Markt den nötigen Proviant für die Tour ein, denn unsere Vereinbarung mit Meela war die, daß wir uns selbst versorgen würden, und er uns lediglich mit Trägern unterstützte. Die üblichen Nationalparkgebühren entrichteten wir ebenfalls über ihn. Den Spaziergang durch die Straßen Moshis mit ihren Händlern und Handwerkern, dem lustigen Treiben der Kinder in einer Schule und dem eher entspannten Packen der Jeeps konnten wir nach den anstrengenden Tagen am Mount Kenia so richtig genießen. Dann, gegen Mittag, begann unser Abenteuer am Kilimandscharo.

## Die Umbwe-Route

Die Umbweroute wird in den wenigen Quellen, die für die Vorbereitungen zur Verfügung stehen, als eine höchst anstrengende Wanderung auf steilen, glitschigen Pfaden mit vielen umgestürzten Bäumen beschrieben. Der mittlere Teil der Strecke folgt einem engen, atemberaubenden Gratweg mit wunderschönen Aussichten auf den Great Barranco und die südlichen Gletscher. Eröffnet wurde dieser kürzeste Zugang zu den Routen durch die Western Breach, Breach Wall und zu den südlichen Gletschern im Jahre 1963. Da dieser Weg vergleichsweise wenig begangen wird, zeigt er sich auch heute noch in einem ziemlich ursprünglichen Zustand.

Als wir am frühen Nachmittag mit Jeeps vom 850 m hochgelegenen Moshi in Richtung Umbwe-Gate auf etwa 1600 m Meereshöhe losfuhren, ging mir alles noch einmal durch den Kopf, was zu dieser Entscheidung geführt hatte und was uns im Laufe der Tour noch erwarten würde. Sicherlich konnte ich auf meine Erfahrungen in den Bergen Europas, in Südamerika und im Himalaya zurückgreifen, ich wußte aber auch, daß jede Expedition ihren eigenen Charakter und ihre eigenen Gesetze hat. Immer wieder kommen neue Situationen auf die Gruppe zu, immer wieder müssen Entscheidungen unter anderen, neuen Bedingungen getroffen werden, die sich so oder ähnlich kaum wiederholen. Neben dem alpinistischen Können der Teilnehmer, ihren Erfahrungen und ihrer Kondition spielen die momentane Konstitution, die Anpassungsfähigkeit an die Höhe und insbesondere das Erleben und Verhalten in Streß- und Konfliktsituationen in der Gruppe eine wichtige Rolle für das Gelingen. Bis auf Katrin, die sich nicht sicher war, ob sie den alpinistischen Anforderungen dieser Tour gewachsen war, glaubten alle anderen, das Ziel erreichen zu können. Für mich selbst war es neben dem Bergerlebnis auch immer eine besondere Herausforderung, mit Menschen, die sich mir anvertraut haben, eine erlebnisreiche und möglichst

konfliktarme Zeit in den Bergen zu verbringen.

Die Voraussetzungen waren in diesem Fall wohl gegeben: Fritz Blach aus Attendorn, ein 35jähriger Ingenieur, ein gut trainierter Bergsteiger, der auch Führungsaufgaben übernehmen kann; Uwe Lange (36 Jahre) aus Thüringen, voller Tatendrang, ein sehr guter Kletterer und sich immer für die ganze Gruppe aufopfernd; Bern Nitsche und Friedhelm Antons (35 und 38 Jahre) aus dem Sauerland, erfahrene Bergsteiger und mir seit Jahren gut bekannt; Markus Reinecke, ein 32jähriger konditionsstarker Berufsfeuerwehrmann aus Herne war unser „Doc“ und nicht nur deshalb für alle wichtig; er hatte am Mount Kenia etwas Probleme mit der Luft, würde es dennoch sicher schaffen; Paul Botter aus Enschede (NL), ein 29jähriger Kunststudent, hatte mit seiner 27jährigen Freundin Katrin Evers, einer Ökologie-Studentin aus Münster, bereits Erfahrungen im Trekkingbereich gemacht und hat zudem einige größere Bergtouren in den Alpen aufzuweisen. Für den Fall, daß Katrin vor dem Einstieg in den Heimgletscher es sich doch anders überlegen sollte, hatten wir neben Meela einen assistent guide in der Mannschaft. Zunächst genossen wir die Fahrt durch die unteren Regionen des Kilimandscharo-Gebirges, vorbei an Bananenplantagen, durch geschäftige Dörfer. Frauen standen mit gestampftem Bananenbrei in Plastikeimern an den Straßenrändern und schauen uns erstaunt und zugleich verwundert zu, wie wir mit unseren bis in die letzten Ecken beladenen Jeeps dem Umbwe Gate zustrebten. Bei leichten Regenschauern wurde ausgepackt, die Träger teilten sich die Lasten auf, und jeder machte sich langsam auf den Weg. Über 4300 Höhenmeter bis zum Gipfel lagen vor uns, davon etwa 1400 Höhenmeter durch den Heimgletscher.

Zunächst fanden wir einen breiten Weg vor. Frauen und Kinder, beladen mit riesigen Holzbündeln auf den Köpfen, kamen uns entgegen; es gab flüchtige, aber freundliche Begrüßungen. Nach etwa einer Stunde wechselten schmale Pfade durch üppig grünen Regenwald die breite Trasse ab. Meterhohe Farne, Yuccapalmen, Lianen und Orchideen säumten den Weg. Eine Frau, sieben Männer, 13 Träger und zwei Führer kämpften sich schweißüberströmt, bei Temperaturen um 35 Grad Celsius und einer relativen Luftfeuchtigkeit von nahezu 100% durch das grüne Paradies dem ersten Biwakplatz entgegen. Das Steigen auf steilen, schmalen und glitschigen Pfaden wurde durch kurze Kletterstellen im ersten Schwierigkeitsgrad aufgelockert. Dann erreichten wir erneut über Wurzeln und Baumstämme, unter umgefallenen Urwaldriesen hindurch und bei beständig fallenden Temperaturen gegen 18 Uhr den Biwakplatz auf 2860 m. Gut 1200 Höhenmeter waren geschafft. Eine kleine Urwaldlichtung wurde unser Zeltplatz. Weicher moosiger Untergrund ersetzte fast die Iso-Matte — Camping im Urwald, für uns alle ein Novum. So traumhaft und zugleich abenteuerlich die Kulisse auch war, die Trinkwasserqualität war katastro-

phal, obgleich es das beste Wasser weit und breit sei, wie uns unsere Begleiter versicherten. Goldgelb gebräutes Wasser aus den Tiefen des Waldes mit lebender „Fleischbeilage“ bildete nun die Basis des Abendessens. Gelobt war ein Wasserfilter und das uns allen bekannte Micropur. Die Nacht war erstaunlich ruhig, gedämpfte Urwaldmusik begleitete die erste Ruhephase am Berg.

Am nächsten Morgen gab es ein Biwak-Frühstück mit Müsli und Brot. Das Wasser vom Vorabend schien nun endgültig ungenießbar. Reges Leben von Würmern, Larven und ähnlichem Getier füllte den Bodensatz der Plastikeimer. Die meisten verzichteten dann auch lieber auf den Morgenkaffee — war doch die „Wasseraussicht“ im nächsten Camp besser.

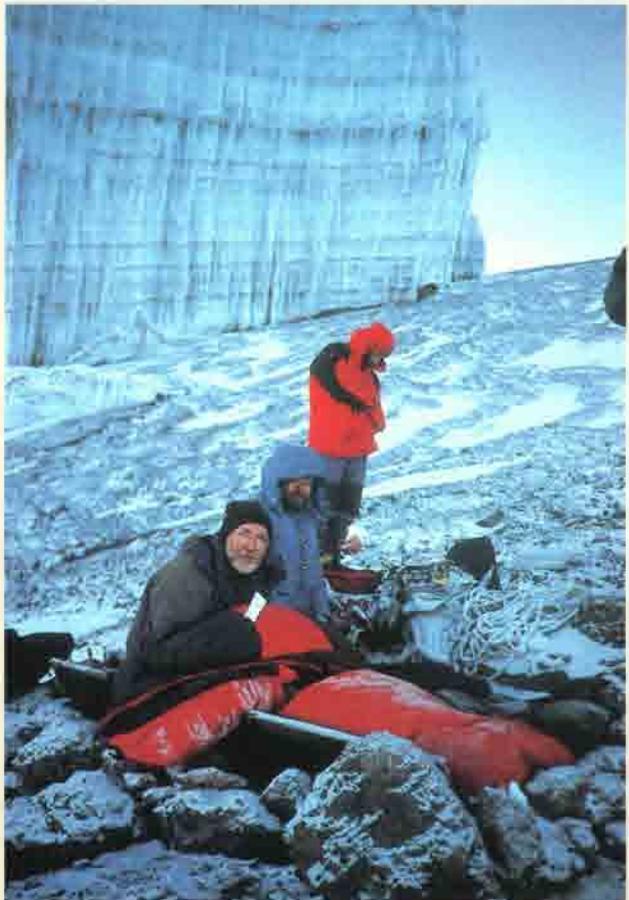
Nach etwa hundert Höhenmetern wechselte schlagartig die Landschaft und mit ihr die Vegetation. Wir kamen in den „Wald der Bärte“, wie die Einheimischen sagten. Flechtenbärte an dreimeterhohen Baumeriken, dichte Heidekrautwälder säumten den steilen, rutschigen Pfad, der direkt auf dem Gratrücken führte, zu beiden Seiten tiefe, dicht bewachsene Barrancos.

Ab 3200 m wechselte die Vegetation erneut: niedrigere Heidekrautbüsche, mit Senecien durchsetzt, wie wir sie vom Mount Kenia kannten, später baumhohe Senecienwälder, die dann bis zur Barranco Hut auf 3940 m in spärlicheren Bewuchs übergingen. Gegen 13 Uhr erreichten wir im Nebel die Hütte am Kibo South Circuit oberhalb des Umbwe Valley. Eigentlich sollte man von hier aus freien Blick auf das beste, was der Kilimandscharo zu bieten hat, haben: Western Breach, Breach Wall, Heimgletscher, Kerstengletscher, Deckengletscher und vorgelagert die Barranco Gorge. Der Nebel verhinderte zunächst dieses Schauspiel; so konnten wir in Ruhe die Zelte aufbauen und die Gegend erkunden, denn: Akklimatisieren war angesagt. Aus diesem Grund blieben wir fast einen ganzen Tag auf Barranco, obwohl es zeitlich zu schaffen gewesen wäre, noch bis an den Heimgletscher zu kommen, um dann dort zu biwakieren. So genossen wir die Ruhe hier oben, schauten zurück auf die erlebnisreiche Umbwe-Route, gingen zur Tagesroutine über und warteten auf besseres Wetter.

Dann, gegen Abend, war es so weit. Was wir aus der Distanz der Dachterrasse unseres Hotels in Moshi gesehen hatten, was wir in zahllosen Vorbereitungsstudien bildhaft entwickelt hatten, das lag nun klar und deutlich vor uns. Fast die gesamte Routenführung war einsehbar. Photographien waren dagegen ein Schmarrn.

## Heimgletscher — die Erste

Die Nacht war kühl, aber für die meisten ruhig. Die Träger und Meela übernachteten in der Blechhütte auf Barranco. Qualm drang aus der Hütte, warm hatten sie es. Uns ging es nicht schlechter in den Zelten und Schlafsäcken, allerdings ohne Rauch. Kurzes Frühstück, im Nebel die



# *Eisige Tropen — über den Heimgletscher zum Kilimandscharo*



Linke Seite, oben: Heimgletscher,  
unterer Teil, Einstieg.

Unten links: Im steilen Eis des  
Heimgletschers.

Unten rechts: Biwak vor den  
Abbrüchen des Southern Icefield,  
24./25.12.1995.

Rechte Seite, oben: Heimgletscher,  
oberer Teil.

Unten: Nebelbank am Normalweg  
zum Kilimandscharo.



Zelte abgebaut und im leichten Abstieg in den Great Barranco, vorbei an einem Biwakplatz mit Höhle und dann durch den steilen Felsabbruch hinauf zu den Moränen unterhalb der Südgletscher. Es war empfindlich kalt. Schneefälle der letzten Tage bedeckten die schwarzen Lavageröllfelder. Unsere Gruppe war schon etwas geschrumpft: Einige waren bereits von Barranco in Richtung Arrow Glacier Hut unterwegs. Andere machten sich auf den Weg zur Mweka Hut, ein kleiner Teil der Träger übernachtete unter einem Felsvorsprung in der Nähe unserer Zelte, um diese dann am nächsten Morgen mit zur Mweka Hut zu nehmen. Hier in unserem „Basecamp“ auf 4500 m am Fuß des Heimgletschers verbrachten wir zwar unsere bisher kälteste Nacht, hatten jedoch infolge des Schneefalls genügend Schmelzwasser zum Kochen und für die Trinkflaschen. So dicht unterhalb der Eisabbrüche legte sich der Berg zurück — für Katrin Motivation genug, es zu probieren. Sie blieb bei uns.

## Heimgletscher — die Zweite

Samstag, 23. Dezember 1995. Noch war es dunkel. Kochen im Zelt, Abbruch, Aufbruch, und plötzlich waren wir nur noch acht, die in 4650 m Höhe direkt am Einstieg des Heimgletschers standen. Die Träger und unser Führer Meela hatten sich von uns getrennt. Anziehen der Gurte, Steigeisen anlegen, Seilschaften bilden, und das Abenteuer konnte beginnen. In zwei Dreierseilschaften und einer Zweierseilschaft stiegen wir ein. Fritz, Paul und Markus, Ulli, Katrin und Uwe und Friedhelm und Bernd suchten sich den besten Weg durch den Gletscher. Am unteren Eiskegel hatten wir noch gute Sicht, aber schon nach einer halben Stunde zog sich alles zu. Dichter Nebel erschwerte die Routenfindung. Die Temperatur, um -6 bis -7°, war erträglich. War von Barranco aus noch alles sehr übersichtlich gewesen, so zeigte sich der unten schon stark abgeschmolzene Heimgletscher überaus problematisch. 40—50° steile Eispassagen wechselten mit kombiniertem Gelände im III. Grad ab. Seillänge für Seillänge arbeiteten wir uns herauf. Standplatzbau im Eis und im brüchigen Fels kostete Zeit. Ging es doch sowieso mit acht Leuten nicht ganz so schnell. Dennoch kamen wir relativ gut voran, lagen im Zeitplan. Die unerwartet veränderte Geländesituation forderte volle Konzentration und höchste Kraftanstrengung. Statt der erwarteten mittelsteilen Eisflanken waren zunehmend mehr schneedurchwachsene Felszonen und dünne Eisschläuche zu bewältigen. In ein paar Jahren würde es wohl im unteren Teil eine reine Felstour sein. Die fehlende Sicht machte die Orientierung außerordentlich schwierig. Es kam, wie es kommen sollte: wir verpaßten den direkten Einstieg zur noch verbliebenen unteren Heimgletscherzunge und stiegen wohl nur wenige Meter unterhalb dran vorbei. Da das Gelände noch kletterbar war und wir ständig an Höhe gewannen, machte ich mir zunächst keine Gedanken —

irgendwo würden wir schon rauskommen, hatten wir uns doch vorgenommen, an diesem Tag bis etwa 5200 m zu kommen, dort zu biwakieren und am nächsten Tag dann gelassen den oberen wenig schwierigen Teil des Heimgletschers zu begehen. Gegen 16.30 Uhr entschlossen wir uns, immer noch im Nebel, auf einem schneebedeckten Felsvorsprung zu biwakieren. Mit dem Kochgeschirr wurde eine Mulde für die Nacht gekratzt.

Plötzlich riß der Nebel auf und wir realisierten zum ersten Mal, wo wir uns tatsächlich befanden. Es war gewaltig: uns gegenüber die phantastische Breach Wall, rechts neben uns das obere Ende der unteren Gletscherzunge des Heimgletschers, unter uns Afrika und über uns der Gipfel des Kilimandscharo. Zwar waren wir ein wenig von der Idealroute abgekommen — um nicht zu sagen: wir hatten uns verstiegen — dennoch lagen wir nicht so schlecht. Bei jetzt guter Sicht erkundeten wir den weiteren Verlauf der Route. Mit dem guten Gefühl, das Schwierigste geschafft zu haben, verbrachten wir eine kalte Nacht unter einem grandiosen Sternenhimmel. Allen ging es gut — das war die Hauptsache.

## Heimgletscher — die Dritte

Sonntag, 24. Dezember — Heiligabend 1995. Am liebsten wären wir in unseren Schlafsäcken geblieben, doch wir mußten raus in die eisige Kälte. Ein langer und anstrengender Tag sollte noch vor uns liegen. Das Frühstück fiel mager aus, da die Benzinkocher streikten und für längere Reparaturen keine Zeit war. Also rein in die kalten Schuhe, in das hartgefrorene Seil einbinden und, solange noch Sicht war, einen problemlosen Einstieg in den oberen Heimgletscher finden. Uwe führte die Seilschaften an — und er machte es gut, denn wir fanden unter dem noch sonnenüberfluteten Gipfelkegel des Kibo oberhalb unseres Biwakplatzes einen gefahrlosen Weg durch Fels und Eis bis an die seitlichen Abbrüche des Heimgletschers. Nach einigen steilen mit Spalten durchzogenen Passagen standen wir auf ca. 5300 m endlich auf dem „richtigen“ Heimgletscher. Seillänge für Seillänge ging es im 45-Grad-Gelände aufwärts. Jetzt war auch der Nebel wieder unser ständiger Begleiter, aber das Gelände wurde übersichtlicher. Während kurzer Aufheiterungen, in den Sonnenlöchern war Orientierung möglich, so daß der völlig apere, felsige Übergang zum Southern Icefield keine Mühe bereitete. Gegen Mittag standen alle drei Seilschaften auf dem Gipfeleisfeld des Kilimandscharo. Der Gletscher wurde flacher. Langsam, aber sicher strebten wir dem Dach Afrikas entgegen. Am späten Nachmittag verließen wir das Southern Icefield kurz vor dem großen Abbruch und querten nach links auf einen Schutt- und Geröllhang zwischen Uhuru Peak und Furtwangler Point (5830 m). Wir waren durch und fast oben.

Zum Gipfel waren es nur wenige Minuten, zum Zelt vermutlich eine halbe Stunde, aber hier, unter den steilen

Eisabbrüchen des Southern Icefield gefiel es mir besser. Hier wollte ich den Heiligen Abend verbringen und den Gipfel bei Sonnenaufgang des ersten Weihnachtstages genießen. Dieser Meinung waren Katrin, Paul, Friedhelm und Fritz ebenfalls. Uwe begleitete Markus, der ziemlich erschöpft war, zum Zelt in der Nähe des Stella Point und kam noch am Abend mit Meela und dem Gipfelschild: *You are now at the Uhuru Peak. The highest Point in Africa. Altitude: 5895 metres a.s.l.* zu uns zurück. Anschließend ging auch Bernd mit den beiden ins Zelt. Diese Sicherheitsmaßnahme hatte sich bewährt, so daß die Gruppe zwar an zwei verschiedenen Stellen, aber sicher, auf dem Gipfel des Kilimandscharo verbrachte. So gesehen war es wirklich eine „Stille Nacht“. Wir hatten unser Ziel erreicht — mit acht Leuten durch den Heimgletscher auf das Dach Afrikas.

## Uhuru Peak und Abstieg über Mweka

25. Dezember 1995. Nach -16°-kalter Heiliger Nacht standen bei Sonnenaufgang um 6 Uhr alle glücklich auf dem Gipfel des Kibo. Was für Farben, die Eiskaskaden in zartes rosa getaucht, ein stahlblauer Himmel und eisige Kälte, was gab es Schöneres. Nur Markus hatte leichte Höhenprobleme. Beim Abstieg vom Gipfel kamen uns die ersten Normalweggeher, zum Teil in Turnschuhen, entgegen und wunderten sich über die großen Rucksäcke auf unserem Rücken. Die einheimischen Führer der „Normalisten“ beglückwünschten uns zu unserer Tour. Offenbar hatte es sich in Moshi herumgesprochen, daß eine größere Partie über den Heimgletscher den Gipfel erreiche wollte. Dieses Lob der eigentlichen Herren des Kibo tat uns außerordentlich gut.

Gegen 8 Uhr trafen wir am Stella Point ein, bauten das Zelt ab und machten uns über die Mwekaroute auf den Weg in Richtung Barafu-Hut. Die Mwekaroute wird in der Führerliteratur als schneller, aber trockener Weg hinauf beschrieben. Denn es gibt zwischen der Mweka-Hütte und den Gipfeleisfeldern kein Wasser: 2800 Höhenmeter ohne Wasser — auch im Abstieg. Wir glaubten darauf gut vorbereitet zu sein, dennoch schlauchte mich dieser Abstieg derart, daß ich sehr froh war, als mir kurz vor der Mweka Hütte ein Träger mit Wasser entgegen kam. Ich war völlig ausgelaugt. 2800 m Abstieg, die letzten 800 m ohne Wasser nach knapp 4500 m Aufstieg in 5 Tagen ging doch gewaltig an die Substanz.

Zunächst aber ging es erst einmal vom Stella Point eine staubige Lavaabfahrt hinunter zur 4600 m hoch gelegenen wasserlosen Barafu Hut, von dort ab wieder im Nebel, aber mit jedem Meter merklich wärmer durch alle Vegetations- und Klimazonen. Am späten Nachmittag erreichten wir die wunderschön gelegene Mweka Hut auf 3100 m. Endlich gab es wieder Wasser. Wir streckten die müden Glieder, tankten Flüssigkeit, kochten gut und feierten unter klarem Sternenhimmel mit Kunststoffweihnachtsbaum aus Deutschland und Kerzen aus Nairobi Weihnachten. Uwe machte Popkorn in der Bratpfanne, und Tee mit etwas Rum gab es auch — fast wie zu Hause, nur etwas wärmer.

Der nächste Morgen ermöglichte einen klaren Blick auf die Südgletscher des Kibo. Letzte Fotos wurden vom Dach eines Toilettenhäuschens geschossen, dann packten wir die letzte Abstiegsetappe hinunter zum Gate auf 1600 m an. Über einen steilen glitschigen Pfad, der uns einige Ausrutscher bescherte, führt die Mwekaroute durch den Urwald zum Eingang des Kilimandscharo-Nationalparks. Ein kühles Bier oder eine kalte Coke machten alle Strapazen vergessen, nicht aber die Abenteuer am Kibo.

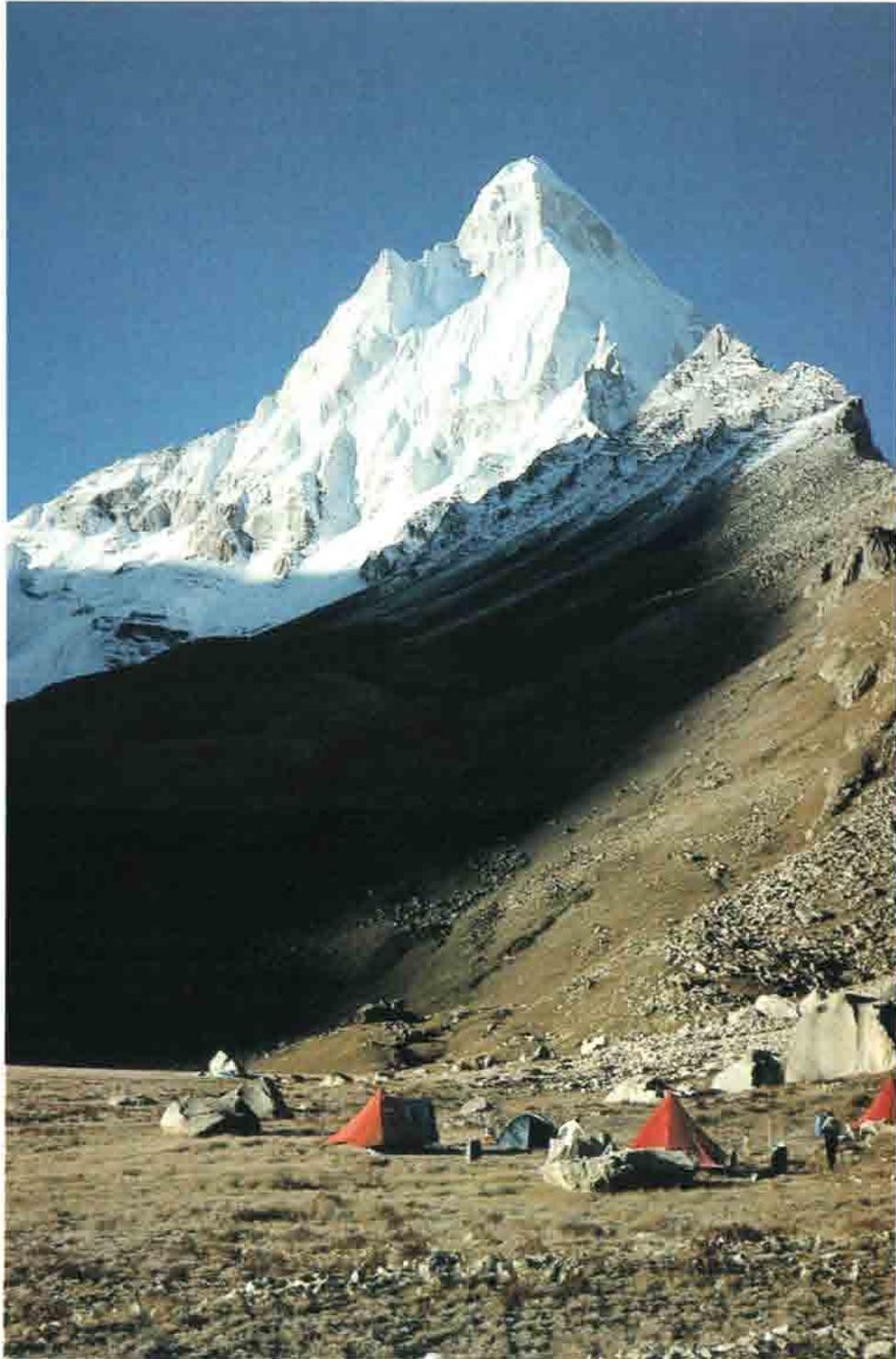
## Meela und die Ziege

Ich weiß immer noch nicht, warum uns Meela zu sich nach Hause eingeladen hatte. Wollte er sich bei uns bedanken dafür, daß er eine Gruppe zum Heimgletscher geführt hatte, dabei waren eher wir ihm zu Dank verpflichtet. Oder wollte er einen geeigneten Rahmen schaffen, die Gesamtaktion abzurunden. Jedenfalls war es ihm trefflich gelungen. In seinem Haus in der Nähe Marangus inmitten exotischer Früchte wie Mangos, Bananen, Avocados, Zitronen und Süßkartoffeln hatte er am Grill eine Ziege vorbereiten lassen. Verwandte und Bekannte Meelas sowie in Kalebassen gereichter Bananenmet waren die Ingredienzien eines großen Abschiedsfestes, das wir so schnell nicht vergessen werden. Vergessen werden wir auch nicht die unvergleichliche Gastfreundschaft unserer afrikanischen Freunde.

Am nächsten Tag fuhren wir nach Moshi und von dort zu einer Jeepsafari in den Tarangire Nationalpark, um noch einen anderen Teil Afrikas kennenzulernen. Dann machten wir uns auf den Weg zu den Mondbergen im Ruwenzorigebirge in Uganda. Dort warteten weitere Abenteuer auf uns.

Die Jugend betrachtet unser Treiben interessiert, aber keineswegs unkritisch.





Da und dort apert auch heute noch ein bisher wenig bekanntes Matterhorn heraus: Dieses ist der Shivling, 6543 m, Gangotri-Gruppe, Garhwal Himalaya.  
Foto: Ralf Dujmovits.

# Alpinismus international

## Bedeutende Unternehmungen 1996

### Chronik von Andreas Dick

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.

Der Berichtszeitraum umfaßt das Kalenderjahr 1996.

Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir allen Bergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung gestellt haben. Besonderer Dank gilt Józef Nyka, dem Herausgeber des Bulletins der Kommission für Expeditionen der UIAA.

#### Abkürzungen:

Alp	Alpin Magazin (D)
Arch	DAV-Archiv für Auslandsbergfahrten
Cli	Climbing (USA)
DAV	DAV-Mitteilungen (D)
Des	Desnivel (E)
High	High Mountain Sports (GB)
Kle	Klettern (D)
R&I	Rock & Ice (USA)
Vert	Vertical (F)

#### AFRIKA

##### Madagaskar

###### Tsaranoro

Eine anspruchsvolle Route legten die Südtiroler Renato Botte, Georg Egger, Helmut Gargitter, Toni Obojes, Claus Obrist, Michael Thaler, Paul Trenkwalder und Diego Zanesco durch die 800 m hohe Ostwand des Tsaranoro. Der Granitberg steht im Andingitra-Gebirge auf Madagaskar. Die Route „Gondwanaland“ wurde technisch erstbegangen und dann frei geklettert, mit Schwierigkeiten zwischen 6b und 7b+. Kle 3/97

#### AMERIKA (NORD)

##### Alaska

###### McKinley-Gruppe

###### Mount Hunter, 4415 m

Mit einem tragischen Unfall endete eine Expedition von vier starken deutschen Bergführern und -aspiranten. Peter Fresia, Franz Perchthold, Olaf Hecklinger und Markus von Zitzewitz wollten eigentlich den Mount McKinley besteigen, wegen einer neuen Regelung wurde ihnen aber die Genehmigung versagt. Als Ersatzziel versuchten Hecklinger und Zitzewitz eine neue Route am Mount Hunter, durch die etwa 1500 m hohe Nordwand. Trotz des sehr steilen Geländes (Eis bis 85°) kamen die beiden schnell vorwärts. Als sie 600 m der Wand durchklettert hatten, löste sich

etwa 150 m über ihnen ein Schneebrett und riß sie mit; nach 2 Std. wurden sie mit dem Hubschrauber tot geborgen. Die Eisschrauben zur Standplatz- und Zwischensicherung waren noch im Seil, sie waren „teilweise sehr verbogen“. Arch

Einen Monat später wurden die beiden Amerikaner Chuck Drake und Joshua Hane ebenfalls von einer Lawine aus der Wand gerissen. Am Südostgrat begingen die Amerikaner Wesley Bunch und Judd Stewart in fünf Tagen heikler Kletterei eine Einstiegsvariante, auf den Gipfel mußten sie wegen Proviantmangel verzichten. High 173

###### Mount Foraker, 5304 m

Die Engländer Andy Brash und Paul Ramsden bestiegen den Mount Foraker über den mehrere Kilometer langen Nordostgrat (Sultana Ridge, Alaskabewertung IV). Die Gratüberschreitung begannen sie mit der Erstbegehung des Südgrats am Mount Crosson (3900 m). High 173

###### Mount McKinley, 6153 m

Eine neue Route in der Washburn Wall, der Nordwestwand des West Buttress (4885 m) am Mt. McKinley, eröffnete der amerikanische Führer Steve House (25) im Alleingang. Die 2000 m hohe Wand bot hauptsächlich Eiskletterei um 50°, eine 300 m hohe Felsbarriere mußte House in teils senkrechtem Eis und brüchigem Fels des sechsten Grades überklettern. Für die Route „Beauty ist a rare thing“ (V, 5.8, 90°) brauchte er 10 Std., insgesamt 14 Std. für die Rundtour vom Lager auf 14.200 Fuß (ca. 3700 m). Einen Direktanstieg vom Ärztecamp zum West-Buttress-Anstieg über einen teils vereisten Felspfeiler beging der Südtiroler Führer Reinhard Patscheider ebenfalls alleine. High 167, Alp 10/96

Die Slowaken Jan Svrcek und Juraj Hreus fanden eine neue Linie in der Nordwestwand: 10 SL Schrāganstieg über das Messner-couloir hinweg, dann 25 SL Kombigelände mit 40–75° Steilheit bis zum Ausstieg auf der West-Buttress-Route. Cli 166

Stephen Koch (27) aus Wyoming befuhr am 19. Juni zuerst die West Buttress bis zum „Rescue Gully“ mit dem Snowboard, drei Tage später surfte er in 15 Minuten erstmals durch das 1500 m hohe Messnercouloir (bis 50°). Koch plant, die Seven Summits mit dem Snowboard zu befahren; außer dem McKinley hat er schon den Aconcagua und den Elbrus auf seiner Liste — auf die Carstenz Pyramide darf man gespannt sein. Die beiden Slowenen Iztok Tomazin und Marko Car vergnügten sich mit Ski- und Snowboardbefahrungen der Westbuttressroute plus Rescue Gully, des Messnercouloirs und der Wickwire-Route plus Orient. Express. Cli 164, J. Nyka

Der jüngste McKinley-Besteiger ist die 12-jährige Merrick Johnston aus Anchorage, die mit ihrer Mutter Jennifer (41) bereits im Mai 1995 den Gipfel erreichte. Mit der Aktion sammelte sie 2500 \$ Spenden für Wohlfahrtszwecke. Nun will Merrick mit den „Seven Summits“ weitermachen und die jüngste Everest-Besteigerin werden. Den Rekord hält (noch?) der Nepali Shambo Namang, der 1973 mit 16 Jahren den Gipfel erreichte. Cli 157

#### *Wedge Peak, 3140 m*

Die Nordwestwand des Wedge Peak, in der Nachbarschaft des McKinley, erlebte ihre erste Begehung durch Ian McRae und Jeff Benowitz aus Fairbanks. Die gut 1000 m hohe Wand revanchierte sich dafür mit Eiskletterei bis zur Schwierigkeit WI4 in 1 SL. Cli 164

#### *Little Switzerland*

Südlich der McKinleygruppe liegt der Pika Glacier, der von interessanten Felstürmen umgeben ist. Die Amerikaner Mercer, Pease, Walsh und Woolridge begingen drei neue Routen: Throne (2250 m) Südostwand (12 SL, 5.8); Royal Tower (10 SL, 5.9, A2); North Troll (2050 m) Nordwand. High 173

#### *Mount Koven, 3660 m*

Der letzte unbestiegene benannte Gipfel der Alaska Range wurde Mitte März erstmals erreicht von Randy Waitman, Mike Litzow und Matt Hage. Drei Tage lang kletterten sie über messerscharfe Grate, nachdem sie 160 Kilometer mit Ski bis zum Wandfuß marschiert waren. Cli 162

#### **Ruth Gorge**

##### *Mount Wake, 2755 m*

In der „Equipe jeune“ der FFME (Fédération Française de Montagne et Escalade) werden junge Spitzentalpinisten gefördert und mit speziellen Kursen weitergebildet. Zum Ausbildungsende 1995 fuhren Manu Guy, Manu Pellissier, Mathieu Desprat, Manu Lestienne und Fred Salle in die Ruth Gorge in Alaska. Zum Einklettern dienten unbegangene Eistrinnen am Werewolf Tower („Freezy Nuts“, 800 m, TD-, Eis IV/4) und an einem Vorgipfel des Mont Wake („Wake Up“, 1000 m, TD+, Eis IV/5). Am Mount Wake machten sie ihr Meisterstück: 11 SL bereiteten sie an einem Felspfeiler vor, dann stiegen sie vom 12.-14. Mai non-stop in 35 Std. durch den „Pilier de la Tolérance“ (1500 m, 90°, A1, 5c). Für den Abstieg brauchten sie nochmal 11 Std. J. Nyka, Vert 1/2 / 97

#### *Mount Bradley*

Jim Donini (52) und Greg Crouch (30) eröffneten in der 1400 m hohen Ostwand des Mount Bradley die Route „The Bourbon Bottle“. 40 SL, davon die ersten 27 mit anspruchsvoller Bigwallkletterei. Als Bewertung werfen sie Alaska-Grad VI, sonst aber nur 5.8+ A1+ aus, um „die Absurdität zu illustrieren, alpine Routen in Zahlen fassen zu wollen.“ Climbing

#### *Kichatna Spires, Peak 8400, ca. 2600 m*

Die Amerikaner Kevin Thaw und Calder Stratford begingen eine 60-SL-Neuroute am Südpfeiler namens „Dreams of Sea“, A3 nach neuer, harter Technobewertung. Cli 166

#### **Cirque of the Unclimbables**

##### *Mount Proboscis*

Die „vielleicht letzte offensichtliche Linie“ in der Südostwand des Mount Proboscis gelang den Amerikanern Chris Righter, Greg Epperson, Chris Kalous und Kevin Daniels: „Grendel“ (VI, 5.10, A4). Cli 164

#### **Yukon / Alaska / Kanada**

##### *Mount Kennedy, 4267 m*

Die 1800 m hohe kombinierte Nordwestwand des Mount Kennedy war das Ziel der Amerikaner Jack Tackle und Jack Roberts. Ungewöhnlich stabiles Hochdruckwetter erlaubte ihnen, elf Tage in der Wand zu bleiben. Die ersten 18 SL, extreme kombinierte Kletterei, begingen sie im Bigwallstil mit Portaledge, danach gingen sie im Alpinstil weiter zum Nordgrat. Nach 36 Std. im Schneesturm entschlossen sie sich wegen Lawinengefahr zum Abstieg. Sie verweigern eine Bewertung ihrer Route „Arctic Discipline“ — „diese Art Kletterei kann man nicht in Zahlen ausdrücken“, sagt Tackle. Als Kompromiß bietet er eine Bewertung nach dem Muster der Indian-Creek-Sportklettereien an: „Irgendetwas zwischen noch härter und anatomisch inkorrekt.“ Cli 162

##### *Mount St. Elias, 5489 m*

Die erste Winterbesteigung des vierthöchsten amerikanischen Berges gelang dank gutem Wetter den Amerikanern David Briggs, Gardner Heaton und Joe Reichert am 29. Februar über den Südgrat (Harvardgrat) — für die 3000 anspruchsvollen Höhenmeter brauchten sie 16 Tage. High 167, J. Nyka

##### *Mount Beckey, ca. 2575 m*

Die jüngste seiner über 1000 Erstbegehungen gelang der Alaska-Legende Fred Beckey am 28. Juni. Gemeinsam mit Calvin Hebert und dem Techno-Guru John Middendorf bestieg der über Siebzigjährige den Peak 8500 über Felsen bis zum fünften Grad zum erstmalig. Cli 164

##### *Mount Queen Mary, 3928 m*

Paul Knott und Ade Miller aus England gelang die Erstbegehung des Nordwestgrates am Mount Queen Mary, einem abgelegenen Gipfel im kanadischen Yukon. Nur drei Tage waren nötig, um zuerst den Peak 3118 m und von dort über einen 11 km langen Schneeegrat den Hauptgipfel zu erreichen; einen weiteren Tag benötigten sie für den Rückweg. Außerdem gelang den beiden die Erstbesteigung des Peak 3089 m über den verwächten Ostgrat. Da sie mit ihren Funkgeräten keinen Kontakt zur Außenwelt bekamen, um den Rückflug zu bestellen, trampelten sie einen Hilferuf in den Schnee, der glücklicherweise bemerkt wurde. High 167

#### **Kanada**

##### **British Columbia**

##### *Cats Gar's Spire, Devil's Thumb*

Simón Elias (E) und Chad McMullen legten eine neue Linie durch die Nordwestwand des Cats Gar's Spire (600 m, 90°, 6a, A1). Am Devil's Thumb kletterten sie gemeinsam mit Jeff Selvig ebenfalls eine neue Route, die „Südwestverschneidung“ (800 m, 6a, A2) bis 100 m unter dem Gipfel. Des 120

##### **Bugaboos**

##### *North Hower Tower*

Die erste freie Begehung der ehemals technischen Route „All along the Watchtower“ in der fast 1000 m hohen Westwand des North Hower Tower machten die Amerikaner Topher Donahue und Kennan Harvey. Zwei Tage benötigten sie für die Route, bei Schwierigkeiten bis 5.12. Cli 164

##### *Snowpatch Spire (3063 m)*

Die schwerste Route der Bugaboos eröffneten die Deutschen Toni Lamprecht und Günter Dengler in der SO-Wand des Snowpatch Spire. „The Power of Lard“ (8 SL, X- oder VIII A3) wurde zuerst innerhalb von 8 Tagen technisch erschlossen. Vom 24.—26.8. gelang den beiden die freie Begehung; 2 SL erreichten den amerikanischen Grad 5.13. DAV 2/97

## Baffin Island

### Mount Asgard, 2135 m

Eine schöne Neutour in der 850 m hohen Westwand gelang einem deutschen Team. Markus Bruckbauer (Rosenheim, Leiter), Christian Schlesener (München), Manfred Reichelt (Piding), Luca Guscetti (Berchtesgaden) und Thomas Grad (Bad Feilnbach) arbeiteten vom 8.—21. August im Exeditionsstil an der 23 SL langen Route „Bavarian Direttissima — A typischer Fall von Segstas do hostas“. Die Route wurde mit VI/5.10b/A3+/C3 bewertet und erforderte harte technische Kletterei ohne Bohrhaken; nur gelegentlich wurden 6-mm-Bohrstifte zur Absicherung gesetzt. Der DAV bezuschulte das Unternehmen mit 5000 DM, weitere 3700 DM kamen von den Sektionen der Teilnehmer. Arch, DAV 6/96

Vier Basken eröffneten eine neue Route in der 800 m hohen Nordwand des Mount Asgard. Für die Erstbegehung von „Nunavut“ („Unser Land“, VI, 6a, A4) benötigten Txus Lizarraga, Raúl Melero, Miguel Berazaluce und Natxo Barriuso 17 Tage (4.—21.7.), die sie in der Wand mit einem Portaledgezelt verbrachten, auch bei zwei Tagen Schneesturm. Daß die Bewertung mit A4 hart ist, darf angenommen werden, denn die Basken, die auch eine Erstbegehung an den Painetürmen, eine in der Nordwand des Mount Turnweather (ebenfalls Baffin Island) gemacht und den Norwegerpfeiler am Trangoturm wiederholt haben, bezeichnen „Nunavut“ als ihre schwerste Route. Vert, Des 123

### Polar Sun Spire

Die nach Ansicht des amerikanischen Magazins *Climbing* stärkste Bigwallroute des Jahres gelang den Amerikanern Warren Hollinger, Mark Synnott und Jeff Chapman. In einem 11- und einem 25-Tage-Anlauf, davon 20 Tage mit Sturm, bei Temperaturen bis -30°C, arbeiteten sie sich durch die knapp 1500 m hohe Nordwand des Polar Sun Spire. Ihre Route „The Great and Secret Show“ bewerteten sie mit VII, A4x, 5.11, WI3. Climbing

## Grönland

### Tasermit Fjord

#### Ulamertorsuaq, 1802 m

An der Westwand des Ulamertorsuaq im Fjord von Tasermit gelang den Franzosen Lionel Daudet und Benoît Robert die Route „L'inspérée“ (1000 m, 7a obl., 7b max, A4+). 12 Tage, vom 12.—24. Juni, arbeiteten die beiden an der Route, mit Übernachtung im Portaledge. Die letzten acht SL durchstiegen sie im alpinen Stil ohne Bohrhaken in einer 30-Std.-Aktion. Vert 9/10 / 97, High 168

Vom 4.—18. August eröffneten die Südtiroler Christoph Hainz und Claus Obrist eine neue Route in der Westwand des Ulamertorsuaq. Nach der Erstbegehung gelang ihnen auch eine freie Begehung der 27-SL-Route „Südtirol-Profil“ mit Schwierigkeiten meist um VIII und bis IX+. High 171

### Nalumasortoq

Louise Thomas und Mike Turner wiederholten zuerst „Moby Dick“ (900 m, ED3, 7c+, 20 m A1) von Albert, Glowacz und Co. am Ulamertorsuaq; danach machten sie eine Erstbegehung an einem Rißsystem zwischen dem linken und dem zentralen Turm des Nalumasortoq. Für „Umwelten“ (600 m, britisch E5, A1) benötigten sie drei Tage, 400 m Fixseile und ein Biwak auf dem Portaledge, das sie beim Abseilen von einem großen Stein durchlöchert vorfanden. Daraus lernten sie: „Klettern ist in Grönland sicherer als schlafen.“ High 168

Am Zentralturm des Nalumasortoq gelang Christian Dalphin, Jannick Flugi (CH), Patrick Berthet (F), Sonja Brambati und Paolo Vitali (I) eine Neutour über den knapp 600 m hohen Westpfeiler.

„Cheese Finger at 3 o'clock“ (6b, A3/4) ist 18 SL lang und wurde fast durchgehend mit Klemmkeilen zwischengesichert. Große Teile der Route könnten bei guten Verhältnissen frei begangen werden. High 168

Die Engländer Jerry Gore und Tony Penning und der Slowene Silvo Karo schlugen am linken Turm des Nalumasortoq zu: In sechs Tagen ununterbrochener Kletterei gelang ihnen die 600-m-Route „Mussel Power“ (A3+, britisch E4 6a). Trotz des unsicheren grönländischen Wetters starteten sie nur mit Kletterschuhen und den Kleidern, die sie am Körper hatten; in den letzten 60 Std. Kletterei schlieften sie nur 6 Std. lang. Wegen Geldmangel ging ihnen der Proviant aus; sie stärkten sich mit rohen Muscheln (mussels), die sie am Strand sammelten — daher der Routenname. High 168

### Igdlorssuit Havn Tower, 1160 m

Neue Felsen entdeckte das kroatisch-slowenische Team mit Boris Cujic, Darko Dular, Vlado Pausic, Igor Kalan und Miha Kajzelj. Der Igdlorssuit Havn liegt in der Nähe des Dorfes Augpilagtoq im Süden Grönlands, 50 km östlich von Nanortalik. In der 800 m hohen Westwand des Igdlorssuit Havn Turm gelang ihnen die Route „Ujarak“ (VI, 7+, A3). Vier Tage benötigten sie, um 400 m Fixseil zu installieren, dann zogen sie in drei Tagen durch zum Gipfel. High 171

## Pamiagdhluk-Insel

Auf der Insel, die eine Expedition der Sektion Bayerland 1994 erkundet hatte, traten sechs Freisinger zur Nachlese an. Zum Team gehörten Barbara Richter, Ernst und Rainer Großkopf, Stefan Holzmann, Christian Rester und Martin Keiser. Vom 5.8. bis 3.9. gelangen ihnen drei Erstbesteigungen und fünf Erstbegehungen im sechsten und siebten Grad; nur zweimal mußten sie technisch klettern, sonst ging alles Rotpunkt. Einige der Erfolge: Erstbesteigungen von „Freisinger Turm“ N-Gipfel über N-Kante (350 m, VI), „Freisinger Turm“ S-Gipfel über S-Kante (500 m, VI+), „Bärenturm“ über N-Wand (700 m, VI+); Erstbegehungen u.a. Rote Wand „Nordlicht“ (600 m, VII+, A2), Frenchbird S-Wand „Haute Cuisine“ (600 m, VII+). Christian Rester

## Narsap Sarqa Fjord

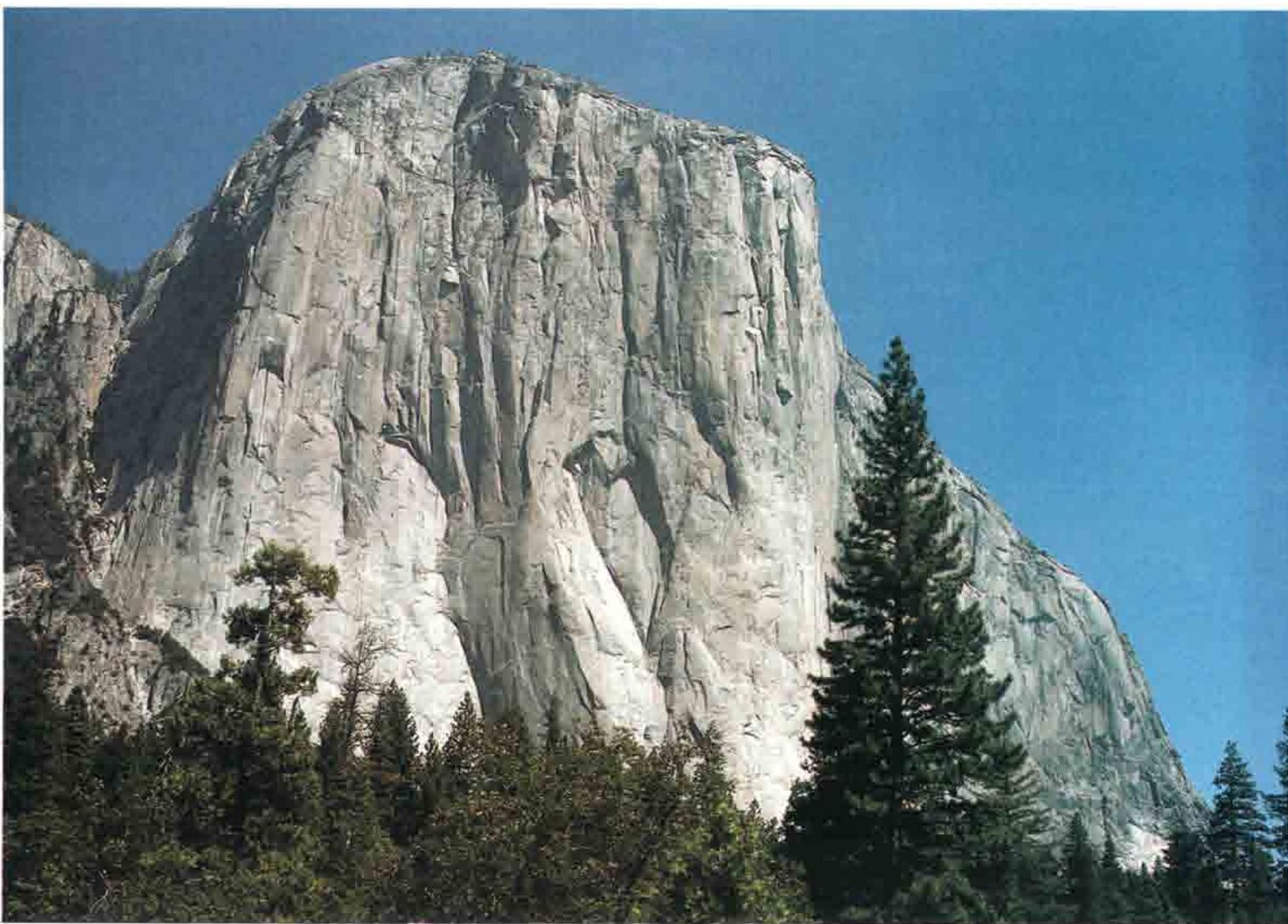
Die vier Engländer Chris Bedford, Simon Inger, Henry Lickorish und Alastair Mitchell erforschten die Felsen des Narsap Sarqa Fjords, nördlich des Dorfes Frederiksdal. In unterschiedlichem Fels — guter Granit bis verwitterter Gneis — gelangen ihnen in drei Wochen sieben Erstbesteigungen an Gipfeln um 1500 m Höhe mit Schwierigkeiten bis TD-, V+. High 171

## Grönland Süd-Nord

Die längste Polartraverse ohne Unterstützung gelang den Norwegern Rune Gjeldnes und Torry Larsen. Sie durchquerten Grönland vom südlichsten bis zum nördlichsten Zipfel und legten mit Ski, Schlitten und gelegentlich Segeln in 88 Tagen 2928 km zurück. Am 19. März waren sie mit Fallschirmen auf die südliche Eiskappe abgesprungen und hatten sich bis zum 27. März über einen unbekannteren Gletscher, eine 150 m hohe Felsbarriere und mit dem Doppelkajak zum Cape Farewell, der Südspitze Grönlands, durchgeschlagen. Am 3. April waren sie zurück an ihrer Abprungstelle, von wo sie mit 175 Kilogramm schweren Schlitten nach Norden loszogen und am 12. Juni Cap Morris Jesup, Grönlands Nordspitze, erreichten. High 171

## Watkins Mountains

Im Osten Grönlands liegt der höchste Berg nördlich des Polarkreises, Gumbjörns Fjeld (3753 m). Eine französische Gruppe bestieg



## Immer gern gesehen, bei Halbschuh- wie bei Rotpunkt-Touristen.

### El Capitán im Yosemite.

Foto: Andreas Dick.

diesen Gipfel (eine Stelle 50-55° windgepreßter Schnee), den Dome (3742 m) und den Cone (3729 m). Am Qaqqaq Paul Emile Victor (3669 m) und einem anderen, unbenannten Gipfel (bis 60° Eis) gelangen ihnen Erstbesteigungen. High 171

### Ostgrönland

In Ostgrönland waren die Ruhpoldinger Sabine Krol und Eduard Birnbacher unterwegs. Von ihrem Ausgangspunkt in Angmassalik konnten sie vier kombinierte Erstbegehungen in der Gegend zwischen Ymers Bjerg und Kigtertivaq abwickeln. Kle 4/96

### Schweizerland

Eine Gruppe der Universität Oxford erreichte von einem Flugzeuglandeplatz beim Pourquoi-Pas-Gletscher mit Boot und Ski ein Berggebiet in der Nähe des Glacier de France. Dort gelangen ihnen vom 13. Juli bis 22. August 28 Routen, davon 24 Erstbesteigungen von Gipfeln bis 2265 m Höhe, mit Felsschwierigkeiten bis V- (Alpinbewertung D). High 171

### Stauungs Alpen

Acht Mitglieder des Scottish Mountaineering Club sahten eine Reihe von Erstbegehungen und -besteigungen in den Stauungs Alpen ab. Unter anderem bestiegen sie den höchsten Gipfel, den Danskietinde (2930 m). Dort begingen sie eine neue Route über den Nordwestgrat (TD+, Fels bis V); am Hornspids (2860 m) begingen sie erstmals den Südgrat (TD+, Fels bis VI). High 171

Ebenfalls in den Stauungs Alpen waren zwei norwegische Gruppen aktiv. Fünf Personen durchquerten die Stauungs Alpen in 21 Tagen auf Ski von Süd nach Nord, wobei sie 19 Gipfel bestiegen und 20000 Höhenmeter aufstiegen. Die vierköpfige „Klettergruppe“ graste 19 Gipfel ab. Am Upper Roslin Glacier gelangen ihnen acht Erstbesteigungen und zwei Erstbegehungen; am Upper Gully Glacier mußten nochmal zehn Gipfel dran glauben. Die schwersten Begehungen: Skjervens Topp (2350 m, VI, A2), Kjeldstrups Topp (2250 m, VI-), Daehlis Fjell (2570 m, VI-). High 173

### Kalifornien

#### Yosemite

Die dritte freie Begehung der Salathé-Route (VI, 5.13b) am El Capitan gelang dem Traunsteiner Thomas Huber, ein Jahr nach seinem Bruder Alexander. Nach langem Ausbouldern und einigen Fehlversuchen schaffte er am 23. Juli die schwere 19. SL im zweiten Versuch und fiel in der ersten Headwall-Länge kurz vor dem Stand. Am nächsten Tag gelangen ihm die letzten Meter. Cli 164

Die neuen Richtzeiten für Frauen definierten die Amerikanerinnen Abby Watkins und Vera Wong: 9:45 Std. für die „Regular“ (VI/5.9/A2) am Half Dome und 16:30 für die „Nose“ (VI/5.10/A2) am El Capitan. Nicht zu vergessen allerdings: die Nose kletterte Lynn Hill schon 1994 Rotpunkt in 23 Std. Gemeinsam mit Willy Benegas kletterte Vera Wong außerdem die Direkte Nordwestwand am Half Dome in 11:45 Std. — schneller als der alte Rekord von Hans Florine und Peter Coward (12:24). High 171, Cli 165

Die Männerehre retteten der Slowene Silvo Karo und der Schweizer Aischan Rupp (†), indem sie die Direkte Nordwestwand am Half Dome in 11:20 Std. kletterten. Auch nicht schlecht: Damien Benegas' 37:30 Std. für ein Solo in „Zenyatta Mondatta“ am El Cap — in etwa seine fünfzigste Cap-Begehung. Cli 165

Noch mehr Speed: Half Dome Regular 3:01:15 (Hans Florine, Peter Coward); am El Cap: North America Wall 21:48 (Coward,

Mark Melvin, Conrad Anker); Iron Hawk 33:50, Lost in America 26:55, Lunar Eclipse 23:24 (alles von Steve Gerberding, Dave Bengston, Scott Stowe). Die Muir Wall am Cap beging der 17-jährige Chris McNamara mit Peter Coward und Greg Murphy in 23:29 Std. Cli 164

Etwas mehr Zeit nahm sich Erik Weißenmayer (28): Drei Tage lang war er mit Hans Florine, Sam Bridgem und Jeff Evans in der Nase unterwegs, die ihn sicherten und ihm die Griffe ansagten. Fünf Seillängen stieg er selbst vor. Was ist daran besonders? Weißenmayer ist seit seinem 13. Lebensjahr blind. Cli 164

Unglück im Glück im Unglück hatten die Österreicher Christian Zenz und Christian Wassertheurer. Am Shield (El Capitan) gerieten sie im Mai in einen Sturm und mußten wegen Erschöpfung gerettet werden; dabei waren 38 Personen und zwei Hubschrauber beteiligt. Ein neuer Richter im Valley verurteilte sie danach dazu, die Rettungskosten von 13.325 \$ zu zahlen, was normalerweise nicht üblich ist. Die beiden hätten wegen mangelhafter Ausrüstung (Daunen- statt Synthetikschlafsäcke, kein Dach fürs Portaledge) ihr Unglück vorsätzlich verursacht. Cli 162

### AMERIKA (SÜD)

#### Venezuela

Die erste freie Begehung der Angel-Falls-Wand des Auyan Tepui, neben dem höchsten Wasserfall der Erde, gelang im Dezember dem venezolanisch-amerikanischen Team José Pereyra, Will Hair und Scott Lazar mit Freunden. Auf 650 m Dschungelklettere über schlammigen Fels, Moosvorhänge und nasse Schlingpflanzen folgten zehn Seillängen mit Klemmkeilsicherung in perfektem Sandstein. Die Route „Estrella Fugaz“ wurde mit 5.11+ und „Dschungel 4“ bewertet. R & I

#### Ecuador

##### Chimborazo, 6310 m

Der Amerikaner Steve House beging im Februar eine neue Route von der Whympershütte über die Westseite des Südwestgrates, wobei er einige Eiscouloirs bis zu 85° Steilheit erkletterte. High 166

#### Peru

##### Cordillera Vilcanota

###### Jatunriti, 6106 m

Die Engländer Phil Best, Simon Cooke, James Hall, Gordon Midgley und Nick Wallis eröffneten eine neue Route über den Nordgrat des Jatunriti, auch Nevado Chumpe genannt — 600 m Eiskletterei mit 50–80° Steilheit. High 170

##### Cordillera Blanca

###### Chacaraju West, 6112 m

Die vielleicht schwerste Route von ganz Peru gelang Slowenen in der Westwand des Chacaraju West. Dusan Debelak, Viktor Mlinar und Tomaz Zerovnik, unterstützt von A. Monasterio und I. Oblak, eröffneten eine knapp 1000 m lange Direkttroute, der sie die Gesamtbewertung ABO (Abominable, = EX, VII+, A3, 95°) verpaßten. Nach zwei vorbereitenden Versuchen vom 8.—10. und vom 16.—18. Juni mit Biwaks auf Portaledge gelang der Durchstieg vom 26.—29. Juni. Vert, High 170, J. Nyka

###### Pucaraju, 5322 m

In der Südwand dieses Akklimatisations-Gipfels gibt es einige Eisgullies mit 300 oder 400 m Höhe; drei davon wurden von Mai bis Juli 1996 eröffnet: „Adam et Eve“ (TD-), „Le Bonheur de Sophie“ (TD+, Abseilpiste) durch P. Abramowski und X. Carrard,

„Mururoa“ (TD+, 5c, 70° Mixed, 80/85° Eis) durch Kike Ortuno und Gilbert Salvador. Vertical

#### Taulliraju, 5830 m

Die baskisch-belgische Seilschaft I. Ramallo und F. Van Herreweghe eröffnete in der Nordwand am 15. Juni die Route „Gringo Kagon“ (650 m, ED-, 6a, A2, 85°). Vertical

#### Ocshapalca Westgipfel, 5800 m

Am 3. Juli gelang den Slowenen S. Babic, S. Hleb, M. Zorko und M. Zver die Route „El Gato Blanco“ (550 m, ED-, 85°) in der Südwand. Vertical

#### Ocshapalca Südgipfel, 5881 m

In der Südwand begingen die Spanier Balta Fonseca und Rafa Santesteban die neue Route „Intsumisioa“ (ca. 700 m Eis bis zu 80° / 90°). Desnivel

#### Ranrapalca, 6121 m

Neue Route „Mazohizem“ (1000 m, ED-, 80°, V) in der Nordwand durch M. Andres und Z. Mates. Vertical

#### Palcaraju Sur, 5900 m

Pedro P. Gonzalez und Jose M. Polanco fanden in der Südwand die Route „Un Rayo de Sol“ (800 m, ED-, 60-80°, 1 Stelle 90° und A0). Des 124

#### Paroi (Sphinx) de Paron, ca. 5300 m

In einer der wenigen reinen Felswände der Kordilleren gibt es nun die neue Route „Ganxets Glacé“ (650 m, ED-, VI, A2) durch K. Ortuno und G. Salvador vom 19.–21. Juli. Vertical

#### Chopicalqui, 6356 m

Ausdauer bewies eine italienische Gruppe am gesamten Nordgrat des Chopicalqui, den sie vom 20. Juli–1. August durchstiegen. T. Bello und G. Tamaram erreichten den Gipfel und nannten die Route „50. CAI Marostica“ (TD). Vertical

#### Toclaraju (6034 m)

Eine neue Route neben dem Normalweg in der Westwand von D. Fernandez und G.M. Orclonez brachte Eisflanken bis 70° und zwei Stellen (je 10 m) von 90°. Vertical

Eine achtköpfige spanische Gruppe konnte in zwei Monaten 14 Gipfel der Blanca besteigen, darunter die Amerikanerroute am Chacaraju, die erste Wiederholung der Slowenenroute am Ranrapalca, den Alpamayo und den Huascaran. Des 123

### Bolivien

#### Cordillera Apolobamba

Den Engländern Yossi Brain, Jason Currie und Mark Ryle gelangen in der noch wenig erschlossenen Kordilleregruppe einige neue Routen an Fünftausendern: Die SW-Wand des Ascarani, der Westgrat des Cololo (5915 m, D), die Westwand des Cuchillo (5655 m, AD+) und die Westwand des Acamani (5666 m, AD+). High 170

### Bolivien

#### Cordillera Real

##### Nigruni / Jankho Kkota-Region

Eine englisch-irische Gruppe erntete einige Erfolge in der selten besuchten Region der Königs-kordillere. Das Team bestand aus Brian Gebruers, Lindsay Griffin, Dave Liddall und Robert Hester und den Bolivianern Erik Monasterio und Juan Villerroel. Unter

anderem bestiegen sie erstmals den Warawarini IV (5480 m, von Osten, PD-), außerdem gelangen ihnen Erstbegehungen am Süd-wandcouloir des Pico 5550 m, am Westcouloir des Pico 5580 m (schottisch III) und in der Südwand des Cerro Wila Lloje (5596 m, TD-). High 170

### Chile

#### Tupungato, 6315 m

Im zweiten Anlauf erreichten Christiane Herrmann (Berlin), Olaf Hollik (Dresden) und Frank Kostroun (Oldenburg) am 6. Januar 1997 den Tupungato über die Südwand (Firm 40–50'). Der erste Versuch 1995/96, bei dem noch drei weitere Partner dabei waren, war wegen Sturm gescheitert. Arch

In Chile begann die zehnwöchige Reise des Biberachers Mathias Schreck, die ihn mit öffentlichen Verkehrsmitteln auf etliche Sechstausender führte: Parinacota (6042 m, Chile), Guallatire (6063 m, Chile), Nevado Quimsayata (6004 m, Chile), Barrancas Blancas (6220 m, Chile), El Muerto (6520 m, Chile), Ojos del Salado (6880 m, Chile), Huayna Potosi (6088 m, Cordillera Real), Chopicalqui (6356 m, Cordillera Huayhuash). Kle 2/97

### Argentinien

#### Aconcagua, 6953 m

Eine Wiederholung der Franzosenroute mit Messnerausstieg (bis VI, 85°) in der fast 3000 m hohen Südwand des Aconcagua gelang den Deutschen Toni Gutsch, Bergführer aus München, und Christian Treimer, Bergführeranwärter aus Murnau, mit nur einem Biwak auf 6200 m. Christian Treimer

### Patagonien

Doug Byerly und Rolando Garibotti sahten in einer Schönwetter-woche in der Fitz-Roy-Gruppe ab. Am 2. Dezember eröffneten sie an der Innominata eine Variante zur Engländeroute von 1974. Am 3. Dezember zogen sie die Zweitbegehung der 28-SL-Route „Chiaro di Luna“ an der Westwand der Aiguille de St. Exupéry in 11 Std. durch, mußten aber beim Abstieg wegen eines verklemmten Seils biwakieren. Am 8. und 9. Dezember gelang ihnen die wohl erste vollständige Begehung der 46 SL langen Route „Te-huelche“ in der Nordwand des Fitz Roy im Alpinstil, in 34 Std. Italiener hatten die Route Mitte der achtziger Jahre im Expeditionsstil eröffnet, aber kurz unter dem Gipfel aufgeben müssen. R & I 78

### Innominata

Greg Crouch und Jim Donini (USA) begingen am 2./3. Dezember eine neue 24-SL-Route am Westgrat, mußten aber 6 SL unter dem Gipfel, beim Vereinigungspunkt mit der britischen Route von 1974, wegen Dehydratation umkehren. Cli 167

### Poincenot

Greg Crouch und Jim Donini fanden teilweise phantastische Kletterei bei der Erstbegehung der „Old Smuggler's Route“ in der Poincenot-Nordwand: 17 SL perfekter Granit mit einem 1300 m langen alpinen Zustieg. R & I 78

### Cerro Pollone

In der Ostwand des Cerro Pollone fanden Lorenzo Nadali und Luigi Crippa ein 500 m langes Eis- und kombiniertes Couloir (90°, Kombi- und Technokletterei), das sie „Mastica e Sputa“ nannten. R & I 78

### Aguja Bifida

Fünf Italiener eröffneten „Hielo y Fuego“ (16 SL, 6b, A2) in der

Südwestwand des Bifida über dem Hielo Continental. Gleich danach legten sie am Avancorpo della Bifida noch die Erstbegehung von „Su Patagonia“ (15 SL, 6b, A2) drauf. Kle 4/97

#### *Cerro Piargiorio, 2719 m*

Maurizio Giordani und Gian Luca Maspes (Italien) legten die neue Route „Esperando la Cumbre“ (700 m, 7a, A3, 70°) durch die Nordostwand und über den Ostgrat. Kle 4/97

Eine weitere Route war Mauro Girardi, Lorenzo Nadali, Andrea Sarchi und Pietro dal Pra im Winter 95/96 gelungen: „Pepe Rayo“ (650 m, VI, 7a/b, A3). Mit Fixseilhilfe arbeiteten sie vom 14. Januar bis zum 5. Februar.

#### *Mermoz*

Gemeinsam mit Aldo Leviti gelang Maurizio Giordani eine 16-SL-Route an der Nordwestwand des Mermoz, die zuletzt auf die Route von 1989 trifft. Für „Hypermermoz“ (VII+, A1) benötigten die beiden 25 Std. vom und zum Basislager. R & I 78, Kle 4/97

## ANTARKTIS

### Solo-Durchquerung

Die erste Durchquerung der Antarktis ohne Unterstützung und im Alleingang gelang dem Norweger Børge Ousland. Für die 2800 km lange Strecke brauchte er „nur“ 63 Tage statt der geplanten 90, die Küste erreichte er am 16. Januar 1997. Seinen anfangs 175 kg schweren Schlitten zog er zu Fuß und auf Ski. Bei günstigem Wind benutzte er ein Segel, mit dem er einmal 225 km in einem 16-Std.-Tag schaffte. Der Norweger hat schon zweimal den Nordpol erreicht und Grönland ohne Unterstützung durchquert.

R & I 78

### Mount Vinson, 5140 m, und Umgebung

Noch im Dezember 1995 konnte die kommerzielle Amical Alpin Fahrt schöne Erfolge einheimen. Ralf Dujmovits (Leiter), Herbert Baumbach, Rodja Ratteit und Dagmar Wabnig (erste Österreicherin) bestiegen den Mount Vinson; danach gelangen verschiedenen Teilnehmern eine Erstbegehung in der leichten Nordostflanke des Mt. Shinn (5030 m), des dritthöchsten Antarktispfels, und Erstbesteigungen des Mount Avalanche (3950 m, SO-Flanke, 50°), Mount Jumper (2890 m, S-Grat, 50°, II-III), Mount Bearskin (N-Gipfel, 2450 m, SO-Grat—NW-Grat, IV), Mt. Bearskin (S-Gipfel, 2400 m, NW-Grat). Ralf Dujmovits

### Antarktische Halbinsel

Auf der Antarktischen Halbinsel gelang den Amerikanern Alex Lowe und Skip Novak eine Erstbegehung in der Südwestwand des Mount Scott (830 m, TD-, schottisch IV). Der Berg liegt in den Penola Straits, südlich des Le-Maire-Kanals; in der Umgebung gibt es reichlich Potential für kurze steile Eisrouten. High 169

Am nördlichen Ende des Le-Maire-Kanals liegt der Cape Renard Tower (747 m). Julian Freeman-Attwood und Crag Jones scheiterten knapp unter dem Gipfel in schlechtem Wetter, nachdem sie ein Couloir durchstiegen hatten, das sie mit dem Drucouloir verglichen (englisch 5a/b, Eis bis schottisch IV). High 166

### Smith Island

Bruce Dowrick, Greg Landreth, Dan Mannix und Roger Thomson (GB) gelang die erste Besteigung des Mount Foster (2100 m), des höchsten Berges von Smith Island, der abgelegensten der Südlichen Shetland-Inseln. Die Insel hat ein furchtbares Wetter und schon die Landung vom Schiff in seracgesäumte Buchten war ein Abenteuer. Das Team erreichte den Gipfel über schwierige Eisgra-

te und lange Schneefelder und brauchte 27 Std. vom Basislager zum Gipfel und zurück. High 166

### Queen Maud Land

Catherine Destivelle und Erik Decamp aus Frankreich besuchten die begeisternden Felstürme von Queen Maud Land. Zum Eingehen wählten sie eine Kombiroute am relativ niedrigen Mount Viet, dann wandten sie sich einer 1700 m hohen Wand an einem namenlosen Gipfel (4160 m) zu. In zehn Std. stiegen sie über anspruchsvolles, gut 60° steiles Kombigelände zum Gipfel. Beim Gipfelbild dirigierte Decamp seine Begleiterin versehentlich über die Kante des Gipfels hinaus, konnte ihren Sturz aber nach 20 m bremsen. Dennoch zog sie sich einen offenen Bruch am Bein zu, was das Abseilen mit einem 50-m-Seil über die Aufstiegsroute zu einem 16-stündigen Abenteuer machte. High 166

## ASIEN / HIMALAYA

### Sikkim Himalaya

#### Kangchenjunga Himal

##### *Kangchenjunga, 8598 m*

Die einzige Frühlings-Besteigung gelang den Basken Alberto und Felix Inurrategi und Juanito Oiarzabal am 6. Mai ohne Flaschensauerstoff über die Britische Nordgrat-Route (Boardman / Tasker / Scott). Sie erreichten den Nordcol (6900 m) über die 1000 m hohe Westwand, deren Schwierigkeiten mit dem Droites-Nordostpfeiler verglichen werden. Im Lager III auf 7800 m mußten sie einen Sturmtag aussitzen; am nächsten Tag erreichten sie den Gipfel. Oiarzabal hat jetzt neun Achttausender bestiegen. Laut Xavier Eguskita wurde der Kantsch bisher von 122 Personen 129mal bestiegen, 34 Bergsteiger kamen seit 1905 an diesem Berg ums Leben, darunter Wanda Rutkiewicz und Benoît Chamoux. 55% der Besteigungen gelangen über die britische Originalroute.

J. Nyka, High 167

Ohne Gipfelerfolg, aber mit gutem Gewissen konnte die Spanierin Magda King den Kantsch verlassen: Ihre Expedition hatte 350 Kilogramm fremden Abfall weggetragen und weitere 220 Kilo verbrannt. Cli 159

### Nepal Himalaya

Im Vormonsun gelangen etliche Normalwegbesteigungen der leichteren Achttausender; 87 Personen erreichten den Everest. Das Massensterben am 10. Mai löste heftige Diskussionen aus. Die bemerkenswerteste Leistung war gewiß die direkte Nordwestwandroute an der Ama Dablam; Carlos Carsolios 14. Achttausender fand ebenfalls großes Medienecho.

Die Nachmonsunseason litt unter großen Schneemengen, die der späte und heftige Monsun abgeladen hatte; schlechtes Wetter verschärfte die Bedingungen noch. Ein interessanter Trend ist, daß nun auch mehr kleinere Gipfel angegangen werden. Herausragendes Beispiel sind die slowenischen Erfolge in der Api-Nampa-Gruppe. Im Herbst 96 starben „nur“ 10 von 642 Himalaya-Bergsteigern (Sherpa inclusive). In den Jahren vorher lag die Mortalität bei etwa 2%.

### Barun Himal

##### *Makalu, 8463 m*

Eine 30köpfige russische Expedition unter Leitung von Vladimir Bachkirov brachte im Frühling vier Mitglieder auf den Gipfel; zwei davon begingen eine neue Route auf der Westseite, die neben der eigentlichen Westwand aufsteigt und den Gipfel über den Kangchungtse-Grat erreicht. Anatoly Chlekit starb auf einer Höhe von 7700 m. Im Herbst verhinderte der tiefe Schnee jeden Gipfelerfolg. High 167, 175, Des 120

An heiligen Bergen oder solchen, die es sein sollten, leidet die Welt keinen Mangel: Ama Dablam, mit Nordgrat (links), Nordwestwand (Mitte) und Westgrat (rechts).  
Foto: Andreas Dick.

#### *Ama Dablam, 6856 m*

Die vielleicht schwerste Route der Frühlingssaison war die Erstbegehung einer neuen, direkten Route in der 1650 m hohen Nordwestwand der Ama Dablam durch die Slowenen Vanja Furlan (30, †) und Tomaz Humar (25). Die beiden stiegen im Alpinstil mit 25-kg-Rucksäcken (Ausrüstung, Biwakmaterial, Essen für 10 Tage) und wurden vom Basislager aus durch Zvonko Pozgaj per Funk durch das komplizierte Kombigelände gelotst. Der erste Versuch vom 21.—24. April scheiterte in schlechtem Wetter. Vom 30. April—4. Mai gelang dann der Durchstieg, wobei sie Eis bis 85 / 90° Steilheit und zwei Felsaufschwünge von je 300 m mit Schwierigkeiten bis V+/A2+ klettern mußten. Die Wand war bereits achtmal versucht worden. Besonders interessant wurde es, als die beiden auf etwa 6000 m ihre Eisschrauben fallen ließen und den Rest seilfrei gehen mußten. Für die „bedeutendste Besteigung des Jahres 1996“ wurden die Erstbegeher im Dezember 96 mit dem französischen „Piolet d’Or“ (Goldener Eispickel) ausgezeichnet.  
J. Nyka, High 167

Im Nachmonsun drängelten sich 20 Expeditionen am Traumberg Ama Dablam, hauptsächlich auf der Normalroute über den Südwestgrat. 65 Personen erreichten den Gipfel, darunter Sigi und Gabi Hupfauer aus Deutschland. Eine holländische Gruppe scheiterte am unbegangenen Westgrat auf 6000 m Höhe. Bemerkenswert ist der Erfolg einer Gruppe von sieben deutschen und österreichischen Bergführern am langen und schwierigen Nordgrat (Fels bis A2, senkrechte Schnee- und Eispassagen). Friedl Huber, Max Berger, Lois Badgruber und Roman Dirnböck brauchten vom Camp I (6000 m) im Alpinstil vier Tage bis zum Gipfel; beim Abstieg profitierten sie von den vielen Fixseilen auf der Normalroute. Gerhard Unterassinger, Emil Widmann und Walter Zörer (Leiter) wurden vom schlechten Wetter ausgebremst. Seit 1983 war der Nordgrat nicht mehr begangen worden.

Alp 2/97, High 175

#### **Khumbu Himal**

##### *Lhotse, 8501 m*

Die erste Frauenbesteigung des vierthöchsten Berges der Welt gelang der Französin Chantal Mauduit (32). Nach Akklimatisationsaufstiegen erreichte sie den Gipfel am 10. Mai im Alleingang von Lager IV (7800 m) ohne Flaschensauerstoff. Nach fünf Std. Abstieg war sie zurück in Lager III (7300 m). Ihr Erfolg wird allerdings angezweifelt, da man sie nicht auf dem Gipfel gesehen hat. Später erreichten noch vier Bergsteiger den Lhotse, unter anderem Anatoli Bukreev aus Kasachstan (dreimal Everest ohne Flaschensauerstoff). Er stieg in nur zwei Tagen allein vom Basislager zum Gipfel und erreichte ihn am 17. Mai, nur zehn Tage nach seinem Gipfelgang zum Everest. Im Nachmonsun versuchten sich zwei Expeditionen am Lhotse, beide ohne Erfolg.  
J. Nyka, Cli 163, High 167

##### *Mount Everest, 8846 m*

In der Frühlingssaison gelang 87 der 398 Everest-Aspiranten der Aufstieg zum „Dach der Welt“. Acht Menschen verloren am 10. Mai ihr Leben, als sie in einen lokalen Schneesturm gerieten. 24 Personen waren auf dem Gipfel gestanden, weitere hatten ihn erfolgreich versucht; im Abstieg blies ihnen der Sturm die Kraft aus und nahm ihnen die Orientierung. In einer dramatischen Aktion konnten Neil Beidleman, Anatoli Bukreev und einige Sherpas einige Kollegen zum Lager lotsen. Den Tod von acht Personen, darunter die Bergführer Rob Hall und Scott Fisher, konnten sie nicht verhindern. Eine genaue Schilderung der Ereignisse findet sich in *Climbing* 161 und hier im Jahrbuch auf Seite 165.

Eine Expedition des Nepalesischen Alpenvereins unter Leitung

von Sonam Gyalzen sammelte im Frühling 78 Säcke Müll, insgesamt 1800 kg. Die Hälfte des Abfalls stammt vom Südcoll.

High 167

Eine der elegantesten, wenn auch zeitaufwendigsten Besteigungen gelang dem Schweden Göran Kropp am 23. Mai. Von Stockholm aus 12.500 km auf dem Rad nach Kathmandu, dann mit 65 kg Gepäck zu Fuß ins Basislager, ohne Flaschensauerstoff auf der Südcollroute zum Gipfel und auf die gleiche Art zurück nach Schweden. Am Berg begleitete ihn der 48-jährige Sherpa Ang Rita, der den Everest zum zehntenmal bestieg. Robert Schauer (Graz) konnte den Gipfel zum zweitenmal, nach 18 Jahren wieder, besteigen. Jamling Tenzing, ein Sohn des Erstbesteigers Tenzing Norgay aus dritter Ehe, war ebenfalls erfolgreich.  
High 167

Im Nachmonsun waren nur vier Expeditionen auf der Südsattelroute unterwegs, die durch starke Schneefälle anstrengend und gefährlich war. Eine große Lawine riß drei Bergsteiger in der Lhotseflanke in den Tod, darunter den 25-jährigen Sherpa Lob-sang Jangbu, der den Everest dreimal bestiegen und sich bei der Katastrophe im Frühling ungeheuer bei der Rettungsaktion eingesetzt hatte. Nur eine koreanische Expedition brachte am 11. Oktober zwei Teilnehmer und drei Sherpas auf den Gipfel.

High 175

##### *Nuptse, 7861 m*

Die dritte Besteigung des Nuptse-Hauptgipfels gelang Ralf Dujmovits (Bühl) und Axel Schlönvogt (Karlsruhe) am 17. September über die Western-Cwm-Seite (Nordpfeiler, Scott-Route). Der Gipfel war das erste Ziel der Amical Alpin Mt. Everest Trilogy, einer kommerziellen Unternehmung, deren Ziel die Besteigung von Everest, Lhotse und Nuptse war. Am Nuptse stiegen Dujmovits und Schlönvogt vom Lager II (6800 m) in einem Tag über bis 60° steiles kombiniertes Gelände und in teils oberschenkelhohem Schnee zum Gipfel und wieder zurück. Beim getrennten Abstieg stürzte Schlönvogt nachts in der Nähe des Lagers ab, kam aber auf einer Schneeterasse zum Halten. Dabei brach er sich das Fußgelenk und verlor einen Handschuh, weshalb er sich einige Finger erfror. In einer zweitägigen, spektakulären Rettungsaktion brachten ihn Teamkollegen ins Basislager.  
Ralf Dujmovits, Kle 1/97

##### *Pumori, 7161 m*

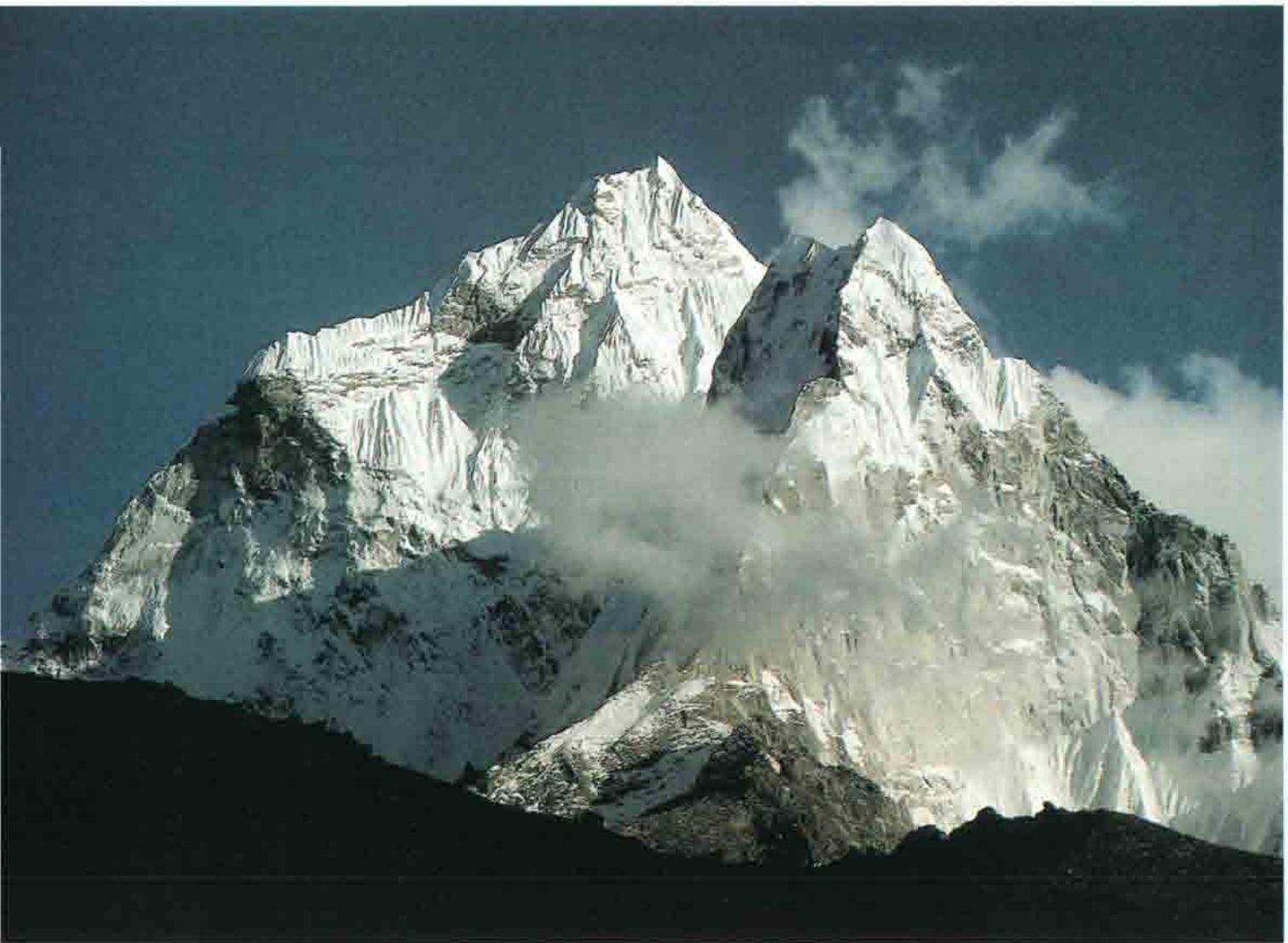
Eine Erstbegehung in der Südostwand gelang den Tschechen Leopold Sulovsky und Michalec Zeduač am 16. Mai.  
High 167

#### **Gurkha Himal**

##### *Manaslu, 8156 m*

Carlos Carsolio (33) aus Mexiko erreichte am 12. Mai mit seinem Bruder Alfredo den Gipfel seines vierzehnten Achttausenders. Außerdem bestiegen acht Tibeter den Gipfel — einige von ihnen haben nun auch schon ein halbes Dutzend Achttausender im Sack. Nur zwei Wochen nach ihrem Erfolg am Lhotse konnte die Französin Chantal Mauduit auch den Manaslu besteigen. Mit dem befreundeten Sherpa Ang Tsering brach sie am 24. Mai ohne Rucksack im Lager auf 7200 m auf. Als Tsering auf 7700 m umkehren mußte, ging sie allein weiter bis zum Gipfel.  
J. Nyka, Vert 11/96, High 167

Ungewöhnlich viele Expeditionen waren im Herbst am Manaslu unterwegs. Sechs Italiener, ein Koreaner, ein Sherpa und drei Japaner erreichten den Gipfel. Für Sergio Martini (I) war es der zwölfte Achttausender, ihm fehlen noch Everest und Lhotse zur Sammlung. Einer der Japaner starb beim Abstieg vom Gipfel an Erschöpfung, die anderen beiden wurden von Schneefall und



Lawinengefahr in Camp II festgehalten. Mit einer fliegerischen Meisterleistung — einem Balanceakt auf einem großen Serac — pickte sie ein Helikopter auf 6300 m Höhe vom Gletscher.

High 175

#### *Loinbo Kangri, 7095 m, Qungmo Kangri, 7048 m*

Der Gipfel des Loinbo Kangri, nördlich der Manaslu-Annapurna-Region gelegen, wurde von drei Teilnehmern einer chinesisch-koreanischen Mannschaft erstmals bestiegen. Zwei Wochen vorher waren sieben Teilnehmer auf den benachbarten Qungmo Kangri marschiert.

High 175

#### **Annapurna Himal**

##### *Annapurna, 8091 m*

Zehn Tage nach seinem 20.-Std.-Erfolg am Dhaulagiri legte André Georges die Annapurna drauf: Aufbruch im Basislager 14. Mai um 17 Uhr, Gipfel 15. Mai um 11 Uhr, zurück im Basislager um 18 Uhr. Seine Verpflegung: ein Beutel Trockenfrüchte, ein Liter Getränk, eine Büchse Thunfisch in Öl.

Vert 9/10 / 97

Im Herbst gelang die Erstbegehung des oft versuchten Nordwestgrates, der rechten Begrenzung der Nordflanke, die den Normalweg trägt. Andrzej Marciniak (Polen) und Vladyslav Terzyul (Ukraine) erreichten am 20. Oktober den Gipfel, nachdem die Schlüsselstelle, ein Felsaufschwung auf 7400 m, mit Fixseilen versehen worden war. Der Grat hatte bei fast jedem vorherigen Versuch Todesopfer gefordert, meistens durch Lawinen im Zugang. Eine ukrainische Expedition hatte an der Engländeroute in der Südwestwand Erfolg: Sergey Bershov, Igor Svergan und Serguei Kovalev erreichten am 20. Oktober den Gipfel. Chantal Mauduit, die sich mit zwei Spaniern auch in der Südwestwand versucht hatte, gab wegen Lawinengefahr auf.

High 175

##### *Annapurna IV, 7525 m*

Den Nachbargipfel der Annapurna erreichte nur ein Teilnehmer einer malaysischen Expedition, Ramakrishna Ramaswami, dem vier Sherpas und angeblich Flaschensauerstoff nach oben halfen. Alle anderen Expeditionen scheiterten. Zwei Amerikaner, Rich Davidson und Debbie Marshall, wurden bei einem tagelangen Schneesturm im Hochlager nachts lebendig begraben, als ihr Zelt unter der Schneelast einknickte.

High 175

##### *Annapurna III, 7555 m*

Als eines der interessantesten Probleme der Annapurna-Region gilt der Südostpfeiler der Annapurna III. Die amerikanischen Spitzenkletterer Conrad Anker und Alex Lowe wollte die Route im Alpinstil erstbegehen. Doch schon bei der Akklimatisationstour an der Annapurna IV bis 7000 m wurden sie vom Sturm eine Woche lang festgenagelt. Ständige weitere Schneefälle brachten derart schlechte Verhältnisse im Pfeiler, daß sie heimfahren mußten, ohne einmal an den Fels gegriffen zu haben.

High 175

##### *Singu Chuli, 6501 m*

An dem Sechstausender im Annapurnagebiet gelang den Slowenen Bojan Pockar (†) und Ziga Petric (†) in der Vormonsun-Saison eine anspruchsvolle Neutour durch die Ostwand. „Perun's Route“ ist 1450 m lang, die Schwierigkeiten werden mit ED, VI+, 65–90° angegeben. Im Frühling hatten die beiden bekannten Kletterer im rechten Teil der Westwand des Weißhorns (4505 m, Wallis) eine neue Route, „Bratje v Orozju“ (Waffenkameraden, 1150 m, VI+, 75°) eröffnet. Im Herbst stürzten sie bei einer Akklimatisationstour für die Jannu-Ostwand tödlich ab.

Des 124, High 172

#### **Dhaulagiri Himal**

##### *Dhaulagiri, 8167 m*

Schnelle Solo-Besteigung durch André Georges am 5. Mai: 18 Std.

vom Basislager zum Gipfel (3550 Höhenmeter, Aufbruch 18.00 Uhr, Ankunft 12.00 Uhr) mit Kurzski und Fellen, Gesamtzeit Basislager—Gipfel—Basislager 20 Std. Drei erste Versuche scheiterten an schlechtem Wetter. Danach ging Georges zur Annapurna. Von den anderen drei Frühlings-Expeditionen erreichte nur der Koreaner Um Hong-Gil mit einem Sherpa den Gipfel.

Vert 9/10 / 97, High 167

Im Herbst waren sechs Expeditionen am Berg, drei waren erfolgreich. Eine großartige Leistung brachte der Holländer Bart Vos, der die Ostwand im absoluten Alleingang ohne Unterstützung durchkletterte. Fünf Tage lang kletterte er in der Wand über gut 60° steiles Eis und Kombigelände; nach einer Nacht auf 8100 m erreichte er den Gipfel am 17. Oktober und tags darauf das Basislager. Den Normalweg packten ein Russe und vier Teilnehmer der kommerziellen Expedition von Edi Koblmüller aus Österreich, darunter Koblmüller selbst und sein Sohn.

High 175

#### **Api-Nampa-Massiv (Westnepal)**

Einer hervorragend besetzten slowenischen Expedition gelangen drei Erstbesteigungen. Dusan Debelak, im Sommer an der Chacaraju Westwand erfolgreich, und Janko Meglic durchstiegen die 2600 m hohe Südostwand (TD+, 55°, Stellen 90°, V+) des Api (7132 m). Dafür brauchten sie sechs Tage vom Basislager und wieder zurück (31.10.—5.11.). Matic Jost und Peter Mezmar benötigten fünf Tage für die Südwestwand (2000 m, TD, Eis bis 85°) des Nampa (6755 m) mit Abstieg über den Westgrat. Die Erstbesteigung des Bobaye (6808 m) gelang Tomaz Humar, der im Frühling an der Ama Dablam erfolgreich war, in vier Tagen Gesamtzeit. Die 2500 m hohe Nordwestwand, die er im Auf- und Abstieg beging, bot Eiskletterei bis 80° Steilheit. Jede der Alpinstil-Begehungen ist für sich schon eine starke Leistung, die Expedition im gesamten gehört zum bemerkenswertesten des Jahres 1996. Ärgerlich für das Team war das Verhalten der nepalesischen Behörden: um Touren zu niedrigeren Gipfeln zu fördern, hatten die Beamten versprochen, nur die Gebühren für den Api zu verlangen. Als die Gruppe in Kathmandu ankam, knöpfte man ihnen die Gebühr für jeden Gipfel ab und verlangte von ihnen, drei Verbindungsbeamte mitzunehmen.

High 175

#### **Indien**

##### **Sikkim**

Eine amerikanisch-englische Expedition bekam erstmals nach vielen Jahren die Erlaubnis, die indisch-tibetische Grenzregion zu bereisen, die wegen Konflikten zwischen Indien und China lange für westliche Bergsteiger gesperrt war. Von der politischen Entspannung profitierten die Engländer Phil Bartlett, Paul Crowther, Julian Freeman-Attwood, Lindsay Griffin und Doug Scott sowie die Amerikaner Mark Bowen, Mike Clarke und Skip Novak. Der heftige und späte Monsun hatte die Berge mit Wäuchten wie in Südamerika überzogen, anhaltend schlechtes Wetter erschwerte die Kletterei zusätzlich. Bartlett und Griffin konnten den Gurung (5691 m) und den Punkt 5350 m erstbesteigen, gemeinsam mit Freeman-Attwood, Bowen, Novak, Scott und dem Inder Balwant Sandhu (L.O.) erreichten sie außerdem erstmals den Gipfel des Chombu East (5745 m). Bei diesen Touren spähten sie die Zugänge zu ihren eigentlichen Zielen aus, dem Chombu (6362 m), dem „Matterhorn von Sikkim“, und dem Gurudongmar (6715 m). Dauerschneeefall und Lawinengefahr verhinderten dort einen Erfolg. Das Gebiet ist mittlerweile für Expeditionen geöffnet, es gibt Massen von Erstbesteigungs- und -begehungsmöglichkeiten, sogar unbestiegene Siebtausender. Allerdings muß man zwei Verbindungsbeamte mitnehmen, und es besteht die Gefahr, daß ein Militär vor Ort die Genehmigung zurückzieht.

High 174

#### *Reinfall am Siachen-Gletscher*

Opfer eines der unnötigsten Kriege der Welt wurde eine Gruppe, die der Inder Harish Kapadia organisiert hatte. Sie hatten die Genehmigung des Indischen Verteidigungsministeriums, im Siachen-Gebiet bergzusteigen. Der Plan einer Erstbesteigung des Chung Kumdan II (7004 m) wurde wegen Zeitverzug aufgegeben; als die Gruppe dann den Siachen-Gletscher erkunden wollte, entzog ihnen die Armee ihre Genehmigung. Ein Protestbrief ans (eigentlich übergeordnete) Verteidigungsministerium wurde bis Redaktionsschluß nicht beantwortet. Arch, High 174

#### Garhwal Himalaya

##### **Nanda-Devi-Gruppe**

###### *Changabang, 6864 m*

Ein starkes englisches Team, bestehend aus Julie-Ann Clyma, Brendan Murphy, Roger Payne und Andy Perkins, versuchte sich an der 1400 m hohen, beeindruckend steilen Nordwand des „Dunklen Kristalls“. In zwei Anläufen erreichten sie nach drei Tagen über teils senkrecht Eis und schweres Kombigelände das zentrale Eisfeld auf etwa 6200 m Höhe, von dem sie glaubten, in weiteren drei Tagen den Gipfel erreichen zu können. Doch Andy Perkins erkrankte an salmonellenbedingtem Durchfall — die Gruppe kehrte um. Die Changabang-Nordwand dürfte eines der schönsten Probleme im gehobenen Niveau sein. Arch

###### *Nanda Devi East, 7434 m*

Eine koreanische Expedition brachte über den Südgrat zwei Teilnehmer und zwei Sherpas zum Gipfel. High 174

##### **Gangotri-Gruppe**

###### *Shivling, 6543 m*

Eine deutsche Gruppe mit Rainer Pircher, Walter Hölzler, Minoru Ottsuki und Walter Hadersdorfer hatte eigentlich den Ostpfeller im Sinn gehabt. Wegen Problemen im Team begingen sie dann aber den deutlich leichteren Westgrat (III+, 70°) in getrennten Seilschaften. Den Gipfel erreichten sie am 22. bzw. 23. August. Hölzler und Pircher brauchten nur knapp zwei Tage, mit Biwak auf 5100 m, vom Basislager (4200 m) zum Gipfel und zurück. Zwei Mitglieder einer neunköpfigen koreanischen Gruppe erreichten den Gipfel ebenfalls über den Westgrat. Arch, High 174

Die zweite Begehung des sehr schweren Ostpfellers (erstbegangen 1981 von Scott, Child, Bettembourg und White in 13 Tagen) gelang im September den Amerikanern John Bouchard und Mark Richey. Für die etwa 1500 Höhenmeter mit langwierigen Gratstrecken und schwerer Kletterei (V-VI) benötigten sie im Alpinstil nur sechs Tage. Abstiegsroute war der Westgrat. Cli

###### *Chaturangi III / Pico Toledo, 6393 m*

Die Erstbesteigung dieses Sechstausenders gelang einem Mitglied einer zehnköpfigen baskischen Expedition über Firn bis zu 70° Steilheit und verwächtete Grate, im Alleingang von Lager II auf 5600 m. Des 120, High 174

###### *Chaukhamba II, 7068 m*

Die zweite Besteigung, und auf einer neuen Route über den Nordwestgrat, führte zwei Koreaner aus einem neunköpfigen Team am 14. Mai auf den Gipfel über dem Gangotri Gletscher. High 174

#### Westlicher Garhwal

##### **Swagarchini II, 6247 m**

Eine indische Gruppe aus Uttar Pradesh erreichte am 2. September, vermutlich über den Westgrat, den Gipfel, der in einem

Gebiet mit einem großen Potential für Neutouren liegt. High

#### Ladakh

##### *Kang Yissay, 6400 m*

13 Österreicher beschäftigten sich mit der steilen, eisigen Nordwand zum Westgrat des Hauptgipfels der Kang-Yissay-Gruppe. Der Gipfel liegt über dem Marka Tal südöstlich von Leh. Am 4. Juli erreichten Helmut Pihoda, Ang Nima Shi und Dharam Kirti den Gipfel. Expeditionsleiter war Johann Fischlmaier. High 174

#### Rupshu-Gebiet

##### *Shara Shuwa, 6236 m*

Die erste europäische Gruppe im Rupshugebiet war ein zehnköpfiges österreichisches Team unter Leitung von Gertrude Öhlmüller. Sie und Vera Lindenberg, Annelies Ascharbl und Leo Graf erreichten den Gipfel am 27. bzw. 28. Juli über die Ostflanke. Es war die zweite Besteigung des Gipfels. High 174

#### Panjab-Himalaya

##### **Spiti**

###### *Kangla Tarbo II, 6120 m*

Den zweithöchsten Gipfel der westlichen Spitigruppe konnten Anrup Dorje und Surojit Mondal aus Indien erstbesteigen. Trotz einsetzenden Schneefalls stiegen sie von einem Sattel zwischen Kangla Tarbo I und II (5900 m) in einer Stunde zum Gipfel. Auf den höheren, schwierigeren Kangla Tarbo I verzichteten sie wegen des schlechten Wetters. High 174

#### Suvita-Tal

Eine Gruppe der Calcutta Rock Climbing School unter Leitung von Rajani Rakshit konnte einige Erstbesteigungen im Spiti-Gebiet einsacken: Fluted Peak (6139 m), Dongrimo (6160 m), Lagbhor-che (5980 m), Loushar (6040 m), Num Themga (6024 m) und weitere Gipfel über 5900 m. High 174

#### Lahu-Gebiet

Auch in dieser indischen Region gibt es noch genügend Neuland: Javier Alonso und Roman Baskunana konnten den Tindurasi (6004 m) erstbesteigen, drei Italiener einen unbenannten Gipfel mit 5920 m Höhe. Drei Inder erreichten den 6164 m hohen Gangtang, während am KR 4 (6340 m) drei Japaner erfolgreich waren. Diese beiden Gipfel zählen nur etwa eine Handvoll Besteigungen. Auf den leicht erreichbaren CB 13 (6264 m) stiegen vier Inder, den CB 14 (6078 m) erklommen drei Japaner. Den Kulu Pumori (6553 m) erreichten 27 Teilnehmer einer indischen Frauen-Armee-Expedition — davon waren allerdings nur acht tatsächlich Frauen. Den gleichen Gipfel bestieg eine weitere indische Armee-Expedition, die sieben Mitglieder nach oben brachte. High 174

#### Kulu-Gebiet

##### **Parbati-Tal**

Dieses Tal wurde erst jüngst für Expeditionen geöffnet und bietet Möglichkeiten in Fels und Eis. Eine indisch-amerikanische Expedition konnte fünf Gipfel bis zu 5850 m Höhe besteigen, scheiterte aber am South Parbati Peak (6127 m). High

###### *Kulu Eiger, 5646 m*

Eine extrem schwere Felsroute gelang den Briten Graham Little, Jim Lowther und Scott Muir in der 1900 m hohen Nordwand des Kulu Eiger. Höhe und Name der Wand gleichen dem Namensvetter im Berner Oberland, die Kletterei aber war wesentlich schwerer. Die Route „The Mask“ wurde mit ED, britisch E1 und A1, schottisch 5 bewertet. Dafür brauchten die drei nach zwei vorbe-

reitenden Versuchen von insgesamt vier Tagen noch drei Tage Kletterei, nur mit einem Biwakzelt und ohne Schlafsack. High

### Pakistan

In den pakistanischen Bergen waren 1996 56 Expeditionen aus 14 Ländern mit 409 Bergsteigern unterwegs. 23 Expeditionen gingen an die fünf Achttausender des Karakorum. 11 Bergsteiger und 2 Träger kamen ums Leben. Die Expeditionen brachten dem Land über 400.000 \$ Gebühren und Arbeitsplätze für 4500 Träger, 56 Verbindungsbeamte und 120 Führer, Köche und Hochträger. Mit den Einnahmen aus Trekkinggebühren verdiente Pakistan an den Bergsteigern 420.700 \$, 7435 Personen wurden beschäftigt.

Aus Umweltschutzgründen wurden in diesem Jahr nicht mehr als sechs Genehmigungen pro Saison für jeden Achttausender vergeben. Außerdem nahmen Ausbilder der Armee, des Pakistanischen Alpenvereins und der Adventure Foundation of Pakistan an Kursen der Organisation Mountain Wilderness zum umweltbewußten Bergsteigen teil. Sie sollen nun ihrerseits pakistanische Bergsteiger und Verbindungsbeamte zu umweltgerechtem Verhalten anleiten. Etwa zehn Expeditionen wurden gerügt, weil sie Zelte oder Seile am Berg zurückgelassen hatten; sie mußten insgesamt 2450 \$ Bußgeld zahlen. Bergsteiger beschwerten sich allerdings darüber, daß die Strafen unangemessen hoch gewesen seien — so mußte eine Expedition, die wegen extremer Lawinengefahr 200 m Fixseil nicht mehr bergen konnte, 500 \$ Strafe zahlen.

### Kashmir Himalaya

#### Nanga-Parbat-Gruppe

*Nanga Parbat, 8125 m*

Am 1. September komplettierte Krzysztof Wielicki mit einem Alleingang durch die Diamirflanke (Kinshofer-Route) als fünfter Mensch die vierzehn Achttausender, nur 20 Tage nach dem K2. Es war die einzige Nanga-Besteigung der Saison. Wielicki war offizieller Expeditionsleiter einer zehnköpfigen internationalen Gruppe; solange er selbst am K2 unterwegs war, führte Jacek Berbeka das Team. Dabei gab es ständig Streit mit Trägern und Personal, drei Teilnehmer gingen vorzeitig heim. Auch Berbeka verließ das Lager mit einem großen Teil des Bargelds, noch bevor Wielicki auftauchte. Dieser brauchte insgesamt nur sieben Tage für seinen Erfolg, von Chilas zum Gipfel und zurück. Zwei Rumänen wurden beim Abstieg von einer Lawine verschüttet, nachdem sie 8000 m Höhe erreicht hatten. High 172

### Karakorum

*Kuti Dorkush, ca. 6000 m*

Die zweite Besteigung des Kuti Dorkush, nördlich des Sat Marao Gletschers, gelang einer britischen Frauenexpedition. Annabelle Barker, Penny Clay, Janet Vince und Mary Twomey erreichten durch ein 300-m-Couloir den Südwestgrat und über ihn den Gipfel (Schottisch I/II, Eis bis 50°). High

### Baltoro Mustangh

*K2, 8611 m*

Ungewöhnlich viele Bergsteiger konnten den zweithöchsten Berg der Erde besteigen: 29 Personen, darunter allein 13 Teilnehmer zweier japanischer Expeditionen. Krzysztof Wielicki (Polen) erreichte seinen dreizehnten Achttausender über den Nordgrat von China aus, außerdem zwei Italiener, zwei weitere Polen, zwei Russen und Carlos Buhler (USA). Der Russe Igor Benkin überlebte den Aufstieg nicht. Eine italienische Expedition stellte einen 2 m hohen Laser-Reflektor auf den Gipfel, um die Höhe des K2 exakt bestimmen zu können. Der Italiener Lorenzo Mazzoleni stürzte beim Abstieg in der Nähe des Flaschenhalses tödlich ab. Eine

deutsche Gruppe mit Falk Liebstein als Leiter erreichte auf dem Normalweg 7000 m Höhe. High 172

### Gasherbrum I, 8068 m

Sechs Expeditionen versuchten sich am GI; fünf Engländer, drei Japaner und vier Spanier erreichten am 10. und 11. Juli den Gipfel. Die beiden Spanier Manuel Alvarez und Alfonso Juez kamen beim Abstieg vom Gipfel in einen Schneesturm. Sie stürzten öfters, verloren drei ihrer vier Pickel und Alvarez verletzte sich an Rücken und Auge. Sie erreichten Camp 3 (7150 m), dort hielt sie der Schneesturm sieben Tage lang gefangen. Hilfsteams von unten konnten sie wegen Lawinengefahr nicht erreichen. Nach sieben Sturmtagen konnten die beiden endlich absteigen, aber dreißig Meter über dem Hilfsteam riß ein Fixseil. Juez konnte sich selbst bremsen, Alvarez stürzte 300 m ab und starb.

Eine großartige Leistung gelang dem Franzosen Jean-Christophe Lafaille: Am 27. Juli verließ er um 22.30 Uhr Lager 1 (5900 m) am benachbarten Gasherbrum II (8035 m) und stürmte in 11:20 Std. die 2100 Höhenmeter zum Gipfel. Danach stieg er zum vorher eingerichteten Lager 2 (6400 m) ab und am nächsten Tag zu Lager 1, wo er sich erholte, aß und trank. Am 29. Juli um 23 Uhr ging er von dort los zum Gasherbrum I. Er kletterte durch die 1000 m hohe Nordwestwand, rechts der Messner-Habeller-Route von 1975, mit Eis bis 75° Steilheit, und stellte auf etwa 7400 m sein Zelt auf. Wegen starkem Wind stieg er dann ab zum Lager 3 (7150 m), wo er sich in den Zelten der anderen Expeditionen erholte; um 23 Uhr startete er zum Gipfel des GI, den er am Morgen erreichte. Abends war er zurück im Basislager. Die Solobesteigung zweier Achttausender innerhalb von vier Tagen ist eine der stärksten Leistungen der Himalayasaison 1996 — doppelt so schnell wie Messner und Kammerlander 1984 bei ihrer Überschreitung der beiden Gasherbrums. High 171

### Gasherbrum II, 8035 m

Sechs Expeditionen versuchten sich am Berg, alle auf dem Normalweg. Drei Koreaner, ein Ukrainer, drei Spanier, eine Amerikanerin und der Engländer Alan Hinkes erreichten am 24. bzw. 29. Juli den Gipfel. Hinkes hatte am 10. Juli den GI bestiegen, außerdem im Frühling den Everest, und kann nun seinen Sponsoren acht 8000er-Erfolge vorzeigen. Die restlichen sechs, darunter Kantsch, Lhotse und Makalu, glaubt er mit genügend Sponsoring und Glück in einem Jahr abknipsen zu können. Die beiden Achttausender GI und GII konnte auch der 29jährige Spanier Inaki Ochoa besteigen. Für den GI brauchte er 36 Std. vom Basislager. High 171, Cli 165

### Broad Peak, 8047 m

Sechs Expeditionen versuchten sich am Broad Peak, doch wegen extrem schlechter Verhältnisse — bis zu eineinhalb Meter Neuschnee — blieben fast alle erfolglos. Nur Koreaner erreichten den Gipfel, aber nicht mehr das Basislager. Han Dong-Keun und Yang Jae-Mo ließen ihren Partner Lin Sun-Taek am Vorgipfel mit Verdacht auf Hirnödem zurück (!) und wühlten sich zum Hauptgipfel, den sie um 17.30 Uhr am 23. Juli erreichten. Um 19.30 begann ein Schneesturm. Erst bei Nacht erreichten die beiden völlig erschöpft ihren Partner wieder, um 23.00 Uhr funkten sie zum letztenmal ins Basislager. High 171

### Trango Tower, 6239 m

Die drei Japaner Toshi Kikuchi, Takeshi Nagano und Tatsuo Shinohara kletterten die Jugoslawenroute in der Südwand; versteinerte Risse zwangen sie, teils technisch zu klettern (5.10, A2, frei IX-). In der benachbarten Kurtyka/Loretan-Route waren die Koreaner Hwan Heo, Mun Jong-Kuk und Sin Jong-Seo erfolgreich. High 172

### *Shipton Spire, ca. 5800 m*

Der Granitfelsen in der Nähe des Uli Biaho über dem Trangogletscher wurde erstbestiegen von Charles Boyd, Greg Child und Greg Foweraker. Die 36 SL lange Route durch die 1200 m hohe Südostwand bot Schwierigkeiten bis 5.11 und A4 bei mäßigen objektiven Gefahren, die Felsqualität wurde mit dem El Capitan verglichen. Das Team legte 600 m Fixseile und benötigte insgesamt 20 Klettertage bis zum Gipfelerfolg am 28. Juli. High 171

### **Panmah Mustagh**

#### *Ogre, 7285 m*

Nur einen Tag unter dem Gipfel scheiterte eine englische Expedition am Südostpfeiler des unbestiegenen Ogre-Ostgipfels. Matt Dickinson und Al Powell hatten von einem Sattel (5650 m) oberhalb des Choktoi-Gletschers in vier Tagen den 700 m hohen Felspfeiler erstiegen (E1/A2) und in weiteren zwei Tagen über kombiniertes Gelände (bis schottisch VI) 6900 m erreicht. Der Schlußanstieg zum Gipfel erschien hart, aber möglich — doch Sturm und dann 2 m Neuschnee verhinderten weitere Versuche. High 171

### *Latok I, 7145 m*

Der 2400 m hohe Nordpfeiler wird oft als Walkerpfeiler des Karakorum bezeichnet. Die Briten Brendan Murphy und Dave Wills erreichten in vier Tagen im Alpinstil eine Höhe von ca. 6700 m, dann brach beim Schaufeln eines Biwakplatzes ein Schneepilz zusammen und riß Wills' Rucksack mit Zelt, Schlafsack und Kocher ins Tal. Weitere Versuche scheiterten an Wetter und Gesundheit. High 171

### *Peak ca. 5400 m*

„Inshallah — die Traunsteiner Biafo-Expedition“, führte fünf junge Kletterer aus Traunstein und Teisendorf ins Baltoro-Gebiet. Bernd Illguth, Christian Schultes, Martin Grziwatsch, Florian Siemer und Markus Aigenherr konnten am Nordpfeiler eines unbenannten Gipfels (ca. 5400 m) eine neue Route von 30 SL mit Schwierigkeiten bis zum siebten Grad eröffnen. Der Routenname „No rope, no hope“ deutet Probleme an: Wegen Fixseilmangel mußten sie einmal 6 Tage im Basislager aussitzen; der Gipfel wurde dann wegen Zeitmangel und kompliziertem Gelände nicht erreicht. Der Alpenverein hatte das Unternehmen bezuschußt. Arch

### *Ogre's Thumb, ca. 5600 m*

Der Italiener Maurizio Giordani eröffnete gemeinsam mit Mauro Fronza und David Jonathan Hall (GB) eine neue Route durch die rund 1000 m hohe Südwestwand. Vom 8.—11. Juli kletterten sie die 33 steilen SL mit Schwierigkeiten bis VII+ und A3, die Route nannten sie „Via del Popo“. High 171

### **Hispar Mustagh**

#### *Redakh Brakk, ca. 6000 m*

Drei Erstbesteigungen gelangen den Engländern Bill Church, Tony Park, Colin Wells und Dave Wilkinson in einer Berggruppe südlich des Hispargletschers, die sie von Skardu über Arandu erreichten. Vom Basislager auf dem Kero Lungma Gletscher bestiegen sie den Tsuntse Brakk (5000 m, PD), 1 SL schottisch III), den Goma Brakk (5200 m, F) und den Redakh Brakk (ca. 6000 m, AD+). Danach erkundeten sie das unbekannte Gebiet und konnten bestehende Karten korrigieren. High 172

### *Laila Peak, 6096 m*

Der Laila Peak im Hushe-Tal, Titelbild des AV-Jahrbuchs 1984, ist vielleicht einer der schönsten Berge der Welt. Der Italiener Oreste Forno (44) jedenfalls hält ihn für den schönsten Berg Asiens; er

leitete die Expedition, die die schlanke Nadel erstmals mit offizieller Erlaubnis bestiegen hat. Paolo Cavagnetto, Fabio Lacchini, Giovanni Ongaro, Guido Ruggeri und Camillo della Vedova konnten den Gipfel am 2. bzw. 3. Juli über die Westseite des Nordgrates erreichen. In 10 bzw. 12 Std. erkletterten sie die 1450 m hohe Wand mit zwei SL vereistem Fels (V) und 55° steilem Firn und Eis. Den Rückweg nahmen beide Seilschaften über den Nordwestgrat (10 Abseilstellen). Der Laila Peak wurde vorher schon mindestens dreimal illegal bestiegen: durch Engländer (1987), Deutsche und Schweizer. High 171

### **Batura Mustagh**

#### *Ultrar Sar, 7388 m*

Die erste Besteigung dieses Berges über Karimabad im Hunzatal — einer der höchsten unbestiegenen Gipfel der Erde — gelang den Japanern Akito Yamazaki und Kiysh Matsuka am 21.7. von der Nordseite. Yamazaki starb beim Abstieg an Erschöpfung und Höhenödem. Zehn Tage später, am 31.7., erreichte eine zweite japanische Expedition den Gipfel über den Südgrat. Ken Takahashi, Tsutsumi Nobuo, Ando Masayuki, Saito Wataru und Hoshino Ryushi hatten über 2000 m Fixseil verlegt. 200 m davon konnten sie wegen ständigem Steinschlag nicht mehr bergen; dafür mußten sie 1000 \$ Umweltbuße zahlen. High 171

### *Chukutan Peak, 6294 m*

Die Erstbesteigung des auch Girdindal Peak genannten Berges über den Barpu- und Yengutz-Har-Gletschern gelang den Spaniern José Bañales, Mikel Fernández, Javier Mugarra, Iñaki Peribañez, Carlos Reina und Lorena Tejada über die Ostseite. Außerdem konnten sie einen weiteren, ca. 6100 m hohen Nachbargipfel erstbesteigen. High 171, Des 121

### *Pute Towers, 5500—6000 m*

Die Felstürme, die vom Südgrat des Hachindar Chhish ins Hunzatal ziehen, bieten ein interessantes Klettergebiet mit allgemein gutem Granit. Tom Goodwin, Pete Scott (Neuseeland), Johan Gouws (Südafrika), Sam Stacey und Peter Thompson (USA) erforschten sechs Wochen lang die Region und verbuchten einige Neorouten. Ihnen gelangen die Erstbesteigung des Dritten Turmes (ca. 5800 m) durch ein Eiscouloir und Kombigelände; sie erreichten den Batokshe (ca. 6000 m) südlich des Batura II; Goodwin, Gouws und Thompson erstiegen den Gutum Talji (ca. 5500 m) über den Westgrat (Eis bis 60°). High 171

### **Rakaposhi-Gruppe**

#### *Spantik, 7027 m*

Eine zwölfköpfige kommerzielle Expedition, geleitet vom Österreicher Peter Wörgötter, war am Normalweg über den Südwestgrat erfolgreich. High 172

### **Hindukusch**

#### *Shakhaur, 7116 m*

Als selbständige Kleingruppe waren Alfred Fendt aus Sonthofen und der Österreicher Gerhard Gritsch am Westpfeiler des Shakhaur unterwegs. Vom Basislager (4630 m) aus errichteten sie ein Camp auf 5620 m und stiegen dann in vier Tagen zum Gipfel und wieder zurück. Zwischen 5000 und 6000 m überwanderten sie Eistrinnen bis zu 55° Steilheit und Fels bis III, danach gab es keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr. Die neue Route soll objektiv sicher und lohnend sein. Arch

### *Istor O'Nal, 7403 m*

Die Jubiläumsexpedition „50 Jahre ÖAV Sektion Edelweiß“ versuchte sich am Istor O'Nal, der zwischen Tirich Mir und Noshag liegt. Die Route durch die Südwestwand, zum Teil auf der Linie

von Kurt Lapuch (1957), erwies sich als sehr eisschlag- und lawinengefährdet; Probleme mit dem einheimischen Personal erschwerten das Unternehmen zusätzlich. Dennoch konnten Walter Strauß und Norbert Bannert am 24. August den Gipfel erreichen. Florian Mittermayer, Wolfgang Neumüller, Alexander Göllés, Roland Maruna (Leiter) und die 17jährige Anita Maruna mußten am 26.8. knapp unter dem Gipfel wegen Erfrierungen eines Teilnehmers umkehren. R. Maruna zu den Gefahren der Aufstiegsroute: „Von einer weiteren Wiederholung rate ich dringend ab.“ Roland Maruna

## Tibet

### Mount Everest, 8846 m

Die erste Skiabfahrt vom höchsten Gipfel der Erde und der schnellste Aufstieg von Tibet ohne Flaschensauerstoff gelang dem Südtiroler Hans Kammerlander am 24. Mai. Inklusiv einem zweistündigen Zwischenstop in einem Lager auf 7800 m brauchte Kammerlander nur 17 Std. vom vorgeschobenen Basislager (ABC, 6400 m) zum Gipfel. Die Abfahrtschänge vom Gipfel waren 40° steil, zwischen 8600 und 8000 m allerdings stark ausgeapert, so daß Kammerlander über insgesamt 250 Höhenmeter die Ski tragen mußte. Trotzdem bleibt seine Aktion mit die markanteste Leistung der Himalayasaison 1996. Die Abfahrt dauerte nur 6:30 Std., der gesamte Trip also nur 24 Std. ab ABC.

J. Nyka, Alp 9/96

Ein oft versuchtes Problem konnte eine große russische Expedition lösen: das Nordnordostcouloir, das mit einer Durchschnittsneigung von 65° neben dem klassischen Nordgrat hinaufzieht. Der Durchstieg zum Gipfel gelang Petr Kuznetsov, Valeri Kokhanov und Grigori Semikolenkov am 20. Mai; sie verwendeten Flaschensauerstoff für die letzten Meter. High 167

Eine vom DAV bezuschulte Expedition mit 13 Sachsen und einem Hamburger, geleitet von Götz Wiegand aus Dresden, versuchte im Frühling den Everest-Nordanstieg. Drei Teilnehmer kamen ohne Flaschensauerstoff auf 8500 m, entschlossen sich aber wegen Zeit- und Kraftmangel zur Umkehr. Der vielleicht wertvollste Erfolg: die Rettung eines japanischen Bergsteigers aus 7900 m Höhe. Fast zwei Dutzend andere Bergsteiger erreichten den Gipfel, unter ihnen der Italiener Fausto de Stefani, dem jetzt nur noch Kantsch und Lhotse zur 14er-Sammlung fehlen. Der 53jährige Sherpa Pemba Tshering stellte einen Altersrekord für Sherpas auf Achttausendern auf. Arch, High 167

Im Herbst erreichte die Indonesierin Clara Sumarwati mit fünf Sherpas den Gipfel, während der starke Schweizer Jean Troillet sowohl mit seinem Plan einer Snowboardabfahrt durchs Hornbeincouloir als auch mit einem Besteigungsversuch scheiterte. High 175

### Shishapangma, 8027 m

Norbert Joos erreichte als Leiter einer kommerziellen Expedition am 1. Mai den Zentralgipfel (8008 m) und ging von dort alleine weiter zum Hauptgipfel — sein zehnter Achttausender. Vier Teilnehmer seiner Gruppe erreichten den Zentralgipfel. Die Slowaken Stefan Sluka und Peter Sperka erreichten am 1. Mai den Hauptgipfel auf der Route der chinesischen Erstbegeher; Sluka fuhr mit Ski ab und ist seither verschollen. Hans Kammerlander führte eine Gruppe und akklimatisierte sich dabei für den Everest; er und ein Teilnehmer erreichten den Zentralgipfel. Weitere Erfolge hatten im Frühling eine französische und zwei kommerzielle deutsche Gruppen (IMC und Amical Alpin). Vier IMC-Teilnehmer erreichten den Hauptgipfel, vom Amical-Team kam

Ralf Dujmovits zum Zentralgipfel und Anton Buhl, der mit 60 Jahren und einem Tag der älteste Shishapangma-Besteiger war. Alberto und Felix Inurrategi erreichten gemeinsam mit Josu Bereciartua am 11. Oktober nach zweitägigem Aufstieg über die Engländeroute der Südwand (60°) den Gipfel; den Abstieg nahmen sie über die gleiche Route. Die beiden baskischen Brüder haben jetzt jeweils sieben Achttausender bestiegen, darunter die sechs höchsten, alles ohne Flaschensauerstoff. Ihre Teamkollegen Juanito Oiarzabal und José Luis Zuloaga gerieten in eine Lawine, die Zuloaga tötete. Des, High 175

### Qomo Lahari, 7326 m

12 Chinesen und 12 Japaner haben nach chinesischen Angaben den Grenzberg zwischen Bhutan und Tibet über den Südostgrat bestiegen. Ob es sich dabei um den heiligen Berg Chomolhari (7315 m) handelt, ist nicht geklärt. High 175

### Cho Oyu, 8153 m

14 Expeditionen drängelten sich im Frühjahr am Normalweg des Cho Oyu, 60 Teilnehmer aus 12 Teams erreichten den Gipfel des wohl beliebtesten Zieles kommerzieller Unternehmungen. Fritz Zintl, einer der großen deutschen Höhenbergsteiger, starb als Leiter einer DAV-Summit-Club-Expedition im Basislager an einer Infektion. Die Schweizer Bruno Hasler und Christian Zinsli aus der IMC-Gruppe unter Leitung von Erhard Loretan erreichten den Gipfel und drei Wochen später die Shishapangma. Sechs Teilnehmer des Amical-Alpin-Teams kamen mit dem deutschen Bergführer Andi Kraus zum Gipfel, darunter der 59jährige Anton Buhl, der einen Monat später den Shishapangma-Zentralgipfel besteigen konnte. Erich Gatt und sein Sohn Stefan aus Österreich brachten neun Teilnehmer ihrer kommerziellen Expedition zum Gipfel — und einen mit Wadenbeinbruch von 7500 m Höhe ins Basislager. Der Amerikaner Russel Brice benötigte am 16. Mai nur 11 Std. bis zum Gipfel und war innerhalb von 24 Std. wieder zurück im Basislager. High

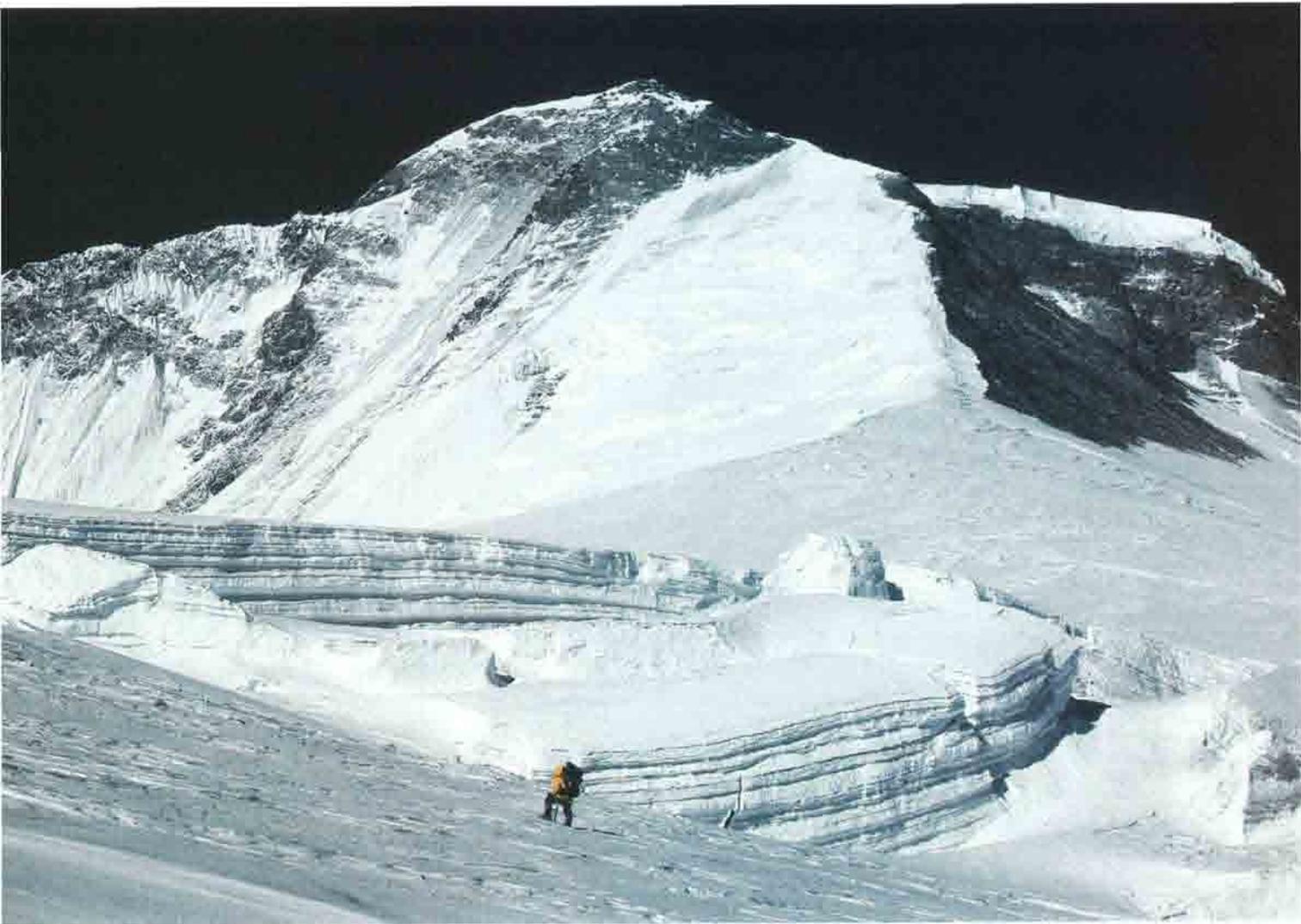
Im Herbst versuchten sich 20 Expeditionen am Achttausender mit der höchsten Erfolgsrate. Nur fünf davon scheiterten, 75 Personen erreichten den Gipfel, darunter der 16jährige Amerikaner Mark Pfetzer. Zwei Bergsteiger kamen ums Leben. Am 28. September erreichten der Spanier Óscar Cadiach und Sebastian Rucksteiner aus Österreich auf einer neuen Route über die Nordostwand und den NNO-Grat den Gipfel. Die Route „Free Tibet“ führt durch bis zu 65° steiles Eis- und Kombigelände; die beiden brauchten zwei Biwaks im Aufstieg und eines im Abstieg. Luis Rafols und Toni Tovar aus dem gleichen Team wiederholten den Anstieg mit einem Biwak, erreichten aber wegen Nebel nur 8000 m Höhe. Des 125, High 175

### Pasang Lhamu Peak, 7351 m

Der erst jüngst freigegebene Gipfel im Südwestkamm des Cho Oyu wurde im Herbst 1996 erstbestiegen. Zwei Japaner, zwei Franzosen und drei Sherpas erreichten den Gipfel über den verwächten Nordwestgrat. Der Gipfel hieß früher Jasamba und wurde nach der nepalesischen Bergsteigerin benannt, die 1993 beim Abstieg vom Everestgipfel ums Leben kam. High 175

### Ratna Chuli, 7035 m

Die Erstbesteigung des Siebentausenders an der tibetisch-nepalesischen Grenze, nördlich des Manaslu, erforderte vielleicht mehr diplomatisches als bergsteigerisches Geschick. Er war nicht auf den Listen der offiziell zugänglichen Berge, doch eine japanische Gruppe konnte sich eine Genehmigung beschaffen, vielleicht anlässlich des vierzigsten Jubiläums der diplomatischen



Beziehungen der beiden Länder. Die gemeinsame japanisch-nepalesische Expedition brachte über den langen, aber technisch einfachen Westgrat jeweils acht Japaner und Nepali zum Gipfel.  
High 175

## China

### *Mustagh Ata, 7546 m*

Der Gipfel, der auch gerne von kommerziellen Expeditionsveranstaltern besucht wird, war Ziel zweier Unternehmen von Alpenvereinssektionen: Eine Gruppe aus Berlin und eine aus Nürnberg, die beide aus dem Expeditionsetat des DAV bezuschußt wurden, waren erfolgreich. Beim Aufstieg wurden in beiden Gruppen teilweise Ski benutzt.  
Arch

## GUS

### **Tien Shan**

#### *Alpinist, 5492 m*

Eine deutsch-französisch-russische Gruppe war in der Koksha Alatao-Gruppe im Tien Shan unterwegs. Olivier Renault, Alexis Dechamps, François Onimus, Gesa Wehenmeyer, Kai Wurster und Jürgen Christ hatten ihren Ausflug mit den russischen Freunden per e-mail vorbereitet. Der Gruppe gelang eine Neutour mit Fels bis V+/A0 und Schnee an einem Berg namens Alpinist (5492 m) und die erste Besteigung eines 5030 m hohen Gipfels an der Grenze Kirgisien / China. Der Gipfel wurde Pic de l'Entraide (Berg der gegenseitigen Hilfe) genannt.  
Kle 4/97

#### *Khan Tengri, 6995 m*

Die dritte Begehung des Nordgrates (nach 1964 und 1970) gelang den Kasachen Vladimir Subiga, I. Berkin, D. Chumakov, Dmitri Grekov, M. Mihailov, A. Molotov und A. Serduk im Alpinstil innerhalb von sechs Tagen für Auf- und Abstieg. Grekov, Mihailov, Molotov und D. Muraviev hatten zwei Wochen vorher den Pic Grudzinski (6370 m) in vier Tagen über eine neue Route mit bis zu 55° steilem Eis bestiegen.  
High 173

## Pamir-Alai-Kette

### **Muzkol-Gruppe**

In der selten besuchten Muzkol-Gruppe im Pamir, an der Grenze zu China, gelangen einer 13köpfigen Gruppe (8 Westeuropäer, 5 Russen) fünf Erstbesteigungen: Gipsovy (5918 m), Snow Leopard Peak (5875 m), Ximena (5422 m), Shattered Point (5320 m) und Grud (4937 m) wurden vom 5000 m hoch gelegenen vorgeschobenen Basislager über mäßig schweres (PD—AD) Terrain erreicht. In der Nordwestwand des Dvuglavny (6148 m) gelang Andrew Wielochowski und Mark Richard eine anspruchsvolle Neutour über steiles Eis (TD-). In dem Gebiet gibt es Gipfel bis 6200 m Höhe und bereits einige anspruchsvolle Routen.  
High 171

## Altai — Alpinismuswettbewerb

Die früher in der Sowjetunion üblichen Alpinismuswettbewerbe werden auch nach dem Zerfall der Großmacht noch ausgetragen; nach wie vor werden dabei die hochwertigsten Routen erstbegangen. 1996 fand ein Wettbewerb im Altai-Gebirge statt, als Standort wurde der Ak-kem-Gletscher gewählt. In den Nordwänden des Pik Delone, des Bielukha (4506 m) und des Altai Crown (4167 m) wurden fünf harte Neutouren begangen; dort gibt es nun 16 Anstiege im Alpin-Niveau TD / ED.  
High

## Kaukasus

Die erste Skidurchquerung des Kaukasus von Besingi zum Baksan-Tal gelang den Engländern John Kentish, Steve Jennings und Phil Wickens. Die Route wird mit der Haute Route verglichen, liegt

aber höher und es gibt keine Hütten; deshalb ist sie deutlich anspruchsvoller.  
High 165

## EUROPA

### Alpen

#### *Große Nordwand-Enchainements*

Zwei Enchainements von Frank Jourdan aus Pforzheim bestechen durch ihren Stil und die konditionelle Leistung in extremem Gelände. In den Berner Alpen kletterte Jourdan an einem Tag die Verbindung: Gletscherhorn-N (1000 m, TD+)—Ebnefluh-N im Abstieg (800 m, D/D+)—Mittaghorn—NW (800m, TD)—Großhorn-N (1200 m, TD+)—Lauterbrunnen—Breithorn—Chervetrippe (800 m, TD). Im Wallis verknüpfte er folgende Routen zu einer Tagestour: Dent Blanche-NNO (950 m, ED 1/2) —Dent d'Hérens-N bis Finchtterasse (900 m, TD+)—Matterhorn-N (1000 m, ED 1)—Breithorn-N, Steiner/Gabarrou-Direkte zum Zentralgipfel (850 m, TD)—Breithorn-N/Welzenbach (1150 m, TD).  
High 172

## ALLGEMEIN

### **Die zehn großen Taten**

Das amerikanische Magazin *Climbing* (Nr. 166) hat die „zehn großen Taten“ des Jahres 1996 in den verschiedenen Disziplinen des Bergsteigens zusammengefaßt. Die Auswahl mag subjektiv sein, ist aber gewiß interessant.

#### *Clean Klettern*

Der 16jährige Brite Leo Houlding beging eine der gefährlichsten Routen Englands, Masters Wall (E7 6b, etwa IX+) onsight, in Schuhen, die ihm eineinhalb Nummern zu groß waren.

#### *Bouldern*

Dem Schweizer Fred Nicole gelangen die härtesten Kletterzüge der Welt in seinem Boulder „Radja“ (V14, Boulder 8b+) in Branson, Schweiz.

#### *Big Wall*

Schwer, lang und ewig weit weg von Rettung: „The Great and Secret Show“ (VII, A4x, S.11, WI3) in der Nordwand des Polar Sun Spire in Baffin Island. 39 Tage blieben Warren Hollinger, Mark Synnot und Jeff Chapman in der Wand.

#### *Eis-/Kombiklettern*

„Troubled Dreams“ (M7+) von Alex Lowe wird von Experten als die härteste Kombiroute eingeschätzt, obwohl es schwerer bewertete Wege gibt. Ein Felsdach, etwa neunter Grad, wird mit den Eisgeräten geklettert und dünnes Eis erreicht; ein Sturz endet zehn Meter tiefer auf einer Eisrampe.

#### *Onsight*

Elie Chevieux (CH) onsightete seine zweite 8b+, UIAA X+ „Maldita Maria“ in Cuenca, Spanien, und außerdem drei weitere Zehner-routen.

#### *Sporklettern*

An den Schleierwasserfällen (Tirol) gelang dem Traunsteiner Alex Huber „Open Air“, seine zweite Route, die er mit 9a (UIAA XI) bewertete: 20 m Überhang auf 50 m Routenlänge.

#### *Alpinistil-Expedition*

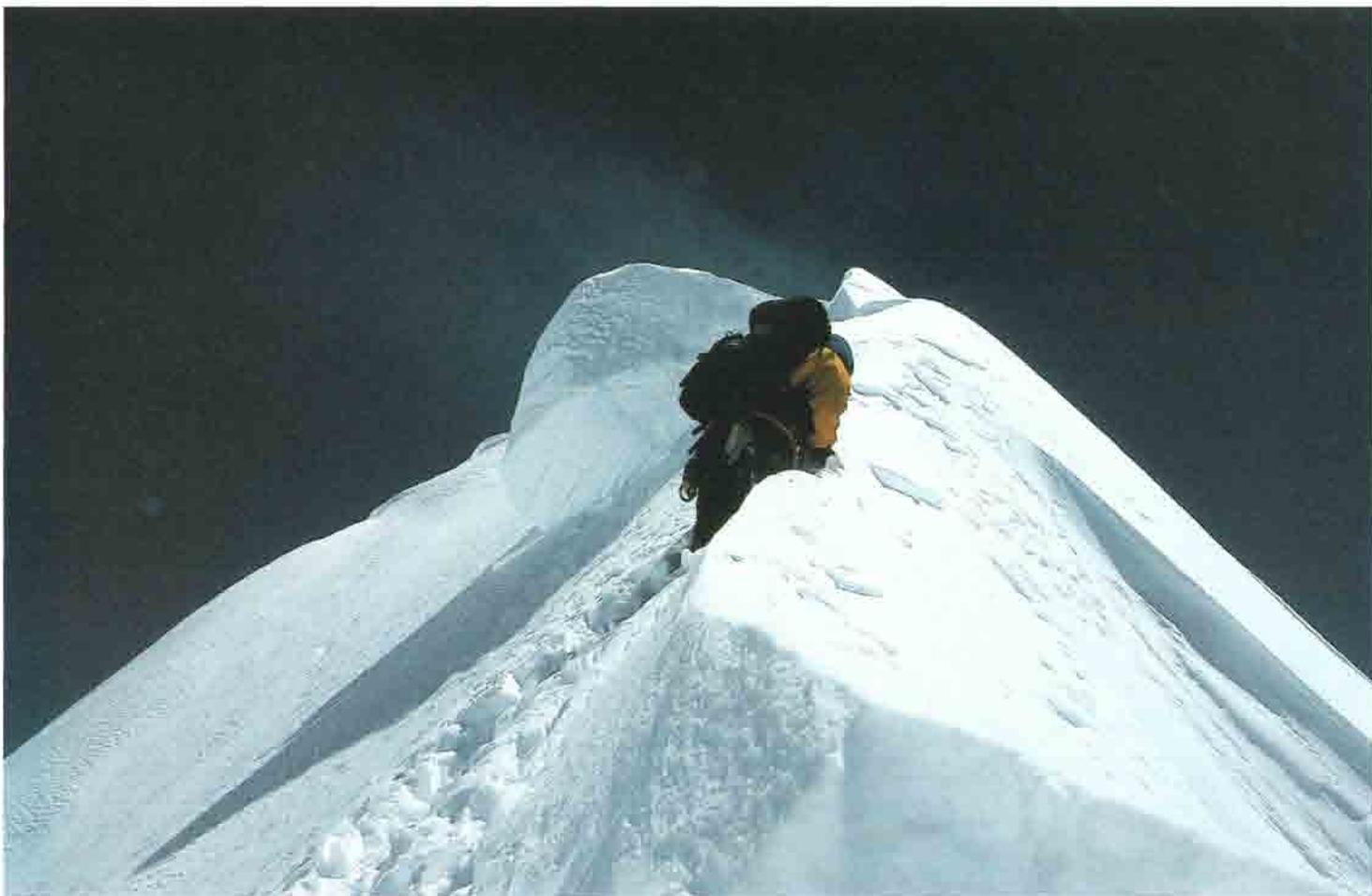
Den Slowenen Vanja Furlan (†) und Tomaz Humar gelang die Direktbegehung der 1650 m hohen Nordwestwand der Ama Dablam (6856 m). Fünf Tage im Alpinstil, Schwierigkeiten bis 90° im Eis, V+ und A2 — so klettert man heute im Himalaya.

#### *Höhenbergsteigen*

Zwei Achttausender in vier Tagen und im Alleingang bestieg der Franzose Jean-Christophe Lafaille: den Gasherbrum I (8068 m) und II (8035 m) im Karakorum.

#### *Wettbewerbsklettern*

Den Weltcup 1996 gewannen die Französin Liv Sansoz und Arnaud Petit, ebenfalls aus Frankreich.



### Frauen an Achttausendern

Bei den ersten Frauenbesteigungen von Achttausendern führen die Französinen die Statistik an, sie haben vier der großen Gipfel auf dem nationalen Konto: Gasherbrum I (8068 m, Marie-José Valencot, 1982), Nanga Parbat (8125 m, Liliane Barrard, 1984), K2 (8611 m, Liliane Barrard, 1986), Lhotse (8501 m, Chantal Mauduit, 1996). Jeweils drei erste Frauenbesteigungen gibt es für Japan (u.a. Everest), Amerika (u.a. Makalu) und Polen (u.a. K2 gemeinsam mit Frankreich). Von den über 20 Achttausender-Erstbesteigerinnen starben drei im Gebirge: Halina Krüger-Syrokomska am K2, Liliane Barrard am K2 und Wanda Rutkiewicz am Kangchenjunga.

J. Nyka

### PERSONALIA

#### Sir Chris Bonington

Der englische Himalaya-Altmeister hat einen neuen Vornamen: Am 23. Februar wurde er für seine „Verdienste um das Bergsteigen“ zum Ritter geschlagen — als fünfter britischer Bergsteiger. Bonington organisierte unter anderem die erfolgreiche Everest-Südwestwand-Expedition, hat den Nuptse und den Ogre erstbestiegen und stand mit 50 Jahren auf dem Everest. Er ist heute noch aktiv — 1994 konnte er den Rangrik Rang (6553 m) in Indien erstbesteigen.

Climbing

#### Carlos Carsolio

Der Mexikaner des Jahrgangs 1962 hat als vierter — und jüngster — Mensch alle 14 Achttausender bestiegen, und alle ohne Flaschensauerstoff. Er begann 1986 mit dem Nanga Parbat, den er mit einer polnischen Gruppe über einen Pfeiler der Rupalflanke erreichte. 1987 bestieg er mit seiner Frau Elsa die Shishapangma, 1988 den Makalu solo, 1989 den Everest. Den Kantsch erreicht er

1992 solo, 1994 den Cho Oyu in 18 Std., den Lhotse in 23 Std. und den Broad Peak solo auf einer neuen Route. Eine Neutour im Alleingang gelingt ihm 1995 auch am Gasherbrum II, für den Dhaulagiri braucht er nur 30 Std. Viele seiner Touren machte er mit seiner Frau Elsa oder anderen Familienmitgliedern. Außer den Achttausendern finden sich auch einige hochkarätige klassische Ziele in seinem Tourenbuch: Aconcagua-Südwand (1985), El Capitan Shield, Fitz Roy, Cerro Torre, Mount Asgard Ostwand (Baffin Island). Neun seiner vierzehn Achttausender bestieg er innerhalb von drei Jahren, nachdem er 1992 beschlossen hatte, die Sammlung zu komplettieren. Er glaubt, daß man sämtliche vierzehn Achttausender innerhalb eines Jahres besteigen kann, „das ist ausschließlich eine Frage des Geldes“.

Vert 11/96

#### Liam Harrap

Der sechsjährige Amerikaner hat in den letzten zwei Jahren 40 Gipfel um 3000 m Höhe bestiegen und sucht zur Zeit nach Sponsoren für einen Versuch am Kilimanjaro — früh krümmt sich, wer Haken schlagen will.

CLI 163

#### Elizabeth Hawley

Die Himalaya-Chronistin, die seit 35 Jahren in Kathmandu lebt und für exakte Informationen über alle Expeditionen berühmt ist, wurde zum Ehrenmitglied des Neuseeländischen Alpenvereins ernannt.

J. Nyka

#### Hans Kammerlander

Dem Südtiroler Bergführer und Skilehrer, Partner von Reinhold Messner an sieben Achttausendern, fehlen noch vier Gipfel zur kompletten Sammlung: K2, Kangchenjunga, Manaslu, Shishapangma (dort hat er „nur“ den niedrigeren Zentralgipfel bestiegen). Ihn faszinieren die Skiabfahrten an den hohen Bergen, sogar

den Kantsch hält er für befahrbar. „Der K2 aber sieht für mich utopisch aus.“ Kammerlander hat am Shivling gemeinsam mit Christoph Hainz den schweren Nordpfeiler erstbegangen und öfters durch medienwirksame Aktionen von sich reden gemacht: alle vier Matterhorngrate an einem Tag, Ortler-Nordwand und Große-Zinne-Nordwand an einem Tag mit Radfahrt dazwischen, Rundtour um Südtirol direkt auf der Grenze mit Reinhold Messner.  
High 167

#### *Chantal Mauduit*

Die 32jährige Französin aus der Gegend von Chambéry konnte 1996 den Manaslu und als erste Frau den Lhotse besteigen, und das innerhalb von zwei Wochen. Damit hat sie nun fünf Achttausender auf ihrem Konto: K2, Lhotse, Cho Oyu, Manaslu, Shishapangma (durch die Südwand) — alle ohne Sauerstoff. Das macht sie zu einer der erfolgreichsten Höhenbergsteigerinnen. Bereits siebenmal hat sie den Everest versucht, bisher ohne Erfolg.  
J. Nyka, Vert 9/10 / 97

#### *Krzysztof Wielicki*

Der 47jährige Pole Krzysztof Wielicki hat im Herbst 1996 als fünfter Bergsteiger die Sammlung der vierzehn Achttausender komplettiert. Seinen Einstieg ins Höhenbergsteigen hatte er 1977 auf dem Kohe Shkawr (7116 m) im Hindukusch, 1980 gelang ihm die erste Winterbesteigung des Everest. Für den Broad Peak brauchte er 1984 nur 21 1/2 Std. vom Basislager zum Gipfel und zurück, am Manaslu gelang ihm die erste Winterbesteigung, zudem über eine neue Route. 1986 bestieg er den Kantsch im Winter, 1988 den Lhotse solo im Winter, 1990 den Dhaulagiri in 16 Std. ab Basislager auf einer neuen Route durch die Ostwand. An der Annapurna-Südwand wiederholte er 1991 die Bonington-Route, in der Shishapangma-Südwand beging er 1993 eine neue Führe. Seine letzten zwei Gipfel, zwei der ganz großen, erstieg er innerhalb von 20 Tagen: am 10. August den K2 über die Japaneroute in der Nordwand und am 1. September den Nanga Parbat im Alleingang über die Diamirflanke. Zu seinen Solobegehungen sagt er: „Man klettert allein, aber kaum in Einsamkeit. Überall gibt es Seile und verlassene Zelte oder Mitglieder anderer Expeditionen. Nur am Dhaulagiri und an der Shishapangma war ich wirklich allein am Berg.“ Sein Traum: die fünf höchsten Achttausender im Winter. Dazu fehlen ihm noch der K2 und der Makalu.  
Vert 3/97

#### *Vanja Furlan*

Der Slowene Vanja Furlan starb 30jährig nach einem 20-m-Sturz in einer leichten Route an der Mojstrovka (Slowenien). Im Frühjahr 96 war ihm mit Tomaz Humar eine direkte Erstbegehung in der Nordwestwand der Ama Dablam gelungen, die mit dem französischen „Piolet d'or“ ausgezeichnet wurde. Eine seiner

größten Leistungen war die Solo-Erstbegehung der Westwand des Langshisha Ri (6245 m) in Nepal, dafür wurde er „Alpinist des Jahres“ in Slowenien. Im September 1995 hatte er das Supercouloir (1100 m, 5.8, kanadisch IV) in der Nordwand des Mount Deltaform (3424 m) in Kanada solo begangen. In den Nordwänden von Liskamm und Nesthorn und in der Monte-Rosa-Ostwand gelangen ihm Erstbegehungen, außerdem schwerste Wiederholungen an den Bergen Kanadas und Neuseelands.

Vert 12/96, High 166, 173

#### *Robert Hall*

Bei der Sturmkatastrophe am Everest starb am 11. oder 12. Mai auch der Neuseeländer Rob Hall (35). Weil er seinem amerikanischen Gast Douglas Hansen beistehen wollte, blieb er auf 8750 m, statt alleine zum Südcoll-Lager zurückzusteigen — brutale Konsequenz seiner äußerst erfolgreichen Tätigkeit als Ausrichter kommerzieller Expeditionen. Als Veranstalter hatte er in sechs Jahren fünfmal den Everestgipfel erreicht, einmal brachte er alle Teilnehmer auf den Gipfel und wieder nach Hause. Als Höhenbergsteiger war er sehr leistungsfähig und erfolgreich: 1994 bestieg er vier hohe Achttausender (Everest, Lhotse, K2, Cho Oyu) in fünf Monaten. Für den Mount McKinley (6253 m) benötigte er vom Basislager (4250 m) 6 1/4 Std. Die „Seven Summits“ bestieg er 1990 innerhalb von sieben Monaten (allerdings mit dem Mount Kosciusko statt der Carstensz Pyramide, die er erst 1994 erreichte); außerdem stand er auf fünf der „seven second“, der zweithöchsten Gipfel der Kontinente. In seinem Tourenbuch finden sich auch die erste Winterbegehung der Caroline Face am Mount Cook, der erste Gleitschirmflug vom Mount Cook und 1980 die Zweitbegehung des Ama Dablam Nordgrates. Der Tod von Rob Hall am Everest erhielt eine makabre Dramatik: per Handy telephonierte er von dort oben mit seiner Frau in Neuseeland, die im siebten Monat schwanger war und ihm das Geschlecht und den vorgeschlagenen Namen ihres gemeinsamen Kindes sagen konnte.  
J. Nyka

#### *Scott Fisher*

Das zweite prominente Opfer am Everest war der 41jährige Amerikaner Scott Fisher aus Seattle. Er hatte mit 14 das Klettern begonnen, 1981 heiratete er und gründete seine Bergschule „Mountain Madness“. Ihm gelangen Lhotse, K2, Ama Dablam und Everest. 1995 brachte er seine Kunden vom Broad Peak herunter, als ein Schneesturm am K2 Alison Hargreaves das Leben kostete. Schon bei seiner ersten Himalaya-Unternehmung, einem Versuch am Fang mit Wes Krause, stellte er seinen Ruf als „Mr. Rescue“ unter Beweis, als er seinen Partner, der sich bei einem Sturz die Achillessehne gerissen hatte, in einer fünftägigen Aktion vom Berg herunterbrachte.  
Climbing

# Anhang

## Rückläufige Zahlen bei Bergunfällen

Pit Schubert

Die relativen Unfälle, also die Unfälle bezogen auf die Anzahl der Mitglieder, sind bekanntlich leicht abnehmend. Bei bestimmten Unfallarten ist dies besonders deutlich. Es sind Unfälle durch Seilriß und die Unfälle durch Mitreißen beim gleichzeitigen Gehen am Seil auf steileren Firn- und Gletscherhängen.

### Seilrisse

Durch die bessere Ausrüstung von heute ist die Entwicklungstendenz der Unfälle durch Ausrüstungsversagen abnehmend. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den Seilen. Haben sich bis Anfang der achtziger Jahre unter österreichischen und deutschen Bergsteigern und Kletterern jährlich noch ein bis zwei Seilrisse ereignet, meist mit tödlichem Ausgang für den Gestürzten, so hat sich die Zahl der Seilrisse seitdem bei nahezu Null eingependelt.<sup>1</sup>

Die deutliche Abnahme der Seilrisse seit 1984 dürfte auf die seitdem vermehrte Verwendung von Zwillingsseilen (2 x 8 mm oder 2 x 9 mm) zurückzuführen sein. Bei Zwillingsseilen besteht Redundanz: Reißt ein Seil, ist ein zweites vorhanden, das die Restfallenergie aufnehmen kann. Außerdem ist das Kantearbeitsvermögen<sup>3</sup> von Zwillingsseilen ungleich höher als das des besten Einfachseiles.

Es haben sich zwar weitere Seilrisse mit tödlichem Absturz ereignet, doch waren es entweder atypische oder solche durch falsche beziehungsweise nicht bestimmungsgemäße Verwendung, im einzelnen wie folgt.

### Atypische Seilrisse

In den Jahren 1988, 1992 und 1994 ereignete sich je ein Seilriß durch Einfluß von Schwefelsäure (H<sub>2</sub>SO<sub>4</sub>), und zwar in einer Konzentration, wie sie in der Autobatterie vorkommt. Zufälliger- und glücklicherweise endeten alle drei Seilrisse nur mit relativ geringen Verletzungen, im einen Fall beim Abseilen im Botzong-Kamin im Wilden Kaiser, im anderen Fall beim Seilrutschen im Wetterstein und im dritten Fall bei einer Bergrettungsübung an einem schrägen Wiesenhang in Südwestdeutschland.

### Seilrisse mit Absturz

Jahr	Anzahl	Wo passiert Seilrisse (Berg oder Berggruppe)	Unfallausgang
1968	1	Zillertaler Alpen	(*)
1969	1	Berggeistturm/Wetterstein	(†)
1970	—		
1971	—		
1972	1	Piz Palü/Bernina	(†)
1973	—		
1974	1	Fluchthorn/Silvretta	(†)
1975	1	1. Sellaturm	(†)
1976	—		
1977	1	Gesäuse	(†)
1978	2	Grundschartner, Eiger	(†) (†)
1979	2	Geislerspitze, Westl. Zinne	(†) (†)
1980	—		
1981	2	3. Sellaturm, Laserzwand	(†) (†)
1982	1	Hörndlwand/Bayern	(†)
1983	1	Nähe Rudolfshütte	(†)
1984	—		
1985	—		
1986	—		
1987	—		
1988	—		
1989	—		
1990	—		
1991	—		
1992	—		
1993	1	Hörndlwand/Bayern	(*)
1994	1	Gehrenspitze/Tannheimer <sup>3</sup>	(†)
1995	—		
1996	—		

(\*) = überlebt (†) = tödlich

Im vergangenen Jahr wurde ein derart verursachter Seilriß auch aus den USA bekannt. Obwohl ein amerikanisches Prüfinstitut den Schwefelsäureeinfluß nachgewiesen hatte, ruhte der europäische Seilhersteller nicht und ließ die Rißstelle auch noch von einem europäischen Prüfinstitut



Seile können nur noch bei Sturzbelastung über eine Felskante reißen, sie werden unter Zugbelastung abgeschert.

Alle Fotos: DAV-Sicherheitskreis.

hätte eigentlich wissen müssen, daß ein Halbseil nicht im Einzelstrang verwendet werden darf.

Nur auf Gletschern kann ein Halbseil im Einzelstrang benutzt werden, da keine scharfen Kanten auftreten, über die das Seil belastet werden könnte. Wenn im Gipfelbereich Felsen angetroffen werden, muß das Seil doppelt, als Zwillingsseil, verwendet werden (deshalb möglichst nur Seile mit einer Länge von mindestens 50 m verwenden). Bei einem Spaltensturz tritt außerdem immer nur ein niedriger Fangstoß auf. Denn der nächstfolgende Seilpartner wird zu Boden und solange in Richtung Spaltenrand gerissen, bis die Fallenergie durch Reibung zwischen Seil und Spaltenrand sowie zwischen Gesicht, Bauch und Gletscheroberfläche aufgenommen ist. Und das wirkt sehr dynamisch.

### «Rudimentäre» Angst

Die Angst vor einem Seilriß stammt noch aus der Zeit der Hanfseile, die bis etwa Ende der fünfziger Jahre in Gebrauch waren. Hanf ist ein Naturprodukt und unterliegt bei Feuchtigkeitseinfluß der Fäulnis. Auch wenn nasse Hanfseile getrocknet waren, blieben sie im Innern meist mehr oder weniger feucht und faulten deshalb im Innern. Dies schwächte ihre Festigkeit, ohne daß dies äußerlich erkennbar gewesen wäre. Diese Angst ist heute unberechtigt, da alle Bergsteigerseile seit Ende der fünfziger Jahre aus Kunstfasern (Polyamid) bestehen. Die Seilhersteller leben heute noch von dieser Angst der Bergsteiger und Kletterer, die sich bisher nicht ausrotten ließ.

Auch die Angst vor einer Festigkeitsabnahme<sup>4</sup> durch UV-Strahleneinfluß ist unberechtigt, da alle Seile, Reepschnur, Bänder und Anseilgurte seit wenigstens zweieinhalb Jahrzehnten UV-stabilisiert sind. Eine gründliche Untersuchung der Firma MAMMUT (Mammutseile) hat dies schon Anfang der siebziger Jahre offenkundig gemacht. Und obwohl die Firma MAMMUT darüber auch publizierte, hat sich das Gerücht von der Schädigung der Seile durch UV-Strahlen bis heute hartnäckig gehalten.

Auch Meerwasser schadet den Seilen nicht. Dies konnte vom Sicherheitskreis ebenfalls nachgewiesen werden. Unabhängig davon wurde auch bei einem der weltweit größten Polyamid<sup>5</sup>-Hersteller, der Firma DuPont, angefragt, die dies bestätigte. Allerdings sollte das Seil anschließend in normalem Wasser gründlich ausgewaschen werden, damit das Salz ausgeschwemmt wird. Andernfalls könnten die Kristalle mit der Zeit (Gebrauch) die Filamente schädigen.

### Optimale Überlebenschancen

Sie bieten sich durch die Verwendung von Zwillingsseilen. Schon aus Gründen eines möglicherweise notwendig werdenden Rückzugs ist Zwillingsseil anzuraten. Mit einem Einfachseil kann bekanntlich nur über die halbe

untersuchen. Denn einen Schwefelsäureeinfluß wollte man bei Seilen bis dahin noch nicht so recht glauben. Das europäische Prüfinstitut wollte ganz sicher gehen und untersuchte die Rißstelle mittels dreier völlig verschiedener Untersuchungsmethoden. Ergebnis in allen drei Fällen: Schwefelsäure.

Wie die Schwefelsäure mit den Seilen in Berührung gekommen sein könnte, das konnte sich keiner der Seilverwender bzw. -besitzer vorstellen. Im Fall der Bergrettingsübung gab es allerdings eine sehr naheliegende Vermutung, denn das Seil war über Jahre in einem VW-Transporter, der als Einsatzwagen diente, aufbewahrt worden.

### Falsche (nicht bestimmungsgemäße) Verwendung

Sechs weitere Seilrisse wurden bekannt. In allen sechs Fällen wurde ein Halbseil im Einfachstrang (!) im Fels benutzt und ist bei Sturzbelastung an einer Felskante abgeschert worden. Halbseile (9 mm) müssen, um ausreichende Sicherheit nach dem Stand der Technik zu bieten, im Doppelstrang (Zwillingsseil, Doppelseil) verwendet werden (Redundanz). Fünf der Seilrisse endeten mit tödlichen Folgen, der sechste mit schweren Verletzungen und bleibenden Schäden. Im einen Fall war es eine Führerpartie, und der Bergführer, der dabei zu Tode kam,

Das Drauftreten auf ein Seil schadet diesem nicht. Reproduzierbare „Seilbeschädigung“ mittels Metallkante.

Wer mit Steigeisen auf ein Seil tritt, muß es nicht unbedingt mit den Spitzen treffen. Auch mit ganzem Körpergewicht läßt sich mit einem normalen Steigeisenzacken nicht ins Seil hineinstechen. Steigeisenzacken und mühevoll Durchstoßen eines Seiles (für die Prüfung auf der Fallprüfanlage).

Seillänge abgeseilt werden; man wird so in einer mehrere hundert Meter hohen Wand regelrecht „verhungern“. Auch die Gefahr einer Steinschlagbeschädigung ist bei Verwendung von Zwillingsseilen geringer als bei Verwendung eines Einfachseiles.

Mit Zwillingsseilen hat man bei Sturzbelastung die größten Überlebenschancen. Ein kompletter Seilriß wäre unter dem Begriff „außergewöhnliches Schicksal“ einzustufen. Noch ist kein Komplettriß von Zwillingsseilen bekannt geworden, jedoch schon der Riß eines Seilstranges<sup>6</sup>; der zweite Seilstrang hat aber gehalten und so den Absturz verhindert.

Trotz dieses Wissens wird jeder Bergsteiger und Kletterer sehr gewissenhaft mit seinem Seil umgehen und versuchen, keinesfalls daraufzutreten, denn das kostet bekanntlich ein Bier. Und schon gar nicht soll man mit Steigeisen drauftreten. So stehts jedenfalls in jedem Kletterlehrbuch. Doch nirgends steht, wie weit das Drauftreten — gegebenenfalls das mit Steigeisen — dem Seil nun wirklich schadet. Eine gründliche Untersuchung durch den DAV-Sicherheitskreis im vergangenen Jahr brachte es an den Tag: Es schadet dem Seil in erster Näherung nicht — nicht einmal dann, wenn dies mit Steigeisen an den Schuhen geschehen sollte.

### Seilbeschädigung durch Drauftreten

Um reproduzierbare Versuchsergebnisse zu erreichen, konnten wir keine Felskante verwenden, sondern wählten eine scharfe (nicht gerundete) 90°-Metallkante. Über diese wurden die zu untersuchenden Seilstücke (mit je 9 ausgehaltenen Normstürzen) quer gelegt, und eine 80 kg schwere Person trat mit nur einem Bein und dem vollen Körpergewicht drauf (Foto) und wippte kräftig dreimal. Wir wählten dieses Wippen zusätzlich, um — was die Belastung betrifft — auf der ganz sicheren Seite zu sein. Auf diese Weise beschädigten wir zwei Seilstücke, ein erstes einmal und ein zweites im Abstand von 1,5 cm dreizehnmal hintereinander. Das erste Seilstück wurde so auf der Fallprüfanlage belastet, daß die beschädigte Stelle innerhalb der freien Einspannlänge zu liegen kam. Ergebnis: 9 Normstürze, also keine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze.

Das zweite Seilstück wurde so belastet, daß der Beginn der beschädigten Stelle gerade auf der (Karabiner-)Umlenkante zu liegen kam, damit die etwa 20 cm lange Beschädigung bei maximaler Fangstoßeinwirkung (Dehnung) auf jeden Fall auf der Umlenkante belastet wurde. Ergebnis: 9 Normstürze, also ebenfalls keine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze.

Das besagt noch nicht, daß die Seilstücke durch das Drauftreten nicht doch irgendwie beschädigt worden wären. Es besagt aber, daß die Beschädigung derart gering ist, daß sie sich nicht durch Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze bemerkbar macht. Also in erster



**Das Geh- und Stehvermögen des Menschen ist gering, insbesondere, wenn er gerade einen Schritt macht. Die Mitreißgefahr besteht insbesondere auf hartem Firn; vor der Gefahr des Mitgerissenwerdens helfen auch Steigeisen nicht.**

Näherung keine Beschädigung, jedenfalls keine meßbare. Es besteht auch insofern keine Gefahr für die Praxis, als es ein äußerst ungünstiger Zufall sein müßte, wenn gerade diese „beschädigte“ Stelle bei einer möglichen Sturzbelastung auf einer Felskante zu liegen käme. Unabhängig davon war auch nach dem Drauftreten keinerlei äußere Beschädigung feststellbar, wenn man von einer gewissen nicht bleibenden Verformung des Querschnitts absieht.

Resümee: Sollten Sie mal aus Versehen auf Ihr Seil treten, schadet das dem Seil nicht! Sollte ein anderer auf Ihr Seil treten, schadet das Ihrem Seil auch nicht. So bleibt am besten alles beim alten: Wer auf ein Seil tritt, muß ein Bier zahlen. — Es geht schließlich nicht darum, ob das Drauftreten dem Seil schadet oder nicht — es geht ums Bier!

### Seilbeschädigung durch Steigeisen

Bei der Beschädigung der Seilstücke mittels Steigeisen gingen wir im Prinzip in gleicher Weise vor. Nur daß eine Beschädigung viel schwieriger zu realisieren war. Eine 80 kg schwere Person stellte sich mit ihrem vollen Körpergewicht mit einem Zacken eines neuen Steigeisen auf eine Seilprobe, die auf einer steinernen Unterlage lag, und drehte den Fuß noch. Ergebnis: Die Steigeisenspitze drang nicht einmal ins Seil ein; natürlich wurde der Seilquerschnitt dabei verformt, jedoch nicht bleibend. Dies mag unglaublich klingen. Doch es ist so. Wer es nicht glauben will, kann ja mit seinem Seil einen solchen

Steigeisenversuch unternehmen. Man muß ja nicht die Seilmittte dazu verwenden; am besten eignen sich die letzten 10 cm eines Seilendes, die in der Praxis nie belastet werden.

Nachdem wir mit dem Belasten insofern keinen Erfolg hatten, als sich mit dem Steigeisenzacken nicht durch das Seil hindurchstoßen ließ, mußten wir eine andere Methode anwenden. Denn wir wollten schließlich wieder auf der sicheren Seite sein, und wir wollten fotografisch festhalten, wie die Spitze eines Steigeisens auf der anderen Seite herausschaut. Wir mußten viel Mühe aufwenden. Wir schlugen mit dem Hammer auf das Steigeisen, drehten den Steigeisenzacken samt Seil auf dem harten Untergrund hin und her, so wie man eine Zigarettenkippe mit dem Schuh ausdreht. Als wir endlich auf der anderen Seilseite etwas Festes unter dem Seilmantel spürten, kratzten wir die Mantelfasern mit einem harten, spitzen Gegenstand beiseite, damit die Spitze herausschauen konnte. Noch viel mehr Mühe bereitete es, dies an einem Seilstück dreizehn Mal(!) in einem Abstand von jeweils 1,5 cm zu vollbringen.

Die Belastung auf der Fallprüfanlage erbrachte die gleichen Ergebnisse wie die durch Drauftreten beschädigten Seilstücke; In beiden Fällen wieder 9 Normstürze, also ebenfalls keine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze. Natürlich dürften auch diese Seilproben schließlich irgendwie beschädigt worden sein, doch machte sich dies ebenso nicht durch eine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze bemerkbar.

Resümee: Solange mit einer Steigeisenspitze der Seilmantel nicht wirklich besonders auffallend beschädigt ist, braucht ein Seil nicht ausgesondert zu werden — genau genommen nicht einmal dann; allerdings würde die beschädigte Stelle bei weiterer Benutzung sehr schnell weiter ausfransen bzw. auftrudeln, so daß der Kern bald herausschaut und das Seil aus diesem Grund nicht mehr zu handhaben ist.

Manche extremen Eiskletterer schleifen ihre Steigeisenspitzen messerscharf, viel schärfer als sie im Neuzustand sind, wenn man sie im Sportgeschäft erwirbt. Und nicht nur die Spitzen, sondern auch die Kanten der Spitzen (Foto). Wir unternahmen einen Versuch mit solchen Steigeisen. Das Durchdringen der Seilproben war damit ein Kinderspiel. Das Seil ließ sich durchstechen wie mit einem scharfen Messer. Ergebnis auf der Fallprüfanlage: Kein Seilbruch, doch eine Abnahme der Anzahl ausgehaltener Normstürze um 55% (von 9 Normstürzen auf 4).

Resümee: Auch wenn ein Seil mit derart messerscharfen Steigeisenzacken so beschädigt worden sein sollte, daß die Spitze auf der anderen Seite herausschaut, kann ein Seil noch nicht reißen — es sei denn, es wird gerade so belastet, daß die beschädigte Stelle bei Sturz auf einer Felskante zu liegen kommt (siehe oben). Doch dies wäre

#### An Mitreißunfällen beteiligte DAV-Mitglieder

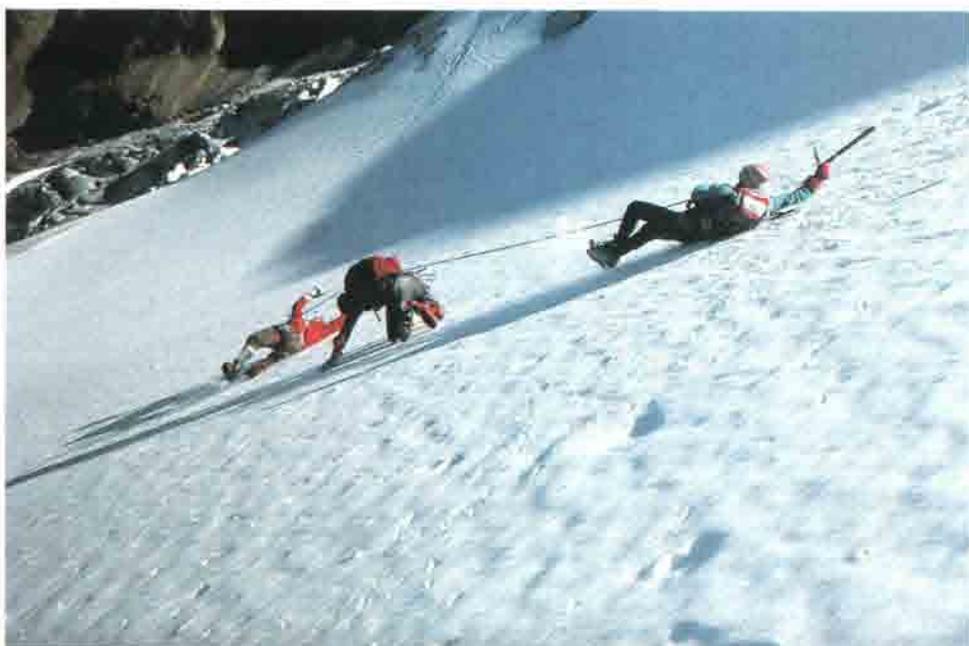
Jahr	insgesamt	davon tödlich
1983	36	14
1984*	27	12
1985	28	11
1986	24	10
1987	44(!)	18(!)
1988	24	12
1989	22	13
1990	17	13
1991	10	4(!)
1992	14	2(!)
1993	8(!)	2
1994	2(!)**	(!)
1995	7***	(!)

\* erste Veröffentlichung über die Mitreißgefahr im April 1984

\*\* nur einer erlitt Verletzungen, und zwar relativ geringe

\*\*\* ein Schwerverletzter, drei Leicht- und drei Unverletzte

Die Zahlen von 1996 lagen bei Redaktionsschluß noch nicht vor.



ein ausgesprochen seltener Unglücksfall, der statistisch gesehen (siehe Tabelle) gar nicht vorstellbar ist.

## Mitreibsunfälle

Auch bei den Mitreibsunfällen durch gleichzeitigen Auf- bzw. Abstieg am Seil im steileren Firn- und Gletschergelände zeigt sich in den letzten Jahren eine deutlich abnehmende Tendenz. Zur Untermauerung dieser Aussage kann allerdings nur das statistische Zahlenmaterial des DAV über Unfälle seiner Mitglieder herangezogen werden (da nichts anderes zur Verfügung steht).

Aus der Tabelle ist eine relevante Abnahme der Mitreibsunfälle erst sieben (!) Jahre nach der ersten Veröffentlichung über die Hintergründe der Mitreibgefahr und wie man ihr begegnen kann (Sicherung von Standplatz zu Standplatz) zu erkennen. Bis dahin hatte man einen Mitreibsunfall mehr oder weniger als schicksalhaft angesehen. Sollte die abnehmende Tendenz weiter anhalten, könnte von einem Greifen der neuen Lehrmeinung ausgegangen werden. Noch könnten die niedrigeren Unfallzahlen seit 1991 auch zufallsbedingt sein. Dagegen spricht allerdings der Jahrhundertssommer 1992. Bei schönem Wetter ereignen sich nach den Regeln der Unfallkunde mehr Unfälle als bei schlechtem.

Die Alternative zum gleichzeitigen Auf- bzw. Abstieg am Seil, das Sichern von Standplatz zu Standplatz, kostet natürlich etwas Zeit. Da aber die allermeisten Gletscheranstiege nur kürzere Steilpassagen aufweisen, wo man zwischen einer und vielleicht drei oder vier Seillängen von Standplatz zu Standplatz sichern muß, ist der Zeitverlust zu verschmerzen. Jedenfalls ist dieser nicht so groß, daß es wert wäre, das Risiko eines Seilschaftssturzes in Kauf zu nehmen. Solche Anstiege sind, um nur einige Beispiele zu nennen, die Normalwege auf Großglockner, Zuckerhütli, Venediger, Weißmies, Ortler oder Montblanc. In diesem Zusammenhang sei auf den Unfall einer Viererseilschaft am Rheinwaldhorn (Schweiz) hingewiesen. Etwa zwei bis drei Seillängen hätten bei Blankeis gesichert werden müssen. Die Viererseilschaft aber stieg gleichzeitig auf. Einer der Geführten verlor das Gleichgewicht und

riß alle anderen mit. Folgen: Der Seilschaftsführer erlitt tödliche Verletzungen, eine Geführte zog sich irreversible Hirnschäden und eine Querschnittslähmung zu, ein zweiter Geführter irreversible Hirnschäden; nur der dritte Geführte kam mit relativ geringen Verletzungen davon. Der Zeitverlust beim Sichern von Standplatz zu Standplatz hätte in der Größenordnung von fünfzehn Minuten bis einer halben Stunde gelegen. Das wären bei Auf- und Abstieg gerademal eine halbe bis eine Stunde insgesamt gewesen.

Die häufig geäußerte Bemerkung gegen das Sichern von Standplatz zu Standplatz „... da kommen wir ja nie zum Gipfel“ ist oberflächlich. Die oben erwähnte Seilschaft hat den Gipfel auch nicht erreicht, denn der Unfall ereignete sich im Aufstieg.

Natürlich gibt es Routen wie den Biancograt am Piz Bernina, wo das Sichern von Standplatz zu Standplatz möglicherweise ein Biwak nach sich ziehen würde. Doch auch das wurde inzwischen schon hier und da einmal bewußt in Kauf genommen bzw. im Hinblick auf das gewonnene Mehr an Sicherheit sogar richtiggehend eingeplant — auch schon am Biancograt.

Die Alternative zum Sichern von Standplatz zu Standplatz ist nach wie vor nur der gleichzeitige Aufstieg am kurzen Seil (mit möglichst nur einem Seilpartner bzw. Geführten), und das in Verbindung mit einem gewissen Maß an Vertrauen auf Glück. Mehr bietet sich an Alternativen nicht an.

<sup>1</sup>Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß heutige Seile weder im Anseilknoten, noch im Karabiner der Zwischensicherung, noch im Bereich der Kameradensicherung reißen können; nur bei Sturzbelastung über eine schärfere Felskante kann es noch zum Seilriß kommen; das Seil wird unter Zugbelastung (Fangstoß) abgeschert.

<sup>2</sup>Seil lief bei Sturzbelastung über Seil, so daß es zur Schmelzverbrennung und dadurch zum Seilriß kam.

<sup>3</sup>Kantenarbeitsvermögen = Vermögen eines Seiles, Fallenergie bei Belastung über eine Kante aufnehmen zu können, angegeben in Form der Anzahl ausgehaltener Normstürze.

<sup>4</sup>richtig: Abnahme des Kantenarbeitsvermögens

<sup>5</sup>alle Seile sind aus Polyamid (Perlon, Nylon)

<sup>6</sup>Im vergangenen Jahr (1996) wurden zwei Risse eines Seilstranges bekannt, ein Fall in der Schweiz und ein Fall in Frankreich; in beiden Fällen waren es Zwillingsseilstränge (8 mm).

# Personalien

**A. (Al) Alvarez**, geb. 1929 in London. Dichter, Romanschriftsteller, Literaturkritiker und Autor von Sachbüchern zu verschiedensten Themen, von Selbstmord und Scheidung bis zu Nordseeöl und Pokern in Las Vegas. Ins Deutsche übersetzt wurden bisher *Der grausame Gott* (1974), *Samuel Beckett* (1975) und *Nacht* (Hoffmann & Campe, 1997). Übersetzung von Susanne Costa.

**Rainer Bauch**, geb. 1952 in Altenburg/Thüringen. Dipl.-Ing., beschäftigt bei der Gewässerdirektion Südlicher Oberrhein/Hochrhein in Waldshut. Bergsteiger und Kletterer seit über 25 Jahren. Die bergsteigerische Laufbahn begann in der Sächsischen und Böhmisches Schweiz. Es folgten zahlreiche Bergfahrten in die Hohe Tatra (Slowakei), in das Fan-Gebirge und in den Pamir (Tadshikistan), später auch in die Alpen und nach Alaska.

**Ulrich Blasczyk**, 52 Jahre alt, Besteigungen vieler bekannter Gipfel in den Alpen auf schwierigen Routen, Bergziele in Skandinavien, Island und Nordamerika, Expeditionen in Südamerika und zu den drei großen Bergen Afrikas ebenfalls auf schwierigen Gletscherrouten, eine Expedition auf einen Achttausender, den Cho Oyu (8201 m hoch), Vorsitzender der Alpenvereinssektion Hochsauerland, Koordinator im Bereich Klettern und Naturschutz im DAV-Nordrhein-Westfalen, geprüfter Hochtourenführer, über zehn Jahre in der Jugendarbeit auf Bundesebene und vieles mehr und außerdem beruflich Referent für Sozialwissenschaften in einer Behörde des Schulministeriums Nordrhein-Westfalen.

**Martin Brucke**, geb. 1969, Studium der Germanistik und Geschichte in Freiburg und Wien, Schwerpunkte u.a. Österreichische Literatur und Geschichte im 19./20. Jahrhundert, aktiver Bergsteiger, 1997 Promotion.

**Robert Brunner**, geb. 1928 in Nordbayern, besuchte in Regensburg das Gymnasium und kam 1950 nach München. Beiträge in alpinen Zeitschriften. Von 1952 bis 1965 beim Rundfunk, von 1967 an Lehrer. Seit Beginn seines Ruhestandes beschäftigt er sich verstärkt mit Geologie. Er lebt am Nordrand der Alpen nicht weit vom Wendelstein und versucht, die heimgebrachten Gesteinsproben zu sichten und zu ordnen.

**Andreas Dick**, geb. 1964 in Baden-Baden am Battered, Alpinist, durch Frau und Kind (fast) zum Sportkletterer umerzogen. Erstbegehung: „Die unerträgliche Eisigkeit des Steins“ (VII, A3) im Karakorum, zusammen mit vier anderen Teilnehmern der DAV-Trainingsexpedition 1988. Bergführer im Lehrteam Bergsteigen des DAV, freier Journalist in München.

**Laura Doermer**, geb. 1935 in München, verheiratet, drei Kinder, lebt in der Nähe von Rosenheim. Buchveröffentlichungen: *H., das Ende eines Mythos*, Hoffmann & Campe 1986 (aus juristischen Gründen nicht veröffentlicht). *Moritz mein Sohn*, Bertelsmann 1990. *Vergehendes Blau*, Wallstein 1996. Fernseharbeiten, Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* und im *Sonntagsblatt*.

**Hans Peter Eisendle**, geb. 1956 in Sterzing, dort auch

wohnhafte, Hauptberuflich Berg- und Skiführer seit 1979. Teilnahme an mehreren Bergfahrten ins Ausland (Cho Oyu-Winterexpedition 1982, Daulaghiri 1984, Patagonien, Peru, Kalifornien). Etwa zwanzig Erstbegehungen in den Alpen. Hauptgewicht meiner privaten Bergsteigerei liegt beim Felsklettern im alpinen Bereich und Sportklettern (on sight 9-/9, worked out 10-/10). Wintertätigkeit: Skitouren (ca. einhundert pro Winter) mit dem Ziel des Kennenlernens der Alpen. Gastbeiträge in Reinhold Messners *3x8000*, Herbig Verlag, in Hans Kammerlanders *Abstieg zum Erfolg*, Bergverlag Rother, in Friedl Mutschlechners *Einer geht immer voraus*, Bergverlag Rother. Kurzbeiträge in verschiedenen italienischen und deutschsprachigen Alpinzeitschriften. Der hier abgedruckte Text ist die schriftliche Fassung einer im Juni 1996 gehaltenen Rede.

**Dr. Johanna Felmayr**, geb. 1927 in Innsbruck, Kunsthistorikerin, Hauptautorin der Innsbrucker Kunsttopographie, Herausgeber Bundesdenkmalamt Wien, Bde. XXXVIII (1972) XLV (1981), Mitautorin der Bde. XLVII (1986) und LII (1995). Dehio, Wien 1980 (Innsbruck). Verschiedene Abhandlungen. Zuletzt erschien *Das Goldene Dachl in Innsbruck, Maximilians Traum vom Goldenen Zeitalter*. Edition Tirol, Innsbruck 1995.

**Till Gottbrath**, 37, arbeitet als Fotograf und Journalist sowie freiberuflicher Berater für Firmen aus der Outdoor-Branche. Der studierte Betriebswirt, Fachrichtung Tourismus, hat es geschafft, die eigene Reise- und Berglust zum Beruf zu machen. Früher Chefredakteur der Zeitschrift *Outdoor*, hat er 1991 den sicheren Redakteursstuhl gegen die Freiheit der Selbständigkeit eingetauscht: „Ich lebe meine Träume und kann mir frei einteilen, wann ich keine Zeit habe.“ Wenn er nicht die Gebirge und Wildnisregionen der Welt bereist, lebt er in Wiesbaden.

**Winfried Hofinger**, 1939 in Kitzbühel geboren, wuchs in St. Johann in Tirol auf. 1949 Borromäum in Salzburg, Matura 1957 in Hall. Vier Semester Theologie in Innsbruck, dann Bodenkultur in Wien. Seit 1966 in der Bauernkammer Tirol beschäftigt. Verheiratet, drei Kinder. Musikant (Horn), Sänger, Vielschreiber, Gärtner, Zugführer, Tourengänger.

**Horst Höfler**, 1948 in München geboren, gelernter Industriekaufmann, begann vor 25 Jahren, Beruf und Hobby Bergsteigen miteinander zu verknüpfen. 1976 schrieb er, zusammen mit Kurt Kettner, den ersten AV-Führer über die Kitzbüheler Alpen. Zehn Jahre lang verstärkte der Autor zahlreicher Bergbücher das hauptamtliche Team des Deutschen Alpenvereins. Seit Sommer 1996 ist er mit einem breiten Spektrum alpinpublizistischer Aktivitäten freiberuflich tätig. Lebt in München.

**Thomas Hofmann**, geb. 1964 in Wien. Studium der Paläontologie an der Universität Wien. Seit 1991 an der Geologischen Bundesanstalt als Geologe tätig. Schwerpunkte: Geotopforschung, Geschichte der Geologie, Wissenschaftsjournalismus, Buchveröffentlichung: *Das Wein-*

viertel, Falter, Wien 1995.

**Ernst Insam**, geb. 1927 in Kitzbühel, 1950—1956 an der Akademie der bildenden Künste und jener für angewandte Kunst in Wien. Lebt als freischaffender Maler und Grafiker in Wien und Aurach bei Kitzbühel.

**Martin Kind**, geb. 1965 in Brüssel, Jurist, Extremkletterer und Bergführer; Lehrbeauftragter an der Uni Wien; Mitarbeiter diverser Zeitungen und Zeitschriften; frühe schwierigste freie Begehungen in den Alpen (wie „Weg durch den Fisch“, „Ultimo moderni“ und „Specio di Sarah“ in der Marmolada Südwand; „Schweizer Führe“ in der Westlichen Zinne N-Wand; „Anima mundi“ in der Dachl N-Wand); Erstbegehungen und Wiederholungen von Sportkletterrouten im X. Grad; Expeditionen ins Karakorum und nach Patagonien; Sponsoren: Ray Ban und Edelweiss.

**Henriette Klier**, Schriftstellerin und Publizistin, lebt in Innsbruck, Verfasserin und Co-Autorin zahlreicher Führerwerke, zuletzt in der Reihe der Rother-Wanderführer *Meran/Umgebung*, *Vinschgau*, *Ötztal* und *Pitztal* (die letzteren beiden zusammen mit Walter Klier).

**Walter Klier**, geb. 1955, lebt in Innsbruck. Schriftsteller und Literaturkritiker. Zuletzt erschien *Es ist ein gutes Land. Österreich in den neunziger Jahren* (Deuticke Verlag, 1995). Bearbeiter zahlreicher Führerwerke, u.a. der Alpenvereinsführer *Karwendelgebirge*, *Stubai*, *Ötztaler* und *Zillertaler Alpen*. Seit 1996 österreichische Redaktion des AV-Jahrbuchs.

**Stefan König**, 38, Autor, Regisseur, Leiter des Filmfests St. Anton am Arlberg. Publikationen: *Sternstunden des Alpinismus*; die Luis-Trenker-Biographie *Bera Luis; Neuland — Gewagte Schritte im Alpinismus*. Filme: *Adolf Vallazza — Kunst aus altem Holz* (Arge-Alp-Preis 1990). Lebt in Benediktbeuern im bayerischen Voralpenland.

**Nikola Langreiter**, geb. 1970, aufgewachsen im Zillertal, studierte in Wien Volkskunde und Publizistik. Beschäftigt sich derzeit als Kulturwissenschaftlerin mit dem Alpenraum und mit Themen wie Tourismus, Geschichte des Bergsteigens und Geschlechterforschung.

**Karl Lukan**, Jahrgang 1923, seit 1939 Bergsteiger. Beruf: Verlagsangestellter, jetzt im Ruhestand. Verfasser von bisher 49 Büchern (Bergbücher und kulturhistorische Werke), arbeitet derzeit an einem Burgenlandbuch.

**Ludger Lütkehaus**, geb. 1943, Habilitation in der Neuen Germanistik, hat an amerikanischen, deutschen und englischen Universitäten gelehrt. Heute lebt er als freier Publizist in Freiburg i.Br. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Literatur, Philosophie und Psychologie des 18. bis 20. Jahrhunderts, zuletzt *Arthur Schopenhauer: Über die Verhinderung der deutschen Sprache* (Hrsg., Freiburg 1997).

**Nino Malfatti**, geb. 1940 in Innsbruck, lebt in Berlin, wurde in *Berg 92* von Monika Neuhauser-Fritz in dem Aufsatz *Faszination und Herausforderung. Der Berg in der österreichischen Malerei heute* vorgestellt. Sein dort teilweise reproduzierter zwölfteiliger Zyklus *Rofan — das Hohe*

(1989) wurde mittlerweile vom Land Tirol für den Sitzungssaal des Tiroler Landhauses angekauft.

**Rudolf Malkmus**, geb. 1940; von 1976—1981 Lehrer an der Deutschen Schule in Lissabon. Über sechzig Veröffentlichungen zur Verbreitung, Ökologie und Taxonomie von Amphibien, Reptilien und Libellen, sowie zur Landeskunde Portugals. Erste Gesamtkartierung der Amphibien und Reptilien Portugals (1982).

**Dr. Fritz März**, geb. 1927 in München, Wirtschaftsanwalt. Bergsteigen: unter anderem mehrere Südamerikaexpeditionen, Mitverfasser des ersten AV-Führers *Karwendel*. Verwaltungsbergsteigen: Zwölf Jahre Erster Vorsitzender des Deutschen Alpenvereins, derzeit Vizepräsident der UIAA.

**Edgar Nönnig**, geb. 1951, lebt in Thonhausen bei Schmölln/Thüringen. Dipl.-Mathematiker. Bergsteiger und Kletterer seit über 20 Jahren. Die bergsteigerische Laufbahn begann in der Sächsischen Schweiz und an den Felswänden im Harz. Es folgten zahlreiche Bergfahrten in die Karpaten (Rumänien), in die Hohe Tatra (Slowakei), in das Fan-Gebirge und in den Pamir (Tadschikistan und Kirgisien), später auch in die Alpen.

**Oliver Schopf**, Grafiker und Karikaturist, lebt in Wien, bekannt durch seine Arbeit für den *Standard*.

**Pit Schubert**, geb. 1935, Dipl.-Ing., Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und Unfällen. Zuvor Projektingenieur in einem Luft- und Raumfahrtkonzern. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Veröffentlichungen und Bücher.

**Friedrich Smola**, Jahrgang 1928, ab dem elften Lebensjahr in den Bergen. Seit der Pensionierung 1989 bis zu 120 Bergtouren im Jahr (Klettertouren bis zum vierten Grad als Führender — leichtere Eistouren — Schitouren in der Steiermark, in der Silvretta, im Wallis — seit einiger Zeit zum Teil auch mit Führer).

**Michael Thompson** lebt in London. Der Text *Sahibs and Sherpas* erschien zuerst in *Mountain* 68 (1979), später in dem Band *Mirrors in the Cliffs*, Diadem Books London 1983, herausgegeben von Jim Perrin.

**Michael Vogeley**, geb. 1944, selbst. Wirtschaftsberater, Teamtrainer, Expeditionsleiter. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher, Filme. Allroundbergsteiger: Erstbegehungen und -besteigungen, Bergführer, Skilehrer, Wildwasser- und Seekajakfahrer, Höhlenforscher.

**Reinhard Walcher**, geb. 1953 in Wörgl, Maler, Grafiker, Architekt, lebt in Innsbruck und Wörgl.

**Rudolf Weiss**, geb. 1932, Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: „Pädagogische Psychologie“ und „Freizeit- und Ökopädagogik unter besonderer Berücksichtigung des Alpinismus“. Langjähriger Ausbildungsleiter für Tourenskilauf am Sportinstitut der Universität Innsbruck. Mitglied des Kuratoriums für alpine Sicherheit. Seit 50 Jahren Mitglied des OeAV, 20 Jahre im Vorstand einer Sektion tätig,

vorwiegend als Tourenwart.— Verheiratet, drei Kinder, sieben Enkelkinder. Lebt in Innsbruck.— Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter zwei Lehrbücher (*Tourenskilauf — sicher und genußvoll in Pulver und Firn*, *Mit Kindern in die Berge — eine Alpinpädagogik auf entwicklungspsychologischer Grundlage*) und zahlreiche Gebietsführer für den Tourenskilauf (Engadin, Kitzbüheler Alpen, Nationalpark Hohe Tauern, Stubai, Zillertaler/Tuxer, Öztaler Alpen und Ortlergruppe, Wochenendtouren in Südtirol sowie in Nord- und Osttirol und in Salzburg, Dolomiten, Prättigau und Landschaft Davos), Wanderführer (Unterengadin, Oberengadin, Prättigau und Landschaft Davos), ferner ein *Alpines Wörterbuch in vier Sprachen*.

**Jörg Wilz**, geboren 1963 in Heidelberg. Diplom-Betriebswirt und staatlich geprüfter Berg- und Schiführer. Begeisterter Sportkletterer (hauptsächlich im Pfälzer Sandstein) und Allround-Bergsteiger (Alpen, Nordamerika und Pakistan). Lebt seit 1995 als freiberuflicher Bergführer in

Boulder, Colorado.

**Dr. Horst Wirth**, geb. 1920, Medizinalrat, lebt in Freiberg/Sachsen, besucht seit vielen Jahren Reservate in Osteuropa. Über dreihundert Publikationen, darunter Naturschutzbücher, unter anderen *Europa pro Natura*, auch in einer englischen Ausgabe. Mitautor in: *Natur als Erlebnis — Die Nationalparke in Mitteleuropa*. Heilpflanzenhefte in der Neuen Brehm-Bücherei: *Der Rote Fingerhut und andere herzwirksame Heilpflanzen* und *Die Tollkirsche und andere medizinisch angewandte Nachtschattengewächse*.

**Heinz Zak**, geb. 1958 in Wörgl, Spitzenkletterer und Fotograf, lebt in Scharnitz/Tirol. Sein spektakuläres *Karwendel*-Buch erschien 1990 bei J. Berg, München. 1995 erschien *Rock Stars. Die weltbesten Freikletterer* im Bergverlag Rother, München.

**Helmuth Zebhauser**, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927, Kulturbeauftragter des Deutschen Alpenvereins.

